





Culturgeschichtliche Novellen.

Gesammelte

Geschichten und Novellen

von

W. H. Riehl.

Zweiter Band.

Culturgeschichtliche Novellen. Neues Novellenbuch.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1879.

Gesammelte Geschichten und Novellen

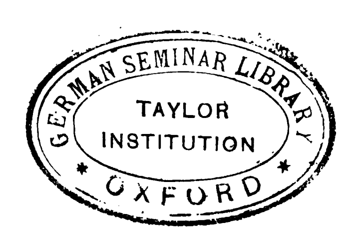
von

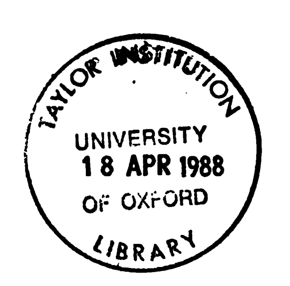
W. H. Riehl.

Zweiter Band.

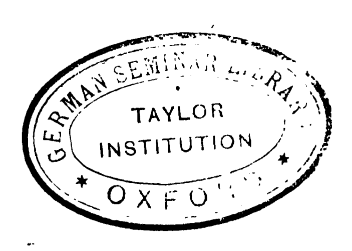
Culturgeschichtliche Novellen. Neues Novellenbuch.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1879.





Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.



Vorwort.

Der Roman folgt dem Fortgange der Geschichtschreibung; Novellistik und Historik einer Epoche erläutern sich gegenseitig. So macht sich jetzt der mächtige Zug zur Culturgeschichte bereits in der Romandichtung bemerkbar. Der populärste Historiker unserer Zeit, Macaulay, dankt wohl die Hälfte seiner Volksbeliebtheit der Kunst, womit er die Gesittungszustände einer Periode in ihrem innern Zusammenhange — unter sich, wie mit der Staatsgeschichte — erfaßt und doch zugleich in ihren bunten Einzelgebilden mit dem Pinsel des Genremalers auszuführen weiß. Darum sagt man etwa vom dritten Kapitel seiner „Geschichte Englands": es liest sich wie ein Roman. Denn dieses Kapitel glänzt eben durch culturgeschichtliche Genremalerei.

Der Novellist mag hier einen Fingerzeig sehen. Unser historisches Gefühl erträgt es nicht mehr, daß man uns große Staats- und Kriegsaktionen im Romane genrehaft ausmalt, daß die Haupthelden der Geschichte, deren Charaktere seit unsern Knabenjahren festgeformt vor unserem Geiste stehen, von dem Romandichter frei umgebildet, oder in ihren Zügen klein ausgearbeitet werden. Der Dramatiker, der sich der

idealeren Form des Verses bedient, den die Bühne zwingt, nicht auszumalen, sondern sein Gebilde breit, in großen Umrissen anzulegen, — der Dramatiker darf uns einen im Aeußeren ungeschichtlichen Wallenstein oder Egmont bieten. Der Novellist dagegen, in der realistischen Prosa schreibend, gibt unserer historischen Bildung eine Ohrfeige, wenn er mit dem Anscheine als erzähle er wirkliche Geschichte, weltbekannte Thatsachen umkehrt, und, nach Bedarf der Composition, große Männer klein zuschneidet und kleine in die Größe zieht.

In der Tragödie begehren wir Wahrheit der historischen Idee; im Roman und der Novelle neben dieser inneren Wahrheit auch noch eine äußere des geschichtlichen Kostüms.

Die alten historischen Romane, welche uns weltgeschichtliche Ereignisse, die sich allenfalls dramatisiren ließen, episch in Prosa erzählen, sind uns darum jetzt trocken und hohl geworden oder unwahr.

Mir dünkt, die Aufgabe der historischen Novellistik liege nach dieser Seite darin, auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Conflikten walten zu lassen. Die Scene ist historisch. Es sind dann aber — kurz gesagt — erfundene Personen, die in den Vordergrund treten, die mit feinem Pinsel ausgemalt werden sollen, — eine erfundene Handlung, die sich episch frei gestalten kann, keine geschichtliche, wenigstens keine weltgeschichtliche. Denn in den Winkeln der Specialgeschichte können wir allerdings noch

Intriguen und Helden aufspüren, die novellistisch bildsam sind, ohne daß wir durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation beleidigen. Weltgeschichtliche Geschicke mögen von Ferne hereinragen, weltgeschichtliche Personen im Hintergrunde über die Bühne des historischen Romanes schreiten. Der Boden aber, worauf sich die erfundene Handlung bewegt, ruhe auf den Pfeilern der Zeitgeschichte; die Luft, worin die erdichteten Personen athmen, sei die Luft ihres Jahrhunderts; die Gedanken davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage.

Dieses nenne ich culturgeschichtliche Novellistik.

Hier läßt sich die innere Wahrheit der historischen Idee und die genrehafte Treue des historischen Kostüms vereinigen; aber auch nur hier. Der Dichter kann ein durchgebildetes Kunstwerk hinstellen, dem das culturgeschichtliche Detail eine handgreifliche Lebensfrische gibt, deren das Drama entbehren muß; ein Kunstwerk, welches nicht blos geschichtliche Zustände schildert, sondern in seinem Kern jenes höchsten sittlichen Inhaltes voll ist, der uns in jeglichem Menschengeschick die Hand des gerechten Gottes erkennen läßt. In solch ächtem culturgeschichtlichen Roman hat die Geschichte keine wächserne Nase und die Poesie behält doch Hand und Fuß. Ich lebe der Ueberzeugung, daß die Zukunft der modernen Epik in dem culturgeschichtlichen Roman gegründet werden muß.

In meinen „culturgeschichtlichen Novellen“

habe ich dieses neue Feld in einer vielleicht neuen Weise urbar zu machen versucht. Ein Culturhistoriker hat diese Novellen geschrieben, dem sie aus seinen liebsten Studien, aus seinen traulichsten Jugenderinnerungen so unter der Hand hervorgewachsen sind: würde sich nun diese Hand zugleich als eine künstlerisch gestaltende erweisen, dann könnte man's ein glückliches Zusammentreffen nennen.

Vielleicht begehrt man Näheres über die Fundgruben, woraus ich das Material der Novellen geschöpft.

In dem „Stadtpfeifer,“ „Ovid bei Hofe“ und „Meister Martin Hildebrand“ sind eine große Menge von Familienüberlieferungen verarbeitet. Nicht was ich in Büchern gelesen, sondern was ich als Knabe im großväterlichen und väterlichen Hause erzählen hörte von der guten alten Zeit, wie sich dieselbe im kleinbürgerlichen Leben eines kleinen Fürstensitzes des vorigen Jahrhunderts abspann, die Hausmährchen meiner Jugend waren es, womit ich diesen Erzählungen individuelle Farbe gab. In solchen mündlichen Ueberlieferungen sind oft die feinsten Züge zur culturgeschichtlichen Charakteristik einer Epoche erhalten und — begraben. Durch die Novelle können sie lebendig bewahrt bleiben; durch das Geschichtsbuch nicht. Denn es sind diese Züge meist so innig mit bestimmten Personen und zufälligen Ereignissen verknüpft, daß der Culturhistoriker, auch wenn er noch so speciell und genrehaft arbeitet, doch nichts damit anfangen kann. Der culturgeschichtliche Novellist dagegen wird in diesen

persönlichen Anekdoten und Charakteristiken oft gerade die leisesten Athemzüge vergangener Geschlechter belauschen und uns ihr geheimstes Seelenleben in einer Wärme und Unmittelbarkeit mitempfinden lassen, bis zu welcher die Darstellungsmittel der Geschichte nicht mehr reichen.

Das historische Genrebild „Gräfin Ursula“ gründet sich im Thatsächlichen auf die Mittheilungen, wie sie C. F. Keller aus neu eröffneten archivalischen Quellen in seinem Buche über den dreißigjährigen Krieg in Nassau (Gotha 1854) gegeben. Dieser werthvollen, für den Culturhistoriker äußerst ausgiebigen Schrift verdanke ich auch den Stoff oder Anregung zu manchem Detail in den „Werken der Barmherzigkeit.“

Die Novelle „Amphion“ (die lediglich wie die leichten „Vorspielscherze“ unserer modernen Dramatiker angesehen sein will) beruht auf einer historischen Anekdote, die unter dem Artikel „Ernst Gottlob Baron“ in jedem Tonkünstlerlexicon zu lesen ist. Baron's Schriften, unvergängliche Denkmale der aufgeblasenen Pedanterie der Zopfzeit, gaben die Züge zu seiner persönlichen Charakteristik. Für die mit der musikalischen Specialgeschichte minder Vertrauten bemerke ich nur, daß die ästhetischen Grillen, Bizarrerien und Ungeheuerlichkeiten, wie ich sie hier gezeichnet, keineswegs Karrikatur sind. In den Tagen Händel's und Bach's ist die Modemusik und das Virtuosenthum wirklich bis zu dieser Stufe künstlerischen Wahnwitzes

aufgestiegen, ja ich habe eher gemildert als karrikirt. Uebrigens verwahre ich mich feierlich gegen die Unterstellung, daß „Amphion" eine Tendenznovelle sei, und als habe ich etwa in dem Virtuosen Baronius eine Satyre auf Franz Liszt und in dem mit symbolischer Musik gedankenmalenden Componisten Baronius eine Satyre auf Richard Wagner schreiben wollen. Nur die Zöpfe des achtzehnten, nicht des neunzehnten Jahrhunderts habe ich gezeichnet.

Zu der kleinen Erzählung „Im Jahr des Herrn" wurde ich durch die Fulder Annalen angeregt. Wenn man das bald strohdürre, bald alttestamentlich schwülstige Mönchslatein unserer alten Annalisten liest, dann fühlt man sich doch manchmal seltsam bewegt, durch einen frischen Hauch aus dem deutschen Urwald, der plötzlich in die schwüle Luft der Klosterzelle hereinweht. Das empfand ich recht lebhaft bei der in den Annalen kannibalisch rohen und dennoch anziehenden Anekdote, die meiner Erzählung zu Grunde liegt. Ich suchte menschlich und sittlich zu gestalten, was der Mönch von Fulda als eine That fast der reinen Bestialität berichtet, und doch auch den Personen jenes Gepräge der Urfrische und Urkraft zu bewahren, das uns selbst in der Wüstenei der späteren karolingischen Zeit noch als das Vermächtniß einer edleren Vergangenheit und als die Verheißung einer besseren Zukunft erquickt.

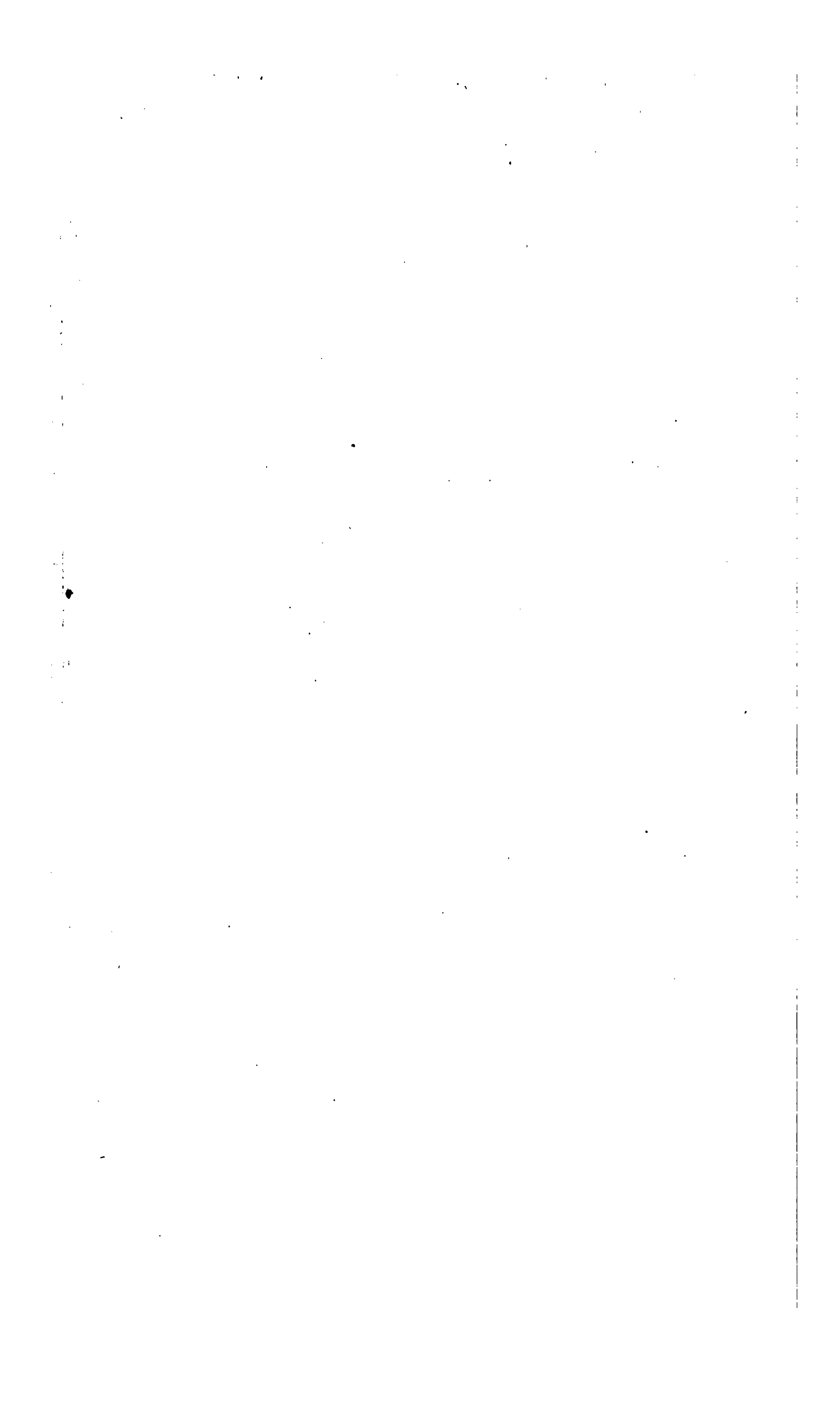
München, am 18. März 1856.

W. H. R.

Inhalt.

Culturgeschichtliche Novellen.

Neues Novellenbuch.



Der Stadtpfeifer.

(1847.)

Erstes Kapitel.

Das war eine angstvolle Hochzeit! — Als der Weilburger Stadtpfeifer Kullmann mit seiner Braut vor den Altar trat, dröhnten dumpfe Kanonenschläge aus der Ferne herüber. Die Gemeinde war ohnehin diesmal klein beisammen, und wie nun gar die unheimlichen Töne den Leuten durch Mark und Bein schütterten, schlich Einer nach dem Andern sacht davon, und da der Pfarrer aus der Sakristei schritt, stand nur noch das Brautpaar mit den nächsten Angehörigen, dem Küster und einigen Hochzeitgästen, in dem Chor der Dorfkirche.

Der siebenjährige Krieg hatte seine Verwüstung auch in die westlichen Gaue Deutschlands getragen; die Franzosen unter dem Herzoge von Broglio hielten das Lahnthal und den Westerwald besetzt und suchten durch Niederhessen nach Hannover vorzudringen. Sie setzten eben dem Bergschloß Dillenburg heftig zu, und die wechselsweise Herausforderung und Antwort der Geschütze war es, was in den Wölbungen der Kirche des benachbarten Ebersbach dem Hochzeitzug so schaurig in die Ohren klang.

Den Stadtpfeifer überlief es kalt; er zitterte nicht, er war auch nicht muthlos, aber er hörte auch nicht die Worte des Pfarrers. So schneidend war es ihm noch nicht in die Seele eingegangen, welch große Verantwortung er auf sich nehme durch die Verheirathung in so ungewissen Tagen, als jetzt, wo die Kanonen ihm zum Altare läuteten. Die Braut an seiner Seite hatte nicht geweint; die rothen Wangen des Bauernmädchens waren blaß geworden, aber sie stand fest

und heftete den Blick voll Zuversicht unverwandt auf den Geistlichen.

„Ihr werdet's vielleicht Kindern und Enkeln noch erzählen," sprach der Pfarrer, „daß der 14. Juli 1760, ein Tag der Angst, euer Hochzeittag war. Da, werdet Ihr sagen, war kein lustiger Tanz, kein fröhliches Schmausen, die Franzosen spielten zur Hochzeit auf im tiefsten Baß, und den Spielleuten selber brachte es wohl gar den Tod. Aber Heil Euch, wenn Ihr dann hinzufüget: In Sorgen begannen wir den Ehestand, darum ist es nachgehends so hell und fröhlich geworden in unserm Hause. Zuerst erkannten wir die schweren Pflichten des eigenen Herdes, dann schmeckten wir dessen stille Süßigkeit. Stehet fest! Kummer und Trübsal sind groß, aber ein treues Weib macht uns eitel Freude daraus."

Der Stadtpfeifer hatte aufgehorcht bei diesen Worten. Er war ernst von Aussehen und doch eine leicht gefugte Seele, bei der es gar flink von einer Tonart in die andere überging. Wer von der Musik leben muß, der wird das rasche Moduliren gewohnt. So verließ ihn auch bei dieser Ansprache plötzlich das qualvolle Zagen. Er blickte auf seine Christine, wie sie so muthig dastand, und eine helle Freude durchleuchtete sein Gemüth; und weil just die Kanonen doppelt stark brummten, war es ihm als sei er ein Fürst, und als donnerten da draußen die Jubelsalven, weil der Priester Christinens Hand in die seine lege.

Als der Hochzeitzug die Kirche verließ, schwirrte und summte schon das ganze Dorf, wie ein gestörter Bienenstand. Ganz Ebersbach war vor Schreck toll geworden. Es waren Frohnhäuser Fuhrleute gekommen, die erzählten, heute noch müsse das Dillenburger Schloß fallen; morgen stünden die Franzosen in Ebersbach; denn auch General Chabot rückte jetzt von Siegen und Graf Guerchy von Hachenburg gegen die Dill herab, — da werde es Einquartierung geben, Erpressung, Plünderung, — wenn man so einem verfluchten Franzosen nicht die Perücke mit Goldstaub pudere, die Stiefel

mit Mandelöl schmiere und das Gewissen mit Kronthalern, dann schlage er das ganze Haus zusammen.

Auf diese Botschaft hin gingen die wenigen Hochzeitgäste durch, ohne Abschied, als wären sie nicht bloß Nassau-Oranier, sondern wirkliche ganze Holländer gewesen. Und wenn sie sich nun auch gewaltsam zum Schmause niedergelassen hätten! Die Stühle würden mit ihnen davon gelaufen sein, so wirbelte die Angst in den armen Teufeln.

Im Hause der Braut, einem stattlichen Bauernhause, stand ein langer Tisch gedeckt, der des Morgens, als die Gäste warmes Bier — die Brautsuppe — vor dem Kirchgange genossen hatten, noch dicht besetzt gewesen war. Jetzt fand sich Niemand an der Tafel ein, als das Paar und der Vater der Braut, und wer sonst zur Verwandtschaft gehörte. Selbst der Pfarrer blieb zu Hause und der Küster kam nur, um sich seinen Braten und Kuchen und sein Geldgeschenk heimzutragen, bevor sich die Franzosen an den gedeckten Tisch setzten.

Der alte Hans Schneider, der Vater der Braut, ließ sich nicht merken, wie viel Unheimliches ihm eine solche Hochzeit vorbedeute. Er war der Mann, der allezeit das rechte Wort zu reden wußte. „Herr Sohn," sagte er, „wir sind selb fünfe. So mager ist noch kein Hochzeittisch in unserer ganzen Freundschaft besetzt gewesen. Aber lasse Er sich das ungegessene Traktament nicht allzu schwer im Magen liegen. Es ist besser, man geht im Regen aus und läuft in die Sonne hinein als umgekehrt. Der Einstand in die Ehe soll Euch Beiden eine göttliche Prüfung sein. Auf Christine vertraue ich, und auf Ihn auch, Heinrich. Er ist wohlbestellter Stadtpfeifer zu Weilburg und bläst den Bürgern Morgens, Abends und zu Mittag ein geistlich Lied, daß sie wissen, was an der Zeit ist und an unsern Herrgott gedenken mögen; Er ist mein lieber Sohn, ich vertraue Ihm, aber, nichts für ungut — ich denk' und rede eben wie der alte Hans Schneider von Ebersbach — Er ist doch immer ein Musikant. Wäre die Christine nicht so stark in der Wirthschaft, dann ging's wohl

kurios mit Euerm Hauswesen. Seine Bekanntschaft mit meinem einzigen Kinde war mir anfangs ein Kummer, doch ich habe gesehen, daß Er ein stiller, braver Mann ist und habe am Ende nicht ungern Ja gesagt; aber — halt' Er sich tapfer, Herr Sohn! Es sind Kriegszeiten! Ich drück' ihm die Hand als Sein Vater. Bleib Er ein Stadtpfeifer und werde Er — wie soll ich's nennen? — Keiner von denen, die obenhinaus wollen, kein Geiger, kein Notenfresser, oder wie man die vornehmen musikalischen Lumpen sonst heißt. Wer Morgens, Mittags und Abends der Stadt den Choral bläst, der ist doch gleichsam ein Stück von einem Pfarrer, und wenn Ihr zum Tanze aufspielt, so ist das wenigstens eine Musik, davon man weiß, zu was sie nütze ist."

Christine schob sich, etwas besorgt, zwischen die Beiden und sprach: „Vater, wir wollen schon tüchtig zusammenhalten."

„Weg mit dir!" rief der Alte, der nun erst recht aufgeräumt wurde. „Hier braucht's keine Mittelsperson. Mein Schwiegersohn weiß schon, wie's gemeint ist, wenn ich ihm sage, er solle auf die Stadtpfeiferei leben und sterben, so gleichsam als ein Bauer unter den Musikanten und unter dem ganzen Bürgersvolk. Der Stadtpfeifer soll leben! hoch — auf seinem Thurm, und die Frau Stadtpfeiferin mit ihm!"

Als der Alte die Gesundheit ausbrachte, hatte sich ein vierschrötiger Mann im blauen Kittel an die Thüre postirt und schaute sich verwundert das Quintett unserer Hochzeitgesellschaft an. Es war der von den Brautleuten längst erwartete Fuhrmann Philipp Ketter von Weilburg; sein Wagen war bereits unten im Hofe eingestellt, groß genug, um das Ehepaar sammt Christinens Aussteuer aufzunehmen. Ein herzhafter Trunk Wein löste des Fuhrmanns Junge, und er berichtete, daß man die Holzwege nach der Lahn hinüber wohl passiren könne, die Hauptstraße dagegen sei vom Kriegsvolk besetzt. Das war den jungen Eheleuten ein Trost, denn sie gedachten morgen schon nach Weilburg zu fahren. Aus dieser Stadt lautete die Botschaft freilich betrübter. Französische

Husaren, ein übermüthig Volk, waren seit zwei Tagen aus dem Niederlahngau eingerückt. „Sieben Generale," sprach Philipp — und es war schon nicht erst zum siebentenmale, daß er sein Glas füllte — „kommen zur Einquartierung; denn die Franzosen, spricht der Perückenmacher, wollen Weilburg als einen Platz ansehen und gegen den Herzog von Braunschweig vertheidigen; der Hofbäcker dagegen meint, so ein Esel wäre selbst der Franzos nicht, daß er eine Stadt halten wolle, deren Besatzung man von den gegenüberstehenden Felsen mit Steinen todtwerfen könne."

Die Zuhörer sahen sich bedenklich an; aber die Brautleute faßten sich bei der Hand und sprachen: „Wir gehen doch!" Dem Stadtpfeifer zwar wurde es insgeheim etwas schwül. „O weh!" rief er endlich und fuhr sich wild durch die schön gepuderten Haare, „jetzt sind mir alle Kirmessen im Juli verhagelt durch das Kriegsvolk!"

„Das hat keine Noth," beruhigte Philipp, sich selbst mit dem zwölften Glase beruhigend, „die Franzosen tanzen mit; sie sind artige Leute und gar nicht so schwarz, wie sie der Hofbäcker brennt, wenn er im Ritter beim siebenten Schoppen angekommen ist. Seht, vorgestern sind die Franzosen eingerückt. Am selben Tage habert einer ihrer Husaren mit der alten Nickelin und massakrirt sie; — am Abend wird dem Mörder der Prozeß gemacht und gestern Morgen ist er auf der Haide am Windhof füssilirt worden. Was sagt Ihr dazu, Stadtpfeifer? Ich sage, die Franzosen sind prompte Leute."

„Ei, geht zum Teufel, Philipp! Prompter wär' es doch gewesen, wenn der Husar die Nickelin gar nicht massakrirt hätte" — und schlich sich hinaus, damit die Andern seine Verwirrung nicht merkten. Prinz Camille hatte schwerlich geahnt, in welche Verlegenheit er den Weilburger Stadtpfeifer dadurch brächte, daß er seine Truppen lahnaufwärts ziehen ließ. Ja, der Stadtpfeifer war sehr leichtsinnig gewesen! In seiner Tasche trug er zwei große Geldstücke, das waren zwei Kronthaler — im Augenblicke sein ganzes baares Ver-

mögen. Mit dem einen Kronthaler sollte der Ueberzug nach Weilburg bestritten werden; der andere bildete den ganzen Kapitalfonds, womit er die neue Haushaltung begründen wollte. Er gedachte aber gleich in den ersten Tagen auf den Kirmessen ein schönes Stück Geld zu verdienen, und dann wäre es schon weiter gegangen. Jetzt drohten die Franzosen die Rechnung zu verderben. Der Krieg war auch in Weilburg. Wer wird tanzen wollen, wo die französischen Husaren gleich mit Mord und Standrecht Einzug halten? Es ward dem Stadtpfeifer himmelangst, da ihm die nächsten Wochen heiß vor die Seele traten. Und wie stand es gar in den nächsten Monaten, wenn das Ding so fortgehen sollte?

Als Heinrich Kullmann, von solchen Gedanken gequält, vor die Hausthüre trat, kam ein altes Weib auf ihn zu. „Das ist ein Hochzeithaus," sprach sie, „und Ihr tragt den Rosenstrauß im Knopfloch und seid der Bräutigam. Euer Ehrentag ist mein Unglückstag!"

„Was ist Euch begegnet, Mayerin?" fragte der Stadtpfeifer, der das Weib wohl kannte, das in einem kleinen, einsamen Häuschen an der Dillenburger Straße wohnte.

„Ich bin eine Bettelfrau geworden über Nacht," antwortete sie schluchzend. „Die Franzosen haben mir Alles genommen, die Kühe weggetrieben, das Haus niedergebrannt, ja selbst die Aepfelbäume, die doch unser Herrgott so schön wachsen ließ, haben sie zusammengehauen. Des Teufels Barbiere sind diese Heiden, denn ein Elsäßer, der mir die köstlichsten Würste gestohlen, sagte mir in seinem Hundedeutsch, die ganze Straße müsse rasirt werden wegen der Festung, ich solle mich trösten, das sei Kriegskunst, und dabei biß er in eine Wurst, daß mir vom bloßen Zusehen das Wasser in die Zähne und in die Augen trat."

Dies aber erzählte die Frau unter so kläglichem Gewimmer, daß der Stadtpfeifer am Schluß in die Tasche griff, und gab ihr den einen Kronthaler — der war bestimmt gewesen, die Haushaltung anzufangen —; dann wandte er sich

rasch um und ging wieder hinauf zum Hochzeittische und ward nun so lustig, als habe er tausend Kronthaler gewonnen.

Am andern Tage gab es kurzen Abschied zwischen Eltern und Kindern, wie das Bauernart ist. Aber ernst und tiefempfunden war das Lebewohl dennoch; denn Jedes gedachte der ungewissen Zukunft und der Noth des Augenblicks. Allein sie war hüben so groß wie drüben, und der Stadtpfeifer mußte zurück auf seinen Thurm. Philipp Ketter hatte schon dreimal zum Aufbruch gemahnt, schon dreimal den Valettrunk gethan, da bestieg das junge Ehepaar endlich seinen Leiterwagen.

Es war kein lustiger Reisetag. Ein durchdringender Sommerregen rauschte in Strömen herab. Selbst der dichtbelaubte Buchenwald konnte keinen rechten Schutz mehr geben; die Pfade waren schlüpfrig, und die zahlreichen Bergwasser wuchsen zusehends, jede Rinne füllte sich zu einem neuen Bach. Darum war es kein Wunder, daß Philipp Pferd und Wagen auf den holprigen Holzwegen kaum vorwärts bringen mochte. Er hatte sich aber auch wider den Regen so tief in eine wollene Decke gewickelt, daß der Schimmel so ziemlich seinen eigenen Gedanken nachgehen konnte, und nur wenn der Wagen wider einen Stein oder eine Wurzel stieß, als ob alle Räder brechen müßten, rief der Fuhrmann dem Pferde hintendrein eine Vermahnung zu; den Kopf ließ er aber doch unter der Decke.

Ueber den hinteren Theil des Wagens war ein Linnentuch gespannt, darunter saßen die jungen Eheleute. Es war gar nicht unbehaglich, sich in der Ecke unter der Leinwand aufs Stroh zu kauern und der Musik des ringsum durch die Blätter niederrauschenden Regens zu lauschen, während selten ein Tröpfchen durch das Tuch hereindrang.

Da pflogen die Leutchen nun das traulichste Gespräch, woben goldene Träume, wie's für eine Hochzeitreise sich schickt und wenn sie auch in Philipp Ketters Leiterwagen gemacht wird. Der arme Stadtpfeifer ließ die Erinnerung seliger Vergangenheit, die Hoffnung seliger Zukunft an seinem Ohre vor-



überrauschen wie ein Kind; es war ja noch süßere Musik darin, als in dem draußen niederrauschenden Sommerregen, und nur selten führte ein Dämon seine Hand nach der Hosentasche, daß es ihn durchzuckte, wenn er auf einen Augenblick des einzigen Kronthalers gedachte. Aber schon in der nächsten Minute war er wieder unermeßlich reich. Ja, der Stadtpfeifer war ein Kind, eines von den Kindern, von denen geschrieben steht, daß wir nicht ins Himmelreich kommen sollen, wenn wir nicht werden wie ihrer Eines.

So verging die Zeit der langen Fahrt und Keines wußte wie? der Fuhrmann, weil er schlief, die Liebenden, weil sie träumten. Da schreckte das Gesicht Philipp Ketters, das grinsend zum Leinwanddache hereinschaute, auf einmal den Stadtpfeifer und seine Frau aus dem anmuthigsten Gespräche. „Schauet rechts die Lichtung hinauf; da kommt eine ganze Rotte Franzosen!“ Und als ob das gar nichts zu bedeuten habe, kroch er rasch wieder unter seine Wollendecke und ließ den Wagen schnurstracks den Franzosen entgegengehen. Der Stadtpfeifer lupfte die Leinwand und starrte hinaus nach der drohenden Gefahr. Allein ob auch in seinen Zügen bewegte Gedanken zuckten, sprach er doch kein Wort, gleich als wenn er sammt dem Philipp verhext wäre.

Christine sah den Beiden eine Weile zu; dann machte sie sich hervor, riß dem Holzklotz, dem Philipp, Zügel und Peitsche aus der Hand und trieb den Gaul seitab in den Wald hinein. Und wie der Wagen auch drohend rechts und links schwankte auf dem ungleichen Boden, Christine brachte ihn durch in's Dickicht und hielt dann still.

Die Soldaten mochten den Wagen noch nicht erblickt haben, oder es gelüstete sie nicht, das unansehnliche Fuhrwerk bei dem Unwetter, von den ohnedies trügerischen Pfaden abweichend, in den dicken Wald zu verfolgen.

Die drei Leute von unserer Hochzeitfahrt harrten lautlos einen ängstlichen Augenblick: jetzt waren die Franzosen vorbeigezogen.

„Was ist dir angekommen, Heinrich," rief nun Christine, tief aufathmend, „daß du so starr und stumm in die Luft geschaut, und hast den Tolpatsch, den Philipp nicht zurückgehalten, der mitten unter das Soldatenvolk fahren wollte?"

„Unser Gespräch von vorher klang noch fort in meinem Geiste. Sieh, Christine, wenn ich einmal ein Thema fest gepackt habe, dann muß es durch alle Formen des Contrapunktes durchgearbeitet werden. Was kümmert mich ein Kriegsmarsch, wenn ich mitten in einem zärtlichen Menuett bin? Ich war bei dir, bei unserer künftigen Glückseligkeit hoch oben im Pfeiferstübchen auf dem Schloßthurm von Weilburg — wie konnte ich zugleich hier bei den Franzosen sein."

„Da sieht man schon, wer künftig das Regiment in der Pfeiferstube führen wird," brummte der Fuhrmann vor sich hin und kroch in seine Decke zurück.

Der Stadtpfeifer aber gestand nachgehends, er hätte es, da seine Frau so muthig die Zügel faßte, eine Weile gar nicht ungern gesehen, wenn die Franzosen ihnen nachgelaufen wären, und sie ein bischen geplündert hätten: denn wenn er gar keinen Kronthaler mehr gehabt, dann wäre er doch außer Verlegenheit gewesen, wegen des einzigen Kronthalers, mit dem er seine neue Haushaltung begründen wollte.

Unsere Reisenden hatten durch große Umwege den Belagerungskreis von Dillenburg vermieden, so geschah es, daß sie erst am späten Nachmittage in Beilstein den ersten Halt machen konnten. Jetzt ein Dorf, war Beilstein zu selbiger Zeit noch ein Städtchen; das gräfliche Schloß mit den stolzen Strebepfeilern an den hohen Mauern drohte freilich schon den Verfall und war nur noch von einem Amtmanne bewohnt. Im Schloßgarten trieben die verschnittenen Hainbuchen und Linden bereits wilde Sprossen über die geraden Linien der alten Gartenkunst hinaus, da seit Jahren keine Scheere mehr über sie gekommen. Das Städtchen liegt tief im Thalgrund, und die Höhen ringsum sind ödes Haideland, mit Basaltblöcken übersäet, zwischen denen niederes Gebüsch verstreut ist — eine rechte

Westerwälder Landschaft. Und heute hatte der Regenhimmel noch seinen grauen Ton darüber gebreitet, daß der öde Grund wie gemacht war für die Scene, die sich jetzt auf demselben entwickeln sollte.

„Schau!“ rief der Stadtpfeifer seinem Weibe zu, indem er an das Fenster des Wirthshauses trat, wo sie eben eingestellt. „Dort kommen unsere Leute den Berg herabmarschirt!“

Und in der That sah man die Dillenburger Besatzung langsam in das Thal einrücken. Es waren etwa noch dreihundert Mann. Die Gemeinen hatten kein Gewehr, nur ihre Tornister hatte man ihnen gelassen; die Officiere dagegen durften noch den Degen tragen; zwei bedeckte Wagen hatten die Sieger den Capitulirenden gleichfalls mitzunehmen gestattet, und diese kargen kriegerischen Ehren waren Alles, was die tapfere Mannschaft durch vierzehntägige heiße Gegenwehr sich erringen konnte. Das ungünstig gelegene Bergschloß war nicht länger mehr gegen die gut gestellten Kanonen des Ingenieur-Obersten Filey zu halten gewesen; gestern Abend war es mit Capitulation übergegangen. Neben der Linde, darunter einst Wilhelm der Verschwiegene, der große Oranier, über die Befreiung der Niederlande Raths gepflogen, war jetzt die Fahne mit den Lilien aufgepflanzt. Der Oberst von Dörings, ein mannhafter hannoverscher Cavalier, der die Vertheidigung geleitet, durfte mit dem Reste der Besatzung zu dem verbündeten Heere ziehen. So erzählte der Wirth, den die Soldaten auch an's Fenster gelockt hatten.

„Das ist des Kriegs Lauf und der Welt Lauf!“ sprach der Stadtpfeifer. „Die braven Kerle haben gethan, was menschenmöglich war, und am Ende mußten sie doch die Schlüssel zu ihres Herren Haus dem Feinde übergeben und ohne Gewehr abziehen! So geht es uns Allen, auch wenn wir keine Soldaten sind.“

„Ganz gewiß!“ fiel Christine ein. „Aber sind jene Bursche brav, dann wird auch jeder sein Gewehr schon wieder finden und nachher noch einmal so tapfer streiten. Wenn's hart an

uns geht, Heinrich, und wir meinen, es wäre gar vorbei, dann sind wir allemal erst recht stark. So ist mir's immer im Sinn gewesen. Als ich noch ein klein Ding war, da wollt' ich selten vor die Thür bei'm schönen Wetter. Wann aber ein großer Wind kam und Regen, Schnee oder Schlossen, dann lief ich draußen herum und hatte meine Freude, mich peitschen und zausen zu lassen. Je wüthender es windete, je fester pflanzte ich mich in den Boden hinein. Und wenn mich dann der Vater schalt und zornig fragte, was ich bei dem Gestürm draußen zu suchen habe, konnt' ich ihm nichts Anderes antworten, als daß es doch gar so schön sei, mit Wind und Wetter zu streiten. Seht, die Soldaten da drüben gehen jetzt auch in Wind und Wetter; sie werden schon wieder ins Trockene kommen."

„Man merkt's, Frau Stadtpfeiferin, daß Ihr erst vierundzwanzig Stunden verheirathet seid," sprach der Wirth lächelnd. „Wenn Ihr über Jahr und Tag wieder kommt, dann wollen wir weiter reden von der Lust an Sturm und Regen. Vielleicht zieht Ihr dann doch ein wenig Sonnenschein vor."

Zweites Kapitel.

Das junge Paar hauste nun auf dem Schloßthurme zu Weilburg. In sinkender Nacht waren sie angekommen. Da hatte der Stadtpfeifer, als er von weitem das Lahnwehr der Weilburger Brückenmühle rauschen hörte, nicht länger an sich halten können: er mußte sein Gewissen entlasten und der Frau bekennen, daß er nur noch einen Kronthaler im Vermögen habe, daß dieser Einzige aber auch bereits zur Deckung der Ueberzugskosten in Ausgabe geschrieben sei. Die Frau erschrak wohl anfangs; allein die letzten Stunden waren so traulich gewesen unter dem Linnendach des Wagens, die Lahn rauschte ihnen so heimlich entgegen, Heinrich hielt ihre

Hand fest in der seinigen: — die Liebe überwindet Alles, sie überwand auch diesen einzigen Kronthaler, und heiter, versöhnt mit sich und seinem Geschick stieg das Paar zuletzt Arm in Arm die hohe Wendeltreppe zum Thurme hinauf, indeß Philipp Ketter die schwere Heirathskiste mit der Aussteuer Christinens keuchend hinter drein trug. Als er die Kiste oben abgesetzt, nahm er den einzigen Kronthaler in Empfang, und der Stadtpfeifer war ordentlich froh, daß er das Geldstück los war, welches ihm so viel Noth gemacht.

Frau Christine waltete als die klügste Hauswirthin. Sie verkaufte sofort einige überflüssige Stücke ihrer Aussteuer, um baar Geld zu bekommen, und das durchtriebene Bauernkind wußte dabei die Sache recht heimlich abzumachen, daß nicht gleich ein Stadtklatsch daraus wurde. Der Mann hatte inzwischen auch unverdientes Glück mit den Kirmessen; es ward getanzt trotz den Franzosen und mit den Franzosen. Saure Tage waren es freilich für Heinrich: er mußte oft mehrere Stunden Wegs weit zum Tanzplatz laufen, Nacht um Nacht blasen bis in den grauenden Morgen; aber dann brachte er doch Geld nach Hause, daß er sich auf die Qual dieser Nächte freute, wie die Schulkinder auf einen Feiertag.

So ging es für den Anfang ganz leidlich. Allein Frau Christine wollte auch einen Nothpfennig gewinnen auf den Winter, und Dauer dem guten Glück. Die Einrichtung der Pfeiferstube, wie sie der Stadtpfeifer von den Eltern ererbt, war gediegen und gut, ja reichlich für kleine Bürgersleute. Wo nun etwas von den schönen Tischen, Stühlen und Schränken gut anzubringen war, da verkaufte es die Frau — die Kriegsnöthe entschuldigten das jetzt, freilich drückten sie auch die Preise — und schaffte recht billigen Bauernhausrath dafür an. So kam es denn bald, daß die Finanzen des Stadtpfeifers sich besserten, aber in der sonst so niedlichen Pfeiferstube sah es um so schlechter aus. Die dreibeinigen Stühle aus Eichenholz waren so grob gehobelt, wie die Westerwälder Bauern, denen Christine sie abgekauft. Der Tisch stand aus

Sympathie gleichfalls nur auf drei Füßen, der vierte war durch einen untergeschobenen Ziegelstein ergänzt, an die Haushaltung von Philemon und Baucis erinnernd. Die Schränke aber vollends waren so alt und wurmstichig, daß der Stadtpfeifer zu behaupten pflegte, sie rührten noch aus der Mobiliarversteigerung von Adams und Eva's Nachlaß her.

Aber die Eheleute waren glücklich, wenn sie am Abend einander gegenüber auf den dreibeinigen Stühlen an dem dreibeinigen Tische saßen; — und was braucht es mehr!

Das ging so bis in den September. Da kam der kühle Herbstwind und strich auch dem Stadtpfeifer gar kühl über die Stirne, denn sein Glück schien plötzlich nur ein Zugvogel zu sein, der sich zum Wegziehen anschicke mit den Störchen und Schwalben. Die Kirmessen hörten auf, die Soldatenlast ward drückender, Niemand traute dem Landfrieden mehr, auch die Reichsten kündigten ihre Musikstunden, die dem Pfeifer bis dahin ausgeholfen, nirgends konnte seine Frau einen Nebenverdienst finden, und die Stadtpfeiferei warf nur zwanzig Gulden jährlich ab nebst dem freien Quartier, hundertundzwanzig Fuß über dem Straßenpflaster. Da mußte Christine bald den Nothpfennig anbrechen und er ward immer kleiner und kleiner.

In den ersten Monaten hatte sie, dem Herkommen des väterlichen Hauses getreu, an jedem Sonntag einen Kuchen gebacken. Denn in Ebersbach, wo man freilich auf Mehl und Milch und Butter nicht zu sehen brauchte, würde eine Sonntagsfeier ohne Kuchen angesehen worden sein, wie wenn man neben die Kirche gegangen wäre, oder die Werktagskleider anbehalten hätte, statt festtäglichen Putzes. Der Kuchen gehörte so nöthig zu einem gerechten Sonntag, wie Glockengeläute, Orgelspiel und Chorgesang. Anfangs machte nun das Bauernkind in der Pfeiferstube nach gewohnter Weise einen Sonntagskuchen, mächtig groß, in seiner Rundung fast vergleichbar der großen, roth aufglühenden Mondscheibe, wenn sie Abends am Bergsaum aus leichtem Nebel hervortritt. Dann

spürte Christine allmählig den Unterschied zwischen Dorf und Stadt, und der Sonntagskuchen ward beträchtlich kleiner, etwa wie derselbe rothe Mond, wenn er nachgehends als goldene Kugel im dunstfreien Mitternachtshimmel schwimmt. Anfangs September wurde der Kuchen so klein, wie wenn man des Mondes schmales erstes Viertel zu einem Kreise zusammengelegt hätte, und als die Aequinoctialstürme den Thurm umbrausten, da stand es mit dem Sonntagskuchen wie mit dem Neumond; er war nun ganz unsichtbar geworden.

In dieser Zeit geschah es, daß der Stadtpfeifer eines Abends vor dem Notenpulte saß und strich die Saiten seiner Geige übend auf und ab, immer die gleiche Figur dergestalt, daß es der armen Christine, die das Spinnrad drehte, fast schwindelig wurde. Das Stübchen lag gar luftig, die vier Fenster nach den vier Winden, und der heulende Sturmwind verband sich mit dem Geigen und dem Spinnrad zu einem verzweifelt melancholischen Concert. Die Scheiben klirrten, ein Schwarm Raben flatterte krächzend um den hohen Thurm, das Lahnwehr tief unten erbraus'te wild. Der Geiger spielte, als gälte es wettzukämpfen mit alle diesem Getöse, aber alle Wuth des Eifers ließ es ihm nicht glücken, einen einzigen Lauf rein und flink herauszubringen.

Und so war's alle Tage. Eine Ausdauer hatte Heinrich Kullmann sonder Gleichen und auch ein gutes Verständniß der Sache; aber so sehr er das Beste zu beurtheilen, so rein er es zu genießen wußte, vermochte er es doch niemals selber hervorzubringen.

Endlich warf er die Geige weg. „Ich bin zu nichts gut," rief er unmuthig, „als den Morgen und Abend mit einem Choral anzublasen. Ein kunstreicher Spielmann werde ich im Leben nicht. O Weib, das thut weh zu fühlen, wie man alles geigen soll, daß die Leute ausrufen müßten: Seht der Weilburger Stadtpfeifer ist ein anderer Corelli! Das thut weh, jede Passage gar wunderschön im Kopf zu haben und zu wissen, bis sie in die Finger kommt, wird alles holperig und matt sein!"

Da hielt Christine das Spinnrad ein und sprach: „Laß ab von diesen Sachen, Heinrich. Treibe dein Handwerk ehrlich, daß du uns Brod schaffest, und lasse Dir daran genügen. Dein eitles Begehren bricht Dir den Muth. Die Steine, die man nicht heben kann, muß man liegen lassen. Der Krieg quält uns, die Hantirung stockt und allen Leuten geht das Geld aus. Da braucht es Kraft und Gottvertrauen: zeig' Dir das nicht aus der Seele! Zu was ist Hoffart nütze, wo man das letzte Stückchen Brod im Hause gegessen hat?"

Das Wort fiel wie Feuer auf des Stadtpfeifers Haupt. „Wie? ist vielleicht kein Brod im Hause?" rief er, jäh aufbrausend.

„Wir haben heute Morgen das letzte gegessen. Gott weiß, daß ich Dir keinen Vorwurf machen will, indem ich's sage."

Da nahm der Stadtpfeifer seinen Hut und rief: „Ich will uns Brod holen!" und eilte zur Thüre hinaus.

Der Frau aber ward's bange, und ob sie gleich schon jetzt in den ersten Monaten ihrer Ehe ein gar festes, starkwilliges Weib war, wie sie auch ein unbeugsames Mädchen gewesen, lief sie doch dem Manne nach und bat ihn weinend, er möge dableiben, sie habe ihm ja kein böses Wort geben wollen. Aber der Stadtpfeifer war so jählings die Wendeltreppe des Thurmes hinabgesprungen, daß ihre Bitten ungehört in den engen Mauern verhallten. Da ging sie zurück in die Stube, legte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

Der Stadtpfeifer lief durch die stillen Straßen und wußte selbst nicht zu welchem Ende. Es war gut, daß es bereits dunkel geworden; hätten ihn die Leute so laufen sehen, sie würden gesagt haben, Heinrich Kullmann sei übergeschnappt.

Böse und gute Gedanken stritten sich in seiner Seele. Warum habe ich ein Weib genommen, da ich keines ernähren kann? Ein so braves Weib und doch nicht recht für einen Musikanten! Sie faßt mich nicht. Sie fordert Brod, wenn ich nach dem Bogenstrich Tartini's ringe. Und doch hat sie

recht — muß ich ihr nicht Brod schaffen? Aber ich habe auch recht, denn wenn ich nur einmal den Bogenstrich gefunden, den ich fühle, dann kann sie wieder ihren Sonntagskuchen backen, so groß wie einen Mühlstein. Könnt' ich ihr nur erst Brod bringen!"

Er suchte nochmals in allen Taschen nach etwas verirrter Münze, allein es fand sich nichts.

So lief der Stadtpfeifer bis über die Lahnbrücke. Jetzt war er im Freien vor der Stadt. Es war ganz dunkel geworden. Die Spuckgestalten, womit der Volksglaube die Felsschluchten vor Weilburg bevölkert, tanzten vor den wirren Sinnen des Dahinstürmenden und er stutzte plötzlich und hielt ein, mit Schauern des Spruches gedenkend, daß der Tag den Lebendigen gehöre, die Nacht aber den Todten. Er blickte gegen die Stadt zurück. Der Fluß brauste unheimlich in der schwarzen Tiefe; das alte Schloß lagerte sich über den breiten Felsrücken langgestreckt wie eine riesige Sphynx, die Wache hält an den Thüren der Thalschlucht. Aber hoch über den verlassenen Bau, aus dessen Fenstern heute kein einziges Licht zum Wasser niederglänzte, ragte der Schloßthurm und nahe seiner Spitze leuchtete ein tröstlicher Schimmer: das war die Kammer, wo Christine saß und weinte.

Der Stadtpfeifer blickte starr nach dem einzigen Licht in der Höhe, und es ward ihm in der Seele leid, daß er eben so unfreundlich seines Weibes gedacht. Und indem er so das einzige Licht in der ringsum endlos ausgebreiteten Finsterniß anblickte, fiel ihm ein einfältiger Vers ein, den er manchmal von seiner Mutter hatte singen hören, der hieß:

„Wem nie durch Liebe Leid geschicht,
Dem ward auch Lieb' durch Liebe nicht;
Leid kommt wohl ohne Lieb' allein;
Lieb' kann nicht ohne Leiden sein."

So schritt er denn nach einer Weile langsam zurück über die Brücke, und im Gehen wiederholte er sich wohl zehnmal

immer langsamer und nachdenklicher den Vers, und seine Schritte hielten zuletzt wie von selber ein, daß er in tiefem Sinnen stehen blieb. Sein Blick senkte sich zur Erde. Da sieht er etwas glitzern: — Es ist ein funkelneuer Groschen! Und wie er sich bückt, ihn aufzuheben, sieht er auf einen Schritt voraus noch einen Groschen liegen, und weiterfort noch einen — und so waren es sechse, dicht an einander, alle so neu und glänzend, wie wenn sie eben jetzt aus der Münze kämen.

„Sechs neue Groschen in Einer Reihe," murmelte der Stadtpfeifer leise, tief bewegt, „sechs Groschen — die hat mir unser Herrgott selber hierher gelegt, der mich nicht verlassen will — sechs Groschen kostet der Laib Brod in dieser theuern Zeit!" Und dann war es ihm nach einem Augenblick wieder unfaßbar, wie er zu dem Gelde gekommen; er erschrack vor sich selbst, als habe er's gestohlen; er prüfte fühlend und besichtigend im Schein der erleuchteten Fenster eines Hauses, ob es kein Blendwerk sei: allein es waren und blieben wirkliche sechs neue, blanke Groschen. Es ward ihm aber, daß er hätte weinen mögen wie ein Kind, als er beim Hofbäcker eintrat und die sechs glänzenden Groschen niedergeschlagenen Auges auf den Tisch legte und mit zitternder Hand den Laib Brod dafür hinnahm.

Jetzt lief er noch viel schneller zum Schlosse zurück, als er vorhin nach der Brücke gelaufen war. Er preßte das Brod fest unter den Arm, als könne es ihm unversehens wieder davon fliegen. „Da kann man wohl auch sagen," dachte er bei sich, „der Neunundneunzigste weiß nicht, wie der Hundertste zu seinem Brod kommt."

Aber während er so hinter der Stadtmauer her den Berg hinanstieg, klang plötzlich ein leises Wimmern an sein Ohr. Er blieb stehen; die Töne schienen vom Boden herauf zu kommen.

„Was ist das?" rief er aus. „Heute Abend bin ich im Finden glücklich! Da liegt ein kleines Kind — in ein paar

arme Lumpen gewickelt. Wahrhaftig, Gott hat mir nicht umsonst den Zorn eingegeben, daß ich wie toll in die Nacht hinein laufen mußte!"

Und es kam ihn, wunderbar genug, über diesen zweiten Fund fast eine größere Freude an als über den ersten, da er in den Lichtschimmer des nächsten Fensters trat und ein Papier entzifferte, das bei dem Kinde gelegen; darauf stand geschrieben: „Ein arm elendig Weib bittet den Christenmenschen, der dies findet, daß er sich um Jesu willen des Kindes erbarme. Es ist getauft und heißt mit Namen Johann Friedrich."

Der Stadtpfeifer nahm sein Brod in den einen Arm und das Kind in den andern und schlug den Zipfel seines langen Rockes um den armen Wurm.

„Herr Gott!" rief er, „du sollst mir nicht umsonst die Groschen auf die Straße gelegt haben!" Dieser kurze Ausruf aber war wie ein volles, brünstiges Gebet.

Erst als der Stadtpfeifer mit dem Doppelfund vor seiner Stubenthüre stand, überkam ihn Zagen und Verlegenheit! Doch schon öffnete Frau Christine und begrüßte ihn so zärtlich, als müsse der Gruß allein jede Erinnerung von Streit und Unmuth tilgen.

Der Stadtpfeifer legte das Brod auf den Tisch und das Kind daneben. „Das habe ich unterwegs gefunden, Christine," sagte er trocken, und blickte dabei die Frau so ernsthaft an, daß sie laut lachen mußte und er selber lachte nun mit. Dann setzte er sich und erzählte treuherzig seine Geschichte, und hob im Erzählen das Kind wohl ein Dutzendmal auf, damit es ihn anlächle und er es küsse. Als er von den sechs Groschen erzählte, da ward es auch der Frau ganz fromm zu Muthe; doch als er dann weiter seinen Bericht über den Fund des Kindes beendet, sprach sie: „Du thatest recht, daß du das Würmchen mitgebracht hast; morgen wollen wir zum Schultheißen gehen und ihm den Buben einhändigen."

Den Stadtpfeifer überlief es, wie wenn er mit kaltem Wasser begossen würde. Er erwachte erst jetzt zur klaren Ueber-

legung. Daran hatte er noch gar nicht gedacht, was es heiße, ein Kind aufziehen und versorgen, und daß vor Allem eine Mutter dazu gehöre, die sich mit voller Liebe und Opferung des hülflosen Geschöpfes annehme. Nicht ihm, sondern der Frau kam hier das entscheidende Wort zu. Es hatte ihm so vorgeschwebt, als müsse der Kleine auf immer bei ihm in seiner Pfeiferstube bleiben und dort aufwachsen, so ohne Weiteres, wie ein Blumenstock, den man ans Fenster stellt, zeitweilig begießt und im Uebrigen unserm Herrgott überläßt. Nun fühlte er auf einmal, wie gedankenlos er geträumt.

Er besann sich lange; er kämpfte lange mit sich selber. So viel Kopfbrechens hatte er sich nicht gemacht seit der Stunde, wo er den leichtsinnigen Entschluß faßte, das Bauernmädchen von Ebersbach zu heirathen.

Endlich schien auch hier der Entschluß gefunden. Mit einer Festigkeit, die der Frau ganz neu war, sprach er: „Freilich wollen wir morgen früh zum Schultheißen gehen und ihm das Findelkind anzeigen. Die Gemeinde muß für des Knaben Erziehung Geld steuern, — es wird jetzt nicht viel herausspringen — gute Leute müssen um eine Gabe für das arme Geschöpf angegangen werden; das hat Alles seinen geweisten Weg, der durch des Schultheißen Stube führt, und du kennst ihn besser als ich. Aber so wenig ich diesen Laib Brod wieder zum Bäcker trage, so wenig gebe ich das Kind aus der Hand. Der Schultheiß würde es dem Wenigstfordernden zur Pflege ausbieten; eine Lumpenfamilie würde es ersteigern, um das Kostgeld einzustecken und den Kleinen verkümmern zu lassen.“ Und er fuhr fort mit erhobener Stimme: „nicht umsonst trieb es mich, den Weg hinter der Stadtmauer zu gehen, den man sonst im Dunkeln meidet. Unser Herrgott schenkt nichts weg, nicht einmal sechs Groschen. Christine! dieses Brod wird uns gesegnet sein und das Brod wird im Hause nie mehr ausgehen, wenn wir das Kind, um dessentwillen uns das Brod geschenkt ward, behalten und zu einem frommen und tüchtigen Mann erziehen. Im Unsegen werden

wir das Brod essen, wenn wir das Kind hinweggeben. Anfangs wirst Du die größte Last haben, nachher aber kommt sie an mich; wir wollen ehrlich theilen, was mit diesem Kind ins Haus eingezogen ist, die Sorgen und den Segen. Johann Friedrich, armes Waisenkind — Friedrich sollst du von uns genannt und ein Musikant werden! Und es soll dir besser damit glücken als deinem Pflegevater."

Christine erschrack über die Bestimmtheit Heinrichs und seinen entschiedenen Ton. Er war ein ganz Anderer geworden, seit er das Kind und das Brod auf den Tisch gelegt. Zum Erstenmale empfand sie die Autorität des Ehemannes, davor sie sich beugen müsse. Die Worte von dem Segen, der nur auf Brod und Kind verbunden ruhe, durchbebten ihr abergläubisches Gemüth. So resolut sie sonst gewesen: — gerade hier, wo das Weib zu reden berufen war, fühlte sie sich als das schwache Weib. Sie erhob mancherlei Einwand, unter Thränen sogar, aber sie kam nicht auf gegen die fast religiöse Begeisterung des Mannes. Zu allerletzt verschanzte sie sich hinter die böse Nachrede der Freunde und Nachbarn. Wie werde man es ihnen, die selbst arme Leute, auslegen, daß sie ein Findelkind zu sich genommen, vermuthlich, damit der Stadtpfeifer es mit seinen Projekten und Notenpapierschnitzeln großfüttere?

Heinrich sprach trutzig:

„Ziehn Dir die Leut' ein schiefes Maul,
So sei im Gesichterschneiden auch nicht faul —

sagt Doctor Martin Luther, und ich denke, wir sind beide gut lutherisch."

Dann nahm er das Brod, schnitt es an und setzte den Wasserkrug auf den Tisch. „Jetzt wollen wir schweigen und in Frieden unser Abendbrod essen. Hast du aber erst geschmeckt, Christine, wie köstlich dieses Brod ist, und wie der Hofbäcker nie ein Gleiches gebacken, dann werden dir die Augen aufgehen, daß du Gottes Hand erkennst, die dieses

Kind gerade uns, und uns allein, überantwortet hat, wer weiß zu welchem Ende!"

Drittes Kapitel.

Das Brod ging nicht mehr aus in des Stadtpfeifers Hause. Sie hatten aber auch das Kind behalten. Mit Wasser und Milch — ein damals noch kaum erhörtes Wagniß — ward der Knabe mühselig aufgezogen. Die Hofbäckerin steuerte die Milch dazu. Andere gaben Leinwand und Kleider; auch sonstige milde Spenden mancherlei Art flossen reichlich, so lange die Sache noch neu war; dann versiegte die Barmherzigkeit und nach Jahresfrist blieben die paar Gulden allein übrig, welche die Gemeinde beitrug — der Stadtpfeifer meinte, man könne keinen Hund dafür ordentlich erziehen. Allein Heinrich Kullmann hatte jetzt einen neuen Menschen angelegt. Ein Eifer zu arbeiten, zu erwerben glühte in ihm, daß es Christinen fast bangte. Tartini's Bogenstrich war ganz vergessen, unser Freund war der reine Stadtpfeifer geworden, doch, das merkte Jeder, nur um Gotteswillen, um des Weibes und Kindes willen. Er lief zweimal die Woche vier Stunden Wegs weit nach Wetzlar, um bei den Herren vom Reichskammergericht die Musikstunden wieder zu suchen, die er in Weilburg verloren. Da er sich für diese Tage im Thurmdienst durch seine Gehülfen mußte vertreten lassen, so galt es vorher Dispens beim Schultheißen zu gewinnen. Dieser gab abschlägigen Bescheid. Früher würde der Stadtpfeifer nunmehr beschämt sich in sich selbst verkrochen und keinen weiteren Schritt mehr gewagt haben. Jetzt dagegen ging er mannhaft zum Schultheißen und legte ihm die Sache in so beweglicher Rede vor, daß er mit der Erlaubniß in der Tasche wieder heimgehen konnte. Seit die wirkliche Noth an ihn gekommen, seit er in seinem Hause einmal beinahe kein Brod mehr über Nacht gehabt hatte, war er ein Mann geworden. Und als

ihm wie durch ein Wunder dennoch Brod beschert ward, nahm er mit dem Kinde freiwillig die doppelte Noth auf sich, gleich als wolle er nun ein Mann werden, der für zwei Männer steht.

Das Brod ging nicht mehr aus in seinem Hause, aber schmal blieb es durch Jahr und Tag. Drei leibliche Kinder kamen nachgerade zu dem gefundenen, so daß die kleine Pfeiferstube übervoll ward. Das Herz des Vaters gehörte den eigenen Kindern; das Herz des Künstlers dem gefundenen; Johann Friedrich war noch keine vierzehn Jahre alt und konnte noch keine große Geige bewältigen, da sagte der Stadtpfeifer schon: „hinter der Stadtmauer habe ich den großen Musiker von der Gasse aufgelesen, den ich in mir selber immer vergebens gesucht.“

So ging es durch achtzehn Jahre voll Plage und Noth. Die kleinen Leute verstanden aber damals noch gar trefflich die Kunst, elend und zugleich glücklich zu sein. Heinrich Kullmann kam nicht vorwärts, aber er blieb doch immer als Stadtpfeifer sitzen; er wurde oft nicht satt, aber er verhungerte auch nicht, und wenn er nur seinen ledernen Hosengürtel um zwei Löcher fester schnallte, so spürte er keinen Hunger mehr auch bei halb leerem Magen. Weil in den Kriegszeiten Jeder zurückging, so brauchte sich Keiner zu schämen, wenn er verdarb. Der Stadtpfeifer machte etwa alle drei Jahre den Versuch flügge zu werden, fiel aber immer wieder in das alte Nest auf dem Schloßthurm zurück. Das nahm er hin, als hätte es nicht anders kommen können, und blieb so gutmüthig, treuherzig und unpraktisch wie immer; aber er blieb jetzt auch ein Mann. Ward Christine zuweilen ungeduldig, dann sprach er: „Gottes Segen ist ja doch mit dem Kind und dem Brod über uns gekommen, vielleicht nicht ganz so reich, als wir's wünschten: — das Pferd, das den Hafer verdient, kriegt ihn nicht; aber sei versichert, um des Kindes willen wird uns für jene Welt der hier entgangene Hafer gut geschrieben — mit Zinsen.“

Es war Friede geworden in Deutschland; nur fern im Westen jenseit des Oceans zog ein schweres Gewitter auf. Doch so weit sah man nicht vom Schloßthurm zu Weilburg.

Kirchweih war immer ein großes Fest in dieser guten Stadt, und solenniter sollte sie auch im Jahre 1778 begangen werden. Der fürstliche Hof saß wieder in seiner alten Residenz, und die patriarchalischen kleinen Fürsten ließen in diesen Jahrzehnten den Sonnenschein gemüthlicher Huld wärmer als je auf die Bürger fallen, wie die Sonne am Hochsommerabend oft noch einmal ganz besonders warm und gnädig brennt, unmittelbar bevor sie untergehen will. Wenn damals bei der berühmten Weilburger Kirmeß der Hof nicht ebenso gut den Jubel mitmachte wie der Bürger und Bauer, dann hätte man es gar keine ganze Kirmeß genannt.

Des Morgens zogen die Bürger aus nach dem Schießhause, mit ihnen der Fürst, dem, wie der Vater mit Stolz schon dem Knaben erzählte, als dem ersten Bürger der Stadt das Recht des ersten Schusses zustand. Er that den ersten Schuß, er brachte den ersten Becher aus, er tanzte den ersten Tanz, und so ward er von den Weilburgern auch als der erste Fürst gepriesen.

Der Stadtpfeifer im ziegelrothen Staatsrock hatte dem Zuge, dem Fürsten selber den Marsch geblasen; jetzt spielte er am Schützenstande, nur von einem Hornbläser unterstützt, und Abends sollte der Fürst und hintennach die ganze Bürgerschaft nach seiner Pfeife tanzen. Kirmeß war immer ein stolzer Tag für einen Stadtpfeifer.

Die Bürger traten der Reihe nach vor und Jeder that seinen Schuß. Da legte auch der Stadtpfeifer sein Instrument auf eine Weile weg, und der Hornbläser setzte allein die Musik fort. Heinrich Kullmann war Weilburger Bürger, also hatte er, kraft fürstlicher Gnaden, das Recht eines freien Schusses, und das ließ er sich nicht entgehen. Auf der Mauer vor dem Schießhause saß mit andern Weibern Frau Christine und hielt ihr Jüngstgeborenes auf dem Arme; Friedrich —

im Herbst wurden es achtzehn Jahre, daß man ihn an der Stadtmauer gefunden — saß daneben mit den zwei größeren Geschwistern.

Heinrich Kullmann zielte kurz: jetzt knallt die Büchse. Er hatte mitten in's Schwarze getroffen! Wer hätte solch Bauernglück dem Stadtpfeifer zugetraut, der nur jedes Jahr einmal ein Gewehr in die Hand nahm! Christine fuhr so erschrocken zusammen über ihres Mannes Geschicklichkeit, daß ihr das Kind beinahe vom Arme gefallen wäre.

Wie ward es ihr erst nachgehends zu Muth, als die Festordner vortraten, dem glücklichen Schützen den Ehrentrunk darzubringen, als die Kirmeßjungfrauen ihrem Heinrich einen gewaltigen Blumenstrauß vorsteckten, der von dem mittelsten Knopfloche des Rockes bis zur Nase reichte, und als der Fürst selber dem Glücklichen die Hand schüttelte und ihn der Fürstin und den Prinzessinnen als den Schützenkönig vorstellte! Dann kamen die Scheibenbuben selb viere aufmarschirt und brachten den ersten Preis, nämlich ein Dutzend zinnerne Teller, zwölf Löffel, Messer und Gabeln, Suppennapf, Schüsseln — die Geschirre alle von blankem neuem Zinn — und in das Salzfaß hatte der Fürst einen Dukaten gelegt und die Fürstin einen nassau-weilburgischen Kronthaler 1778er Gepräges. Das Alles überreichte der Schultheiß dem Stadtpfeifer aus den Händen der Scheibenbuben.

Wie verklärte sich das Gesicht des Vielgeprüften, als er den Pokal in die Höhe hob, verstohlen nach seiner Christine und den Kindern hinüber blickte, und dann auf das Wohl des Fürsten und des ganzen fürstlichen Hauses und der guten Stadt Weilburg trank!

Er wollte zurücktreten an seinen Platz und die Hoboe wieder ergreifen, allein die Bürger ließen das nicht zu, sagten, das Horn allein sei ihnen Musik genug, und zogen den Stadtpfeifer zum Zechen in die große Bude. Wie freundlich thaten da angesichts des Fürsten gar Viele, die den armen Stadtpfeifer sonst nicht von Weitem ansahen. Selbst etliche

Cavaliere kamen herbei, stießen mit dem Schützenkönig an und nannten ihn „lieber Kullmann." Es waren dies aber dieselben Leute, die ihm bis dahin niemals gedankt hatten, wenn er sie auf der Straße grüßte; allein der Stadtpfeifer hatte dennoch nicht aufgehört seinen Gruß zu entbieten, eingedenk der Verheißung des Herrn, daß so wir Jemand grüßen, der dessen werth ist, der Friede, den wir ihm gewünscht, auf ihn kommen wird, so er dessen aber unwerth, wird sich unser Friede wieder zu uns wenden.

Allein auch diese frohe Stunde sollte dem Stadtpfeifer nicht unverbittert bleiben. Gerade da er im rechten Rausch der Freude schwelgte, da ihm eben so gar nichts fehlte — denn auch Frau und Kinder saßen neben ihm und thaten sich gütlich — trat der Hoftrompeter hinter seinen Stuhl, ein stattlicher Mann, aber mit einem verwetterten Malefizgesicht, der drehte sich den langen ungarischen Schnurrbart und sprach: „Herr Stadtpfeifer auf ein Wort!" und zog ihn bei Seite.

„Ihr habt eine Eingabe gemacht, daß man Euch gestatten möge, mit uns zur fürstlichen Tafel zu blasen. Ei, Herr Stadtpfeifer, Ihr hättet doch wissen sollen, daß ich und meine Kameraden „„gelernte"" Trompeter sind, Glieder der Trompeterkameradschaft, die ihr Privilegium Anno 1623 von Kaiser Ferdinandus erhalten hat, und daß wir Keinem erlauben dürfen mit uns zu blasen, der nicht durch Brief und Siegel beweist, daß er in die Kameradschaft gehöre. Ihr blas't sehr schön, aber woher habt Ihr's denn? Seid Ihr in der Zunft aufgewachsen, oder habt Ihr Euch selber hineingestohlen in die Geheimnisse unserer Zungenstöße, die für die Kameradschaft ein beschworenes Geheimniß sind? Seht, und wenn der Oberhofkapellmeister Hasse von Dresden käme und spräche zu mir: ich will mit dir blasen, dann würd' ich antworten: Mit Verlaub Maëstro, Ihr möget der gepriesenste Componist in Deutschland und Welschland sein und der beste Trompeter dazu, aber ein ungelernter Trompeter seid Ihr doch, und nach meinem Zunfteid darf ich nicht mit Euch blasen."

Mit diesen Worten ließ er den Schützenkönig stehen. Der blieb eine Weile starr über die Bosheit des schnurrbärtigen Satans, der seine glücklichste Stunde geflissentlich abgewartet zu haben schien, um ihn wieder einmal mit einer getäuschten Hoffnung niederzuschlagen. Er ging zum Glase zurück und setzte es mit so saurem Gesichte an den Mund, als ob der gute Wein Essig wäre.

Da sagte die Frau, die gerne so von ungefähr erkunden wollte, was er mit dem Hoftrompeter gehabt: „Du bist ein närrischer Mann, Heinrich! Wenn dir's schlecht geht, dann bist du wohlgemuth, und wenn einmal das Glück an dich kommt, dann möchtest du weinen."

„Nein, so ist es nicht!" erwiderte er. „Sieh, wenn ich sonst über den Schloßhof ging und der Hoftrompeter im Tressenrock stand auf der hohen Treppe vor dem Speisesaale, schmetterte seine Fanfaren und blies die hohen Gäste zur Tafel zusammen, dann dachte ich: der hat's besser wie du, ob du gleich eben so gut trompeten könntest, — einen leichteren Dienst, einen schöneren Rock, mehr Geld und größere Ehren! Und ich war ein Esel und bewarb mich insgeheim um die zweite Trompeterstelle neben ihm. Ich wollte wieder einmal vorwärts kommen; — nicht wahr, Christine, das haben wir schon oft gewollt! Ich habe dir's verschwiegen, weil ich dich überraschen wollte. Nun ist's wieder nichts: denn ich bin nur ein „„ungelernter"" Trompeter, wie man mir eben sagt, ich habe mir meine Kunst gestohlen, weil ich nicht Brief und Siegel habe von der Kameradschaft. Doch was schadet's? reich' mir den kleinen Buben, daß ich ihn küsse, der wird vielleicht einmal ein gelernter Trompeter werden, ich sehe ihn schon im Tressenrock auf der großen Schloßtreppe stehen. Ich aber will derweilen den Armen und Geringen meinen Choral vorblasen, daß der Schall vom Thurm, wie wenn er vom Himmel herab käme, sie mahne, tröste und erbaue: das ist doch ein ander Ding, als wenn ich vornehme Gäste, die nie hungrig sind, mit gellender Trompete zum Essen rufe. O

Christine, dein seliger Vater hatte recht; Stadtpfeifer soll ich bleiben mein Lebenlang, und es geht auch nichts über die Stadtpfeiferei, wenn ein Weib auf dem Thurme waltet wie du!"

Als es zum Tanze ging, war der Stadtpfeifer schon wieder getröstet, und er blies so lustig, wie wenn es gar keine gelernten Trompeter in der Welt gäbe.

Der zweite Kirchweihtag verging ihm in noch härterer Arbeit und Unruhe wie der erste; denn da ward noch viel toller und länger getanzt, da war der Jubel erst recht losgelassen. Die Hoboe ließ den Musiker nicht zur Besinnung kommen, und wenn ihm zuletzt fast der Athem ausging, so waren ihm die Gedanken schon längst ausgegangen.

Erst am dritten Tage fand er sich selber wieder in dem Frieden seines Thurmstübchens. Aber mit der Ruhe kam auch das Nachdenken über die vergangenen Tage. Und ob ihn nun gleich das spiegelblanke Zinngeräthe und das Goldstück und der neue Kronthaler gar freundlich anlächelte, verband sich doch mit diesem Anblick sofort der Gedanke, wie grausam es sei, daß er als Schütze, wo er nichts gelernt und kaum gezielt, sofort mitten ins Schwarze getroffen, während er als Musiker, wo er rastlos lerne und wunders wie scharf ziele, sich nie auch nur einen zweiten oder dritten Ring herauszuschießen vermöge.

Christine merkte, daß der böse Geist über Saul komme, darum rief sie ihren David, den Friedrich, der eben seine Geige im obersten Dachraume bei den Krähennestern zunächst unter dem Thurmknopf exercirte. Er kam mit dem Instrument, und die Frau fragte ganz leise den hypochondrischen Mann, ob er nicht zu ihrer Aller Ergötzung ein Duett mit Friedrich geigen wolle?

Der Stadtpfeifer rieb sich die Augen, lächelte und bejahte die Frage.

Es war aber etwas ganz Eigenes, wenn die Beiden ihre Duette geigten. Frau Christine sagte oft: „Ich wünschte, da

hörte einmal ein rechter Meister zu; er sollte den Geigern alle Ehre geben." Wir wissen, daß der Stadtpfeifer sonst kein Hexenmeister mit dem Fiedelbogen war; aber wenn er Duette mit seinem Friedrich spielte — und nur dann — adelte sein Spiel sich wundersam. Es war schlicht und auch etwas ungelenk wie sonst — vom Bogenstrich Tartini's war noch nichts zu spüren — allein es saß eine so unendlich treuherzige, gute Seele, eine ächt deutsche Gemüthlichkeit, kurz der ganze Stadtpfeifer saß in dem Spiele. Des Bogenstriches, der ihm angeboren, war er sich bewußt geworden; denn im Bogenstrich liegt die Seele des Geigers. Und dann haben selten zwei Menschen so einig Duett gespielt; Ton klang zu Ton, als ob beide aus Einer Geige kämen. Aber nur, wenn der Stadtpfeifer ganz allein war mit Friedrich und seiner Frau, gelang ihm das Spiel; hörte ein Anderer zu — gleich war die Seele aus der Geige geflogen, der angeborene Bogenstrich wieder vergessen, und der Stadtpfeifer spielte schülerhaft neben dem stets meisterlichen Spiele des Schülers.

Wenn Christine in diesen heimlichen, glücklichsten Stunden ihren Friedrich anschaute, dann war es ihr doch auch manchmal recht traurig ums Herz. Friedrich war blaß, mager — man weiß wie ein Bauernkind den Mageren selbstverständlich für einen Kranken hält. Frühreif an Körper und Geist hatte er mit unbezähmbarem Eifer die Musik gelernt; nicht in körperlichem, sondern in geistigem Ringen hatte sich bei ihm die Jugend vertobt. Es war Christinen immer, als ob Friedrich nicht mehr lange Duett spielen könne mit ihrem Mann. Sie versuchte einmal anzuklopfen bei Letzterem, als er des Knaben unerhörte Fortschritte rühmte, und sagte in ihrer Art: „Die Vögel, die zu früh pfeifen, frißt die Katze." Da schnitt ihr der Mann rasch das Wort ab und sprach von andern Dingen. Nun wußte sie, daß er ihre Furcht theile, daß er aber nichts davon reden und hören wolle.

Ehe die Beiden ihr Duett begannen, verschloß der Alte, wie immer, die Thür. Dann stellten sie sich gegeneinander

und spielten — ohne Noten (sie wußten's seit Jahren auswendig) — und der Vater sah dem Sohne, der Sohn dem Vater ins Auge, daß man meinte, sie sähen die Musik einander an den Augen ab, und nur darum passe Strich zu Strich so genau, als habe Eine Hand beide geführt. So schön wie heute war es ihnen kaum je geglückt.

Als sie im besten Zuge waren, schlich Christine horchend ans Schlüsselloch; däuchte es ihr doch, sie habe draußen Tritte gehört.

Jetzt kam der Schluß des Duetts, so zart, so rein! Als die letzten Töne sich verhauchten, mußten alle drei unwillkürlich den Athem einhalten. Da klatschte es laut vor der Thüre; eine gellende Stimme rief: Bravo! Bravo! und die Klinke ward zum Oeffnen niedergedrückt. Der Stadtpfeifer legte ärgerlich seine Geige weg und schloß auf.

Ein Bursche, der höchstens zwanzig Jahre zählen mochte, trat ein. „Das war prächtig gegeigt!“ rief er, „da bin ich also am rechten Orte. — Guten Abend, Meister Stadtpfeifer!“

Der Angeredete dankte nicht sehr freundlich auf den übermüthig gebotenen Gruß und hob die Lampe in die Höhe, um den Fremden etwas näher zu beleuchten. Der junge Mann sah fast verdächtig aus. Die Kleider, obgleich von vornehmem Schnitt, waren stark abgetragen, und das jugendliche Gesicht zeigte die etwas verlebten Züge eines ausschweifenden Jünglings.

„Ich bin Franz Anton Neubauer, der Böhme,“ sprach der ungebetene Gast in stark österreichischem Accent, „Eure Freunde im Kloster Arnstein lassen Euch grüßen und empfehlen mich Eurer Gastfreundschaft.“ Drauf that er, ungeheißen, ganz wie zu Hause, legte Stock und Hut ab und setzte sich nieder.

Frau Christine zog ein schief Gesicht und zupfte ihren Heinrich am Rocke; der aber besann sich kurz, schüttelte dem Fremden die Hand und sprach: „Um meiner Freunde willen

sollt Ihr mir auf eine Stunde Rast willkommen sein, zumal, wenn Ihr, wie ich denke, ein Musiker seid."

„Ei!" sagte Neubauer, „das solltet Ihr wohl wissen. Bin ich gleich noch jung, so kennt man meine Symphonien und Quartette doch schon von Wien bis Paris, und wo meine Musik nicht bekannt ist, da ist es wenigstens meine Person. Seht, ich durchziehe bereits seit zwei Jahren alle kleinen Ländchen, namentlich die geistlichen Herrschaften, und wo ich immer eine musikalische Seele finde, da kehre ich ein: am liebsten in Klöstern, bei Domherren, oder auch bei gewöhnlichen Weltgeistlichen. Lutherische Pfaffen meide ich, die haben meist viele Kinder und wenig Wein. Ueberall zahle ich nur mit Musik. Bei einem unmusikalischen Menschen einzukehren, das wäre schamlose Bettelei; aber ich denke, ein frisch componirter Menuett ist schon Zahlung genug für ein Nachtquartier; für ein Klaviersolo kann man schon ein Mittagessen annehmen, und für eine neue Messe müssen mir die Mönche des fettesten Klosters mindestens auf einen Monat freie Zehrung, freien Trunk und Quartier geben. So reise ich schon zwei Jahre durch aller Herren Länder; wer will mir das nachmachen? Bei uns in Böhmen hat man ein Familiensprüchwort: Er ist ein Neubauer, werft ihn mitten in die Moldau, und wenn er auch nicht schwimmen kann, er wird doch nicht ersaufen. Das Wort habe ich mir gemerkt, wenn ich toll in jeden Strudel springe, denn ich weiß ja doch, daß ich nicht ersaufen werde."

Dem Stadtpfeifer schien es allmählich fast lustig, dem Burschen zuzuhören, dessen Zunge so vortrefflich eingeölt war, daß sie einmal in Bewegung gesetzt, kaum wieder stille stand. Mit vergnüglichem Lächeln lauschte er zuletzt dem jungen Maëstro, der in Wien zu Joseph Haydns Füßen gesessen, und dessen wild geniale Symphonien man bereits in Paris aufführte und druckte. Neubauer hatte nicht zu viel von sich gesagt. Den vierzigjährigen Stadtpfeifer durchzuckte bei den Erzählungen des zwanzigjährigen Abenteurers, der mit seinem Talent so

vermessen spielte, noch einmal das alte Gelüsten, aus der Verpuppung der Stadtpfeiferei mit Gewalt plötzlich als ein berühmter Musiker hervorzubrechen. Doch als er aufblickte und in einem Stückchen Spiegelscherbe, welches Christine in Ermangelung eines ganzen Spiegels (gerade seinem Sitze gegenüber) an der Wand befestigt hatte, sein bereits leise ergrauendes Haar schaute, schämte er sich, und ging dann höchst resignirt ins Nebenstübchen, um mit den Kindern das Abendgebet zu sprechen.

Auch Frau Christine wurde etwas milder gestimmt gegen den Fremden. Sie hielt zwar seine sämmtlichen Historien für erlogen, aber für gut erlogen. Der Mann schien es ihr zu einer solchen Tüchtigkeit im Lügen gebracht zu haben, daß sie zuletzt einen gewissen Respekt vor ihm bekam.

„Seht," sprach er zu dem Ehepaar, als der Stadtpfeifer wieder zurückkam, „dort liegt ein großer Stoß Noten; wir setzen ihn auf die Erde; er ist mein Kopfkissen und weiter brauche ich nichts für die Nacht. Ich wickle mich in meinen weitschößigen Rock, empfehle meine Seele dem heiligen Franciscus und dem heiligen Antonius und schlafe heute auf dem Fußboden so gut, wie gestern im weichen Klosterbett. Wer müd' ist, ruht auch auf einem Misthaufen sanft. Ich hätte wohl zu einem der Hofmusiker gehen können, allein ich mag es nicht. Im Vertrauen, Freund, ich komme hierher mit guten Empfehlungen als Bewerber um die erledigte Hofkapellmeisterstelle („Lüg' du dem Teufel ein Ohr ab!" dachte Frau Christine im stillen Sinn) — „und da müßten meine Leute doch vorweg den Respekt vor mir verlieren, wenn ich in diesem Aufzuge bei einem von ihnen einsprechen würde. Stadtpfeifer, ich werfe mich in deine Arme. Ich fragte gestern im Kloster Arnstein die ehrwürdigen Brüder: Wer ist unter allen musikalischen Männern Weilburgs der geradeste, zuverlässigste, neidloseste? Da erwiderte der witzige Pater Placidus: Der zum Höchsten gesetzt ist unter den Musikern der Stadt, der Stadtpfeifer oben auf dem Schloßthurm. Darauf beschloß ich, bei

Euch Quartier zu nehmen, Euch mich anzuvertrauen. Mir fehlt das Kleid, das den Mann macht. Stadtpfeifer, Ihr müßt mir morgen früh Euern Staatsrock leihen, denn ich muß mich alsbald dem Fürsten vorstellen lassen."

„Was? den ziegelrothen Rock, den die ganze Stadt kennt?" rief Christine starr vor Staunen.

„Richtig, den ziegelrothen Rock meine ich," fuhr Neubauer kaltblütig fort. „Doch das wollen wir morgen früh weiter besprechen beim Kaffee oder — ich sehe es der Hausfrau an — Ihr seid noch von der alten Mode — bei der Milchsuppe."

Der Stadtpfeifer saß wie verzaubert. Gegenüber diesem tollen Uebermuth voll genialer Blitze fühlte er sich recht als ein Philister, und da ihm Neubauer gar erzählte, daß er meist im Walde, auf der Gasse, wohl gar in der Gosse, am allerliebsten aber im Wirthshause componire — betrunken oder nüchtern, gleichviel — da hätte er weinen mögen über sein ehrliches, ängstliches, erfolgloses Mühen hier oben auf der Thurmstube.

„Ich habe nie ausführen können, was mir vorgeschwebt," bekannte er mit rührender Offenherzigkeit, „und so sehr mich das Mittelmäßige ärgert, bin ich doch immer ein mittelmäßiger Mensch geblieben. Für mich ist mein Leben lang nur einmal etwas vom Himmel gefallen, und das war ein kleiner Bube und ein Laib Brod, die ich auf der Straße fand. Dort steht der Kleine — er ist jetzt lang wie eine Hopfenstange — und putzt seine Geige ab. Das ist das Einzige, was mir je gelungen, daß ich ihn zu einem tüchtigen Geiger gemacht. Ich habe also doch etwas mehr als Mittelmäßiges vollbracht auf Erden, darum werde ich in dem Buben meinen Frieden finden."

„Es ist wahr," sagte Neubauer selbstgenügsam, „der Junge ist von gutem Korn und gut geschult; aber er muß hinaus in die Welt, nach Wien, nach Italien, damit er den Gesang lerne und Eleganz und Feinheit des Satzes und in alle Ge-

heimnisse der Kunst eingeweiht werde von den größten Meistern selber."

„Das war längst mein höchster Wunsch," erwiderte der Stadtpfeifer, „aber" — —

„Ich weiß, was weiter kommt. Ihr habt keine Gönner, kein Geld. Wartet einmal; ich will mir die Sache hinters Ohr schreiben — bei Gott" — und Neubauers Augen leuchteten auf — „der Bube verdient's! Denkt an Franz Anton Neubauer und heißt ihn einen Schuft, wenn ich Eurem Friedrich nicht den Weg nach Wien aufthue. Zu Joseph Haydn mußt Du gehen, Friedrich, dem König der deutschen Meister. Da lernt man Symphonien schreiben! Denkt an mich, Stadtpfeifer: ein Mann, ein Wort!"

Frau Christine flüsterte ihrem Manne zu: „Laß dich von dem Prahler erheitern, aber glaub' ihm ja keine Sylbe. Indeß will ich ihm doch einen Strohsack auf den Boden legen, weil er sich heute Abend so müde gelogen hat."

„Nur ein gereister Musikus ist fertig, die Andern sind Alle bloß halb gar gekocht," fuhr Neubauer fort. „Wißt Ihr auch, daß ich vorigen Monat in Bückeburg war, und den Concertmeister Bach, der gleich der meisten übrigen Bachischen Sippschaft niemals aus dem Nest geflogen ist, auf drei frei zu phantasirende Fugen herausgefordert habe?"

„Nein! das thatet Ihr nicht!" rief der Stadtpfeifer entschieden. „Denn mit Dem nehmen's in den Fugen nur noch seine Brüder auf, seit der Alte in Leipzig gestorben ist."

„Sehr richtig. Ich habe auch Böcke über Böcke gemacht, und der gelehrte Herr spielte verzweifelt gründlich und hölzern. Denn niemals ist er weiter gekommen in der Welt als von Leipzig über Eisenach nach Bückeburg; nie hat er eine wälsche Primadonna caressirt, um die Feinheiten des Gesanges zu ergründen. Er spielte verzweifelt gründlich, aber meine falsch gebauten Fugen waren doch ergötzlicher, und die feinsten Herren klatschten mir Beifall. Das Publikum entscheidet; das dumme Publikum gibt mir Essen, Trinken, Kleidung,

Aufmunterung für die schlechteste Musik; von den klugen Kennern hat mir noch Keiner ein Glas Wein oder eine Wurst für die beste gegeben. Uebrigens habe ich mir nur einen Spaß mit dem berühmten Fugenfresser machen wollen."

„Das war bübisch, das war frevelhaft," strafte der Stadtpfeifer eifrig. „Wußtet Ihr auch, daß dieser Bach nicht bloß ein ehrwürdiger Meister, sondern zugleich der harmloseste, gutmüthigste Mensch ist?"

„Ganz gewiß. Wäre er nicht so gutmüthig, so hätte er mich von seiner Orgel heruntergeprügelt. Aber ein ungereister Musiker ist er doch, und das wollte ich ihm zeigen. Gebt Ihr immerhin dem Alter seine Ehrwürdigkeit; ich will nur, daß man der Jugend auch ihren Muthwillen gönne."

„Narren sind auch Leut'," sprach der Stadtpfeifer, sich entrüstet abwendend.

„Und Ihr seid nicht der Erste, der mich einen Narren nennt," fügte der junge Landstreicher hinzu mit selbstgenügsamem Lächeln.

Viertes Kapitel.

Es kam zu jener Zeit an jedem Sonntage ein Kapuziner von Wetzlar nach Weilburg, um den wenigen Katholiken des streng protestantischen Städtchens privatim die Messe zu lesen. Er war eine ehrliche Haut; auch die Protestanten hatten den gemüthlichen Kuttenmann gern; vor Allen aber liefen ihm die Kinder schaarenweise nach. War er bei Laune, dann konnte er stundenlang Anekdoten und Schnurren an Einer Schnur erzählen, die in seiner niederrheinischen Mundart vorgetragen, den Weilburgern doppelt possirlich klangen. So ward er zuletzt fast in allen Häusern bekannt und suchte sein Mahl bei Gastfreunden aller Art, bei Ketzern wie bei Rechtgläubigen. Selbst auf den Schloßthurm verirrte er sich mitunter; denn er kannte den Staptpfeifer von den Jahren her, wo derselbe

den Weg nach Wetzlar zweimal in der Woche nicht gescheut hatte, um das gefundene Kind großziehen zu können.

Am späten Nachmittage nach dem mit Neubauer so heiter verschwatzten Abend, trat der Kapuziner wieder einmal in die Thurmstube, grüßte freundlich und schaute sich neugierig nach dem Stadtpfeifer um, der in Hembärmeln am Fenster saß, im Gesangbuch lesend.

„Man hat Euch heute gar nicht in der Stadt gesehen, Kullmann," sprach der Kapuziner lächelnd. „Ich dachte schon, Ihr seiet krank. Da hörte ich, daß wenigstens Euer ziegelrother Rock in der Stadt umherspaziere und großes Aufsehen mache, und schloß nun, es möge Euch wohl gehen wie Epaminondas, der auch zu Hause bleiben mußte, wenn er seinen Sonntagsrock einem fahrenden Musikanten gepumpt hatte; denn er besaß nur einen einzigen, wie Ihr und ich."

Der Stadtpfeifer erschrak über die mögliche Entweihung seines Rockes, und der Kapuziner war sogleich bereit zu erzählen, was er gehört.

„Einen schönen Lärm gab's vor einer Stunde im goldenen Löwen, als Neubauer in Eurem stadtbekannten ziegelrothen Rock den Wein spürte. Zuletzt fing er gar Händel an mit einem seltsam kleinen fremden Schneider, der ruhig seinen Schoppen trank, und da der Beleidigte ihm seine Grobheiten zurückgab, faßte der berühmte Maëstro den Schneider beim Kragen, hängte ihn mit der Schlinge des Rockes an einen großen Haken neben der Thür und drosch dann mit einem Selterser-Wasserkruge auf das Schneiderlein los, bis der Henkel abbrach und der Krug in Scherben auf den Boden fiel. Die Zuschauer lachten über dieses Bild, daß sie hätten bersten mögen. Ich hörte im Vorbeigehen den Jubel, da wagte ich mich auf den Flur des Wirthshauses, um zu hören, was es gäbe und" —

„Und solch einen Gesellen hast du deinen ziegelrothen Sonntagsrock anziehen lassen, Heinrich!" fiel Frau Christine ein.

„Der Rock macht's allein nicht aus, obgleich der ziegel-

rothe, mein Hochzeitrock, seit achtzehn Jahren immer ein wahrer Ehrenrock gewesen ist," erwiderte gelassen der Stadtpfeifer. „Aber nun will ich auch nicht mehr glauben, daß dieser Patron meinem Friedrich den Weg nach Wien aufthun kann. Was war ich für ein Thor, daß ich eine Weile den Lügen und Prahlereien des lüderlichen Buben traute!"

„Wovon redet Ihr?" fragte der Kapuziner neugierig, und der Stadtpfeifer erzählte ihm, wie Neubauer versprochen habe, seinem Friedrich zu einer Gönnerschaft zu verhelfen, daß derselbe nach Wien gehen und dort Schule machen könne.

Der Kapuziner zog ein ernsthaftes Gesicht, strich sich den langen Bart und sprach mit Gravität: „Herr Stadtpfeifer, Leute, denen man's nicht zutraut, können uns auch wohl empfehlen, daß es durchgreift, und es ist schon Mancher bei Hofe weiter gekommen durch die Protektion der Kammerjungfer als durch die Protektion der Fürstin. Ich will Euch etwas erzählen. Vor ungefähr zehn Jahren war ein junger Maler in Köln, der hatte viel gelernt und wollte nach Paris gehen, um sich dort ein großes Stück Geld zu verdienen. Vier Wochen lang läuft er bei allen Baronen und Prälaten umher und bettelt sich ein ganzes Ledersäcklein voll Empfehlungsbriefe zusammen, und die zeigt er Jedermann und spricht: Seht, wer fortkommen will, der muß hohe Empfehlungen haben. — Wie er nun eines Tages an der Martinskirche vorübergeht, da ruft ihm der Fuhrmann Müller aus seinem Häuschen zu: Herr Gevatter, Ihr wollt nach Paris gehen? — Ei freilich, soll ich Ihm etwas ausrichten? — Nein! Aber Ihr werdet Empfehlungen brauchen; ich will Euch einen Brief mitgeben. Sprecht morgen bei mir vor, bis dahin soll er fertig sein. — Der Maler versprach's und lachte. Ein Frachtfuhrmann wird auch die rechten Verbindungen in Paris haben! — Nach drei Wochen führte ihn ein Zufall wieder an der Martinskirche vorbei; der Fuhrmann stand vor der Hausthür und schirrte sein Pferd an. — Herr Gevatter! Ihr habt ja Euren Empfehlungsbrief nicht abgeholt! Wartet ein Weilchen, ich

bringe ihn gleich herunter. — Und ob der Maler wollte oder nicht, er mußte das Schreiben nehmen und steckte es unbesehen in die Tasche.

„In Paris erging's ihm wunderlich. Für sein Ledersäcklein voll Briefe sagten ihm die vornehmen Pariser mehr Artigkeiten in einer Woche, als die Kölner in fünf Jahren, aber Arbeit wollte ihm kein Mensch verschaffen. Als ein Monat um war, hatte er all sein Geld verzehrt, und er durchsuchte eben den Koffer, ob nicht ein paar Heller unter die schwarze Wäsche gerathen seien: da sieht er ganz unten den Brief des Fuhrmanns Müller aus einem zerrissenen Strumpf hervorgucken. Zum erstenmale kommt ihm die Neugierde, die Adresse zu lesen. Der Brief war gerichtet an den ersten Kammerdiener des Königs. Gleich läuft der Maler ins Schloß; der Kammerdiener ist nicht zu sprechen, er liest eben Sr. Majestät die Zeitung vor. Aber seine Frau ist zu Hause. Statt auf französisch begrüßt sie den Ueberbringer des Briefes auf kölnisch. Sie ist ja die Tochter des Fuhrmanns Müller. Sie schilt den Maler, daß er den Brief so spät abgebe. Heiliger Antonius, wie hätte der es ahnen sollen, daß eines Kölner Frachtfuhrmanns Kind auch einmal einen königlichen Kammerdiener in Paris heirathen kann! Als der Kammerdiener heim kommt, freut er sich mit seiner Frau über den kölnischen Landsmann, und nun geht's Schlag auf Schlag. Binnen acht Tagen sitzt die Majestät dem deutschen Maler; das Bild gelingt, Prinzen und Herzoge wollen von ihm gemalt sein, der Mann wird Mode in Paris und als er nach drei Jahren wieder gegen den Rhein zog, da war das Ledersäcklein, worin die Empfehlungsbriefe gewesen, mit Louisd'ors gefüllt — Alles durch die Protektion des Frachtfuhrmanns hinter der Martinskirche."

Der Kapuziner hatte kaum das letzte Wort gesprochen, so klopfte es an die Thüre. „Herein!"

Der Stadtpfeifer stand wie vom Schlage gerührt: der Fürst selber war es, der eintrat, und hinter ihm Neubauer, so nüchtern wie möglich, im ziegelrothen Sonntagsrock.

„Ich muß unsern Schützenkönig einmal in seiner hohen Residenz besuchen," rief der Fürst, dem Stadtpfeifer herzlich die Hand schüttelnd. „Daß Er im Schießen ein Wunderthäter, habe ich ehvorgestern gesehen; nun erzählt mir mein neuer Hofkapellmeister Neubauer" — Frau Christine machte gewaltig große Augen bei diesem Wort — „daß Er und sein Friedrich auch in der Musik wahre Wundermenschen seiet, daß Ihr, gleichsam als musikalisches Zwillingspaar Duette geigtet, wie man sie in Wien nicht hören könne. Er nannte Euch Beide die größte Merkwürdigkeit, die gegenwärtig in Weilburg existire. So bin ich denn alsbald auf Euern Thurm gestiegen, damit man mir nicht nachsage, ich suche das Schönste in der Ferne, während ich es doch in meinem eigenen Schlosse habe."

Der Stadtpfeifer stand regungslos wie ein Thürpfosten während dieser Anrede — er war ja in Hemdärmeln! Außer dem Staatsrock, worin der neue Hofkapellmeister prangte, besaß er nur noch ein ganzes und ein zerrissenes Kamisol, beide für die Werktage bestimmt, und ein Kamisol konnte er doch nicht eigens zu Ehren des fürstlichen Besuches anziehen!

Christine hatte schon zweimal Neubauer am Aermel gezupft, ihn bittend und beschwörend, daß er in die Seitenkammer gehen und ihrem Manne den rothen Rock ausliefern möge. Vergebens! Er blieb taub!

Der Fürst ließ Friedrich herbeirufen, und unterhielt sich eine Weile freundlich mit dem Jungen. „Nun zu den Geigen!" rief er dann mit erhobener Stimme. „Ich möchte auch eines von den schönen Duetten hören, Stadtpfeifer, und bitte meines Vetters, des Herrn Schützenkönigs Liebden, mit rechtem empressement um diese Gunst."

Der Stadtpfeifer blieb regungslos und schweigend wie vorher und gab nur zuweilen durch tiefe Verbeugungen ein Lebenszeichen von sich. Während der Fürst mit Friedrich sprach, hatte er gegen Neubauer halblaut hinüber gerufen: „Gebt mir meinen Rock! Hört! Meinen Rock! Den Rock, oder ich schlage Euch nachher Arme und Beine entzwei!"

Der Fürst blickte den versteinerten Stadtpfeifer staunend an. Da trat Neubauer mit zierlicher Verbeugung vor und sprach: „Ich erzählte Ew. Durchlaucht schon, daß mein Freund die Grille hat, nur bei verschlossener Thüre zu geigen, daß er nur im Duett ein Meister ist, keineswegs aber wenn er allein spielt. Ich vergaß noch eine andere Eigenheit. Er kann nur in Hemdärmeln so vortrefflich spielen; sobald er den Rock anzieht, wird die Geigenhaltung unsicher, der Bogenstrich steif. Ich bitte darum meinen gnädigsten Herrn in meines Freundes Namen, ihm für die Ablegung der ersten Probe seiner Kunst vor einem so hohen Kenner zu dem Uebrigen auch noch die Hemdärmel nachzusehen."

Der Fürst lachte herzlich. „Die Bitte ist gewährt! Was doch so einem Musiker für Ratten durch den Kopf laufen! Aber flugs zu den Geigen! Stadtpfeifer, ich verlange viel von einem Duett in Hemdärmeln!"

Als nun Vater und Sohn ihre Instrumente richteten, war es seltsam zu sehen, wie gewandt, fein und doch so bescheiden Friedrich sich zu benehmen wußte, während der Alte so hölzern war, als seien die Hemdärmel eine Eisenrüstung, und vor dem Fürsten scheu die Augen niederschlug, dem neugebackenen Hofkapellmeister aber Blicke voll tödtlicher Wuth zuwarf. Frau Christine verlor ganz den Kopf über die Vermessenheit ihres Mannes, Duett vor den durchlauchtigen Ohren des Fürsten und den kritischen Neubauer's zu spielen. Der Kapuziner hatte sich auf ihre Bitte davon geschlichen, um unten im Schlosse beim Küchenmeister einen Rock zu borgen.

Das Duett klang anfangs etwas rauh und steif. Der Stadtpfeifer gedachte noch mehr der Hemdärmel als der Musik. Doch, da er dem Sohne wieder Aug' in Auge sah, schwanden ihm diese Gedanken. Es klang allmählich wie sonst; die Zuhörer waren vergessen. Friedrich blickte voll kindlicher Unbefangenheit aufwärts; der Alte sah herab mit Blicken, die so hell glänzten, daß man nicht wußte, ob vor Thränen oder vor Freude. Ja, das war ein Duett! Es war das aller-

schönste, welches jemals in der Pfeiferstube gegeigt worden ist. Wer's nur auch mit angehört hätte! Zuerst mußte der Stadtpfeifer die Hemdärmel vergessen; jetzt sah aber auch der Fürst die Hemdärmel nicht mehr. Die Wände hallten wider von dem lauten Lobe; doch diejenigen, denen es galt, hörten es kaum, so tief waren sie ergriffen von dem eigenen Spiel.

„Hört," sprach der Fürst und faßte den Stadtpfeifer bei der Hand. „Euer Sohn muß nach Wien, nach Italien, daß er ein ganzer Meister wird. Rüste Er allmählich seine Abreise. Was zur Ausstattung fehlt, lasse Er bei mir fordern; die Reise- und Lehrkosten bezahle ich, und nach der Rückkehr wird sich ja wohl ein Platz in Unserer Hofkapelle für den jungen Hexenmeister finden."

Der Stadtpfeifer hieß den Pflegesohn fortgehen, legte seine Geige nieder und sprach: „Ich würde in Freuden Dank sagen meinem gnädigsten Herrn, wenn mir die Thränen nicht zu nahe stünden. Ich glaube, heute hab' ich zum letztenmale gegeigt. Sehen Ew. Durchlaucht, ich bin eigentlich ein schlechter Musikant. Immer habe ich mich geplagt und konnte doch nichts zu wege bringen. Da ist mir dieser Bube vom Himmel herab geschickt worden. Oft habe ich bei mir gedacht, ob Friedrich nicht mehr sei als ein bloßes Findelkind, so ein — wie soll ich sagen? — cherubimischer Genius der Musik, der einmal menschlicher Weise hier unten geigen wollte, statt droben im Concert der Engel die Harfe zu spielen. Dann wieß ich aber meine Gedanken allezeit streng zurecht und sprach zu mir: Kullmann sei nicht närrisch! Allein, wenn mir der liebe Gott am selben Abend das Geld für einen Laib Brod auf die Straße legte, warum soll er nicht auch eigens dieses Kind für mich dorthin gelegt haben, damit ich bei ihm ein Brod der Erquickung für meinen inwendigen Menschen fände? Als ich den Buben um Gotteswillen aufzog, da ward ich inne, daß mir's wenigstens gegeben sei in einem Andern zu erwecken, was ich so deutlich in mir fühlte und doch nicht

von mir geben konnte. O, wie tröstete mich das! Ich weiß nicht, war es ein Wunder, oder hat es natürlich so sein müssen — nur mit Friedrich konnte ich meistermäßig spielen und bis daher auch nur ins geheim mit ihm. Es ist uns oft recht elend gegangen, gnädigster Herr, aber es ist doch kein Mensch in ganz Weilburg so glücklich gewesen, als wir armen Leute hier oben auf dem Thurm, wenn ich mit Friedrich Duett geigte. Das ist nun aus und vorbei. Ja wohl, Friedrich muß hinaus. Wie sollen wir Ew. Fürstlichen Gnaden dafür danken? Aber mit ihm zieht das beste Stück von mir fort. Und wer weiß, ob ich je wieder der ganze Stadtpfeifer werde, der ich gestern noch gewesen bin!"

„Ich will Ihm ja Seinen Friedrich nicht nehmen," tröstete der Fürst tief ergriffen. „Er wird wiederkommen als vollendeter Meister, und Ihr werdet dann nicht bloß der ganze, sondern ein verdoppelter Stadtpfeifer sein."

„Und doch ist mir's als hätt' ich heute zum letztenmale gegeigt," sprach Heinrich Kullmann leise vor sich hin, indeß der Fürst dem lauten Dank sich entzog, für den jetzt Frau Christine Worte fand, und die Wendeltreppe hinabstieg.

Neubauer blieb noch einen Augenblick zurück. „Unglücklicher Mann," rief er dem Stadtpfeifer zu, „warum habt Ihr meinen alten Reiserock, der neben in der Kammer hängt, nicht angezogen? Wäret Ihr nicht in den Hemdärmeln geblieben, so hätte euch der Fürst hier auf der Stelle zum Hofmusiker ernannt: es war Alles schon abgeredet!"

Der Stadtpfeifer trat gelassen näher, befühlte das Tuch seines eigenen ziegelrothen Rockes und sprach: „Das Kleid sitzt Euch wie angegossen. Seht, Ihr seid gleich an den rechten Mann gekommen, in ganz Weilburg ist vielleicht kein Zweiter, dessen Rock Euch so schön gepaßt hätte; ich bin dagegen ein Unglücksvogel, und wo mir endlich einmal der Hirsebrei fürstlicher Gnade geradezu vor dem Mund niederregnet, habe ich keine Schüssel, um ihn aufzufangen."

Neubauer eilte dem Fürsten nach. In dem Augenblick, da

er die Stube verließ, trat der Kapuziner athemlos zur andern Thüre herein, den Rock des Küchenmeisters auf dem Arm.

„Zu spät!“ rief der Stadtpfeifer und warf sich todesmüd auf einen Stuhl.

„Zu spät?“ wiederholte der Kapuziner. „Dann will ich ungesäumt in den goldenen Löwen gehen, um zu erkunden, wie es Neubauer angefangen, daß er innerhalb einer Stunde ganz besoffen den Schneider mit dem Kruge prügelt und dann wieder fast wie nüchtern dem Fürsten aufwartet, so gewandt, als sei er auf dem Parketboden zur Welt gekommen. Dieser Neubauer ist ein Mann, den man bewundern und studiren muß!“

In wenigen Tagen trat Friedrich die Reise nach Wien an.

Nun ward es still in der Thurmstube. Der Stadtpfeifer blies nur noch im Dienste und im Geschäft. Die Geige hing im Schrank; Kullmann wollte sie nicht anrühren, bis er wieder mit Friedrich Duett spielen könne. Nur wenn zu Zeiten ein Brief aus Wien kam mit erwünschter Nachricht über des Sohnes Wohlbefinden, ja wohl gar mit einem beigeschlossenen eigenhändigen Schreiben Joseph Haydn's — dem Stadtpfeifer zitterte allemal die Hand, wenn er das Siegel des vergötterten Meisters erbrach — über Friedrichs unerhörte Fortschritte, nur dann ging er langsam zum Schrank und schaute sich die Geige vergnügt wehmüthig an; aber um keinen Preis würde er einen Strich darauf gethan haben.

So verging ein halbes Jahr gar stille, und es war Winter geworden. Kapellmeister Neubauer hatte sich festgesetzt bei Hofe und die ganze Hofkapelle umgewälzt. Doch der Erfolg sprach für seine kecken Neuerungen. Minderen Beifall fand es, daß er allwöchentlich bald vor diesem bald vor jenem Wirthshause um Mitternacht selber in bedenklichen Umwälzungen gefunden und vom mitleidigen Nachtwächter heimgetragen wurde.

Nach Neujahr kam eines Morgens der Calicant der Hofkapelle auf den Thurm und übergab dem Stadtpfeifer ein

dickes Paket. Neubauer war ausdauernd gewesen in seiner Dankbarkeit von wegen des ziegelrothen Rockes; er hatte nicht geruht beim Fürsten, bis er allmählich dessen Abneigung gegen den allzu grillenhaften Stadtpfeifer besiegte. Das Paket enthielt ein Anstellungsdekret als Hofmusikus für Heinrich Kullmann. An den Rand hatte jedoch der Fürst die eigenhändige Bemerkung geschrieben:

„Nota Bene: Im Hofconcert wird nicht in Hemdärmeln gegeigt.“

Heinrich und Christine feierten einen Tag stiller Freude. Zum Jubeltag wollte derselbe nicht werden, denn es war dem Ehepaar fast wehmüthig, die alt gewohnte Thurmstube zu verlassen, wo sie so viel Leids und Liebes einträchtig zusammen erlebt.

Gegen Abend ging der Stadtpfeifer zu Neubauer, um ihm zu danken. Er fand den jungen Wüstling in auffallend ernster, weicher Stimmung. Als er ihm seinen Dank aussprechen und seine Freude über das unverhoffte Glück bekunden wollte, unterbrach ihn Neubauer. „Seid stille, Meister! Was ist alles Menschenwerk und Menschenhoffen! Wir sind wie Gras auf den Wiesen, das am Morgen noch stolz stehet und am Abend abgemäht ist — ich weiß nicht mehr genau wie der Spruch heißt, aber er klingt ungefähr so. Und daß ichs kurz sage — denn Ihr seid ja ein Mann und ich bin kein Pastor — heute früh habt Ihr einen Brief mit rothem Siegel erhalten; hier ist einer für Euch mit schwarzem — Morgenroth, trüber Abend — lest ihn selber.“

Der Brief enthielt die Nachricht von Friedrichs Tode. Sein schwacher Körper hatte das Uebermaß des Studirens, dem er sich hingab, nicht aushalten können. „Der Tod will seine Ursach' haben,“ bemerkte Neubauer zu dieser Stelle, die sie beide nicht ganz fassen konnten, und der Stadtpfeifer fügte hinzu: „So oder so: ich habe es voraus gewußt, daß ich mein Kind nicht wiedersehen würde.“

In den ersten Tagen der Trauer saß Kullmann oft stunden-

lang im dunkelsten Winkel der Stube, blickte auf den Boden und faltete die Hände über dem Knie. Und als die Frau ihm freundlich zuredete in dieser Trübsal, sprach er: „Weib tröste mich nicht. Jetzt bin ich mehr als Hoftrompeter, ich bin wirklicher Hofmusikus und habe satt zu essen; o wäre ich wieder Stadtpfeifer und wir blieben hier auf dem Thurm und wären hungrig und — hätten unsern Friedrich wieder! Ach, es war mir immer im Gemüthe, daß der Junge zu gut und zu zart sei für diese Welt!“ Dann aber richtete er sich plötzlich hoch auf, reichte der Frau die Hand und vollendete in männlicher Fassung: „Wir wollen dennoch nicht verzagen. Der Haussegen, den uns Gott gegeben, weil wir uns dieses Kindes erbarmt, wird nicht von uns genommen sein. Schicke mir unsere drei Kinder herein, daß ich mit ihnen spiele und ihnen von Friedrich erzähle. Wer Trost sucht, der findet Trost.“

Der neue Hofmusiker zog vom Thurm in eine Stadtwohnung, und jener Haussegen zog mit ihm, und bald war auch die stille Zufriedenheit des Pfeiferstübchens wieder heimisch geworden in dem neuen Quartier. Ein sonniges Alter war den Eheleuten nach so viel rauhen Jahren bereitet. Christine gedachte jetzt manchmal des Wirthes zu Beilstein, der ihr auf der Hochzeitreise das Behagen des Sonnenscheins gepriesen, als sie Sturm und Regen so lustig gefunden hatte. Jetzt war sie zu des Wirthes Ansicht bekehrt.

Der Sonntagskuchen des elterlichen Hauses in Ebersbach tauchte nach mehr als achtzehnjähriger Pause mit einemmale wieder auf; zuerst kam er klein wie das erste Mondviertel auf den Tisch, dann größer, gleich dem Vollmond, dann gewaltig wie ein Mühlstein. Der Pater Kapuziner witterte den Kuchen, zu dem Frau Christine an Sonntagnachmittagen sogar ausnahmsweise einen Kaffee spendete, und ward nun ein Stammgast in Kullmanns Hause. So wie noch ein Dritter anwesend war, erzählte er dann mit großem Humor und alljährlich sich mehrenden sagenhaften Ausschmückungen die Ge-

schichte von dem Concert in Hemdärmeln. Als Neubauer schon längst sich zu Tode getrunken, ward seiner dabei immer noch dankend gedacht.

Heinrich Kullmann rührte keine Geige mehr an. In der Kapelle blies er die Hoboe. Als er Hofmusikus ward, hatte er sich jedoch vorbehalten an besonderen Festtagen auf dem Thurme den Choral mitblasen, ja ihn dann selber auswählen zu dürfen. Erst da die Stadtpfeiferei ein Ende nahm, fühlte er, wie sehr sie ihm ans Herz gewachsen war. So blies er denn oben auf Weihnachten, Neujahr, Ostern und Pfingsten, und die Bürger merkten's gleich an dem vollen feierlichen Klang, daß der alte Heinrich Kullmann wieder auf dem Thurme stehe. Außer jenen Kirchenfesten hatte er sich aber auch noch für einen persönlichen Festtag die erste Posaune ausbedungen. Es war dies der 14. Juli, sein Hochzeittag. Da überdachte er wohl in dämmernder Frühe beim Aufstehen die wunderbare Führung, mit der ihn Gott durch Leid zu Freud' gebracht, und freute sich des Segens, der nicht von seinem Hause gewichen war, obgleich er dasselbe in Leichtsinn gegründet, dann aber in Muth und Gottvertrauen gestützt und gefestigt hatte. Zweierlei war es, was ihm nach seiner Meinung diesen Segen beschert: daß er nicht bloß das Brod vom Wege aufgehoben, sondern mit dem Brode auch das Kind, und dann, daß er in dem Bauersmädchen von Ebersbach ein so unübertreffliches Weib gefunden. Was er von seinem verstorbenen Friedrich zu sagen pflegte, das sagten die Leute auch wohl von ihm: er sei fast zu gut für diese Welt und zu zart, und fügten dann hinzu: ein Glück, daß er eine so gestrenge, heftige Frau hat.

Mit frommen Gedanken, mit schmerzlich süßen Erinnerungen bestieg der ehemalige Stadtpfeifer am 14. Juli den Schloßthurm. Dann aber stieß er oben so mächtig in seine Tenorposaune, daß es wiederhallte von den Felswänden des engen Thalkessels, und wie er die Töne aushielt, anschwellen und verklingen ließ, so machte es ihm Keiner nach, ja er selbst

konnte an keinem andern Tage blasen, wie an diesem. Denn es schallte nicht bloß die Posaune, daß sie den rechten Ton gab, sondern der Stadtpfeifer sang auch inwendig bei sich den rechten Text mit, und es klang in ihm, wie ein ganzer voller Chorgesang, wie ein Tedeum nach gewonnener Schlacht, wenn sie selb viere zu blasen anhuben:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden;
Der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut und noch jetzund gethan."

Traten die Bläser ans gegenüberstehende Fenster, um den Choral zu wiederholen, dann schmetterte der Alte noch gewaltiger d'rein, denn er schaute nun hinunter auf sein Haus und sang im Stillen den zweiten Vers des Liedes, und dieser lautete, als habe ihn Martin Rinckart ganz besonders gedichtet für unsern Heinrich Kullmann, den Stadtpfeifer von Weilburg:

„Der ewig reiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und rechten Frieden geben
Und uns in seiner Gnad' erhalten fort und fort
Und uns aus aller Noth erlösen hier und dort."

Im Jahr des Herrn.

(1855.)

Im Jahr des Herrn 850 lag das Elend vielgestaltig auf den deutschen Landen. An den Nordküsten waren die Normannen plündernd und mordend hereingebrochen; in Thüringen und Hessen die Sorben. Dazu breitete sich eine schwere Hungersnoth über alle Gaue. So ward das Maß des Jammers voll.

In Strichen, die Frieden gehabt, schätzte man's hie und da, daß je der dritte Mann Hungers gestorben; wie es aber gar in den vom Feinde verwüsteten Gauen ausgesehen, das weiß niemand zu sagen. Die Geschichte hat jenes Bild des Jammers in Vergessenheit gehüllt. Denn der Krieg war geführt worden als Vertilgungskrieg; darum zerstörte der Feind dem Feinde alle Pflanzungen und verderbte alle Feldfrucht, so daß auch der kleine Rest der hungrigen Ernte, den Gottes Barmherzigkeit übrig gelassen, durch der Menschen Erbarmungslosigkeit vernichtet ward.

Des Nachts hatten Feuerzeichen des Himmels die schwere Zeit voraus verkündet. Eine Wolke stieg auf von Norden her und eine andere kam von Osten entgegen, und feurige Strahlenbüschel ohne Unterlaß gegen einander schleudernd, stießen sie in der obersten Höhe des Himmels zusammen und verschlangen sich gleich zweien Heeren im Kampfe. Allen Menschen aber erzitterte das Herz, denn sie glaubten, der Herr habe sein Angesicht ganz abgewandt von dem deutschen Volke, und selbst die Hunde sollen dazumal kläglicher als sonst geheult, die Vögel betrüblicher gesungen haben.

Falsche Propheten standen auf am Rhein und an der Donau, und wie Vorläufer des Antichrist gemahnten sie an die Erfüllung der letzten Zeiten. Viele Meister des weltlichen Regiments

aber walteten ihres Amtes so willkürlich und gottlos, als ob weder ihr Regiment, noch ihr Leben, noch die Welt jemals ein Ende nehmen könne, und der Stuhl des Weltenrichters niemals über den Stühlen aller Könige dieser Welt gesetzt werde.

Nun war im vorgedachten Jahre ein freier Mann im Fulder Land — sein Name ist vergessen — der hatte sein ererbtes Gut einem adeligen Grundherrn zum Eigenthum hingegeben, um dafür, ohne Knecht zu werden, doch den Schutz jenes Mächtigen zu gewinnen und sich und seinen Kindern wenigstens Nießbrauch und Zins von dem Besitz zu sichern, der noch seiner Väter volles Eigenthum gewesen war. In den schweren Zeitläuften aber starb der Grundherr und seine Sippe verdarb, und ein Anderer gewann seine Güter und das frühere Gut jenes Mannes mit ihnen. Der neue Gutsherr wollte nun flugs den freien Mann, der mit seinem Grund und Boden auch schon die Hälfte der Freiheit weggegeben, ganz zu seinem Eigenen machen, wie das damals bei Tausenden geschah; und in der Verwirrung und Noth der Zeit konnte der Bedrängte keinen Schutz finden wider den neuen mächtigen Herrn. Da kam ihm ein verzweifelter Muth, daß er das Elend vorziehen wolle der Knechtschaft. Noch lebte in ihm der Stolz und Trotz des alten Germanen, und gar manchmal schaute er verächtlich auf diese neue Zeit, wo der streitbare Mann dem demüthigen Mönch und dem zahmen Bauern zu weichen begann. Sein Großvater hatte als Knabe noch den Dienst der alten Götter im heiligen Haine gesehen. Welche Götter waren denn besser, die alten oder die neuen? Mit den alten Göttern war auch die gute alte Zeit entwichen. Und wie zur Strafe kamen jetzt lange Jahre der Trübsal heraufgezogen, und der neue Christengott hatte nicht Macht oder Lust den Jammer von seinem Volke zu nehmen. So dachte der Mann aus dem Fulder Land. Er wollte sich selber helfen, mit oder ohne Gottes Hülfe nach der Väter Weise kraft der eigenen Faust.

Darum gürtete er eines Nachts sein Schwert und entfloh von seinem Gute, das nicht mehr sein war, um zugleich der

Gewalt des neuen Herrn zu entfliehen. Er nahm nichts mit als seine drei köstlichsten Besitzthümer: sein Weib, sein Kind und sein Schwert. Und weil es mitten im härtesten Winter war, so schlugen die Flüchtlinge warme Felle als Mäntel über ihr Gewand. Aber weder Speise, noch Geld oder Kleinodien konnten sie auf den Weg nehmen in dieser armen Zeit.

Sie gedachten aber gegen den obern Main zu ziehen und von da überzudringen nach Thüringen und Sachsen. Das war ein kühnes Beginnen, denn der Weg ging mitten durch ein vom Feinde verwüstetes, ausgehungertes Land, und es war in den rauhesten kurzen Tagen vor dem Jahreswechsel. Aber die Flüchtlinge waren auch hartgebackene Leute, wetterfest, mit Stahl in den Gliedern und einem wider den Hunger gepichten Magen.

War es doch auch in selbiger Zeit, wo König Ludwig, genannt der Deutsche, bei Flammersheim ein paar Rippen brach und dennoch weiter reisete, als sei er unversehrt, und keinen Seufzer ausstieß, obwohl man das Krachen in den zerbrochenen Rippen hörte, wenn sie an einander stießen, und mit seinem Bruder Karl eine Unterredung hielt, um das Reich Lothars brüderlich zu theilen, und dann erst, als er sich sein Theil ausgemacht, nach Aachen ging, um nun bei mehrerer Muße die Rippen wieder zusammenwachsen zu lassen.

Das waren noch trotzige Zeiten, trotzige Leute und trotzige Könige, denen es auf ein zerbrochenes deutsches Reich und ein paar zerbrochene Rippen mehr oder weniger nicht ankam.

Es war am Sylvesterabend, dem Abende des dritten Tages, seit der Mann aus dem Fulder Land mit Weib und Kind fliehend ins Weite irrte. Das Kind aber war zwei Jahre alt und trank noch immer an der Mutter Brust; denn so zog dieses starke Geschlecht starke Nachkommen groß, und sieben Jahre lang hatte vordem der starke Hermel der Mutter Brust getrunken. Mann und Weib trugen das Kind wechselsweise und hülleten es fürsorglich in ihre warmen Felle.

Der Tag war grimmig kalt gewesen. Eisiger noch brach der frühe Abend herein. In den Waldbergen der Röhn hatten

sich die Wanderer verlaufen und nur am ersten Tage von der Gastfreundschaft eines selber halb verhungerten Bauern einen mageren Bissen erhalten. Hungrig hatten sie sich schon gestern Abend im Schnee des Waldes gebettet.

Am andern Morgen schritt der Mann noch guten Muthes rüstig aus; denn wer aus der Knechtschaft zur Freiheit wandert, der spürt die Mühsal des Weges nicht. Schweigend, im treuen Duldermuth des Weibes zog die Genossin nebenher, das schlummernde Kind im Arme. Aber am Mittage hatten sie sich verirrt in den Schluchten des Gebirges; der Abend schlich heran und nirgends ließ sich der Rauch einer Hütte erspähen. Nur die Spuren des Wildes und der Raubthiere kreuzten sich im Schnee, und noch hatte den ganzen Tag nicht ein einzigesmal das tröstliche Wahrzeichen menschlicher Fußstapfen den Muth der Wanderer belebt. Häufiger wachte das Kind auf, weinte stärker und länger und stammelte seine bittenden Laute, denn auch ihm konnte die Mutter schon nicht mehr Nahrung genug spenden.

Da begann es dem Mann zuweilen vor den Augen zu schwimmen, und es war ihm, als breche mit Einem Schlag sein ganzer Muth zusammen. Doch nur einen Augenblick — und er erhob wieder das Angesicht, schaute trotzig vorwärts in die endlose Wildniß, und sein leichter Schritt trug ihn so sicher und scheinbar frohgemuthet wieder dahin, als seien die weißbereiften Zweige mit Frühlingslaub geschmückt und der vom Felsen stürzende Waldbach, darüber sich die gefrorenen Wasserdünste wie eine Rauchwolke lagerten, ein kühler Brunn im Mai.

Des Riesensohnes aus Nordland — so hatten unsere Urväter den Winter geheißen und ihm den Namen des grimmigen Mannes beigelegt mit der kalten Brust — dessen gedachte in der nächsten schwarzen Minute wieder der Mann; denn es überkam ihn, als wolle der grimmige Riese, der leibliche Vetter des Todes, ihn und sein Weib und Kind hinmorden ohne Erbarmen. Es schwindelte ihm vor Kälte und bis auf die Knochen drangen die Schauer des Frostes.

Das Weib aber mit dem blassen Leidensgesicht war anzusehen wie eine christliche Märtyrin, die man zur Opferung hinführte vor jenen Riesensohn. Aber ob auch sie wohl im Stillen erbebte unter der Mühsal des Leibes und der Marter der Seele, däuchte ihr doch der Anblick ihres Mannes mit einemmale noch viel schrecklicher. Denn wie die Nacht niedersank und das letzte kalte Roth der untergehenden Sonne über dem Schnee der Bäume blutfarben verglühte, breitete sich über die harten Züge des Mannes ein gar furchtbarer Ausdruck. Es war als gehe ein gewaltiger Kampf durch seine Seele. Unstät rollte das wilde Auge, die Lippen zuckten so heftig, daß er sie fest zusammenbeißen mußte, und gleich als wolle er den Feind, mit dem er inwendig rang, auch mit dem Arme niederschlagen, fuhr mehr denn einmal die Hand nach dem Griff des Schwertes. Weiß besäumt vom Reif erhöhten Bart und Hauptthaar die schreckenvolle Würde des Antlitzes, und im Doppellicht des verlöschenden Abendrothes und der glühend hinter den Bergen aufsteigenden Mondesscheibe erschien der Mann wie ein altheidnischer Priester, der, mit dem Zorn der Götter ringend, sich rüstet, das Sühnopfer hier im Allerheiligsten der Wildniß zu bereiten.

So waren die Wanderer zu einer Anhöhe gekommen, wo schwarze Basaltpfeiler aus der Schneedecke aufragten. Unter einem vorhängenden Felsen, den die Pfeiler im Emporsteigen wie ein Dach über sich gehoben hatten, fanden die Ermatteten Schutz vor dem Winde, ein schneefreies Plätzchen und dürres Reisholz genug, das bald zu einem lustigen Feuer aufloderte. Sie beschlossen hier Nachtlager zu halten, aber der Hunger nagte, daß an keinen Schlummer zu denken war: auch das Kind wimmerte immer häufiger und kläglicher.

Dem Mann ließ es keine Ruhe zu sitzen oder zu liegen; er konnte nur, an die Felspfeiler gelehnt, stehend in das Spiel der Flamme starren, oder mit verschränkten Armen auf- und niedergehn. Von den züngelnden Gluthen wandte er den Blick in die Höhe zu dem kalten Sternenlicht des Winter-



himmels und sprach zum Weibe: „Die Riesen und Helden der Vorzeit leuchten da droben als Gestirne. Sonst blickten sie uns gnädig an. Schau, wie sie jetzt so kalten Auges auf uns niedersehen, gleich dem Riesen Winter selber mit dem kalten Herzen in der Brust. Vom Himmel stiegen die Götter hülfreich zur Erde, als unsere Väter noch Glauben und Opfer für sie hatten. Eure Priester haben die alten Götter aus unserer Brust vertrieben, und die Götter haben nun den Himmel für sich behalten, und den Menschen blieb das Elend."

Das Weib erwiderte, zitternd und demüthig aber voll gläubigen Vertrauens: „Nur Ein Gott ist zur Erde niedergestiegen und hat als Mensch mitgelitten für die Menschen. Da ward die Erde so ganz des Gottes voll, daß fürder kein Gott mehr niederzusteigen braucht."

Der Mann verstummte. Ganz nahe hörte man das Geheul hungriger Wölfe. Dem schwachen Weibe ward es nicht angst bei diesem Nachtgesang; doch als sie wieder aufblickte in das Gesicht ihres Mannes, da ward es ihr angst, denn sein Auge war wilder als das Auge des Wolfes.

Und der Mann begann aufs neue: „Wo unsere Väter in Unglück verstrickt lagen, da gedachten sie ihrer Schuld und rüsteten Sühnopfer. Je schwerer Schuld und Noth, um so theurer mußte die Gabe sein, die zur Sühne dargebracht wurde. Haben uns die Sänger nicht gesagt — heimlich, daß es die Mönche nicht hörten — von dem guten nordischen Könige Domaldi, den sein eigen Volk zum Altare führte, um ihn als den besten Mann des Volkes den Göttern zu opfern, damit sie die Hungersnoth vom Lande nähmen? Und als das Opfermesser das Leben des Königs selber durchschnitten hatte, wich der Hunger vom Lande."

Das sprach der Mann mit dem glühenden Auge des Wolfes, und wie ergriffen von der Vollkraft thierisch-menschlicher Leidenschaft führte er Hiebe mit dem Schwerte durch die Luft. Und abermals versagte dem Weibe das Wort der Erwiderung.

Ja, das waren wildgemuthete Menschen, die noch die

ganze Wucht eines ungebrochenen Gefühles im Leibe spürten, zu selbiger Zeit, wo selbst ein König mit gebrochenen Rippen sich doch immer noch Manns genug fühlte, ein ganzes großes Königreich zu zerbrechen.

Und aufs neue und immer schrecklicher erhub der Mann seine Stimme: „Du hast nicht vernommen, Weib, was vorgestern der Bauer erzählte, der uns zum letztenmale speiste. So höre jetzt! Der Erzbischof Rhaban sättigt auf seinem Hofe zu Winkel täglich Hunderte von Hungrigen, die in dieser schweren Zeit aus der ganzen Gegend dort zusammenströmen. Nun geschah es unlängst, daß auch ein fast verhungertes Weib zu ihm kam mit einem kleinen Knaben. Als sie aber die Schwelle des rettenden Hauses überschritt, stürzte sie zusammen vor Schwäche und hauchte den Geist aus. Das Kind aber lag an der Brust der todten Mutter und versuchte zu saugen, als ob sie noch lebe, und die härtesten Männer konnten das nicht schauen ohne Thränen. So fiel der Stamm, damit das Reis gerettet werde. Hätte nicht vielmehr die Mutter das Kind opfern sollen, daß sie leben geblieben wäre sich und ihrem Mann und andern Kindern?"

Da kam dem Weib die Sprache wieder: „Nein!" rief sie und richtete sich hoch auf. „Selig die Mutter, welche so ihr Leben gegeben für ihr Kind! Zum Himmel schwebend wird ihre Seele den Knaben geschaut haben, der noch trinken wollte an der todten Brust und der nun doch geborgen war? Du sagst, vor Schwäche habe sie den Geist aufgegeben! O nein! Im Uebermaß der Freude zersprang ihr das Herz, als sie nach Todesmühen ihr Kind nun endlich doch gerettet sah, und von Wonne bewältigt hauchte sie das Leben aus."

Der Mann versank in tiefes Schweigen. Er mußte sein Gesicht verhüllen und abwenden von dem Weibe, das, friedlich auf ihr schlafendes Kind niederblickend, am Feuer saß.

Endlich raffte er sich wieder auf. Mit großen Schritten ging er am verglimmenden Feuer auf und nieder, und noch wilder als vorher rollten seine Augen.

„Wir mögen jetzt nahe der Stunde sein,“ rief er, „wo das alte Jahr dem neuen die Hand reicht. Die Pfaffen, wenn sie die Jahre zählen, sagen: im Jahre des Herrn; — aber bei diesem gottverlassenen Jahr voll Schmach und Elendes sollte man billig sagen: im Jahr des Teufels!“

„Und dennoch,“ sprach milde das Weib, „hat das Eine Jahr, in welchem der Herr als Mensch den Menschen geboren wurde, einen solchen Ueberschuß des Heils über alle folgenden Jahre gebracht, daß auch das schlimmste Jahr nach der Geburt des Herrn immer noch ein Jahr des Herrn sein wird.“

Der Mann nahm das Kind vom Schooße der Mutter. „Die Stunde ist kostbar! Künftiges schauet in der letzten Jahresstunde, wer sich mit dem Schwert umgürtet, auf das Dach seines Hauses setzt, den Blick gen Osten gewendet. Nur Eines will ich heute erkunden, ob wir den morgenden Tag überleben! Ist dieser Fels mit seiner Kuppe nicht jetzt unser einziges Haus? Laß mich hinaufsteigen mit dem Kinde nach altväterlichem Brauch! Und indeß ich oben die Zukunft beschwöre, gedenke du hier des sühnenden Opfertodes, in welchem das nordische Volk seinen besten Mann, den König Domaldi hinschlachtete, damit der Hunger von dem Lande genommen werde!“

Da rief das Weib verzweiflungsvoll: „So höre du vorher die Geschichte einer andern Opferung! Höre wie es erging, da Jehova dem Abraham befahl, daß auch er sein bestes Gut, seinen Sohn Isaak, am Altare schlachte!“

Aber der Mann hörte nicht. Er stürmte mit dem Kinde zur Felsenkuppe hinauf und verschwand hinter den Büschen.

Das Weib wollte ihm nacheilen, die Mutter dem Kinde. Doch als sie aufstand vom Feuer, da ward erst offenbar, wie ihr der Hunger das Mark aus den Knochen gesogen, sie brach ohnmächtig zusammen.

Plötzlich weckte das Schreien ihres Kindes die Mutter wieder zum Leben, und als sie aufhorchte, klang ganz nahe seitwärts aus den Zweigen hervor Getöse wie eines Kampfes. Dann ward es todtenstill.

Da raffte die Mutter sich auf; ihre Kraft war wiedergekehrt, und sie sprang hinüber ins Dickicht, von wo des Kindes Stimme getönt hatte. Und vor ihr stand dort ihr Mann, vergeistert im Gesicht, das Schwert gesenkt, und im hellen Mondlicht sah man, wie Blut von dem Schwerte troff, und Arm und Gesicht des Mannes war mit Blut bespritzt. „Mein Kind!" schrie die Mutter. „Wo ist mein Kind!"

Da reichte ihr der Mann das Kind, das er im linken Arme gehalten, mit dem schützenden Felle bedeckt. Das Kind war unversehrt; es war wieder in Schlaf versunken und lächelte im Schlafe. „Wir sind beide heil und ohne Wunden!" sprach der Mann gebrochenen Tones.

Das Weib forschte, was geschehen sei. Der Mann aber sagte zitternd: „Vollende was du vorhin begonnen: die Mähr von der Opferung jenes Kindes, die Gott dem eigenen Vater befohlen!"

Und verwunderungsvoll, kaum des Wortes mächtig, erzählte das Weib die Opferung Isaaks und schloß mit den Worten der Schrift, die sie so oft im Kloster zu Fulda vernommen: „Da sprach der Engel des Herrn zu Abraham: Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen. Da hub Abraham seine Augen auf und sahe einen Widder hinter ihm in der Hecken mit seinen Hörnern hangen, und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn an seines Sohnes Statt zum Brandopfer."

Als sie geendet, sprach der Mann: „So hat sich heute erneut nicht die Mähr von der Opferung König Domaldi's, sondern von der Opferung Isaaks. Siehe, auch ich wollte unser Kind opfern! Doch nicht gleich Abraham, weil es mir Gott geboten, sondern als ein Sühnopfer den zürnenden alten Göttern, und auch, daß wir selbst uns sättigten und unser Leben retteten mit dem Fleisch des eigenen Kindes! Wie ich aber ins Gebüsch trete, taumelnd und wie mit Irrsinn geschlagen durch den eigenen Vorsatz, erschaue ich zwei Wölfe,

die an dem Körper eines Rehes zerren. Da wird es wieder hell vor meinem Auge; mit dem Schwerte springe ich hinzu, das Kind ins Fell verhüllt fest an mich schließend, und schlage die Bestien nieder! Hier liegt das Reh, das uns Gott gesandt, der Widder statt des geopferten Sohnes!"

Da rief das Weib gleich einer Seherin: „Und doch ist auch das Opfer Isaaks nur die Verheißung gewesen eines größeren Opfers. Denn als die Zeit erfüllet war, hat Gott selber seinen einigen Sohn dahingegeben zum Sühnopfer für die Schuld aller Menschen. Und seit diesem letzten wahren Opfer sagen wir von jedem Jahre: Im Jahr des Herrn!"

„Ja," sprach der Mann zerknirscht vor sich hin, „die letzte Stunde dieses Jahres hat es klar gemacht: es war auch dieses Jahr ein Jahr des Herrn!"

Am Feuer sättigten sich die Beiden an dem Fleische des Rehes. Dann fielen sie in friedlichen Schlaf.

Die Morgensonne des neuen Jahres weckte die Schläfer. Sie stiegen hinauf zur Kuppe des Felsens, von wo gestern Abend der Mann vergeblich die Zukunft erschauen wollte. Da that sich ein wunderbares Bild vor ihren Augen auf: das weite reiche Mainthal glühte im Sonnenschimmer, Hütte an Hütte stieg aus den Gründen, und der Rauch von hundert Feuerstätten hob sich zum leichten Gewölk verschwebend in die reine Winterluft. Die Gatten küßten sich bei diesem Anblick und küßten ihr Kind und fielen nieder und beteten. Der Mann aber wagte noch nicht wieder seiner Frau ins Auge zu schauen. Doch diese hob ihn liebreich auf und sprach: „Laß uns des alten Jahres jetzt vergessen, obgleich es kein Jahr des Teufels gewesen; denn siehe, noch ist das neue Jahr nur wenige Stunden alt, und doch hat es schon so reiche Verheißung gebracht, daß wir frohgemuth zum Wanderstabe greifen. Denn die neue Pilgerfahrt beginnt, wo gestern die alte schloß: Im Jahr des Herrn.

Ovid bei Hofe.

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.

Ov. Met. I, 1.

(1855.)

Erstes Kapitel.

Die Fürstin gähnte.

Der Fürst selber servirte ihr heute den Kaffee im Minnedienst des Flitterjahres ihrer Ehe. Sie saßen allein in dem traulichen kleinen Gemach, dessen Wände so ganz von Blumen verhüllt waren, daß es der Hofmarschall neuerdings als die „Grotte der Flora“ in das Zimmerregister hatte eintragen lassen. Durch die weit geöffneten Fensterflügel strich die erweckende Kühle des schönsten Maimorgens, und die leise Luft spielte in dem wallenden Haare der jungen Fürstin, das noch nicht kunstvoll geordnet, nur durch ein rothes Band zusammengehalten wurde. Eine Fülle der Anmuth ergoß sich über diese „Grotte,“ daß Götter selig darin hätten schwelgen können — und dennoch gähnte die Fürstin!

Der Fürst hatte einige Papiere vor sich auf dem Kaffeetisch liegen; denn er hielt eben, wie er's nannte, seinen kleinen Kabinetsrath. Dieser aber galt allezeit nur der Fürstin und ihren geistreichen Launen, und der Fürst war noch artig genug, das Tagewerk seiner Regierungsarbeiten an jedem Morgen mit diesem schwierigsten Departement des Innersten zu beginnen.

Selten wohl hat ein junger Ehemann seine Gattin so ganz nach Herzenslust die anmuthigste Verschwendung entfalten lassen, wie unser Fürst Karl August. Die Fürstin Eudoxia nannte den Gemahl aber bei seinem zweiten Namen Augustus, weil sie gerne ein augustisches Zeitalter des künstlerischen Prunkes und geistberauschender feiner Ueppigkeit im kleinen Reichsfürstenthume hervorgezaubert hätte. Die etwas bäuerlichen Bürger der Residenzstadt ihrerseits hatten in mangel-

hafter Kenntniß der byzantinischen Geschichte den Namen ihrer neuen Fürstin Eudoxia nicht recht verstanden und schlechtweg zur Fürstin Eidechse verdeutscht. Und in der That, sah man das kleine bewegliche Wesen mit den klugen Augen, jeden Tag mit einem andern goldschimmernden Gewande angethan, durch die Laubgänge des Schloßgartens mehr gleiten und schlüpfen als gehen, dann mußte man bekennen, Eudoxia sei anzuschauen recht wie die klugblickende grüngoldene Eidechse, die so lustig im Frühlingsstrahle hin- und herhuscht, harmlos, heiter, in Lebenslust gesättigt.

Also Eudoxia durfte ihren Schönheitsphantasien, ihren künstlerischen Plänen und Launen noch ganz freien Lauf lassen, und dieser Pläne waren so viele und ihre Durchführung erforderte so starkes Kopfbrechen, daß fast an jedem Morgen der kleine Kabinetsrath am Kaffeetische abgehalten werden mußte und oft gar schwer zum Schlusse kam.

Aber die Maisonne, welche durchs Fenster der Frühstücksgrotte so hell hereinscheint, ist ja die Maisonne des Jahres 1724, wo große und kleine Fürsten noch unbekrittelt ihren Launen leben durften und Geld besaßen wie Heu, um in feinem Geschmack mit Trianon zu wetteifern und in phantastischer Pracht mit Versailles.

Ist es doch binnen Jahresfrist in der kleinen Residenz hergegangen, als gälte es, eine neue Welt zu schaffen. Bauleute sind eben noch beschäftigt, den alten Schloßbau durch zwei neue Flügel zu modernisiren. Der Schloßgarten ist völlig umgewandelt. Hier entfaltete sich der Geschmack der jungen Fürstin am reichsten. Da wurden Grotten angelegt, Laubgänge, Teiche, Wasserfälle, Brücken, griechische Tempel und chinesische Pavillons. Die massige, über und über verzierte Steinballustrade längs der großen Terrasse prangt mit sechs collossalen Erzvasen, von schön modellirtem vergoldetem Laubwerk umrankt; dagegen ist Apoll mit den neun Musen bei dem Springbrunnen zur mehreren Bequemlichkeit der Gießer und der fürstlichen Kasse nur aus Blei gegossen und mit

weißer Oelfarbe angestrichen, „doch also, daß es aussiehet,“ wie ein gleichzeitiger begeisterter Beschreiber sagt, „als seien die statuae aus wahrhaftigem penthelischem Marmor gehauen.“

Die junge Fürstin galt für unermeßlich reich, und der Fürst hatte neuerdings eine große Erbschaft gethan, so daß beim Volke die Sage ging, des Nachts zögen ganze Karavanen von Mauleseln die Straßen zur Residenz entlang, mit Fässern und Säcken Goldes beladen, um die ungezählten Schätze zusammenzutragen, in welche der Fürst nur mit verschwenderischer Hand hineinzulangen brauche. Am Ersten jedes Monats, fuhr dann die Sage fort, pflege sich Karl August ganz allein in sein Kabinet einzuschließen, um sämmtliche quittirte Rechnungen der abgelaufenen vier Wochen höchsteigenhändig im Kamin zu verbrennen, damit keine Seele je erfahre, wie viel Geld er verthan und er selber nicht jezuweilen erschrecke vor den ungeheuren Summen.

Also die Fürstin gähnte.

Es geschah dies aber nicht aus langer Weile, sondern aus gelinder Verzweiflung; denn die gelindeste Form der Verzweiflung zwingt zum Gähnen.

Eudoxia schwärmte gegenwärtig für Ovid's „Verwandlungen,“ die sie unlängst aus einer französischen Uebersetzung kennen gelernt hatte. Bereits stickte sie die Geschichte von Philemon und Baucis auf einen Ofenschirm; allein weit Größeres war noch im Werk. In dem erlesensten Cirkel des Hofes wurden Schauspiele aufgeführt, Opern sogar mit Ballet, und die Herren und Damen von Hofe wirkten hierbei zusammen mit einigen für diese Unterhaltung eigens berufenen Künstlern. Damals gehörte es aber zum Glanz eines Hofes, nicht bloß eigene darstellende, sondern auch eigene schöpferische Künstler zu besitzen. Nicht bloß Opern geben wollte man, sondern jeder Hof wollte auch seine eigenen Opern geben, seine eigenen Schauspiele und Ballette. Die Fürstin hatte darum einen Hofoperncomponisten von Wien verschreiben lassen in der Person des Maëstro Ignaz Lämml. Da man aber

bei diesem Posten eben so bequem sparen zu können glaubte, wie bei dem bleiernen Apoll mit seinen angestrichenen neun Musen, so hatte man dem guten Wiener, der nie in seinem Leben einen Vers gemacht, zugleich die Verpflichtung aufgelegt, sich zu der allmonatlich zu liefernden neuen Oper oder Cantate seinen Text selbst zu schreiben und zugleich, wenns Noth thue, als Hofpoet auszuhelfen.

Nun war die Aufgabe des armen Ignaz für den laufenden Monat keine leichte. Er sollte die Geschichte von Pyramus und Thisbe zu einer Oper verarbeiten. Allein trotz ihrer Vorliebe für Ovid hatte die Fürstin doch eine bedeutende Abweichung von der Erzählung des alten Römers für das Libretto befohlen: die Oper durfte nicht tragisch schließen, Pyramus und Thisbe sollten sich am Schlusse heirathen, damit alsdann ein lustiger Tanz eintrete.

Das war zu viel für Ignaz Lämml. In einer schriftlichen Eingabe, die eben im „kleinen Kabinetsrathe" vorlag, und gerade sie war es auch, welche die Fürstin zum Gähnen der gelinden Verzweiflung gebracht, erklärte der Maëstro eine solche Umbildung der Fabel für ganz unmöglich.

Mit einem Anflug von Ironie vertheidigte der Fürst die Ansicht des Kapellmeisters, während die Fürstin für ihre eigene Sache sprach.

Und mit all dem liebenswürdigen Eifer, dessen nur ein junger weiblicher Anwalt fähig ist, rief sie: „Ein König von Frankreich, Karl — Karl der so und so vielte (wer kann die langweiligen Namen und Zahlen behalten!) stellte das Gesetz auf, daß jede Oper heiter und versöhnt enden müsse. Es gehört das gleichsam zur Hofetikette der Oper" — —

„Allein," unterbrach der Fürst, „unsere großen Meister kehren sich längst nicht mehr an dieses Gesetz."

„Große Meister? Ja! Aber gerade darum, weil er kein großer, sondern ein kleiner Meister ist, muß sich unser Ignaz Lämml daran kehren. Alle Kunstgesetze sind vergleichbar den Spinnweben, die großen Fliegen brechen hindurch und die

kleinen werden darin gefangen. Und so soll sich unser Lämml nur ruhig gefangen geben dem ehrwürdigen Königsgesetz der Oper."

„Wahrlich, gefangen wird er sich geben, aber die Oper nicht fertig bringen. Denn als er jüngsthin Acis und Galathea schrieb, ging es ihm wie Vetter Christian im Sprüchwort, der glaubte, er habe ein Päckchen Tabak gekauft, da hatte ers gestohlen. Er bettelte und stahl sich die Verse aus allen andern Galatheen zusammen. Wo soll der Arme aber die Verse zu Pyramus und Thisbe stehlen, die sich heirathen, statt sich zu ermorden? Hättest Du ihm noch die Geschichte vom Dädalus zur Bearbeitung aufgegeben, er würde die Figur des Minotaurus wenigstens an sich selbst habe abstehlen können, denn wie kann man den Ignaz Lämml besser schildern als mit Ovid's Worten: „semibovemque virum, semivirumque bovem," „ein halbochsiger Mensch, ein halbmenschlicher Ochs." Aber verzeih, liebe Eudoxia, ein höchst gutmüthiger Geselle ist der Kapellmeister doch und ein vortrefflicher Musikant dazu."

Die harten Worte des Fürsten waren mit so zärtlicher Schalkhaftigkeit des Tones gesprochen, daß sich Eudoxia nicht gekränkt fühlen konnte. „Unser armer Poet hat Succurs erhalten!" rief sie triumphirend in ihrer vollen anmuthigen Munterkeit. „Vor einigen Wochen ist sein Sohn, ein trefflicher Sänger und ein wahrer Tausendkünstler von Wien herübergekommen, der schneidet ihm jetzt die Verse zu. Der junge Mensch thut höchst geheimnißvoll, macht sich äußerst rar in der Stadt und im Schlosse, kaum weiß Jemand, daß er hier ist — aber um so besser für uns, um so glänzender wird die Ueberraschung sein, womit wir Euch Zweifler besiegen werden!"

„Nun," sprach der Fürst gedankenlos, in den Papieren blätternd, „wenn Pyramus und Thisbe glücklich und lustig zur Ehe kommen, dann wäre ich im Stande und sänge selber mit in Eurer Opera."

Es hatte ihn aber die Fürstin schon gar oft um seine Mitwirkung als um eine ganz besondere Gunst gebeten, denn Ludwig hatte ja auch zu Versailles im Ballet getanzt. Allein diese einzige Bitte hatte der Fürst immer stracks zurückgewiesen mit den Worten: „Ein Fürst soll nicht Komödie spielen!“

Jetzt aber sprang Eudoxia jubelnd auf. „Das Wort halte ich fest, welches du eben gesprochen und dich halte ich fest bei deinem Wort!“

Karl August erschrack, sann nach — da ward ihm erst klar der gedankenlos hingeworfenen Zusage Bedeutung. Sich der dankbaren Zärtlichkeit seiner Gemahlin entwindend, sprach er mit fast feierlichem Ernste: „Der König von Frankreich, deß Namens du dich nicht entsinnen konntest, war Karl VI. Er hat in der Thar verordnet, daß jede Oper heiter und versöhnt schließen müsse. Aber schauerlich verhöhnte das Geschick diesen Satz in der letzten Komödie, die dieser König selbst gespielt. Bei einem Fastnachtsscherz trat er als wilder Mann auf, in zottiges Fell und einen Pechkittel vermummt. Da kam er einer Fackel zu nahe, das Pechgewand fing Feuer, und der lustige König, der jede Komödie heiter wollte geendigt wissen, starb an dem Schreck und den Brandwunden des letzten Finales dieser letzten Komödie, die er selber mitgespielt. Ein Fürst, Eudoxia, soll nicht Komödie spielen! Doch du hast mein Wort; ich werde es einlösen.“

Eine Wolke flog über das Gesicht der Fürstin; allein sie ging rascher noch vorüber wie Aprilgewölk.

Und sie zog ganz sacht die Replik des Hofkapellmeisters Ignaz Lämml hervor und präsentirte sie sammt Dinte und Feder in holdester Anmuth schweigend dem Fürsten, daß er den Entscheid darauf schreibe.

Lächelnd schrieb Karl August mit festen Zügen: „Die Opera Pyramus und Thisbe soll lustig mit der Liebenden Heirath schließen. Coûte-qui-coûte: — so will und befehl' ich's. Carolus Augustus.“

Unter diesem Kabinetsbefehl ward ein Lohn, wie er

Kabinetsbefehlen sonst nimmer zu werden pflegt: ein Kuß von den schönsten Lippen.

Der Fürst sprang auf, trat ans Fenster und blickte nachdenklich in den Schloßhof.

„Schau!“ rief er, „welch seltsamer Aufzug! Vier Männer tragen eine ungeheure mit Blumen bekränzte Bretzel, die stolzeste Geburtstagsbretzel. Sie wollen zu dem schmalen Pförtchen hinein, das zu Deines Hofsängers, des Maëstro Dal Segno Wohnung führt. Ah! das gilt wohl der Tochter des Wälschen, der schönen Cornelia! Aber die Pforte ist zu eng — sie kommen nicht durch mit der ungeheuern Bretzel. Sie gehen zurück — nein! — sie halten Kriegsrath. Was werden sie beginnen? Sie steigen zu dem großen Doppelfenster hinein! Das ist unverschämt — wider alle Schloßordnung — vor unsern Augen und am hellen Tage!“

Der Fürst klingelte. Der Kammerdiener erschien.

„Hat Er den unverschämten Kerl gesehen, der eben sammt drei Andern und einer ungeheuern Bretzel zu Dal Segno's Fenster eingestiegen ist? Wer war der Halunke?“

„Der Maler Friedrich Bergmann, zu Ew. Durchlaucht Befehl.“

„Er soll in Arrest gehen, sechs Stunden —“

„Zu Befehl — sechs Stunden.“

„Halt! Sechs Stunden heute und morgen noch einmal sechs Stunden. Mache, daß du fortkommst! — Halt! Sogleich, auf der Stelle soll er sich auf der Wachtstube zum Arrest melden. Hörst du! Absitzen noch heute Morgen!“

„Das ist hart!“ lispelte die Fürstin, als sie wieder allein waren. „Der arme Bergmann!“

„Die Schloßordnung muß gewahrt werden! Und siehst du, Eudoxia, Alles fängt jetzt an, hier Komödie zu spielen, selbst meine Leute! Der ganze Hof phantasirt“ —

„Aber warum mußte denn der Arrest des armen Bergmann verdoppelt werden?“ fiel die Fürstin rasch, wie das böse Gewissen in's Wort.

„Weil er ein gescheidter Kerl ist, ein durchtriebener Bursche, der Alles kann und weiß, wenn er nur will.“

„Aber du schiebst ihn ja sonst immer zurück hinter den französischen Maler, der Hofmaler werden soll!“

„Weil er sich anstellt wie eine deutsche bête, da er doch ein deutsches Genie sein könnte weit über den Franzosen hinaus. Darum eben schicke ich ihn mit doppelter Strafportion ins Cachot, daß er zum Bewußtsein erweckt werde. Kind, du weißt nicht, wie man deutsche Künstler erzieht!“

Zweites Kapitel.

Da lag sie, die ungeheure, blumengeschmückte Bretzel, das Meisterstück der Bäckerkunst, auf dem Diebsweg durch's Fenster hereingebracht, noch von Niemanden im Hause gesehen, verlassen, in dem Zimmer der schönen Cornelia, der Tochter des italienischen Sängers. Friedrich Bergmann, der mit diesem landesüblichen Geburtstagsgeschenk einen entscheidenden Sturm auf die Liebesgunst der Göttin dieser Räume hatte ausführen wollen, war davongeschlichen zum Arrest wie ein ertappter Dieb, so nahe dem Gipfel und so grausam in die Tiefe geschleudert!

Die Thüre öffnet sich und hereingeschlichen kommt ein zierlicher, spargelhaft lang aufgeschossener junger Mann, fein geputzt mit Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen und himmelblauen Kniebändern und einem rothbraunen Sammtrock, der für den Fürsten selber nicht zu schlecht gewesen wäre. Erstaunt betrachtet er die einsame Bretzel. Also war er heute nicht der erste Gratulant auf dem Platze? Was will der niedliche Blumenstrauß, den er in Händen trägt, gegen diese Kränze, gegen diese ungeheuere Bretzel! Die Bretzel weckt seine Eifersucht. Nur ein Liebhaber kann eine so große Bretzel backen lassen. Aber Cornelia soll es ihm büßen, dem glück-

lichen Anbeter, der sich bis zu dieser Stunde, da er die ungeheuere Bretzel erblickt, für den einzigen hielt — —

Doch stille! Es naht ihr leichter, schwebender Tritt, und der Gratulant pflanzt sich, sein Sprüchlein rüstend, mit dem niedlichen Strauß neben die ungeheuere Bretzel.

Cornelia tritt ein, schön wie dieser schönste Maimorgen des lustigen Jahres 1724.

Es war ein Doppelgeburtstag, und die beiden Liebenden — wir dürfen sie wohl so nennen trotz Friedrich Bergmann und seiner großen Bretzel — tauschten gegen einander Sträuße und Glückwünsche und Küsse aus. Wie sollten sie nicht für einander bestimmt sein, wo sie an demselben Tage im Mai das Licht dieser schönen Welt erblickt!

Cornelia muß unbändig lachen über die ungeheuere bekränzte Bretzel. Aber sie ist zugleich gerührt, gerührt, daß ihr Franz, der erst seit einigen Monaten aus Wien nach dieser Gegend gekommen (denn dieser zierliche Bursche ist Niemand anders als jener Sohn des Hofkapellmeisters Lämml, der Tausendkünstler, von welchem die Fürstin gesprochen) — diese Landessitte der großen Geburtstagsbretzeln bereits erkundet und ihr die größte Bretzel, die gewiß seit Menschengedenken in der Stadt gebacken wurde, gewidmet hat.

Franz weist anfangs den Dank zurück. Aber er besinnt sich. Ja! sie soll es ihm büßen, daß sie noch einen anderen Anbeter hat, der so große Bretzeln backen läßt und betrogen werden soll auch dieser Andere — am Ende gar der Sohn des Hofbäckers! — und also nimmt Franz den Dank für die Bretzel huldvoll entgegen, und wie zum Liebeszeichen verzehrt das anmuthige Paar den Anschnitt von der ungeheueren köstlichen Bretzel gemeinsam.

Armer Friedrich Bergmann! Indeß du nun im Gefängnisse brummst, schwelgt solchergestalt dieser leichtfertige Wiener buchstäblich wie bildlich in aller Süßigkeit Deiner ungeheueren Bretzel.

Begeistert durch den Anschnitt der Bretzel und den Humor,

den Jedes für sich in dem köstlichen großen Backwerk fand, wurden die beiden Liebenden zu einem neckischen Spiel der Laune hingerissen, welches sie in letzter Zeit öfters geübt, — sie machten nämlich gemeinsam Verse, gleichsam im Duett.

Es hatte damit aber eine eigene Bewandtniß.

Franz dichtete den Text zu Pyramus und Thisbe, der Oper mit dem heiteren Schluß. Er hatte mit diesem Liebesdienst seinen Vater aus einer Hölle erlöst, und der Alte wollte den Sohn seit gestern Abend, wo er die kühne Wendung zum glücklichen Ausgang der Oper ausgespürt, in Gold fassen. Pyramus hat den blutigen Schleier der Thisbe gefunden, der Löwin Fußtapfen im Sande entdeckt, zieht sein Schwert, um sich zu ermorden, singt aber vorher noch mit gezogenem Schwerte eine tragische Arie. Da hört ihn Thisbe, stürzt herbei — und Alles weitere macht sich von selber.

Diesen Text nun dichteten Franz und Cornelia, in anmuthigem Spiele improvisirend, gemeinsam. Denn, Cornelia, obgleich in Deutschland geboren und das Deutsche als ihre zweite Muttersprache redend, hatte doch noch von ihren Eltern die nationale Gabe der Improvisation ererbt, und die Stegreifverse floßen ihr so zierlich und manierlich von den Lippen, daß der gewandte junge Poet und Sänger oft kaum gleichen Schritt halten konnte.

Nach den ersten Liebesscenen zwischen Pyramus und Thisbe, die auf beiden Seiten der trennenden Wand durch den Ritz abgesungen werden müssen, erscheint laut Vorschrift der Fürstin Eudoxia das Ballett, um einen Menuett zu tanzen. Während aber die Damen und Herren vom Hofe im Stücke selber singen, sollen die Hofsänger singend eintreten bei diesen Intermezzo's des Balletts, welche allegorisch den Inhalt der vorangegangenen dramatischen Scene darstellen.

Was soll man aber zu einem Menuett singen?

Es bedurfte in der That der ganzen Inspiration der großen Bretzel, um diese Frage zu lösen.

Aber Cornelia weiß flinken Rath. „Wir singen einen

Wechselgesang über den Menuett, vom Menuett. Die Liebesscene ging vorher. Der Menuett ist der Tanz der Liebe" — —

„Halt ein," rief Franz, „schon strömen die Verse mir zu. Also:

Menuetto.

Es hat den Menuett Gott Amor selbst erfunden:
Ihn tanze, was sich liebt! Mit gravität'schem Gang
Erscheint Frau Musica; doch weicher Liebessang
Ist wie ein Rosenkranz um ihr Gewand gewunden:
Prächtig und stolz zu sein, naiv und doch kokett,
Lüstern und spröd zugleich; das lehrt der Menuett."

„Nun komme ich!" rief Cornelia, und begann zu den Worten auch sogleich eine zierliche Menuettweise mit glockenheller Stimme zu improvisiren:

Trio.

„Das macht, es hat der Schalk, der lose Gott der Liebe,
Vertheilt im Menuett des Mann's, des Weibes Triebe:
Züchtig naiv sind wir, verbuhlt die Männer nur:
Drum klingt im Menuett so doppelte Natur."

Und wie Schlag auf Schlag fiel jetzt wieder Franz ein und sang zugleich die von Cornelia begonnene Melodie fortführend:

„Das laß ich gelten dir, o holde Göttin mein,
Ist gleich verbuhlte Art nicht Männer Art allein:
Doch theilt der Menuett des Mann's, des Weibes Triebe,
So einigt er sie auch im Grundaccord der Liebe:
Drum tanzt ein liebend Paar Menuett, so sei zum Schluß
Die rechte Hauptcadenz — ein ganz verstohl'ner Kuß!"

Bei den letzten Versen war der Gesang in ein Parlando, bei den letzten Worten in rasches Sprechen übergegangen und ehe Cornelia sich's versah, war der Kuß geraubt.

Es trat eine lange Pause ein. Die Liebenden saßen wie verklärt vor der großen Bretzel. Der Schlag der Vögel klang

so hell von den Bäumen des Schloßgartens herüber; — o das war ein köstlicher Augenblick. Nur der arme Friedrich Bergmann, der diese Begeisterung doch auch wider Willen mit hatte entzünden helfen, brummte im Arrest, und hatte eben wohl nicht das rechte Maibewußtsein.

Wie aus einem Traume erwachend, sprang plötzlich Franz auf. „Leichtsinnige Kinder, die wir sind! So machen wir harmlos eine Komödie in Versen, indeß wir Beide selber mitten drein sitzen in einer Komödie, in dem verwickeltsten Intriguenstück, das sich jemals in den Räumen dieses Schlosses abspielte. Pyramus und Thisbe! — Sind wir selber nicht auch Pyramus und Thisbe? Erst wollen wir die Gefahren unserer eigenen Liebe in Verse bringen, und in Noten setzen, ehe wir an die Liebesabenteuer längst begrabener Helden denken."

„O stille davon!" rief Cornelia leichtmüthig. „Lassen wir unser Schicksal rollen, wie es rollt, gedankenlos spielend, scherzend, dem Augenblicke hingegeben, und eine unbekannte Hand möge die Zügel lenken."

„Aber der Augenblick gerade ist ja so fastnachtstoll, so köstlich, daß man ihn festhalten, in langsam bedachten Zügen schlürfen und genießen muß!" entgegnete Franz. „Unsre Väter hassen sich wie Spinne und Kröte. Und dennoch brauchen wir nicht durch den Ritz in der Wand Duett zu singen wie Pyramus und Thisbe. Nein, wir singen und sprechen hier am hellen Tage in deines Vaters Wohnung ganz laut und offen. Dein Vater hört den Ton meiner Stimme arglos nebenan in seinem Zimmer. Nur weiß er nicht, daß ich Ich bin. Er schmeichelt mir, weiht mich ein in alle Geheimnisse seiner Gesangkunst, hegt mich wie einen Sohn in seinem Hause, mich eine Maske, den Sänger Anton Howora aus Böhmen, und wenn er ahnte, daß ich auch nur ein Stück von dem Sohne des Ignaz Lämml sei — — o, es wäre eine höchst lustige und eine höchst traurige Geschichte, wie er mich dann stracks zum Teufel jagen würde!"

„Doch jeder Besuch, der hier eintritt, dich erkennt, bei

deinem wahren Namen begrüßt, kann unser Lustspiel in ein thränenreiches Drama verwandeln! Noch begreife ich nicht, Franz, wie es dir gelang, die Maske volle zwei Monate zu bewahren."

„Ihr Kleinstädter begreift das freilich nicht," sprach Franz mit selbstgefälligem Lächeln. „In Wien lernt man dergleichen Dinge, besonders beim Theater. Als ich die lustige Kaiserstadt verließ, da dachte ich, das einförmigste Leben, gehüllt in den Nebel unendlicher Langweiligkeit, erwarte mich hier. Ich kam mir vor, wie Einer, der in die Verbannung reist, etwa wie unser Freund Ovidius, als er nach dem schwarzen Meer gesegelt ist. Tristien nur fürchtete ich hier singen zu können, Klagelieder und jammervolle „Briefe vom Pontus" zu schreiben an die tollen Genossen meines Wiener Lebens, und statt dessen mache ich Metamorphosen, höchst abenteuerlich ergötzliche Verwandlungen, seit den ersten Tagen, in welchen ich den Fuß in dieses verzauberte Städtchen gesetzt! Gleich die erste Verwandlung betrifft mich selbst. Ich höre von dem Ruf des großen Gesangmeisters Dal Segno. Ei, da gäbe es wohl eine schöne Gelegenheit, ihm einige von den Geheimnissen seiner Kunst abzulauschen, meinen Studien hier einen letzten glänzenden Schliff zu geben. Ganz arglos lege ich meinem Vater den Wunsch vor, noch ein wenig Schule bei Dal Segno zu machen. Ich erwog nicht, daß zwei so eigensinnige Tonmeister unter dem Dache desselben Schlosses ja naturgemäß gar nicht anders als in grimmigster Feindschaft leben können. Mit Zorn und Hohn verweist mir mein Vater dieses hochverrätherische Ansinnen. Eigensinn zeugt Eigensinn. Nun will ich erst recht Dal Segno's Schüler sein —"

„Und da kommt," so fiel ihm Cornelia schalkhaft in die Rede, „eines Tags ein fremder Bursche in unser Haus, der sich Anton Howora nennt, aus Prag in Böhmen und trillert dem Vater so perlende Cadenzen vor, daß der spröde Lehrer von glühender Begierde entzündet wird, einen solchen Sänger einen Schüler nennen zu dürfen."

„Willst Du schweigen, Spötterin! — Das ist nun meine erste Verwandlung. Die zweite wuchs aus derselben hervor; aber sie war gar viel schwieriger. Denn zuerst hatte ich nur meinen Namen verwandeln müssen; jetzt aber mußte ich mich selbst verwandeln. Ich durfte nicht aus meinen vier Pfählen herausgehen, an keinem öffentlichen Orte mich zeigen, keine Besuche machen, keine Bekanntschaft anknüpfen. Denn wie hätte ich sonst meine Doppelrolle auch nur drei Tage spielen können in diesem kleinen Nest, in diesem neugierigen Schlosse, wo der Fürst selbst sich an jedem Morgen die Thorzettel vorlegen läßt, damit er jede Mücke kennt, die in seine Residenz aus- oder eingeflogen ist! Wann's stürmt und regnet, daß man keinen Hund vor die Thüre jagt, dann gehe ich spazieren; in stichdunkler Nacht schaue ich mir das Innere der Stadt an und die neuen Prachtbauten des Fürsten. Nur zur Mittagessensstunde, wenn alle ordentlichen Bürger bei Tische sitzen, wage ich einmal über die Straße zu schlüpfen und verhülle mir dann das Gesicht (das ich sonst so gern recht offen zur Schau trug), als hätte ich Zahnweh —"

„Und dennoch —" unterbrach Cornelia, „würde deine Verwandlung nicht lange Stich gehalten haben, wenn mein Vater nicht ganz außer der Welt lebte, begraben in dem Wust seiner Noten und Instrumente, wenn er nur ein klein wenig neugieriger wäre —"

„Etwa so neugierig wie seine Tochter Cornelia," fiel Franz ein. „Denn die witterte alsbald etwas von der Metamorphose. Ja, Cornelia, und hättest du nichts davon gewittert und hättest mir nicht einen Zauber angethan, ich würde den Anton Howora selber bald wieder nach Böhmen heimgeschickt haben. Und gälte es die Triller des Orpheus und die Colораturen des Arion zu erlauschen, so wäre es doch mit dieser Verwandlung auf die Dauer zu theuer bezahlt gewesen. Denn indem ich der größte Sänger geworden, wäre ich zugleich vor langer Weile gestorben. Ein mächtiger Gott mag Apoll sein, doch mächtiger noch ist Amor. Da sitze ich nun

zu Hause, studire wie ein Narr, nur um nicht unter die Leute gehen zu müssen, — studire mich, ohne es selbst recht ernstlich zu wollen, zum größten Sänger, bloß um einer Liebeskomödie willen — wahrlich, Cornelia, als Leander den Hellespont durchschwamm, zeigte er nicht größeren Liebesmuth. Und dennoch werde ich bereits hier und dort erkannt in der Stadt. Nicht lange mehr hält das Spinngewebe unsers Geheimnisses. Wir müssen auf neue Verwandlung sinnen. Denn das schwöre ich dir bei dieser großen Bretzel und bei meiner noch viel größeren Liebe, mein Vater, der gutmüthigste Mann, wäre unversöhnlich, wenn er hinter solchen Betrug käme. Wenn ich mir dächte, daß er jemals einen Fuß in diese Wohnung setzen könnte, dächte, daß er hier seinen Sohn überraschte als Schüler seines Todfeindes, in verliebter Zwiesprach mit seines Todfeindes Tochter, wenn ich mir vorstelle das Entsetzen, die Wuth in den Zügen des dicken gutmüthigen Mannes — —! ein Schlaganfall wäre bei seiner Corpulenz — — —"

Drittes Kapitel.

— — Da öffnete sich die Thüre und herein trat der dicke Mann selber, der Hofkapellmeister Ignaz Lämml!

— — „unausbleiblich!" vollendete Franz, und der Schreck trieb ihm dieses letzte Wort überlaut, gleichsam als einen artikulirten Schrei des Entsetzens aus der Kehle, und das junge Paar flog davon in ein Seitengemach, als habe es ein Gespenst gesehen.

Erstaunt blickte Ignaz Lämml rundum. Er hatte den Fliehenden nicht erkannt.

„Das ist seltsam!" sprach er bedächtig zu sich selber und kopfschüttelnd. „Ich hatte gefürchtet zur Thür hinausgeworfen zu werden, wenn ich hier eintrete, statt dessen springen die Leute vor mir weg wie der Floh vom Betttuch! Was rief

mir der Bursche entgegen? „„Unausbleiblich!““ — Unsinn ist das und das Komödiantenvolk verrückt!“

Nach diesem Selbstgespräch nahm der Hofkapellmeister eine Prise und dachte darüber nach, woher es wohl komme, daß alle große Musiker Tabakschnupfer seien.

In überwallender Rührung und Dankbarkeit über die Rettungsthat seines Sohnes, die ihn aus der verzweifelten Klemme von Pyramus und Thisbe gerissen, hatte sich Ignaz Lämml zu dem unerhörten Schritt entschlossen, die Schwelle seines Todfeindes zu überschreiten. Heute war Franzens Geburtstag. Der Alte hatte lange gesonnen, was er wohl thun möge, um dem unvergleichlichen Sohn die höchste Ueberraschung und Freude zu bereiten. Da fiel ihm ein, wie dringend ihn Franz vor einiger Zeit gebeten, daß er die letzten Feinheiten der Gesangkunst noch bei Dal Segno erlernen dürfe. Mit groben Worten hatte er damals den Sohn zurückgewiesen. Wie that das dem weichherzigen Vater jetzt in der Erinnerung wehe! Nun, wo sich Franz so edelmüthig gerächt, hätte er fast gegreint über seine vormalige Grausamkeit, denn dem dicken, zartgebackenen Mann rollten die Thränen gar leicht über das runde Gesicht. Da nahm er sich vor, zur Buße für seine Hartherzigkeit, als Zeichen des höchsten Dankes gegen den Sohn und zugleich zur glänzendsten Geburtstagsüberraschung selber zu Dal Segno zu gehen, dem Todfeind Frieden und Versöhnung zu bieten, und es koste was es wolle, dem Sohne den Unterricht des eigensinnigen Italieners auszuwirken.

Der Gang von dem Flügel des Schlosses, wo er wohnte, zu dem anderen Flügel, wo des Gesangmeisters Wohnung, war dem guten Lämml, der nicht nur den Sohn überraschen wollte, sondern auch sich selbst überrascht hatte, in der That zu einem Bußgang geworden, so qualvoll als hätte er einen mit Erbsen bestreuten Weg auf den Knien abgerutscht. Aber der heitere Gedanke, was wohl sein Franz nachgehends für Augen machen möge, hielt ihm den Muth aufrecht.

Da stand er nun ganz allein in der Stube, schwur sich zu, sich auch durch den heftigsten Grobheitsangriff des Italieners nicht aus seiner Fassung bringen zu lassen und jeden Feuerbrand der Beleidigung, den jener gegen ihn schleudern würde, sofort mit einem vollen Wasserguß der ergebensten Freundlichkeit abzulöschen — und betrachtete dabei die ungeheure Bretzel.

Neugierig, wie er war, ging der Alte schnüffelnd im Ring um die Bretzel herum, und naschhaft war er auch, d'rum nahm er ganz verstohlen eines der Stückchen, welche das Liebespaar abgeschnitten hatte und kostete das treffliche Gebäck.

Und wie er nun just den ersten Bissen im Munde hat, das entwendete Stück in der Hand, da tritt der Italiener in's Zimmer, gleichfalls von Außen kommend.

Eben hatte Maëstro Dal Segno draußen die Mähr von der verhängnißvollen Bretzel vernommen, von dem Einsteigen in sein Zimmer, welches den allerhöchsten Zorn seiner Durchlaucht erregt, aber Keiner wußte ihm noch den Frevler zu nennen. Das rührte ihm schon die Galle.

Da muß er nun gar beim ersten Schritt über die Schwelle die zwei Gegenstände seines höchsten Aergers mit Einem Blicke sehen: die Bretzel und den Hofkapellmeister.

Die Bretzel lag groß, ruhig und würdig da, aber der Kapellmeister stand neben ihr wie ein Schulknabe, den der Lehrer auf frischer Frevelthat ertappt. Er konnte nur Verbeugungen machen, denn der Bissen des trefflichen Gebäckes erstickte ihm jedes Wort seiner wohlbedachten Anrede im Munde.

So standen sich die Beiden eine gute Weile gegenüber, Kampfhähnen vergleichbar, welche, die Flügel auf den Boden ausspreizend, gegenseitig auf den ersten Angriff warten.

Endlich aber kam Beiden zu gleicher Zeit die Sprache wieder, und der entfesselte Strom brauste über den gebrochenen Damm.

Der Hofkapellmeister begann: „Heute, als am Geburtstage —“

„Also auch Sie sind bei dieser sauberen Geburtstags-geschichte betheiligt, auch Sie sind verflochten in das Complott mit dieser Bretzel!“ — unterbrach der Italiener.

„Heute als am Geburtstage meines Sohnes Franz, Herr Collega,“ fuhr der Deutsche mit höchster Gelassenheit fort —

„Ah so! bitte um Verzeihung!“ rief der Italiener etwas erleichtert dazwischen.

„Heute als am Geburtstage meines Sohnes Franz —“ der Deutsche war nun durch die verteufelte Bretzel doch confus geworden. Dreimal noch wiederholte er diesen Anfang seiner wohlstudirten Rede, konnte aber nicht weiter, ließ die wohlgesetzte Phrase fallen, modulirte aus dem hochdeutschen Eingang in seine angestammte breite Wiener Mundart und sprudelte einen schwer zu entwirrenden Knäuel von Sätzen heraus, in welchen er dem aus den Wolken gefallenen Italiener den Wunsch darlegte, daß aller Groll zwischen ihnen vergessen und vergeben sein und daß der Maëstro seinen Sohn Franz unter die Zahl seiner Schüler aufnehmen möge.

Dal Segno maß unsern Ignaz Lämml mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen. Endlich fuhr er in trotzigem Tone heraus: „Ich kenne Ihren Sohn nicht; ich nehme keinen unbekannten Schüler. Wer ist er? Wo ist er? Was ist er?“

Der Kapellmeister hatte aber die Gewohnheit, wenn eine Aufwallung in ihm kochte, die er niederkämpfen wollte, gewisse gangbare Rouladen vor sich hin zu singen, gleich wie Andere zu demselben Zwecke das Einmaleins im Stillen durchrechnen. Das machte sich nun gar ergötzlich, wie er — die Hände in den Rocktaschen — so vor sich hinsang, während ihn der Italiener von Kopf zu Fuß großaugig musterte. Auf die trotzig hervorgestoßenen Fragen aber erwiderte er ganz gelassen: „Mein Sohn ist mein und der besten Wiener Meister Schüler und befindet sich hier bereits seit mehreren Monaten.“

„Seit mehreren Monaten? Und doch hat man noch gar nichts von ihm gehört! — Gehört!“ wiederholte der

Italiener mit starker Betonung, darin Verachtung und Spott gemischt war, und wie zur Erläuterung des Doppelsinnes in dem Worte „gehört" sang er dem Andern einige Triller und Cadenzen in die Ohren, die sich mit den Beruhigungsrouladen des Kapellmeisters zu einem höchst wunderlichen Duett verschmolzen.

Der Kapellmeister hielt die Ohren zu und rief so laut, als sei er in einer Mühle: „Die größten Sänger vollendeten immer ihre Studien im Verborgenen, um dann als fertige Meister die Liebhaber zu überraschen, die tadelsüchtigen Momos aber mit Einem Schlag niederzuschmettern!"

„Ich bedaure, keinen neuen scholarem annehmen zu können, Herr Collega; ein junger Sänger vom seltensten ingenio, Anton Howora aus Böhmen, hat dermalen meine ganze Lehrthätigkeit für sich hinweggenommen. O ein wahrer Juwel von einem Sänger ist dieser Howora!"

„Howora? Von dem hat man ja noch gar nichts gehört! — Gehört! Herr Collega!" rief der Kapellmeister, den giftigen Ton des Italieners nachahmend und sang nun ihm einige Triller und Cadenzen in die Ohren.

Maëstro Dal Segno aber parodirte nun seinerseits mit eiskaltem Gleichmuth, ebenfalls überlaut, als sei er in einer Mühle: „Die größten Sänger vollendeten immer ihre Studien im Verborgenen, um dann als fertige Meister die Liebhaber zu überraschen, die tadelsüchtigen Momos aber mit Einem Schlage niederzuschmettern!"

Eine lange Pause trat ein: die Kampfesruhe zweier Fechter, welche sich eine Weile gemessen haben, ohne daß Einer einen Vortheil hätte erringen können.

Der Hofkapellmeister schritt, seine Beruhigungsrouladen singend, langsam im Zimmer auf und ab.

Den Italiener aber ließ seine Heftigkeit nicht lange schweigen. „Obgleich der Herr Hofkapellmeister noch nichts gehört haben von dem unübertrefflichen Sänger Anton Howora, so ist doch dessen große Reputation zu den Ohren Ihrer Durch-

laucht der Frau Fürstin gedrungen, und Ihro hochfürstlichen Gnaden haben mir bereits die beste Hoffnung gemacht, daß mein Schüler demnächst als Solotenorist und Hofsänger in Ihrer Kapelle angestellt werde."

Da platzte dem Kapellmeister die Geduld und entzwei riß ihm der Faden seiner Beruhigungsroulade. Glührothen Gesichtes rief er:

„Das ist gelogen, Herr Collega! Meinem Sohn hat die Fürstin Hoffnung gemacht auf die vakante Hofsängerstelle und nicht eurem namenlosen Howora, oder Gommorrha — Sodom und Gomorrha! — oder wie er sich sonst ins Dreiteufels Namen schreibt."

Der Italiener zitterte vor Wuth. Aber in dem Maße, wie der Wiener roth wurde gleich einer Klatschrose, ward er kreideweiß, und während Jener tobte, ward er jetzt ganz still; der höchste Zorn wandelte ihn in ein Steinbild, wie er jenen zum wüthenden Ajax umschuf.

Zum Hohn sang nun auch noch der Italiener ganz kaltblütig die Beruhigungsrouladen des Kapellmeisters.

Der horchte auf. „Es scheint, Ihr spielt nun meinen Part, Herr Collega! Da heißt es fürwahr dal segno, Herr dal Segno, Da capo, dal segno!"

Der Italiener erwiderte mit eisiger Gelassenheit: „Wer einen Namen trägt, wie Ihr, Lämml, der muß nicht Wortspiele machen mit anderer Leute Namen. Denn man sagt, nur aus Bescheidenheit gebet Ihr's so klein und nennet Euch Lämml, während Ihr doch eigentlich vollen Rechtsanspuch hättet, den Namen eines ausgewachsenen Schafes zu führen. Andere dagegen meinen, nein, so stehe es nicht, es sei nur ein Buchstabe verwechselt worden in Eurem Namen und der Lämmel sollte eigentlich der Lümmel heißen."

So etwas läßt sich ein Hofkapellmeister nicht bieten.

„Heiße ich der Lümmel, dann will ich auch der Lümmel sein!" rief er, und der dicke Wiener sprang mit einem Satz, den ihm kein Mensch zugetraut, auf den Italiener los, packte

ihn mit beiden mächtigen Armen, hob ihn in die Höhe, hielt, anzuschauen wie der starke Mann, der sich auf dem Jahrmarkt sehen läßt, den Wälschen schwebend in der Luft, und schrie, hinaufschauend zu dem zornesblassen Nußknackergesicht: „Nicht eher sollst du mir loskommen, du hochkrähender wälscher Hahn, bis du mir Satisfaction versprochen hast, Satisfaktion auf der Stelle, Degen gegen Degen!"

„Laßt mich los!" ächzte der Italiener. „Ich verspreche Euch Satisfaktion."

Da setzte der dicke Wiener das kleine Männlein wieder auf den Boden nieder und verwunderte sich, wie es schien, über sein eigenes Heldenfeuer; denn er ward vom Augenblicke an wieder ganz der weiche Sanguiniker und zog seinen kleinen Paradedegen mit unbeschreiblichem Gleichmuth.

Da sprach der Italiener: „Musikanten fechten nicht mit dem Degen; steckt doch das Ding da in die Scheide! Musikanten kämpfen mit Gesang. Wohlan! Ich stelle meinen Kämpfer: den Anton Howora, und in ihm stelle ich zugleich mich selber; denn Schmach treffe den Lehrer, wenn der Schüler unterlieget. Ihr aber lasset Euren Sohn wettsingen mit meinem böhmischen Amphion. Ueber diese Beiden entbrannte der Kampf: so möge auch die Entscheidung in ihre Hände, will sagen in ihre Kehlen gelegt sein. Auf heute Abend haben Ihro hochfürstlichen Gnaden eine Serenade im Schloßgarten befohlen. Die werde uns zum Turnier. Stellet Euren Sohn, ich stelle den Böhmen. Die Fürstin hat beiden die Hofsängerstelle verheißen: so möge Ihro Durchlaucht selber heute Abend entscheiden, wer von beiden solcher Gnade würdig ist."

Der Kapellmeister willigte ein, und schlug als Aufgabe des Kampfes das Duett des großen Scarlatti vor:

„Blickt gnädig, hellglänzende Sterne der Liebe!"

„Gerade dieses Duett singt Howora göttlich, unübertrefflich!" fuhr der Italiener heraus.

„Es ist eine unübertreffliche Leistung meines Sohnes," entgegnete der Deutsche.

„Die große Schlußcadenz singt Howora mit einem Athem, der drei Ellen lang ist.“

„Gerade das ist meines Sohnes Bravourstück.“

„Howora schlägt einen Triller auf dem letzten hohen C.“

„Auf dem letzten hohen C schlägt auch mein Sohn einen Triller.“

Sie waren nahe daran, sich abermals in die Haare zu fahren; denn was der Eine von Howora rühmte, das rühmte genau auch der Andere vom Franz Lämml.

Als sie sich trennten, sprach der Wälsche zu sich: „Der deutsche Esel wird die Weisen des göttlichen Scarlatti herausheulen wie der Nordwind, der das ganze Jahr über dieses hyperboräische Land dahinfährt!“

Und der Deutsche sprach zu sich: „Die Böhmen sind alle falsch, und wer falsch ist, der singt auch falsch. Wie will dieser italienische Windbeutel dem Böhmen den tiefsinnigen Scarlatti lehren, den er selbst nicht versteht, den Scarlatti, bei dem sogar unser Händel Schule gemacht hat?“

Als die beiden Alten das Zimmer verlassen, schlüpfte das junge Paar aus seinem Versteck, von wo es die ganze Zwiesprach belauscht.

Bei Franz hatte es wie ein Blitz gezündet, da er die Ausforderung des Italieners zu einem Sangeswettkampf zwischen Howora und dem jungen Lämml vernahm. Sofort war ihm der Gedanke zu einer neuen Intrigue gekommen, um ihre Liebeskomödie, die schon dem Schiffbruch so nahe, wieder in die sicherste Strömung zu steuern. Aber das Gelingen heischte die kühnste Hand des Steuermannes und eine seltene Gunst von Wind und Fluth. Indeß sich die Alten noch stritten, hatte er bereits die Grundzüge der neuen Eingebung flüsternd mit Cornelia durchgesprochen. Die List des gewürfelten Burschen entzündete weitere List in dem Kopfe des schlauen Mädchens, und wo ein so durchtriebenes Paar gemeinsame Pläne webt, da muß wohl ein feines Netz zu Stande kommen.

„Also abermals eine neue Verwandlung!“ sprach Franz, als sie beide in das von den Vätern verlassene Zimmer traten. „Und diesmal mußt du, Cornelia, die verwandelte sein.“

Cornelia wollte noch einigen Einwand erheben, Franz aber schlug ihn zurück mit den Worten: „Wie kannst du zaudern, dich auf eine halbe Stunde in die höchst ehrenwerthe Gestalt des Franz Lämml zu verwandeln, wo du doch diesem Franz bald ganz zu eigen gehören willst, mit Leib und Seele, und deinen Namen für den seinigen hingeben wirst für all deine Lebtage?“

Und das sprach er so fein und zärtlich, daß Cornelia verschämt zunickte, und dem Arme, den er um ihren Nacken schlingen wollte, sich entwindend, in ihr Kämmerchen schlüpfte. Von dorther aber konnte man sofort wieder ein helles, herzliches Lachen des wunderlichen Kindes hören.

Franz aber ging nun auch rasch von dannen; denn die Stunden waren gezählt und Unzähliges noch hatte er zu rüsten für das kecke Wagestück des heutigen Abends.

Doch indem er eben die Thüre öffnet, tritt sein Vater ihm entgegen. Neue Scene des höchsten Erstaunens.

Franz verfärbte sich einen Augenblick, sprach aber sofort mit unbeschreiblicher Dreistigkeit: „Eben suchte ich dich auf, lieber Vater! Ich habe dir zu beichten, höchst merkwürdige Bekenntnisse abzulegen“ (das Beste soll er aber doch nicht erfahren, dachte er im stillen Sinn). „Wundere dich nicht, mich hier zu treffen. Schon seit Wochen gehe ich aus und ein in diesem Hause und ergründe Dal Segno's Kunstgeheimnisse. — Unterbrich mich nicht! — Ich weiß von dem Schimpf, den dir der Italiener eben angethan, von der Ausforderung gegen einen gewissen Anton Howora. — Unterbrich mich nicht! — Ich will dich rächen: Der Italiener soll selber vor dem ganzen Hofe bekennen, daß sein Schüler nichts bei ihm gelernt habe. Aber folge mir, hinweg aus diesem Hause —“

„Nur ein Wort noch muß ich mit dem Italiener reden! —“

„Nicht doch, Vater! Folge mir!“

„Die große Schlußcadenz singt Howora mit einem Athem, der drei Ellen lang ist.“

„Gerade das ist meines Sohnes Bravourstück.“

„Howora schlägt einen Triller auf dem letzten hohen C.“

„Auf dem letzten hohen C schlägt auch mein Sohn einen Triller.“

Sie waren nahe daran, sich abermals in die Haare zu fahren; denn was der Eine von Howora rühmte, das rühmte genau auch der Andere vom Franz Lämml.

Als sie sich trennten, sprach der Wälsche zu sich: „Der deutsche Esel wird die Weisen des göttlichen Scarlatti herausheulen wie der Nordwind, der das ganze Jahr über dieses hyperboräische Land dahinfährt!“

Und der Deutsche sprach zu sich: „Die Böhmen sind alle falsch, und wer falsch ist, der singt auch falsch. Wie will dieser italienische Windbeutel dem Böhmen den tiefsinnigen Scarlatti lehren, den er selbst nicht versteht, den Scarlatti, bei dem sogar unser Händel Schule gemacht hat?“

Als die beiden Alten das Zimmer verlassen, schlüpfte das junge Paar aus seinem Versteck, von wo es die ganze Zwiesprach belauscht.

Bei Franz hatte es wie ein Blitz gezündet, da er die Herausforderung des Italieners zu einem Sangeswettkampf zwischen Howora und dem jungen Lämml vernahm. Sofort war ihm der Gedanke zu einer neuen Intrigue gekommen, um ihre Liebeskomödie, die schon dem Schiffbruch so nahe, wieder in die sicherste Strömung zu steuern. Aber das Gelingen heischte die kühnste Hand des Steuermannes und eine seltene Gunst von Wind und Fluth. Indeß sich die Alten noch stritten, hatte er bereits die Grundzüge der neuen Eingebung flüsternd mit Cornelia durchgesprochen. Die List des ge[illegible]elten Burschen entzündete weitere List in dem Kopfe des schlauen Mädchens, und wo ein so durchtriebenes Paar gemeinsame Pläne webt, da muß wohl ein feines Netz zu Stande kommen.

„Also abermals [illegible]
als sie beide in das [illegible]
„Und diesmal [illegible]
Cornelia [illegible]
schlug ihn zurück [illegible] r
dich auf eine [illegible]
des Franz Lämm[illegible] n
bald ganz zu [illegible] e
deinen Namen [illegible]
Lebtage?" [illegible] ie
Und das [illegible] —
schämt zurück. [illegible] se
schlingen wollte. [illegible] er
Von dorther [illegible]
liches Lachen [illegible] es
Franz aber [illegible]
Stunden waren [illegible] luf
für das kecke [illegible] ste
Doch [illegible] ohl
ihm entgegen. [illegible]
Franz [illegible] enn
mit unbeschr[illegible]
lieber Vater. [illegible] er
Bekenntnis [illegible] chen
fahren, [illegible] aus
mich hier [illegible]
ein in diese[illegible]
nisse. — [illegible]
den dir [illegible]
gegen [illegible]
— [illegible] um
ganzen [illegible]
lern [illegible] Hof-
[illegible] als
[illegible] ar zu

„Aber so höre doch, toller Junge! Auf ein Duett von Scarlatti habe ich den Esel gefordert, und Howora singt Tenor, und der wälsche Pinsel bedachte nicht, daß die andre Stimme Sopran ist! Also muß ein anderes Duett gewählt werden —"

„Nein! Nein! Das ist gerade recht. Tenor und Sopran. Ich will schon meinen Sopran stellen —"

„Der Junge ist verrückt!"

„Nur fort mit mir, Vater, hinweg von dieser Schwelle, und ich will dir mein Komplott gegen den Italiener enthüllen, daß du staunen sollst, wie scharf ich noch meine fünf Sinne beisammen habe."

Er sprach's und riß den Alten fast gewaltsam hinweg und führte ihn unter die Säulengänge des Schloßhofes, wo sie auf und ab spazierend lange ins Gespräch tief versunken waren. Die Mienen des Alten heiterten sich allmählich auf, und zuletzt schien er von der lustigsten Laune erfüllt. Doch sah man, wie er dann zuweilen wieder stutzte, abwehrte, Bedenken vorbrachte. Und zwischen dem Rauschen des großen Schloßbrunnens, welches den größten Theil des halblaut geführten Gespräches verschlang, konnte man zuletzt die Worte Franzens vernehmen: „Aber bedenke, Vater, es ist ja nur für eine halbe Stunde, es ist ja nur zur Demüthigung des Italieners, daß du seinen Schüler für den deinigen ausgibst und ihm deinen Schüler überlässest; es ist ja nur, damit er selber vor dem ganzen Hofe bekenne, daß dein Schüler unübertrefflich singe, der seinige aber nichts bei ihm gelernt habe."

Hier wurden sie durch einen Bedienten des Fürsten unterbrochen, welcher den Befehl an Franz Lämml brachte, heute Nachmittag vor Seiner hochfürstlichen Gnaden zu erscheinen.

„Den gleichen Auftrag habe ich auch an einen gewissen Anton Howora. Ihr könnt mir wohl die Wohnung des Mannes bezeichnen?"

„Mehr noch!" rief Franz. „Ich will sogar den Auftrag

selber ausrichten. Howora ist mein bester Freund und Ihr würdet ihn doch schwer auffinden."

So ging denn jeder von den Dreien seiner Wege.

Der Kapellmeister aber nahm, durch den Schloßhof schreitend eine Prise, und sprach zu sich selbst: „So sind wir Deutsche doch gutmüthige Narren! Der Italiener würde mich mit aqua toffana vergiften, durch einen Banditen erdolchen lassen, wenn wir jetzt in Wälschland wären. Ich aber räche mich nur, indem ich in einer Komödie mitspiele, die so verwickelt ist, daß der Gedanke an ihre Durchführung mir die ganze Verdauung des heutigen Mittagessens stören wird — und was kommt zuletzt dabei heraus? Eine ganz harmlose Demüthigung des Gecken! Wir lachen ihn bloß aus wo er uns ermordet hätte."

Mit diesen Gedanken strich er unter dem Fenster seines Feindes vorbei.

Da rief Maëstro Dal Segno herab: „Hören Sie! Auf ein Wort! Wir müssen ein anderes Duett wählen! Die erste Stimme bei Scarlatti ist — das bedachten wir vorhin wohl nicht — ist Sopran!"

„Eben darum bleibt's bei dem Duett, Herr Collega, denn mein Sohn singt Sopran!"

„Das ist stark!" sprach der Italiener bei sich, indem er das Fenster zuschlug. „Das hätte ich dem dicken Deutschen nicht zugetraut! Hat der Kerl aus musikalischem Fanatismus seinen Sohn gar zum Kastraten machen lassen!"

Viertes Kapitel.

Wir kehren zurück zu dem Maler Friedrich Bergmann, um ihn in seinen Arrest zu begleiten.

Solcher Arrest war aber zu selbigen Zeiten bei der Hofdienerschaft etwas alltägliches und so wenig ehrenrührig als Festungsarrest bei den Officieren. Der Schloßthurm war zu

dem Ende mit Arreststuben von dreierlei Art versehen. In der untersten büßten die Hausknechte, Stubenheizer und Lampenanzünder ihre Disciplinarvergehen, in der zweiten die Bedienten und Lakaien, in der obersten die Hofofficianten. Obgleich nun Bergmann eigentlich gar nicht zu den Hofdienern gehörte, sondern nur zeitweilig im Auftrage des Fürsten malte, so war der Schließer doch so artig, ihn aus Rücksicht auf seine Künstlerschaft in das „Officiantenprison," wie er's nannte, sperren zu wollen. Häufig fand sich dort recht gute Gesellschaft zusammen; heute aber stand das behaglich eingerichtete Zimmer noch ganz leer.

„Ich will Menschen sehen! Ich kann nicht allein sein!" rief der Maler in wildem Unmuth. „Guter Freund, führe Er mich ins Lakaienprison!"

Allein auch das Lakaienprison stand leer, nicht weil es an Sündern gemangelt hätte, sondern der Hoffourier, der Meister der Lakaien, war heute gerade bei Laune gewesen, summarisch zu verfahren und hatte die Lakaien, welche sich im Dienste verfehlt, bloß durchgeprügelt mit dem großen Amtsstock, der dazumal noch Scepter und Schwert zugleich in seiner Hand war, indeß er gegenwärtig zum bloßen Scepter sich vereinfacht hat.

Aber im Hausknechtsprison war Gesellschaft zu finden, schlechte Gesellschaft freilich, wie der Schließer meinte, nämlich der Hundejunge, der alte Adam Happeler, kurzweg der Hundeadam genannt.

„So führt mich zum Hundeadam!" rief Bergmann, und der Schließer willfahrte kopfschüttelnd.

Adam schien sehr unempfindlich zu sein gegen die Ehre, welche ihm durch den Besuch des Künstlers widerfuhr. Ohne dessen Gruß zu erwidern, glotzte er ihn großaugig an, und als Bergmann ihn durch ein paar freundliche Worte aufzurütteln suchte, verzog er, immer noch schweigend, seine Gesichtsmuskeln zu dem Grinsen eines vollendeten Affenkopfes.

Es war aber der Hundeadam berühmt, ja sprüchwörtlich

in der ganzen Gegend wegen seines Gesichterschneidens, denn nicht bloß unwillkürlich kam es ihm zuweilen an, sondern er konnte seine Züge zu beliebigem Ausdruck auch frei gestalten mit der Virtuosität eines großen Schauspielers.

Bergmann, der bisher lediglich in seinen Unmuth versunken war, fühlte sich gerührt durch das Schweigen und die hieroglyphische Freundlichkeit im Gesichte des armen Teufels. Und wie ein erwärmender Sonnenschein fiel plötzlich der Gedanke in seine trübe Seele, sich recht menschlich und brüderlich dem verachteten Hundeadam zu nähern, ihn in Wohlwollen zu sich heranzuziehen und indem er Erquickung einer andern Seele bereite, den Frieden in die eigene Brust zurückzuführen.

Der milden schonenden Theilnahme des Malers konnte Adam in der That nicht lange widerstehen. Sein Grinsen wandelte sich in ein Schmunzeln und behagliches Lächeln. Er thaute auf. Und ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte der Maler ein gemüthliches Gespräch in Fluß gebracht.

So waren sie bald zu dem nächstliegenden Gegenstand gekommen, den zwei Arrestanten mit einander zu erörtern pflegen: zu dem Anlaß ihrer Einsperrung. „Keinem andern Menschen würde ich beichten," sprach Adam, „aber Euch, Herr Bergmann, „beichte ich so gern wie ein Römischer einem Kapuziner; denn das soll Euch ewig gedankt sein, daß Ihr Euch so freundlich gemein macht mit mir. Halb bin ich mit Schuld hieher gekommen, halb mit Unschuld. Wenn ich das nur den Leuten verdeutschen könnte!"

„In jeder Schuld des Menschen steckt allezeit auch Unschuld, Adam," sprach Bergmann ernst vor sich hin, „niemals ist der ärgste Bösewicht ganz schuldig, so gut wie auch der Reinste niemals ganz schuldlos ist. Die Weisesten aber mühen sich vergebens, dieses Räthsel zu verdeutschen, darum tröstet Euch, Adam, wenn Ihr es auch nicht kennt."

„Gut! So will ich Euch denn erzählen von der Schuld in meiner Unschuld, wie Ihr's nennt, und von der Schuld-

losigkeit in meinen Sünden. Aber da muß ich von vorne anfangen."

Bei diesen Worten kroch der Hundeadam aus der dunklen Ecke hervor, wo er bisher gekauert. Das helle Licht fiel auf seine scharfen fleischlosen Züge, die man je nach Umständen für die Züge eines großen Genies, eines großen Verbrechers oder eines großen Narren halten konnte.

Er begann.

„Vor vier Jahren noch war ich ein Fuhrmann, ein armer Fuhrmann, aber doch mein eigener Herr und hatte immer Brod über Nacht im Haus. Ich hatte ein Pferd, damit fuhr ich Holz und Steine zu den fürstlichen Bauten und leistete Vorspann; das Pferd ernährte mich. Ihr kennt den schlechten, steilen Weg an der Schellenwiese? Wohl! Dort fuhren wir eines Tages Holz, während der Fürst gerade mit seinem italienischen Baumeister auf dem Felsvorsprunge neben dem Wege stand, um den lustigsten Platz für das neue Jagdschloß auszusuchen. Zwei tüchtige Rappen waren vor unsern Holzwagen gespannt; mein Pferd ging voran als Vorspannpferd, müßig im Augenblicke, denn wir fuhren den Berg hinunter. Da können die Deichselpferde inmitten des furchtbar steilen Abhanges den Wagen nicht länger einhalten. Erst rollt er eine Strecke vorwärts. Dann wird er durch einen mächtigen Buckel des Weges plötzlich im jählingen Hinabschießen seitwärts geschleudert, und in allen Fugen krachend stürzt er wider den steilen Rain zusammen. Mein Pferd hatte zurückgescheut, so war es zwischen den Rain und den Wagen gekommen und von dessen gewaltiger Wucht auf der Stelle erdrückt worden — — Aber was macht Ihr denn, Herr Maler? Schreibt Ihr Protokoll von meiner Geschichte? Dann erzähle ich kein Wort weiter!"

„Nicht doch, Adam. Ich bin kein Schreiber, sondern ein Maler, und nur dein Gesicht möchte ich ein wenig zu Protokoll nehmen." Bei diesen Worten zeigte Bergmann Happeler sein Skizzenbuch, in welchem er eben die ersten Umrisse

von dessen Gesicht zu zeichnen begonnen hatte. Denn der Erzähler hatte seine Geschichte mit einem so lebendigen und charaktervollen Mienenspiel begleitet, daß der Maler sich nicht enthalten konnte, zum Bleistift zu greifen, damit er eines oder das andere der berühmten Gesichter des Hundeadam erhaschen möge.

„Also mein armer Fuchs war zerschmettert! Und da stand ich nun händeringend, und das Blut stieg mir in den Kopf vor unbändigem Schmerz, und ich konnte kein Wort reden, als daß ich zum öfteren gen Himmel rief: O du lieber Herrgott, was habe ich wider dich gesündigt, daß mich deine Hand so schwer trifft! Die beiden Deichselpferde, losgeschirrt, gleichfalls hart beschädigt, steckten in der stummen Trauer, womit diese sprachlosen Thiere dem Menschen das Herz bewegen, die tief herabhangenden Köpfe zusammen und beschnupperten sich gegenseitig. Wahrhaftig, diese zwei Gäule waren die einzigen Kreaturen, welche im Augenblick noch menschlich mit mir zu fühlen schienen. Denn die andern Fuhrleute fluchten; der Fürst aber kam herzu und drückte mir zwei blanke Gulden in die Hand und ging wieder weiter, um sich einen lustigen Platz für sein neues Jagdschloß zu suchen. Ich nahm aber die fürstlichen zwei Gulden gedankenlos hin; denn meine Sinne waren bei den zwei Gäulen, die sich und mich so mitleidig und betrüblich anschauten, als den einzigen menschlichen Kreaturen, die außer mir auf dem Platze waren!

Jetzt also war ich ein armer Mann geworden: das Pferd war ja mein Vermögen gewesen. Arm ohne meine Schuld. Die zwei Gulden des Fürsten aber brachten mir die Sünde zum Elend. Ich hatte sonst immer geglaubt, der Fürst sei ein Mann wie der liebe Gott, und wo er zugegen, da werde er alsbald alles Leid in Freude verwandeln. Und nun waren die zwei Gäule die einzigen mitfühlenden Kreaturen auf einem Platze gewesen, wo auch der Fürst zugegen war! Ich ergrimmte über die zwei Gulden, für die ich mein Leid nicht in Freude wandeln und mir kein neues Pferd kaufen konnte, und dachte Dingen nach, denen ich niemals nachgedacht. Zum

Exempel: warum der Fürst nicht lieber den sündlich schlechten Weg bessern lasse, statt sich zu sechs Jagdschlössern noch das siebente zu bauen? Trotzig ward ich im Gemüth, und weil ich trotzig war, kam der Fluch über meine Armuth. Unverschuldet war ich arm geworden, und doch kam die Sünde über mich, weil ich arm war. Das weiß nur Gott zu reimen. Hätte mir der Fürst nicht die zwei Gulden gegeben und mit den zwei Gulden den Teufel des Trotzes und des Unmuthes, so hätte ich im Segen einer schuldlosen Armuth weiter gelebt und gewiß wieder bessere Tage gesehen. So aber kam ich immer tiefer ins Elend und durchs Elend in die Sünde. Ich will Euch an einem Beispiel zeigen, wie ich's allgemach in selbiger Zeit trieb. An einem Herbstabend gehe ich den Fluß entlang gegen den Wald zu, in der Tasche aber hatte ich zweierlei Schlingen, von starkem Drath und von Roßhaar — Ihr wißt schon wozu! — Nicht um Spatzen zu fangen! — Wie ich nun so an dem milden Abend durch das stille Thal gehe, da wird mir's ganz fromm zu Muth und ist mir, als ginge ein Engel Gottes neben mir, daß ich eben in die Tasche greifen und die verteufelten Schlingen in den Fluß schleudern will. Da höre ich die Tafelmusik fernher aus dem fürstlichen Schloß erklingen, Pauken und Trompeten, Flöten und Hoboen in jubelndem Wettgesang! Und auch vom andern Ufer herüber erschallte Musik, eine Geige und eine Pfeife, und ich sah wie drüben auf der Wiese die Bauernbursche mit ihren Mädels tanzten und hörte sie manchmal dazwischen mit heller Stimme singen. Vor dem Unglück hatte ich auch mitgetanzt. Da ging mir die Seele über aus dem stillen Frieden bald in verbissenen Unmuth, bald in weichen Trübsinn, daß ich that, was ich seit meiner Mutter Tod nicht gethan, daß ich anfing zu greinen. Aber die Schlingen behielt ich nun vorerst doch in der Tasche.

Nun kam ich in den Wald. Da warf ich mich auf den Boden und las mir Buchecken zusammen zum schmalen Abendbrode, denn der Hunger biß mich sehr. Es kam aber ein

Mann des Weges, ein reicher Hofbauer, der sah meine traurige Gestalt und meine elende Mahlzeit und sprach: „„Freund, Ihr müsset wohl ein gar armer Mann sein, daß Ihr so zerlumpt hier sitzet und die Bucheckern speiset, welche Euch die Eichhörnchen übrig gelassen!““ Und er legte mir ein paar Kreuzer in den Schooß des Kittels. Da starrte ich ihn an und räsonnirte inwendig: „„Bin ich denn nun ganz ein Bettelmann? — Hätte mir der Fürst die zwei Gulden gegeben mit solchen Worten wie der Bauer die zwei Kreuzer, ich wäre kein Bettelmann geworden!““ Und nun zog ich die Drahtschlingen aus der Tasche und legte sie an den Waldsaum, wo die Hasen und Rehe ihren Wechsel haben, wenn sie über Nacht aus den Forsten ins Kraut gehen.“

„Da hast du doch dem Fürsten zu viel Theil aufgeladen an deinen Sünden, Adam!“ unterbrach ihn der Maler.

„Meint Ihr! — Ich sage Euch, hätte der Fürst in seiner Art gesprochen wie der Bauer, ich hätte nimmer gezweifelt, daß er der liebe Gott auf Erden sei, und mit diesem Glauben hätte ich stille weiter gearbeitet in meinem Unglück und mich zuletzt herausgearbeitet. So aber weckte er mir den Trotz und mit dem Trotz das Räsonniren und mit dem Räsonniren die Jagdieberei. Ich und der Fürst, Herr Maler, wir Beide werden's am jüngsten Tage gemeinsam zu verantworten haben, daß ich den Rehen Schlingen legte!“

Wunderbar waren die Gesichter gewesen, die Adam zu dieser Erzählung geschnitten. Züge des Trotzes, des Hohnes, der Verzweiflung, der stillen milden Betrübniß wechselten mit einander, seine Erzählung begleitend, wie Bilder den Text. Emsig zeichnete der Maler.

Adam fuhr fort.

„Mit der Jagdieberei ging's eine Weile. Nun reiste selbigesmal die Braut unsers Fürsten, die Prinzessin Eidechsia, durchs Land mit ihrem Vater. Eine Lustfahrt gab's mit ihr auf dem fürstlichen Yachtschiff den Fluß hinab. Da wurden etliche Hofdiener ausgeschickt ins Land, um allerlei Volk zu-

sammenzuwerben, das an den Straßen liegt, und wären's auch Krüppel und Lahme gewesen, wie im Evangelio, auf daß wir uns am Flusse aufstellten, so wie von ungefähr, hier Einer neben einem Busch, dort Einer ins Gras gelagert, dort Einer auf dem Felsen sitzend, und wenn das Schiff mit der fürstlichen Braut vorbeifahre, solle Jeder aus Kräften rufen: Vivat Augustus! Vivat Eidechsia! Mann für Mann erhielten wir dafür aber einen Weißpfennig, ein Glas Bier und Käs und Brod. Mich hatten sie auf eine Wiese postirt und mir eine Sense in die Hand gegeben, damit ich aussähe wie ein Bauer. Lautjauchzend rief ich mein Vivat, und das Echo gab meine Stimme zurück wie Waldhornklang. Da fuhr das Schiff ganz nahe ans Land, und die Eidechsia winkte mir, aufs Schiff zu kommen, und fragte mich höchst gnädig, wer ich sei, wie es mir gehe und dergleichen mehr. Ich aber nahm kein Blatt vor den Mund, sondern sagte ihr rund heraus, was ich für ein armer Teufel sei. Das Gesicht, welches ich dazu gemacht, soll sie besonders gerührt haben. Denn nach einiger Zeit ward ich auf die Hofkammer beschieden, wo die Herren mir eröffneten, die Prinzessin Eidechsia Durchlaucht habe höchst gnädig für mich gesorgt und wolle mir ein eigenes Häuschen am Walde bauen lassen, mit einem kleinen Gärtchen dabei."

„Nun, und das wird dich doch gerührt und gebessert haben, Adam?"

„Gerührt und — verschlechtert, ja! Denn die Geschichte mit dem Vivat war doch nicht fein, Herr Maler, warum sollte mich die gerade gebessert haben? Häuschen und Gärtchen lag ganz wunderschön; es war der schönste Platz auf weit und breit, die Prinzessin hatte ihn nach eigenem Geschmack ausgesucht, und das Häuschen sollte dienen — wie nennt Ihr's doch, Ihr Maler?"

„Zur Staffage der Landschaft."

„Richtig! Zur Staffage. Wäre nur diese Staffage nicht gewesen und der Geschmack der Prinzessin! Denn in dem

schönen Häuschen konnte ich nicht leben und nicht sterben. Wozu auch ein Häuschen, da ich kein Pferd und kein Gewerbe mehr hatte? Im Gärtchen konnte ich keinen Krautstengel erhalten, weil die Hirsche allnächtlich aus dem schönen Wald kamen und Alles abfraßen. Ging ich von meinem schönen Punkte auf Tagelohn in die Stadt, so verlief ich hin und zurück einen Vierteltag Zeit. Und als nun gar der Winter kam, da pfiff der Nordost durch unsere vier Wände, daß wir zuerst mit dem Fußboden, dann mit den Stubenthüren, dann mit den Läden und Fensterstöcken, zuletzt gar mit der Hausthüre Herd und Ofen heizten. Dadurch war es aber doch zuletzt etwas zugig in dem kalten Nest geworden, wir zogen aus, und die alte Lumperei ging von vorne an."

Der Maler hatte mittlerweile ein neues Blatt gezeichnet. Er schwieg, obgleich Adam einhielt, wie wenn er wiederum eine Entgegnung erwartete.

Der Erzähler fuhr also nach einer Weile wieder fort:

„Mein Auszug sammt seinen Ursachen konnte im Schlosse nicht lange unbemerkt bleiben. Der Fürst schien einzusehen, daß mich diesmal Niemand Anderes als die unschuldige Eidechsia durch ihre Staffage und ihren Geschmack ruinirt habe, und wandte mir abermals seine Hülfe zu. Und wiederum erschien er mir fast so wie früher, als ein Statthalter Gottes auf Erden. Aber noch weit verderblicher war sein Geschenk, denn das Häuschen der Prinzessin. Er machte mich zum fürstlichen Oberhundejungen und Hundefütterer und setzte mich zum Ersten unter allen Troßbuben des Hofstaates. Herr Maler, ich bin ein verheiratheter Mann, Vater von vier Kindern, und der älteste war damals acht Jahre alt, und Fuhrmann war ich meines Zeichens, ruinirter Fuhrmann. Das ist ein Wort! Als ich nun Hundejunge und Troßbube geworden war, machten die Leute Räthsel auf mich; fragten, wo man sich am frühesten verheirathe? Antwort: in unserer Residenz; denn hier hätten schon Jungen und Buben Kinder bis zu acht Jahren. Heulend kam mein Kind manchmal aus der Schule

heim, wenn sie es höhnten mit dem gottlosen Räthsel. Ei, und ich hätte doch zufrieden sein sollen mit der Stelle! Nein! trotzig ward ich wieder wie vorher. Je mehr mich die Anderen geringschätzten, um so vornehmer wollte ich's geben, so vornehm, daß sie mir gewiß mein armes Kind nicht mehr heulen machten. Also fing ich an flott zu leben wie ein Fuhrmann und nicht wie ein Hundejunge. Wer aber mit großen Hunden will p..... gehen, der muß auch das Bein hoch aufheben können."

„Das ist ein cynisches Bild, Adam, zu deutsch ein hundemäßiges. Man sieht doch, daß du schon etwas zum Hundejungen geworden bist."

„Meine magere Einnahme duldete aber das flotte Fuhrmannsleben nicht lange. Da schaute ich mich fleißig um in unserm Hofstaate, und weil ich von ganz unten hinaufblickte und nicht von oben herunter, so sah ich gar Manches, was andere Augen nicht sehen. Die hohen Herrschaften regieren, spielen Komödie, machen Lustfahrten, wie's Fürsten ziemt. Die italienischen Musikanten, Komödianten und Schnurranten suchen möglichst viel Geld in ihre Taschen zu raffen, denn sie wissen, daß hier ihres Bleibens doch nicht lange sein wird. Könnte ich nur einmal von der Leber weg mit dem Fürsten reden: ich wollte ihm einheizen, ich wollte ihm ein Licht anzünden! Der Hoffourier prügelt den Lakaien, der ein halbverbranntes Lichtstümpfchen zu sich steckt, weil er es selber gern zu sich gesteckt hätte. Der Mundkoch schickt einen Topf mit Schmalz, der angeblich von den Ratten ausgefressen worden ist, dem Mundschenk zum Präsent, und der Mundschenk bringt ihm zwei ganz ausgelaufene Flaschen Burgunder dagegen, die aber noch ganz voll sind. Ei, soll da der Hundejunge allein Hunger leiden und Weib und Kind mit ihm? Nein, das soll er nicht! Was der flotte Fuhrmann in der Stadt verthut, das kann der Hundejunge im Schloß beim Hundefutter wieder einbringen. So gab ich denn meinen Hunden gelegentlich eine Wassersuppe und wir aßen zu Hause ihre Bouillon, oder ich schnitt ihnen Brod in den Kübel und trug ihr Fleisch

meinen Kindern heim. Es ist ihnen recht gesund gewesen — den Hunden meine ich — das Brod und das Wasser, namentlich wegen der Räude. Doch ein Fuchsschwänzer kam dem Ding auf die Schliche, zeigte es an, und nun sitze ich hier im Prison, obgleich ich doch nichts anders gethan, als was die ganze Hofdienerschaft thut, ja was ich recht eigentlich erst von ihr gelernt, denn sonst wäre mir eine solche Schelmerei in meinem Leben nicht eingefallen. Der Fürst läßt Springbrunnen im Schlosse anlegen, während die Leute drunten in der Stadt eine Viertelstunde weit laufen müssen, um ihr Trinkwasser an einem Felsenquell zu holen; er baut hier oben gleichsam eine ganze Sippschaft von neuen Palästen nebeneinander, während unten in der Stadt die Leute in Baracken wohnen, daß sich Gott erbarmen möge. Das erwog ich oft zu meiner Beruhigung und sprach zu mir: Hier oben der Hof ist dem flotten Fuhrmann vergleichbar und die da drunten in der Stadt dem Hundejungen, und doch gehört beides für einander; warum sollte es in deiner zwiegetheilten Person nicht ähnlich sein dürfen, nur mit dem Unterschiede, daß du unten in der Stadt der flotte Fuhrmann bist und hier oben im Schloß der Hundejunge? Seht, Herr Maler, es geht nichts über ein weises Gleichniß!"

Adam schwieg und der Maler schlug sein Skizzenbuch zu. Drei solche Originalköpfe, wie er sie eben bei den drei Historien dem Gesichte des Hundeadam abgestohlen, waren ihm noch niemals in den Wurf gekommen

„Adam, Adam!" rief er dann mit erhobenem Finger. „Du hast schier zu viel räsonnirt über die Unschuld in aller Schuld. Ich will Dir darum auch ein weises Gleichniß sagen, zum Lohn für Deine Geschichten, Adam: Die Schlange war Schuld an Eva's Fall, Eva war Schuld an Adams Fall; dennoch wurden Adam und Eva ohne Gnade aus dem Paradies gewiesen. Und was dem alten Adam Recht war, das ist auch dem Hundeadam billig."

Fünftes Kapitel.

Als Friedrich Bergmann seine sechs Stunden abgesessen, schlich er ganz sacht an seine Arbeit, denn er schämte sich jetzt, unter die Leute zu gehen.

Die schöne Cornelia hatte zu Zeiten seine Huldigungen freundlich hingenommen, wie die Huldigung so manches Anderen. Der deutsche Maler aber begann stracks Häuser zu bauen auf die neckische Art des wälschen Mädchens und dichtete sich in einen ernsten Liebesrausch hinein. Hätte Cornelia das Alles genau gewußt, was das deutsche Gemüth so manchen lieben Tag Hohes und Schönes von ihr träumte, sie hätte recht herzlich gelacht. Und mit der großen Bretzel hatte es Bergmann heute so ernst gemeint, daß kein Gläubiger sein Opfer mit tieferer Andacht auf dem Altare seines Gottes niederlegen kann, als der Maler seine Bretzel vor den glühenden Augen seiner Göttin darzubringen gedachte.

Jetzt schämte er sich, wie gesagt, über Allerlei: über sich selbst, über die Bretzel, über den Arrest, am Ende gar halbbewußt über seinen ganzen Liebesrausch; denn das Gespräch mit dem Adam Happeler hatte ihn mächtig bewegt, aber wahrlich nicht erhoben, sondern herabgestimmt, und einen Geist der Verneinung in ihm geweckt, daß er vor sich selbst erschrak.

So trostlos gemuthet schlich er, wie gesagt, an seine Arbeit.

Es war dies aber ein Werk ganz absonderlicher Art. Der Fürst traute unserm Maler wohl tüchtige Begabung zu, allein — denn er war ja ein deutscher Künstler — um so weniger Geschmack und Leichtigkeit in der Ausführung. Darum bewarb sich Bergmann vergeblich um die Stelle eines Hofmalers. Man trug ihm nur untergeordnete, mehr handwerksmäßige Arbeiten auf, namentlich allerlei Ornamentmalerei bei den fürstlichen Neubauten.

Nun wurde im neuen Schloßflügel ein sogenannter chinesischer Saal angelegt. Reichvergoldetes Schnitzwerk in bun-

testen Formen, Drachen darstellend, die in Grotten lauerten und von Baumzweigen herab drohten, und Vögel, die sich auf Pflanzenschnörkeln wiegten, reich vergoldetes Schnitzwerk der Art bildete den Fries und theilte, in zwölf breiten Stämmen zum Sockel herabsteigend, die Wandfläche des Saales in zwölf Hauptfelder. Die Felder waren mit weißgrundirter Malerleinwand überzogen, und diesen weißen Grund mußte Friedrich Bergmann durch blaue Linien in wohl anderthalbtausend kleine Gevierte abtheilen, in welche er sodann ebensoviele kleine Bildchen als leicht umrissene Skizzen gleichfalls mit blauen Farben malte, wobei Landschaftliches wechselte mit Thierstücken, Stillleben, kleinen Architektur- und Genrebildchen, Karrikaturen, Charakterköpfen, Masken und Arabesken.

Was nur in seinen alten Skizzenbüchern zu finden war, das stöberte Bergmann auf, um es hier noch einmal blau zu färben und die schreckliche Zahl der eintausend fünfhundert Bildchen voll zu bringen. So waren ihm denn auch die drei Gesichter des Hundeadam, die er eben erst abgerissen, ein gefundenes Essen, das er sofort an den Wänden des chinesischen Saales wieder aufzutischen begann.

Allein auch ein so bescheidenes Werk vollführte er nicht ohne die liebevolle Hingabe des Künstlers an sein Gebilde, und bald saß er ganz versunken in das wunderliche Räthselspiel dieser kühn, wie im großen tragischen Styl und doch auch wieder so koboldartig gestalteten Züge vor der Leinwand.

Da griff dem in sein Werk Versunkenen plötzlich eine Hand von hintenher nach den drei Blättern mit der Bleistiftskizze.

Unmuthig fuhr Bergmann auf — aber erschrocken fuhr er alsbald wieder zurück und seine trotzige Stellung wandelte sich in eine ehrfurchtsvoll gebeugte: der Fürst stand vor ihm.

In der That, das war die Erscheinung eines Mannes, vor dem sich auch Männer beugen konnten! Eine mächtige athletische Gestalt, stand der Fürst da, fest und ruhig, recht als ein Herrscher, die Züge des großen, gleichmäßig gebau-

ten Kopfes streng und hart, doch auch nicht ohne Milde, nicht ohne den Ton einer gewissen kräftigen Sinnlichkeit. Selbst die zu den breiten Schultern niederwallende Lockenperücke, welche eine unbedeutendere Gestalt gedrückt haben würde, erhöhte die Gravität des Ausdruckes bei diesem Jupiterkopf im Rokokostyl.

Etwas zurückgelehnt, gestützt auf den wuchtigen Rohrstock mit dem dicken goldenen Knopfe, betrachtete Carolus Augustus lange und schweigend die drei Köpfe. Endlich fuhr er auf, wie aus einem Traum.

„Wer hat die Köpfe gezeichnet?“

„Ich selber, hochfürstliche Gnaden!“

„Was? Er selber? Wohl! Aber ich meine, von welchem Meister hat Er sie copirt?“

„Es sind Originalstudien.“

Der Fürst maß den Künstler mit strengem Blick. „Bursche, täusche Er mich nicht! So skizzirte Leonardo und Michel Angelo und nicht Er!“

„Dennoch muß ich Ew. hochfürstlichen Gnaden zu widersprechen wagen. Erst vor wenigen Stunden entwarf ich diese Köpfe. Der Beweis des Originals liegt in den Physiognomien selbst. Adam Happeler, Ew. hochfürstlichen Gnaden Oberhundejunge saß mir zum Modell, und Durchlaucht werden die Züge des Hundeadam in den Zeichnungen gewiß nicht ganz verkennen.“

Der Fürst musterte auf's Neue schweigend die Köpfe.

„Und solche Gesichter kann der Hundejunge zum Modell schneiden? Morbleu! das nenne ich Virtuosität! Ich habe schon so etwas davon gehört. Einen Hofnarren, der uns durch seine komischen Fratzen ergötzt, besitze ich bereits. Den Adam sollten wir als tragischen Hofnarren anstellen. Die tragische und die komische Maske leibhaftig neben einander, das wäre etwas für meine Frau. Der Kerl kann ja ganze Trauerspiele in seinem Gesichte schneiden!“

„Ich glaube nicht, gnädigster Fürst,“ entgegnete Berg-

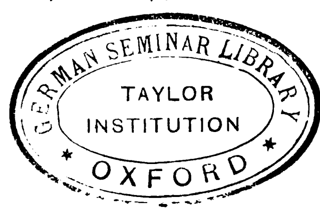
mann, schon etwas kühner, „daß er sie auf Befehl und gleichsam von Amtswegen schneiden könnte. Er hat mir die Gesichter auch nicht mit Absicht zum Modell vorgeschnitten. Er erzählte mir so mancherlei, was er erlebt, und da spiegelten sich die Affekte, welche ihn bewegt und die seltsamen Gedanken, womit er das Geschehene in Ursache und Folge sich entziffert, im reichen Wechsel so getreu in seinen Zügen, daß ich's nicht lassen konnte, von diesen Zügen mir zu rauben, was eben der Augenblick festhalten ließ."

„Ei, das müssen ja wunderliche Schicksale sein, Tragödien eines Hundejungen! Und Gedanken hat also der Kerl auch. Laß Er mich's hören, was ihm der Hundejunge erzählt hat. Die Erlebnisse meiner Leute muß ich kennen und ihre Gedanken gleichfalls."

Bergmann zauderte. Aber der Mann in ihm erhob sich, und er stellte sich aufrecht vor den Herrn. „Ich bin in Ungnaden bei Ew. Durchlaucht, dennoch aber getröste ich mich, mein gnädigster Fürst werde mich's nicht entgelten lassen, wenn ich auf seinen Befehl auch nach strenger Wahrheit berichte, was mir zu berichten befohlen ward." Und nach diesem Vorwort begann der Maler schlicht, doch freilich in geziemenderer Fassung, als es Adam gethan, die Geschichte des armen Teufels zu erzählen.

Gespannt lauschte der Fürst, häufig lächelnd, manchmal auch die Stirn runzelnd. Die drei Köpfe hielt er in der Hand, zumeist den Blick darauf geheftet, und zwischen die Erzählung warf er, die Köpfe kommentirend, gelegentliche Worte ein.

„Ah! Also da sehen wir den Kerl auf dem ersten Blatt, halb in weichem Schmerz, halb in trotzigem Unmuth! — ein ehrliches Gesicht, das aber noch zum Galgengesicht werden kann! — wie er die Augenbrauen zusammenzieht — der Spitzbube! Aber nur fortgefahren! Ich nehm's nicht übel. Zeichne er mein Konterfei nur auch so impertinent getreu, wie er das des Adam gezeichnet hat. Er scheint mir bei



meinem Gesicht den Bleistift etwas leichter zu führen. Also! fortgefahren! —

— Hm! Nun kommt das zweite Blatt. Eine lustige Fratze. Also leichtsinnig ist der Kerl geworden durch die Wohlthaten der Eudoxia! Das Gesindel ist wirklich noch zu schlecht für die Menschlichkeit — man muß es erst erziehen dafür! — mit Ruthen und Scorpionen nämlich! — Aber Humor hat der Galgenstrick! — Schau ihm nur einmal Einer in die Augen hinein; — ich kann ihm doch nicht ganz böse werden!

Nun stehen wir beim letzten, beim eigentlich tragischen Blatt. Ist das ein Gemisch des Ausdruckes in dieser Koboldslarve! Ein Gauner ist er, ein Mensch ohne Vernunft, ohne Religion, ohne Lebensklugheit, das beweist mir diese Zeichnung. Aber nicht doch! Sehe ich sie von Neuem an, dann schaut mir auch wieder ein ganz neues Gesicht entgegen. Der Mann ergrimmt ja nur über die Schmach, die man ihm und seinen Kindern anthut, er ahmt ja nur nach, was feinere Leute auch thun! Der Bursche hat Mutterwitz! — Soll mich der Koch und der Kellermeister allein bestehlen? warum denn nicht auch der Hundejunge? Sollen die Prinzen und Cavaliere allein Komödie spielen? Warum denn nicht auch die Troßbuben? Was der Adam da von den Springbrunnen und Baracken gesagt hat, hört Er's Bergmann! das ist eine Impertinenz. Prügel hat der Taugenichts dafür verdient, und die Frechheit ist ihm auch auf diesem Bild ganz deutlich auf Nase und Stirn gezeichnet. Also „„einheizen““ möchte mir der Hundeadam, so hat er gesagt, nicht wahr? „„einheizen und Licht anzünden!““ Ich soll den Hundejungen wohl gar zu meinem Minister machen! Wahrhaftig, alle Bande der Zucht und Ordnung lockern sich an diesem Hofe! Alle Bande der Zucht und Ordnung! — hat Er's gehört Bergmann? das gilt Ihm auch! Die Schloßordnung gehört auch zur Ordnung. Kein Wunder, daß solches Gesindel sich vermißt, uns einheizen zu wollen und Licht anzuzünden, wenn Leute wie

Er am hellen Tage vor unsern Augen im Schloßhof zum Fenster einsteigen."

Der Fürst ging eine Weile mit großen Schritten im Saale auf und ab. Dann sprach er zum Maler: „Die Köpfe des Adam, die er da an die Wand zu malen begonnen, kratzt Er wieder weg; in meinem Festsaale will ich die Fratzen nicht sehen. Aber die Skizzen kaufe ich Ihm ab, einen Louisd'or zahle ich Ihm für jedes Blatt; ich will die Blätter in meine Mappe legen, zu meinen seltenen Handzeichnungen, hört Er's Bergmann! zu den Handzeichnungen großer Meister!"

Der Fürst schritt von dannen.

Friedrich Bergmann warf den Pinsel weg; er konnte heute nicht mehr malen. Im wirbelnden Widerkampf der Gedanken maß er noch lange den Saal, dröhnenden Schrittes auf- und niedergehend.

Aber nicht er allein hatte solche Unruhe aus dem merkwürdigen Gespräche mitgenommen. Der Fürst befand sich in gleicher Lage. Er zog sich in die Einsamkeit seines Kabinets zurück, — nicht in jenes niedliche, reizende Kabinet, worin er mit der Fürstin frühmorgens das „Departement des Innersten" abzumachen pflog, sondern in das einfache, schmucklose Kabinet, in welchem er dem ernsten, männlichen Werk des Regiments obzuliegen gewohnt war. Nur zwei charakteristische Dinge waren an den nüchternen Wänden dieses Zimmers zu erschauen. Ueber dem Schreibtische des Fürsten befand sich am Getäfel der Wand ein bescheidenes Schnitzwerk, das Emblem des Fürsten darstellend, umkränzt von dem damals üblichen Arabesken- und Schnörkelzierrath. Es war dieses Emblem aber eine Fackel, und durch die Schnörkel lief ein Spruchband, worin das erläuternde Motto eingegraben war: „Aliis inserviendo consumor," zu deutsch: „Andern dienend verzehre ich mich."

Dem Schreibtisch gegenüber befand sich der Kamin und über diesem erhob sich das andere Wahrzeichen des Zimmers. Es war ein großes, in die Wand eingelassenes Familienbild,

unstreitig einen der Vorfahren des Fürsten darstellend in ganzer Figur, einen Mann aus dem sechzehnten Jahrhundert, eine heldenhafte, ritterliche Gestalt, halb im Harnisch, die Hand auf's Schwert gestützt, den Kopf entblößt. Mächtig wölbte sich die Stirn, nur wenig weiße Haare noch deckten den Scheitel, ein voller schneeweißer Bart floß in zween breiten Strömen auf den Brustharnisch herunter. Wunderbar anzuschauen aber waren die Augen dieses heldenhaften Greises. Sie sendeten einen so glühenden, durchdringenden, lebenvollen Blick unter den buschigen weißen Brauen hervor, daß es fast unheimlich war, dem alten Ritter lange Aug' in Auge zu sehen. Das Beiwerk des Bildes war mit der harten, ungefügigen Technik der alten deutschen Meister gemalt, aber beim Kopf dachte man nicht mehr an die Malerei, er lebte, er sprach zu uns, und zwar in mahnender, unheimlich ernster Rede, als ob die alte Zeit den Wechsel der Jahrhunderte überdauert habe, und vor uns trete leibhaftig, längst begraben und dennoch lebend, eine andere Zunge redend, anders denkend, anders fühlend wie wir, und dennoch theilend mit uns das Ewige, gemeinsam Menschliche.

Der Fürst sah in seiner inneren Unruhe bald das Emblem mit dem Motto, bald das alte Bild nachdenklich an. Endlich sprang er auf, pflanzte sich, die beiden Hände auf den vorgestellten Stock gestützt, dem Bilde gegenüber und sprach: „Was würdest du wohl sagen, alter Herr, wenn du jetzt mitten hereinträtest in unser Treiben? Dreinschlagen würdest du — aber nein! — Was soll da Dreinschlagen helfen? Dreinschlagen gegen wen? Nein, umdrehen würdest du dich auf dem Absatz, mit Verachtung uns Allen den Rücken kehren und stracks wieder heimziehen in deine Gruft, wo es dir wohnlicher dünken würde als unter diesem Geschlecht. Ja, schaue mich nur recht zornig an! Ziehe nur die Brauen recht drohend nieder! Du magst ein Recht haben zu deinem Zorn, aber wir haben auch ein Recht, zu sein, wie wir sind! Ei wir müssen eben doch andere Leute sein als ihr es waret!

Wir können nicht mehr in den alten Nestern wohnen, worinnen ihr haustet, das ganze Jahr auf der Jagd liegen, in der Fehde! Fürsten müssen Pracht zeigen. Pracht kündet Macht! Ihr durftet noch zerstören; wir müssen aufbauen. Aliis inserviendo consumor! Das soll doch wohl heißen: Andern leuchtend — nicht aber Andere verbrennend — verzehre ich mich. Ich will meinem Hofprediger befehlen, daß er am nächsten Sonntage predige über den Text: „„Obrigkeiten sollen leuchtende, nicht brennende und fressende Lichter sein."" Aliis inserviendo consumor — er mag sich einen Bibelvers zu dem Motto suchen. Und du sollst kommen und die Predigt mit anhören, alter drohender Stubengenosse! — Aufbauen! — Ja! — Aber das war einmal ein impertinentes Wort, was der Hundeadam vom Aufbauen gesprochen hat, von wegen der Baracken und Springbrunnen. Jetzt drohst du, alter Geselle, schon wieder und nickst. Hältst du's auch mit des Hundejungen Weisheit? — Es wird mir unheimlich, das Bild so stät anzuschauen! — War mir's doch auch schon, da mir der Maler vorhin die Historien erzählte, einen Augenblick, als sei ich der König David und er sei der Prophet Nathan, der da spricht vom reichen Mann, welcher das Schäflein des armen Mannes nimmt, zu seinem Gelage — —! Aber wer soll der arme Mann sein? Die Leute, die in den Baracken wohnen, die das Trinkwasser draußen am Felsenquell holen? Und ich soll der reiche Mann sein? Da sprach Nathan zum Könige: Du bist der Mann! — Ja; so heißt es in der Schrift."

Der Fürst hielt den Blick vom Bilde abgewandt.

Aber bald schaute er wieder auf und lächelte dem greisen Rittersmann zu. „Wir sind immer gute Kameraden gewesen, Alter, wir wollen's auch fürder bleiben. Schon als kleiner Knabe verkehrte ich gerne mit dir, fürchtete mich bald vor deinem Blick, bald sah ich dir stolz in's Auge. Dein Gesicht ist mir wie das eines lebenden Freundes geworden. Oft wachtest du über mir. Oft wenn ich in schweigender Ritter-

nacht hier einsam bei heißer Arbeit saß, schaute ich zu dir auf und holte mir frischen Muth aus deinen ehernen, weisheitsvollen Zügen. Mein treuester Hausfreund bist du, mein ältester Jugendfreund. Und doch weiß ich nicht, was diese Stirne für Gedanken barg, was für ein Herz geschlagen unter diesem Harnisch, welche Freuden, welche Leiden einst die Seele bewegt, die so stolz aus diesen Augen blitzt! Ich weiß nicht einmal wie du geheißen, wer du eigentlich warst! — — Wie? Bist du nicht einer meiner Vorfahren? Aber welcher? Das weiß ich nicht. Niemand weiß es mehr. Ein alter Cavalier, der in den Chroniken und Stammbäumen wühlte und in meinen jungen Jahren gestorben ist, soll es noch gewußt haben; mit ihm ist die Kunde begraben worden."

Niemals war es dem Fürsten bis dahin in den Sinn gekommen, daß es doch schmachvoll gewesen, jede Familienüberlieferung von diesem merkwürdigen Bilde untergehen zu lassen. Denn was kümmerten sich die Höfe jener Zeit um die finstere Vergangenheit? Sie lebten um so lustiger in der sonnigen Gegenwart. Jetzt fiel ihm jener Gedanke zum erstenmale heiß in die Seele. Und es war ihm, als müsse sich rächen die Verachtung der Vergangenheit an dem gegenwärtigen Geschlecht durch schwere Stürme der Zukunft. Und wenn er dann gedachte an sein Regiment und seinen Hof, an die Prachtbauten, die Hofkomödien und Hoffeste, dann war es ihm, als könne auch er die philosophische Zwiesprach des Malers mit dem Hundejungen auf sich beziehen und der Moral von der Unschuld in der Schuld eine Deutung geben auf alles Fürstenregiment seiner Zeitgenossen.

In diesen Gedanken ward er durch die Meldung gestört, daß der junge Franz Lämml, des Hofkapellmeisters Sohn auf hochfürstlichen Befehl erschienen sei und im Vorzimmer warte.

Der Fürst fuhr wie aus einem Traume. Peinliche, fast beschämende Erinnerungen knüpften sich ihm an diese Meldung. Pyramus und Thisbe! Richtig, über Pyramus und Thisbe hatte er Rücksprache nehmen wollen mit dem jungen Poeten

und Sänger. Er hatte ja seiner Gemahlin versprochen, mitzuspielen in der neuen Oper. Eben wollte er sich's angesichts des alten namenlosen Ritters zuschwören, ein neues Leben zu beginnen im Regiment wie bei Hofe. Da mahnt ihn der fatale Name des Franz Lämml, daß er vorerst noch einen andern Schwur erfüllen und selber Komödie spielen müsse. Er wollte den Sänger jetzt nicht annehmen. Doch nein! Er soll kommen. Denn es wäre doch nur Furcht des Fürsten vor sich selbst gewesen, vor seinem Selbst von heute Morgen, mit dem jungen Mann zugleich die böse Mahnung zurückzuweisen.

Lange dauerte die Unterredung mit Franz Lämml. Sie mußte seltsame Uebergänge und zugleich seltsame Enthüllungen mit sich gebracht haben, denn als der Sänger wieder entlassen wurde, war der Fürst in ganz veränderter Stimmung. Er war fast lustig geworden. „Da heißt es wohl, Andern dienend verzehre ich mich!" sprach er zu sich selber. „Jeder, der da kommt, begehrt einen Dienst von mir. Ich will mit diesem aalglatten jungen Menschen über Pyramus und Thisbe sprechen; er aber wendet und dreht sich, bis er mir zuletzt statt der Exposition der Oper die Exposition einer Liebeskomödie gegeben hat, die er selber mit der schönen Cornelia spielt. Da sind nun alle Knoten geschlungen, hinlänglich verwickelt, nur die Lösung fehlt noch. Sie soll heute Abend erfolgen. Aber wer dazu helfen muß, das soll — der Fürst selber sein! Im Namen aller Liebesheiligen und Liebesgötter beschwört mich der Bursche darum. Ist unser Hof denn ganz zu einem Minnehof geworden? Wie der alte Graubart über dem Kamin wieder so finster dreinblickt! Aber diesmal noch vergib, alter Freund! Diesmal noch muß ich Komödie spielen — zum ersten- und letztenmal! Aber Pyramus und Thisbe?" — —

Wie eine Eingebung schien plötzlich ein Gedanke den Fürsten zu durchzucken. Er spinnt ihn aus; er sinnt und sinnt; ein Plan scheint ihm aufzugehen; ja, jetzt hat er ihn fest gepackt, klar zurecht gelegt; er reibt sich vergnüglich die Hände

und lacht laut auf. Dann spricht er gegen den eisbärtigen Ritter gewandt: „Alles spielt Komödie an diesem Hofe, und Jeder begehrt, daß ich mitspiele. Ja mancher meint wohl gar, er könne Komödie mit mir spielen! Ich aber will ihnen zeigen, daß der Fürst allerdings Komödie spielen kann, daß er es dann aber ist, der nicht Euer Aller Komödiant wird, sondern der Euch Alle gebraucht, daß Ihr seine Komödianten seid. Eudoxia glaubt die Fäden in der Hand zu haben, der Kapellmeister glaubt, sein Sohn glaubt, daß sie wiederum die Drähte ihres Puppenspieles dirigirten, der Italiener glaubt dasselbe von sich; Ihr Alle aber sollt Euch betrogen haben: der eigentliche Meister des Theaters bin ich, alle Drähte laufen in meiner Hand zusammen, und wer zuletzt lacht und das letzte Wort hat, das ist der Fürst! Nur zwei Leute von diesem Hofe haben, wie mir däucht, keine Komödie mit mir spielen wollen: der Hundejunge und der Maler. Aber dann will ich wenigstens Komödie mit ihnen spielen: sie müssen auch noch untergebracht werden im Ensemble von Pyramus und Thisbe. Alter Ritter und Freund, Wächter des Kamins! Du sollst heute Abend mit mir zufrieden sein."

Der Fürst klingelte. „Man entbiete sogleich den Maler Friedrich Bergmann zu mir!"

Der Gerufene erschien nach kurzer Frist.

Es lag aber das Kabinet des Fürsten zu ebener Erde, und die geöffneten Fenster gingen auf den Schloßgarten, wo eben Fürstin Eudoxia mit ihrer Oberhofmeisterin lustwandelte.

Da sprach der Fürst zu dem eintretenden Maler recht laut, daß es die Damen draußen hören mußten: „Wir machen eine neue Oper, Bergmann, Pyramus und Thisbe, und ich selber will in dem Stück mitspielen. Da muß ich nun mit Ihm eine umständliche Berathung pflegen über das Costüm," und er wiederholte mit erhobener Stimme, gegen den Garten gewendet: „über das Costüm, Bergmann, denn das verstehet ihr Maler doch wohl am besten."

Sechstes Kapitel.

Der Tag, welcher für unsere kleine Welt im Schlosse ein so bewegter gewesen, war draußen in der Natur im tiefsten Frieden auf- und niedergegangen. In ruhiger Pracht hatte die Sonne sich verglüht über den abendfeuchten, wiesenduftigen Thalgründen, und an dem Nachthimmel, der so klar und unergründlich tief sich ausgoß wie die regungslose Fläche des stillsten Gebirgssees, kam der volle Mond aufgezogen in ruhender Majestät, und um ihn versammelte sich, zahlreicher und immer zahlreicher, sein lichtfunkelnder Hofstaat von großen und kleinen Sternen. Tiefes Schweigen lag über dem Schloßgarten. Die dichtverwachsenen Gebüsche und Baumgruppen ruheten in dunkeln Massen neben den vom blauen Mondlicht traumhaft übergossenen offenen Blumenbeeten und Rasenplätzen; nur die Springbrunnen flüsterten sich von fernher leise Worte zu und manchmal erklang ein heller Vogelschlag darein.

Der Orangerieflügel des Schlosses war erleuchtet; er lief in einen gegen den Garten geöffneten Saal aus. Vor den Pforten des Saales befand sich ein Altan, von welchem man auf den zwölf breiten Stufen einer prächtigen Marmortreppe zu den Blumenbeeten herunterstieg. Die Seiten der Treppen aber waren geschmückt mit den schönsten kugelrunden Orangenbäumen und auf dem Altan selbst standen seltene ausländische Sträuche, Bäumchen und Blumenstöcke zu einer Laube aufgebaut, die den hohen Herrschaften heute Abend beim Anhören der Serenade als Loge dienen sollte.

Jetzt erscheinen einzelne Fackeln auf dem freien Platze vor dem Altan; ihre Zahl mehrt sich; wohl zwanzig Fackelträger stellen sich im Halbkreise auf. Gleich Opferflammen in einem heiligen Haine wallt die rothe, ruhelose Gluth der Fackeln, lange, magisch beleuchtete Rauchsäulen nach sich ziehend, hinan zu dem dunkeln Himmel mit dem ewig gleichen, ewig klaren blitzenden Demantschein seiner Sterne, und die umstehenden Gebüsche und Bäume stechen im Widerglanz der rothen Lohe

gar grell hervor aus der pechschwarzen Finsterniß, die nun dreifach dunkler den Hintergrund deckt. — Musikanten stellen sich auf neben den Fackelträgern. Dann erscheint eine Tänzerbande, die Paare als Mohren verkleidet. Sie reihen sich, zum Tanze gerecht, vor den Fackeln in malerische Gruppen. Alles harrt, verhaltenen Athems, des Erscheinens der Herrschaften auf dem Altan.

Lichter bewegen sich längs der großen Rundbogenfenster des Saalbaues. Das kündet die Erwarteten. Mit kleinem, aber glänzendem Gefolge tritt die reizende Fürstin an der Hand des in der natürlichen Gravität angeborener Herrscherwürde einherschreitenden Gemahles aus den weiten Flügelthüren. Da schmettern die Musikanten die jubelnden, doch königlich stolzen Accorde und Rhythmen einer Sarabande; in gemessener Bewegung wogen die Gruppen der Tänzer von den Blumenbeeten vor gegen den Altan und bezeugen dem fürstlichen Paare ihre Huldigung; dann aber gehen die Fanfaren der Sarabande in den wilden Jubel eines Mohrentanzes über und in phantastisch bunten Tanzfiguren schweben nun die Paare der schwarzen Masken bald im Hintergrunde zerstreut zwischen den Blumenbeeten auf und nieder, bald einigen sie sich wieder vor den Stufen des Altans.

Ein blendender Lichtglanz hatte sich beim Eintritt der Herrschaften über den Altan ergossen und in der ruhigen, sonnigen Helle zahlloser Wachskerzen, die wiederum gar malerisch gegen den bewegten rothen Fackelschein im Garten abstach, leuchtete die reichgeschmückte, jugendschöne Erscheinung der Fürstin, umringt von den bescheidneren Schönheiten ihres Gefolges, in der That wie die Feenkönigin eines Zaubermährchens. Die Gestalt des Fürsten dagegen war ganz umhüllt von einem weitfaltigen weißen spanischen Reitermantel, den er gegen Gebrauch und Etikette im Momente des Hervortretens zurückzuwerfen vergessen hatte, was ein unmerkliches Geflüster bei den Hofleuten erregte. Denn im Glanze des purpurnen Sammtrockes mit Band und Stern hätte der Fürst

nach zurückgeschlagenem Mantel in demselben Momente dastehen müssen, wo Lichtschimmer, Trompeten- und Paukenklang und das Anwogen der Tänzerschaar zumal das prächtige Schauspiel eröffneten.

Nur wenige Worte wechselte der Fürst lächelnd mit Eudoxia, als er sie zu ihrem goldenen Sessel führte. Die stolze Heiterkeit fröhlichen Genießens, gepaart mit dem Bewußtsein, daß all diese Zauberei vor Allen ihr selber in Huldigung zu Füßen gelegt sei, strahlte auf ihrem Antlitz. Auch des Fürsten Züge wurden heiter wie im Widerschein der Heiterkeit der Gattin. Kaum jedoch hatte der Tanz begonnen, so entfernte sich der Fürst mit leichter Entschuldigung und Verbeugung von Eudoxia's Seite und zog sich in die äußerste halb dämmerige Ecke des Altans zurück, wo im Schatten der Orangenbäume ein zweiter Sessel für ihn bereit stand. Als eigentlicher Festordner und Regisseur des Schauspiels hatte er für heute diesen Platz sich vorbehalten, den geeignetsten, um unbemerkt zu beobachten. Und in der That musterte er von da die Scene mit so durchdringend aufmerksamem Blick, als gälte es die Dispositionen eines Feindes bei Entwickelung einer entscheidenden Schlacht mit dem Auge des Feldherrn wahrzunehmen.

Der Tanz war zu Ende; die Mohren verschwanden in den Gebüschen; die Musik verstummte.

Da trat der Hofmarschall vor und verkündete dem fürstlichen Zirkel auf dem Altan, es werde nun ein ritterliches Turnier beginnen, aber nicht ein Kampf mit Schwert oder Lanze, sondern ein Sängerkampf. Anton Howora aus Böhmen, des Meister Dal Segno Schüler, und Franz Lämml, der Schüler seines Vaters, des Meister Ignaz Lämml, seien die Kämpfenden; der Preis des Siegers das allerhöchste Lob aus dem Munde seiner allergnädigsten Herrin, der durchlauchtigsten Fürstin Eudoxia und zugleich die erledigte Hofsängerstelle. Die beiden Lehrer sollten nach vollführtem Wettgesang zuerst ihr Urtheil abgeben, also, daß Meister Dal Segno den Schüler des Meister Lämml und Meister Lämml den Schüler des

Meister Dal Segno richte. Dann werden Ihro hochfürstlichen Gnaden, wie es der Königin des Turniers gebühre, das Urtheil sprechen und allerhöchst selbst den Preis zuerkennen.

Nach Beendigung dieser Rede bemerkten die Hofleute, daß der Fürst, endlich wohl seines Versehens sich erinnernd, den Mantel abgelegt hatte. Ruhig beobachtend wie bisher saß er da im dämmerigen Schatten der Orangebäume, aber den weißen Mantel hatte er zurückgeworfen auf die Lehne des Sessels, und auf dem purpurnen Festgewande glitzerten jetzt die Brillanten des großen Ordenssternes aus dem Halbdunkel hervor.

Während die Musikanten sich zum Abzug rüsteten, brachte eine von den Mohrenmasken, die ihr Costüm wieder mit einem großen grauen Mantel bedeckt hatte, dagegen durch die schwarze Larve noch ebensowohl nach ihrem Zeichen kenntlich als nach ihrer Person unkenntlich war, bald hier bald dort Bewegung unter den Leuten im Garten hervor. Schon vor dem Erscheinen der Herrschaften war dieser vermummte Tänzer unter der Dienerschaft auf und nieder spaziert, schier Jeden, der ihm in den Weg trat, mit Fragen und spitzigen Glossen auf's Eis führend, so daß Alle übereinkamen, es müsse, auch nach Gang und Manieren zu urtheilen, der Hofnarr des Fürsten sein, der sich unter dieser bequemen Larve irgend ein Schelmenstück ausgesonnen; denn beim Tanze hatte man die ziemlich auffallende Gestalt nicht gesehen; er war also kein ächter Mohrentänzer.

Da seht! Eben bindet der Vermummte mit einem der Fackelträger an. „Ei, mein lieber Adam, auch du hier! Wie bist du denn so rasch aus dem Prison gekommen?“

„Durch des Fürsten besondere Gnade!“ erwiderte stolz der Hundejunge, bolzenstrack stehen bleibend wie ein Grenadier und soldatisch die Fackel präsentirend.

„Hm! Der Fürst ist doch ein guter Mann, Adam!“

„Ja wohl, Narr! Gott segne ihn. Ein guter Mann — freilich — aber auch der gutartigste Hund hat wenigstens vier Wolfszähne.“

„So hüte Dich vor den Wolfszähnen, Adam! Doch jetzt

hast du im Prison ja selber geschmeckt, wie das Wasser und Brod bekommt, welches du deinen Hunden statt Rindfleisch und Bouillon gespendet!"

„Hundebrod schmeckt immer noch besser als das Zuckerbrod, womit man einen Narren füttert!" sprach Adam trotzig und wollte die Maske mit seiner Fackel verscheuchen, aber schon war sie fortgehuscht.

Die beiden Maëstri näherten sich dem Kampfplatz von verschiedenen Seiten, Jeder von seinem Schüler begleitet. Allein wie im natürlichen Instinkt der Feindschaft blieben Beide in den entgegengesetzten Ecken möglichst fern von einander stehen. Von Zeit zu Zeit nur maß mit verstohlenem, durchbohrendem Blick der Gegner den Gegner.

Der kleine Italiener richtete sich auf den Zehen empor, um den Nebenbuhler seines Schülers zu erschauen. „Bah!" flüsterte er dann verächtlich zu dem neben ihm stehenden Franz Lämml, „eine miserable Gestalt ist dieser Sohn des Kapellmeisters, ein schmächtiger Junge! Der will Heldensänger sein? Schau das Püppchen da drüben! Das will einen Cyrus, einen Achill, einen Orest in unserer Oper darstellen!" Mit Stolz maß er dagegen den mannhaften Franz, der schier einen Kopf größer war, denn er selber.

In der That, der Sänger, welchen der Kapellmeister als seinen Schüler und angeblichen Sohn mitgebracht, war eine höchst zierliche niedliche Figur, eher für Pagenrollen als für Helden geschaffen. Unter der Lockenperücke schaute ein allerliebstes feines Gesichtchen hervor, und der großschössige Gallarock saß fast etwas zu eng, um die weiblich breit ausgerundeten Hüften.

Die Maske im grauen Mantel klopfte dem mädchenhaften jungen Burschen auf die Schulter. „Den Achill auf Skyros werdet Ihr trefflich spielen können, schöner Sänger, den jungen Achill, wie er als Mädchen verkleidet am Hofe des Lykomedes erscheint. Jedermann sollte dann schwören, Ihr feiet wirklich ein Mädchen. Aber für einen ausgewachsenen Achilles wäret Ihr doch etwas zu klein, meint Maëstro Dal Segno."

„Lästiger Narr! Hinweg mit dir!“ rief zürnend und tief erröthend der Angeredete. „Du bist Narr und Spion zugleich. Schon den ganzen Abend verfolgst du mich, und spottend willst du mich ausforschen. Hinweg!“

„Da bringt Ihr uns einen schönen Soprano zur Rolle der Thisbe, Herr Hofkapellmeister,“ sprach nun die Maske zu dem Alten. „Den Pyramus müssen wir wohl dort drüben im feindlichen Lager suchen?“

„Narr, schweige mir von Pyramus und Thisbe. Unverdaulichkeit am Mittage und Schlaflosigkeit um Mitternacht weckt mir dieser Name. Ein Narr kann mehr fragen als hundert gescheite Leute zu beantworten vermögen, und eine — — gescheidte Frau, die Fürstin Eidechse kann mehr Aufgaben stellen“ —

„Als hundert alte Narren wie du zu lösen im Stande sind,“ vollendete die Maske. „Da möget Ihr wohl Recht haben, Freund Kapellmeister.“ Und die Maske verschwand im Gedränge der Musikanten und Diener.

Auf einen Wink des Fürsten zogen jetzt die Fackelträger ab. Tiefes Dunkel deckte den Kampfplatz. Denn wie der Gesang der Nachtigall am ergreifendsten in des Menschen Seele hineinklingt, wenn aus dem verschwiegenen Dunkel der einzige Lichtstrahl ihres Tones in ruhiger Klarheit unserem inneren Gesichte leuchtet, so sollte auch Scarlatti's Doppelgebet an die „hellglänzenden Sterne der Liebe“ aus dem Helldunkel des mondbeschienenen Gartens zu dem Ohr der Fürstin emporsteigen, eine ächte, in süße Träumerei einwiegende Serenade nach dem die Sinne erweckenden Lichtzauber, der den Mohrentanz mit seiner grellen Musik umflossen hatte.

Die beiden Sänger allein traten in den Vordergrund, nur ein klein wenig von dem Widerschein der Wachskerzen des Altans beleuchtet. Franz begleitete mit der Laute. Zu beiden Seiten am Saume der nächsten Gebüsche standen die Meister immer in möglichst großer Entfernung von einander. Der ganze übrige Schwarm der Diener und Musiker war verschwunden.

Es ward stille, daß man athmen hörte. Der Fürst winkte. Der Gesang begann. Beide Stimmen trugen zuerst nach einander die süße schlichte Weise des Themas vor, dem Texte nach ein Liebeshymnus, der aber zugleich zum Gebet zweier Liebenden wird, die sich dem Schutze des himmlischen Schicksalsgestirnes ihrer Liebe empfehlen. Der einfache Grundgesang erweiterte sich aber alsdann zu einem kunstreichen Spiel nachahmender Tonformen: eine Stimme drängt die andere, überholt sie, nimmt ihr jedes einzelne Wort der Melodie vom Munde weg, die Harmonien steigern sich, der Rhythmus hebt sich mächtiger, und die zwei Sänger singen in die Wette mit Tönen, die immer tiefer und tiefer aus dem Herzen heraus zu quellen scheinen, die breiten Ströme des Gesanges brechen hervor in einer Fülle, als müßten sie den Sängern die Brust zersprengen, und die Hörer selbst packt es, als ob es auch ihnen die Brust zersprengen wolle, so räthselhaft gewaltig zittert ihnen jede Bebung des begeisterungsvollen Gesanges in allen Nerven wieder.

Als der Gesang verstummt, folgt zuerst die lautlose Stille des tiefsten empfundenen Beifalles. Jedem klingt noch in innerster Seele die Weise nach:

„Blickt gnädig, hellglänzende Sterne der Liebe!"

Endlich brach die Fürstin das Schweigen, ihren Damen zuflüsternd, sie hätte nie geahnt, daß ein anderes Sängerpaar, denn zwei wirklich Liebende, mit so erschütternder Wahrheit der Empfindung von der Liebe singen könnten.

Mit ehrfurchtsvoller Verbeugung treten die Sänger ab, und der Hofmarschall ruft die beiden Meister vor, auf daß sie ihren Spruch fälleten.

Der Hofkapellmeister geht im Range voran; er erhält zuerst das Wort. Lächelnd beginnt er und zwar in so seltsamem Ton, mit einem so selbstbewußten schlauen Schmunzeln, daß die Fürstin in Parenthese gegen die Oberhofmeisterin bemerkt, so schneidermäßig verzwickt wie heute habe sie

den Kapellmeister noch niemals gesehen. Er spendet dem Anton Howora (doch betont er diesen Namen jedesmal ganz absonderlich und begleitet ihn mit einer Grimasse des Lächelns) das höchste Lob, rühmte das Metall seiner Stimme, die Trefflichkeit der Schule, die Wärme und Wahrheit des Vortrags. Der ganze Hof bewundert die edle Unparteilichkeit des Kapellmeisters, und selbst die Fürstin verzeiht ihm darob wieder sein schneiderhaftes Schmunzeln.

In stolzer Genugthuung hört Dal Segno dieses Urtheil. Die Mohrenmaske im grauen Mantel aber hatte sich an ihn herangeschlichen und flüsterte ihm zu: „Nun, Meister, Euer Gegner macht es wie ein edelmüthiger Duellant, der den ersten Schuß hat und sein Pistol in die Luft abschießt. Da werdet Ihr wahrhaftig doch auch nicht nach des Feindes Brust zielen wollen?“

Dal Segno erwiderte: „Hier zu meiner Rechten steht ein Narr und zur Linken da drüben steht auch ein Narr, ich aber will als gescheidter Mann in der Mitte stehen und nach meinem Künstlergewissen sagen, was ich denke!“

Sprach's und trat mit stolzem Schritte vor gegen den Altan und fällete seinen Spruch folgendergestalt: Des Kapellmeisters Sohn habe zwar mit guter Stimme nnd sonderlich beweglichem Ausdruck gesungen. Dagegen fehle es noch gar sehr an einer guten Schule; statt ihrer zeige sich lauter Dilettantenfertigkeit, die der ersten Grundlage wahrhaft meistermäßigen Unterrichts ermangele. Die Vorzüge des jungen Sängers seien also glückliche Naturgaben; seine Schwächen dagegen lediglich eingeimpft und gehegt durch die höchst verkehrte deutsche Gesangschule.

Alle Blicke wandten sich auf den Hofkapellmeister. Allein er schien gar nicht so arg erzürnt über das Urtheil des Gegners, denn er lächelte nur noch weit schlauer als vorher. Doch als der Italiener seinen Trumpf gegen die deutsche Gesangschule ausspielte, konnte Ignaz Lämml nicht länger an sich halten. Laut lachend rief er dem Maëstro Dal Segno entgegen: „Mein Sohn, Herr Collega! — das heißt — ja mein

Sohn, — — der kleine Mann nämlich, der eben hier sang, hat gar keine deutsche Schule, es ist die reinste italienische."

„Es ist deutsche Schule!" rief der Italiener in wüthendem Ernst.

„Italienische Schule!" rief der Deutsche berstend vor Lachen.

„Italienische!" — „Deutsche!" — ging es gleichzeitig herüber und hinüber.

Eben wollte der Hofkapellmeister vortreten, um die Lösung des Räthsels laut zu verkündigen und nun auch seinen Triumph zu genießen. Da schob sich eine neue überraschende Gruppe zwischen ihn und die Stufen des Altans.

Hand in Hand trat das Sängerpaar vor und kniete an der Marmortreppe nieder, und die Blicke bittend zur Fürstin hinaufgewandt, wiederholen sie die ergreifendste Stelle des Duetts, wo beide Stimmen nach dem Wechselgesang zur Vereinigung zurückkehren, in den innigsten einschmeichelndsten Harmonien das Thema wieder aufnehmend:

„Blickt gnädig, hellglänzende Sterne der Liebe!"

Aber mit dem angeblichen Sohne des Kapellmeisters war jetzt eine merkwürdige Veränderung vorgegangen: die Perücke war verschwunden, und das lange natürliche Lockenhaar umwallte den schönsten Mädchenkopf, und halb verschämt, halb mit Bangen, aber auch jetzt noch mit einer gewissen Schalkhaftigkeit schaute das reizende Gesicht Cornelia's zu der erstaunten Fürstin empor.

Der Kapellmeister konnte sich nicht zurückhalten. In den eben beginnenden Bittgesang der beiden Liebenden sprudelte er die Worte: „Dort steht der ächte Franz Lämml; Howora ist nur eine fabelhafte Person; das Mädchen aber ist Cornelia Dal Segno, angeblich mein Sohn; aber Dal Segno, College! hört Ihr's! es ist doch italienische Schule, Eure eigene ächte italienische Schule gewesen, was Ihr eben verdammt habt!"

Man rief den Kapellmeister zur Ruhe. Denn schien schon vorher das Höchste im Vortrag des Duetts geleistet zu sein,

so wurde dies Alles doch jetzt an Schmelz des Ausdruckes, und Innigkeit der Empfindung noch weit überboten. Niemals hatte man ein bedrängtes Liebespaar rührender bitten hören. In wahrer Andacht lauschten alle Hörer. Und als die Sänger verstummten, mit flehenden Geberden der Fürstin zugewandt, und abermals eine feierliche Stille eintrat, da erhob, wie zum guten Zeichen, eine Nachtigall in den nahen Büschen ihre Stimme und sang ihre Liebesklagen in die schweigende Nacht hinein, als wolle auch sie ihr Wort einlegen für die Bittenden an den Stufen des Thrones.

Franz und Cornelia erhoben sich. Hand in Hand gingen sie zu ihren Vätern. Die aber waren auch nicht ruhig geblieben, und so trafen alle Viere in der Mitte des Kampfplatzes zusammen.

Da gab es aber eine so wunderlich gekreuzte Unterredung, daß keine Feder im Stande wäre, den Knäuel der doppelten Zwiesprache zu entwirren und aufzuzeichnen. Die Liebenden baten um Verzeihung, um Versöhnung, um den Segen der Väter. Der Italiener wüthete; er wollte seine Tochter gar nicht wieder anerkennen, die ihn also betrogen; er wollte Franz nicht mehr vor Augen sehen, der ihm seine Lehrgeheimnisse abgelockt und dann zum Dank dafür diese Schlinge gelegt. Der Kapellmeister suchte anfänglich das Paar zu schützen vor der Wuth des Italieners, aber als er merkte, daß sein Sohn die Tochter seines Todfeindes ernstlich zur Frau begehre, schrie auch er in diese verzweifelte Quartettfuge hinein: niemals werde er sich so überlisten und überpoltern lassen, niemals sein Haus mit dem Hause des falschen Wälschen verbinden. Wenn das Ziel aller Listen seines Sohnes hierauf hinausgegangen, dann sage er ihm rund heraus, daß Franz selber der am meisten Betrogene sei.

Alle diese Erörterungen aber fielen im Verlauf weniger Augenblicke, während die Zuschauer auf dem Altan noch ganz in der ersten Ueberraschung über die Kette seltsamer Vorfälle befangen waren. Schnell entriß sich jetzt Franz dem Rede=

getümmel der erbitterten Väter und führte Cornelia abermals zurück zu den Stufen der Marmortreppe. Er schaute hinauf zu dem Fürsten, allein dieser winkte ihm aus seinem Halbversteck fast zornig und drohend abwehrend mit der Hand. Er wagte nicht näher zu treten, nun erst aufs tiefste bestürzt. Das Benehmen des Fürsten war gegen die Verabredung. Derselbe hatte ihm heute Nachmittag zugesichert, daß er im entscheidenden Moment als der Schützer seiner Liebe erscheinen und alles zur glücklichen Lösung führen werde. Jetzt war der gefährlichste, der letzte Augenblick der Entscheidung gekommen, und der Fürst verharrte unbeweglich, scheinbar allein theilnahmlos, auf seinem Sitze und winkte nur abwehrend, ja zornig drohend mit der Hand!

Da schien Cornelien der Gedanke zu kommen, daß in dieser höchsten Noth eines Mädchens wohl Frauenhülfe allein noch retten könne. Sie zog Franz hinüber gegen den Sitz der Fürstin und flehte dieselbe in einfachen, rührenden Worten um Schutz und Fürwort für ihre Liebe an.

Ein solches Auftreten der Sängerin war gegen alle Etikette: Eudoxia schaute darum zur Seite nach dem Fürsten. Aber er gab ihr kein Zeichen. Wie gerne wäre sie zu dem Gemahl gegangen, um nur drei Worte mit ihm zu wechseln. Doch das wäre ein noch ärgerer Bruch der Etikette gewesen. Eudoxia zauderte eine kleine Weile, dann aber siegte das Weib in ihr, und sie erhob sich um der Sängerin freundlich zu antworten.

Allein in demselben Augenblick wurde die allgemeine Aufmerksamkeit so heftig auf einen ganz andern Punkt gelenkt, daß Eudoxia das Wort auf der Lippe erstarb.

Zwischen die beiden zornigen Alten war die Maske im grauen Mantel getreten. Die weisen Meister wollten nicht hören auf die Worte des Narren und ihr Zorn wälzte sich rasch auf ihn hinüber.

Da ergriff, als er sich kein Gehör schaffen konnte, der Vermummte die beiden Männer und zog sie mit einer Kraft des Armes vorwärts gegen die Marmortreppe, daß die Um-

stehenden höchlichst erstaunten. Einige Diener wollten einspringen und der Maske wehren. Weil aber der Fürst das Ding ruhig gewähren ließ, so getrauten sie sich auch nicht, dem Hofnarren in die Freiheit seines Narrenamtes einzugreifen. Allein Ignaz Lämml stellte, wie wir wissen seinen Mann. In augenblicklicher Ueberrumpelung hatte er sich wohl von der Maske bewältigen lassen. Nun aber faßte er seinerseits die Maske am Mantel und rief, den Verwegenen mit starker Faust schüttelnd: „Jetzt ist nicht Zeit und Ort für deine Possen, Narr! Hebe dich weg, wenn ich dich nicht wegschleudern soll!"

Da fiel der Mantel des Vermummten; zugleich nahm er die Larve ab und vor dem entsetzten Kapellmeister, der auf die Knie niedersank, stand die majestätische Gestalt des Fürsten, nicht im purpurnen Gallakleid mit Stern und Band, sondern in seinem gewöhnlichen braunen Rocke.

Alle schauten nach dem Doppelgänger des Herren, der unter den Orangenbäumen auf dem Altan saß: — in dem Augenblick, wo der vermummte Fürst die beiden Meister in den Vordergrund zog, hatte man ihn noch dort sitzen sehen, jetzt aber war er unbemerkt verschwunden.

Der Fürst sprach in der gewohnten, einschneidend befehlenden Würde des Tons: „Das Schauspiel von Pyramus und Thisbe soll mit Musik aufgeführt werden. Was suchet ihr lange bei dem alten Fabeldichter Ovid? Hier ist das liebende Paar, Pyramus und Thisbe! Dasselbe Dach, mein Schloß, beherbergt beide Liebende und ihre feindlichen Väter. Heimliche Zwiesprach ist fleißig gepflogen worden. Alles trifft zu, so gut und so schlecht als es für eine Opera nöthig ist. Die Katastrophe entwickelt sich wie im Ovid des Nachts, bei Mondschein unter freiem Himmel — das Grabmal des Ninus mag sich Jeder nach Belieben hier in der Nähe suchen; auch an den Bestien der ovidischen Fabel fehlt es nach Unsern neuesten Entdeckungen unter Unserer hier anwesenden Dienerschaft weit weniger als wir fast gedacht hätten. Aber die Oper soll heiter schließen, so will es das Gesetz König Karls VI.

Darum müssen die Väter ihren Zorn bannen, sich versöhnen! Die Hände her! Ihr Meister! Ihr zögert? Bei Unserer fürstlichen Ungnade, gebt euch die Hände! So! Und nun leget die Hände der Liebenden ineinander. Keinen Widerspruch! Es ist nur eine Hofsängerstelle erledigt, Ihr Meister; die Fürstin aber wird sonder Zweifel beiden Sängern zumal den Kranz reichen. Darum müssen die Beiden in die Eine Stelle hineinheirathen; dann ist der Widerspruch gelöst. Wer wagt zu widersprechen? Morbleu! Haben Wir nicht ein höchst eigenhändiges Kabinetsschreiben erlassen des Wortlautes: „„Die Opera Pyramus und Thisbe soll lustig mit der Liebenden Heirath schließen: Coûte-qui-coûte: — so will und befehl' ich's."" Mit der Beiden Liebenden Heirath! Hört Ihr's! Keinen Widerspruch. Coûte-qui-coûte: — so will und befehl' ich's!" Und der Fürst selber führte die beiden Liebenden vor die Väter und trotz der ingrimmigen Gesichter, welche die Alten seitab schnitten, wagten sie doch nicht, dem fürstlichen Befehl zu widerstehen.

Befriedigt lächelte Eudoxia dem Fürsten zu, und er winkte ihr dankend seinen Gruß entgegen. Aber noch kehrte er nicht auf den Altan zurück. „Wo ist denn unsers Herrn Bruders Liebden hingekommen, unser leibhaftes Conterfei, das dort auf dem Stuhle saß? Bergmann! Wo steckt Er? Komm Er zu Uns, Bergmann!"

Der Gerufene schlich aus dem Gebüsch hervor. Er besaß Takt genug, jetzt die Abzeichen der fürstlichen Würde in Gewand und Schmuck wieder mit dem weißen Mantel zu verhüllen. Als der Fürst seiner ansichtig wurde, bemerkte er sogleich das verzweifelte Gesicht des Malers, der an des Fürsten Stelle in die dämmerige Ecke geschlüpft war in dem Augenblicke, wo die Rede des Hofmarschalls die allgemeine Aufmerksamkeit abzog.

„Du hast den Fürsten brav gespielt, Bergmann!" sprach er leise, ihn zur Seite ziehend. „Aber wie? Hat dir die Sorge der Herrscherwürde schon binnen einer Stunde alle

Heiterkeit von der Stirn genommen? Mensch, was machst du für ein Armsündergesicht!"

Der Maler erwiderte: „Alle freuen sich über den heiteren Ausgang der Komödie, nur ich muß den Fürsten spielen und also gehet die Historie für mich — ohne Liebe aus! O wenn Ew. hochfürstlichen Gnaden wüßten, was ich aushielt, als dieser Franz mit meiner Cornelia vorhin bittend mir nahte, bittend, daß ich — ich — ihnen helfen solle, Durchlaucht würden mir die Bezähmung meiner kochenden Wuth hoch anrechnen! Aber geängstigt habe ich die Verrätherin wenigstens, als ich abwehrte und drohte, so zornig wie nur menschenmöglich, wo ich kein Wort sprechen oder dem Franz nicht wenigstens meinen Stuhl an den Kopf werfen durfte!"

„Freue Er sich Bergmann, daß es so gekommen! Diese Cornelia ist nichts für Ihn. Sie hat ihren Vater betrogen, sie wird auch ihren Mann betrügen. Für den Franz paßt sie gerade darum, denn der betrügt sie wieder, und so machen sie sich gegenseitig etwas weiß, und das gibt oft die glücklichsten Ehen. Sei Er froh, daß Ihm der Wiener Windbeutel diese Liebschaft abgenommen. Als ich vorhin den Hofnarren spielte, habe ich der schlauen Dirne auf den Zahn gefühlt, auch von Seinetwegen, Bergmann. Glaube Er mir, sie hatte nur ihren Spaß mit Ihm. Verschmerze Er die große Bretzel! Er muß nicht in das Komödiantenpack hinein heirathen, Bergmann! Da ist Alles nur Trug und Schein, Brillanten aus Glas und Goldringe aus Messing. Suche Er sich ein braves deutsches Bürgermädchen, hört Er, Bergmann, die Ihn auch verstehen und erkennen mag, und dieser lasse Er dann erst die allergrößte Bretzel backen."

Dann erhob der Fürst seine Stimme laut, daß Alle es hören konnten, und sprach zum Maler: „Da Er mir heute so schöne Köpfe gezeichnet hat, Bergmann, so soll Er auch mein eigenes Porträt malen. Ich lasse mich aber nur von meinem Hofmaler porträtiren — Alexander ab Apelle — versteht Er mich? — morgen kann Er anfangen!

„Aber,“ flüsterte Bergmann, „morgen habe ich noch sechs Stunden Arrest abzusitzen, von wegen der Bretzel.“

„Meinen Hofmaler habe ich nicht in Arrest geschickt!“ erwiderte huldvoll der Fürst.

Dann stieg er die Stufen hinan zum Sitze der Fürstin. „Habe ich nun mein Wort gelöst, Eudoxia? Sieh', ich habe also doch dir zum Vergnügen mitgespielt in der Komödie, und mehr Verwandlungen hat's dabei gegeben als in irgend einer Metamorphose des Ovid. Denn“ — hier sprach er leise, daß nur Eudoxia es hören konnte — „die größte Verwandlung, die mit mir selber heute vorgegangen, wirst du erst allmählich gewahr werden. Wunderliche Dinge habe ich erfahren, als ich diese Komödie einfädeln und spielen half! Auch dich hat das Volk da drunten verwandelt: — aus meiner Eudoxia haben sie eine goldschimmernde Eidechse gemacht. Ja, es ist doch gut, Eudoxia, wenn ein Fürst auch manchmal Komödie spielt. Sieh', es grauste mir heute förmlich vor der Pracht dieses Abends nach dem, was ich am Mittage gesehen und gehört. Wir müssen uns verwandeln, Eudoxia — aber nicht in ovidischer Weise — oder es könnte kommen, daß unsere Kronen und Hermeline noch ehe dieses Jahrhundert über den Häuptern unserer Enkel hinabgerollt ist, daß unsere Kronen und Hermeline in gar kurioser Weise verwandelt würden. — Sahst du eben den Lichtschein dort am wolkenlos heiteren Maihimmel? Es wetterleuchtet in unsere Kerzen- und Sternen- und Fackelpracht hinein! Nenne mich fürder nicht mehr Augustus, liebe Eudoxia, nenne mich August. Du weißt, auf Augustus folgte Tiberius. Schau hinüber nach den dunkeln Fenstern meines Kabinets! dort steht der graubärtige Ritter über dem Kamin, dessen Anblick hat mich heute zur Besinnung gebracht. Vielleicht steht er jetzt unsichtbar mitten unter uns und freut sich über mich! Ja, vielerlei Verwandlung haben wir heute gespielt, dieser schmiegsame Franz und ich, und ich dachte, Einen von uns Zweien müsse ich dir wohl vorstellen, als den ächten Ovid bei Hofe. Jetzt

aber merke ich, der größte Fabeldichter, der Mann, der die größte Metamorphose heute mir in die Seele gedichtet, das ist der alte Ritter über dem Kamin: denn er hat den Fürsten verwandelt. Lies du deinen französischen Ovid: ich will mit dem Ritter über dem Kamin sprechen und er soll mein deutscher Ovid sein. — Aber ich habe dir immer noch eine neue Verwandlung vorzuführen. — He! Adam tritt näher! Adam Happeler!"

Adam erschien mit seiner Fackel und pflanzte sie am Fuße der Treppe auf.

„Das ist der Adam Happeler, Eudoxia, dem du das Häuschen bauen ließest, worin er verdarb, der dann Hundejunge ward, wobei er nicht gedieh. Weil er sich nun vermessen hat, mir einheizen und Licht anzünden zu wollen, wenn er's nur dürfe, so habe ich ihn zu meinem Stubenheizer und Lampenanzünder gemacht, da darf er's ja nach Herzenslust. Aber ich will dir einen Spruch mitgeben in's neue Amt, Adam: „Auch der gutartigste Hund hat vier Wolfszähne! Hüte dich, Adam! Wenn du wieder Spitzbubereien treibst, dann wanderst du nicht in das kleine Prison, sondern in's große Zuchthaus!"

Adam schnitt ein halb glückseliges, halb verlegenes Gesicht bei dieser Anrede und das gab ihm gerade ein Aussehen, wie wenn er niesen wolle und könne nicht. Der Fürst rief darum lachend: „Bergmann, so male Er mir den Adam mit seiner Fackel in den chinesischen Saal. Die andern Köpfe bleiben in der Mappe."

Dann aber wandte sich der Fürst zu seinem Hofe und kündigte den Aufbruch an zu einer Gondelfahrt auf dem Flusse, die den festlichen Abend beschließen solle. Adam, eröffne den Zug mit Deiner Fackel! Du sollst Uns heute Abend ganz besonders das Licht tragen, die Fackel, die zugleich unser Emblem ist! Auf, meine Herren, folgen Sie dem fürstlichen Zeichen der Fackel." Und während sich der Zug bildete, murmelte der Fürst, seiner Gattin den Arm bietend, für sich die Worte des Motto's zum Emblem:

„Aliis inserviendo consumor."

Die Werke der Barmherzigkeit.

(1846.)

Erstes Kapitel.

Der junge Grobschmied Konrad vom Weyher stand vor dem Amboß. „Tummle dich, Gesell! den Takt gehalten!“ rief er lachend, indeß er den wuchtigen Hammer leicht und sicher durch die Luft schwang, daß die Funkengarben beim Niederschlag den ganzen dämmerigen Raum durchsprühten und erleuchteten.

Dem Gesellen ging's nicht so flink ab — denn er trug Mieder und Röckchen und war eine frische Bauerndirne. Aber sie führte ihren Hammer auch nicht schlecht. Da war noch Nerv in dem sonngebräunten Arme der Jungfrau und doch ründete er sich zugleich in den feinsten Linien.

War eine Reihe tüchtiger Streiche geführt, dann stellte der Schmied den Hammer auf den Amboß, stützte den linken Ellbogen auf den Stiel, bog sich mit dem rechten Arm hinüber zu dem Mädchen, küßte sie und lustig ging's wieder fort in der Arbeit.

In dem Zweitakt des Hammerschlags sangen Meister und Gesell zuweilen ein zweistimmiges Stücklein. Aber halbwegs brachen sie dann meist die Weise wieder ab, weil sie nicht wußten, was süßer sei: zu singen oder zu reden?

„He Grete! Wir zwei beide, du und ich, sind doch noch die einzigen Männer im Ort! Hielten wir das Nest nicht noch ein wenig zusammen, aus Schrecken vor Schwed und Kroat, vor Hunger und Pest wäre es längst gar auseinandergefallen!“

„Freilich Konrad! du bist gleichsam der Schultheiß und ich bin der Pfarrer.“

Das durfte Grete in Wahrheit sagen. Der rechte Pfarrer war, nachdem er mehrmals von Freund und Feind ausgeplündert und mißhandelt worden, davon gelaufen in's Hessenland. Der Schultheiß aber war nur zu sehr dageblieben. Denn in dieser Zeit der allgemeinen Zuchtlosigkeit des dreißigjährigen Krieges füllten die Beamten ihre Taschen, wetteiferten im Malträtiren des Volkes mit der hohen Generalität sämmtlicher kriegführender Parteien, schierten sich den Teufel um ihr Amt, und jeder waltete des Rechtes nach seinem eigenen Corpus juris. Grete aber pflegte die Kranken, tröstete die Bedrängten — ja sie war jetzt der rechte Pfarrer im Dorfe; und Konrad hielt die Bürger zu muthiger und kluger That zusammen, wenn neue Einquartierung kam, neue Plünderung, neue Stall- und Tafelrequisition für das Vieh und die Herren Officiere, neue Gelderpressungen bald für einen großen Herrn, bald für einen großen Spitzbuben. Denn bei solcher Gelegenheit pflegte der Schultheiß über Land zu reiten, und wann der Sturm vorbei war, kam er wieder heim.

„Wenn mir der lustige Hammerschlag so in's Ohr klingt, Grete, trapp, trapp! trapp, trapp! dann ist mir's oft, als sei das Rosseshufschlag und wie der Sturm sause ich auf meinem Rosse über's Feld dahin, als Soldat, Grete! Denn alle sind geschunden in dieser Zeit, nur der Soldat jubilirt! Jeder Soldat ist ein König worden, drum ist auch Jeder so grob gegen den Schmied, wenn er sein Pferd beschlagen läßt. Aber mir Prügel zu geben, das hat doch noch kein Schwede und kein Kaiserlicher gewagt, da doch alle Schmiede der Umgegend wenigstens jedes Quartal einmal durchgefuchtelt werden. Ja, mein Schatz, wir wollen auch unter die Soldaten gehen!"

„Ach nein!" sprach Grete, nicht ganz so lustig, wie vorher, „dann zögen ja die zwei letzten Männer fort aus dem Dorfe und wäre kein Schultheiß und kein Pfarrer mehr da, um die Gemeinde noch leidlich zusammenzuhalten."

Es war dies Dorf aber Löhnberg an der Lahn, in der

Grafschaft Nassau-Katzenellenbogen. Ehe der Krieg ausbrach, wohnten sechzig Familien innerhalb der Ringmauern — denn das Dorf besaß Stadtprivilegien; von sechzig Feuerstätten aber rauchten jetzt nur noch zehn. Auf einer Anhöhe vor der Mauer liegt die Schmiedewerkstätte. Das Gebirg beginnt hier steiler das Flußthal einzuengen; in fast senkrecht jähem Fall steigt ein bewaldeter Berg der Schmiede gegenüber zu dem stillen, dunkelgrünen, schilfgesäumten Wasserspiegel nieder, und rechts im Vordergrunde erheben sich auf Felsklippen die Trümmer des Schlosses, welches Herr Graf Georg von Dillenburg nicht lange vor dem Kriege erst neu aufgebaut hatte.

Verachtet mir diesen Landstrich nicht, die rauhe Schönheit dieses Gaues, den armen ehrenfesten Menschenschlag! Tretet ein wenig vor aus des Schmiedes Thür, dann blicket Ihr links in ein lustiges Wiesenthal; die wohlgeschützte Mittagseite seiner Berghänge ist von dem letzten, nördlichsten Rebgelände des Lahngrundes bedeckt. Es wächst da der Löhnberger Rothe, der war in alter Zeit so berühmt, wie sein Nachbar und Vetter, der Runkeler, und noch vor hundert und mehr Jahren soll ein Graf von Braunfels die Herren des Wetzlarer Reichskammergerichts mit einem Weine traktirt haben, den er bei Löhnberg in einem mit besonders heißer Sonne begnadeten Jahre selbst gezogen, und als der gräfliche Wirth nach der Tafel den Gästen zu rathen gab, was für Wein sie getrunken, meinten die Herren, es sei ein kostbarer Burgunder gewesen. Doch läßt der Chronist unentschieden, ob der gute Geschmack des Löhnbergers oder der schlechte des Reichskammergerichtes dieses Urtheil eingegeben habe.

Daß aber neben dem firnen Rothen auch firne Menschen in guten Jahrgängen in diesen Thälern gewachsen sind, davon soll diese Geschichte Kunde geben.

Es war im hohen Sommer, früh morgens gegen drei Uhr, als die Beiden in der Schmiede schon so scharf drauf los arbeiteten. Hätte Grete, die Braut des Schmieds, ihm nicht zugleich den Liebesdienst gethan, als Gesell einzutreten,

so hätte Konrads Ofen wohl kalt müssen stehen bleiben. Denn weit und breit fand sich keine junge arbeitsfähige Mannschaft mehr fürs Handwerk.

Nicht bloß der Krieg, auch seine Gevatterin, die Pest, zog durch das Land. Ganze Dörfer starben aus; die fleißigsten Hände erlahmten und sorgten nur noch für die nächste Nothdurft. Verzweiflung fraß das geschlagene Volk, und die Leute in diesen protestantischen Gauen fragten, ob denn unser Herrgott katholisch geworden sei, daß er so das ganze Land verderbe?

Ein furchtbarer Wahn hatte sich allmählig der Geister bemächtigt, alles menschliche Mitgefühl ertödtend. Wer jäh an der Pest starb, den glaubte man durch Gottes Finger als einen Schuldigen abgeurtheilt, durch Gottes Schwert als einen Armensünder gerichtet, und stritt, ob ihm ein ehrlich Begräbniß zu gönnen sei. Ja man ließ die Pestkranken verschmachten, weil man vorgab, ihnen zu helfen, sei nicht besser als einen Dieb vom Galgen abzuschneiden. Vor drei Wochen noch hatte Konrad seinen verstorbenen Vetter auf einer Leiter selbst aus dem Hause tragen müssen, weil ihm die Gemeinde die Bahre verweigerte.

Jetzt aber erging ein geistliches Rundschreiben an alle Gemeinden, worin mit Worten der Schrift bewiesen stand, daß man auch in diesen Sterbensläuften dem Tode freudig sich fügen müsse, und wer an der Pest in dem Herrn sterbe, der werde in Christo wieder auferstehen, so gut wie die Anderen. Also sei er nicht in der letzten Noth zu verlassen und bei Nacht wie ein Hund zu verscharren.

Da erkannte sich die Selbstsucht, welche dem Aberglauben unter den Mantel gekrochen war, in ihrer Blöße, und Mancher kehrte um und nahm sich wieder der verlassenen Kranken an.

In solchen Zeiten tritt der Mensch dem Menschen näher. Die Schutzhegen des Herkommens fallen; der sittliche Ernst, der in den Tagen allgemeiner Gefahr alles Volk überkommt, kann des Schildes der Sitte entbehren. So hielt sich auch

der Schmied und seine Braut in Zucht und Ehren, ob sie gleich in dem halb ausgestorbenen Dorfe so fessellos hätten zusammen leben können, wie auf einer einsamen Insel. Nicht mehr Menschenfurcht war es, sondern die größere Nähe Gottes, was jetzt ihren Verkehr auch äußerlich in Maß und Schranken hielt.

„Fürchtest du dich nicht mehr, Konrad?“ fragte Grete lächelnd und legte den Hammer nieder.

„Wenn uns unser Herrgott haben will, dann kann er uns auch ohne die Pest kriegen,“ antwortete Konrad. „Und so halte ich's denn mit jenem neunzigjährigen Weibchen, das eine schwere Krankheit in sich spürte und also gebetet hat: Herr, wie du willt! Doch wiss' — ich eil' noch nicht.“

„An die Pest denke ich nicht,“ rief Grete, „sondern an den Schultheißen. Du hast mir viel zu Lieb' gethan, Konrad, da du um meinetwillen schon vor der Morgenglocke die Kohlen einzulegen wagtest, und nicht in mich drangst, dir zu sagen, weßhalb ich des Nachmittags nicht schmieden kann und wo ich mich zu dieser Zeit umhertreibe. Daran habe ich deine ächte Liebe erkannt.“

Nun gerade hätte der Schmied erst recht gerne gefragt, wo sie Nachmittags hingehe? Aber Grete hielt ihm die Hand vor den Mund. Dann flüsterte sie ganz heimlich: „Als ich vorhin durch die Gäßchen zur Schmiede schlüpfte, hat der Ortsknecht aus dem Fenster geschaut und mir zugerufen: Grete, ich will sie verwarnt haben! Der Schultheiß drückt noch die Augen zu, wenn Ihr vor der Morgenglocke die Kohlen einlegt. Will er sie aber nicht mehr zudrücken, dann steckt er Euch Beide in den Thurm!“

Es war nämlich vor längerer Zeit ein scharfes Mandat ergangen in den Dillenburger Landen, daß kein Schmied seine Esse heizen solle, bevor um vier Uhr das Morgenglöckchen geläutet habe. Denn auf den Dörfern waren wiederholt Feuersbrünste ausgebrochen, denen man bei den strohgedeckten Lehmhütten des Gebirgs kaum wehren konnte, veranlaßt durch

das Schmieden in der Frühe, wann die Nachbarn noch im Schlafe lagen. Ueberdies riß der Unfug, schon um zwei Uhr am Amboß zu stehen, meist doch nur deßhalb ein, weil Meister und Gesellen des Nachmittags in den Schenken faullenzen wollten.

Aber was galt ein solches Gesetz jetzt, wo alle Ordnung gelöst, wo alles Eigenthum verwahrlost war, und selbst Wald- und Haidebrände manchmal bis zu den menschenleeren Dörfern drangen, dieselben umloderten und in Asche legten!"

Konrad erwiderte darum gleichgültig: „Heuer, wo es im Gau wenigstens alle Tage einmal brennt, und der Tod stündlich an unserer Thüre vorübergeht, fürchtet man sich nicht vor der alten Feuerordnung und dem Schultheißen von Löhnberg."

Zweites Kapitel.

Als Grete gegen Mittag die Schmiede verließ, schlüpfte sie auf Umwegen, scheu zurückblickend, ob Konrad ihr nicht nachschaue, in den Garten hinter des Schultheißen Haus; der lag wüste in dieser traurigen Zeit, die Beete von Nesseln, Quecken und Nachtschatten überwuchert, die Obstbäume durch Moos und Flechten verderbt. Der zerrissene Zaun ließ das Mädchen ein, neben der verriegelten Pforte. Denn frei und offen von der Straße her hätte Grete nicht zu des Schultheißen Hausthür einzugehen gewagt. Sie wollte auch nicht ins Haus, sondern in die Scheuer.

Auch hier sah es nicht aus, als erwarte man fröhlichen Erntesegen. Die Räume oben und unten waren verfallen, verunreinigt, alles öde und leer. Nur in dem dunkelsten Winkel lagen noch ein Paar Gebund Stroh aufgehäuft und zwischen diesen etwas altes Bettwerk. Grete schlich sacht hinzu. Ein altes, krankes Weib lag in den Strohbündeln und Kissen.

„Wie geht es Euch, Frau Base?" sprach das Mädchen mild und herzlich.

Da erhob sich die hinfällige Gestalt und erwiderte mit matter Stimme: „Die Menschen haben mich verlassen, darum nimmt der Herr mich auf!“

Es war dies aber des Schultheißen Ehefrau. Als die Pest ihre Wangen röthete, ließ der Mann sein Weib aus dem Hause in die Scheuer bringen. Denn ob er gleich äußerlich, ganz wie es einem Schultheißen ziemt, den Muthigen spielte, erbebte er doch insgeheim aus Furcht vor der Ansteckung und verstand den Pestkranken eben so geschickt aus dem Wege zu gehen, wie den fremden Truppen. Und da er sich's eben nicht so gar traurig dachte, wenn die Frau, welche ihm in letzterer Zeit häufig eine lästige Sittenrichterin geworden, unversehens abführe, so wollte er jetzt gerade erst noch recht lange frei und lustig leben, und nicht sogleich wieder in jener Welt mit der eben erst quittirten Hälfte aufs neue zusammentreffen. Darum hielt er sich ganz fern von der Scheuer, begann selbst das Wohnhaus zu meiden, und schickte nur täglich einmal den Ortsknecht aus, daß er durch das große Loch in der Wand schaue, ob die Kranke sich noch rege, und ihr von außen mit einer langen Hopfenstange einen Topf voll Suppe neben die Kissen schiebe.

Hätte sich nun Grete der verlassenen Base nicht angenommen, dann wäre die Frau alsbald elend verschmachtet wie tausend Andere. Denn auch der Ortsknecht ging nur bis gegen die Scheuer, wagte aber niemals durchs große Loch zu schauen, geschweige den Topf hineinzuschieben, und aß die Suppe gemeinhin selber im Garten aus. Vor ihrem Konrad aber machte Grete die strengste Hehl aus ihrer Krankenpflege in den Nachmittagsstunden, die sich nicht auf die Scheuer des Schultheißen allein beschränkte. Denn sie fürchtete, es möge dem Schmied vor ihr grausen, daß er selber die Pest bekäme, wenn er wisse, wie sie gleich einer Spitalschwester täglich in den Pesthäusern hantiere. Zudem hätte man sie, wofern ihre stille Barmherzigkeit ruchbar geworden, sicherlich gewaltsam von dem Schmied getrennt. Denn die

Pfleger der Kranken wurden in den Gemeinden von allem Verkehr abgeschlossen, gleich als seien sie selbst verpestet; am Sonntage durften sie nicht einmal zu den Kirchen eintreten, sondern mußten, vor den Kirchenfenstern stehend, erhaschen, was ihnen draußen etwa von Gottes Wort zu Ohren drang.

Grete brachte dem verlassenen Weibe einen Teller Suppe. Allein die Base winkte abwehrend. Sie begehrte keine Speise mehr; nur nach geistlicher Tröstung verlangte sie. Darauf erwiderte Grete: „Der Pfarrer ist ins Hessenland geflohen vor dem Kriegsvolk und der Pest; aber weil Ihr's gestern schon gewünscht, habe ich meinen Vater bestellt, der hält in dieser Noth die Kirche und reicht die Sakramente."

Es war aber Gretens Vater Veit Kreglinger, der Glöckner und Kirchendiener, der zugleich einen kleinen Kramladen hielt. Vom Volk war er nur „der Prophet" genannt, und er that sich selber etwas zu gut auf diesen Beinamen. Denn man schrieb ihm Sehergabe zu. Als eines Tages ein Feldgerichtsschöff gesund und frisch über die Straße ging, hatte der Glöckner plötzlich, wie aus höherer Eingebung gerufen: Dem sieht der Tod zu den Augen heraus; morgen kann der Schreiner ihm einen Sarg machen! Die Bauern schüttelten die Köpfe und glaubten's nicht, und der Schöff, der es gehört, lachte. Aber am andern Morgen war er todt und kalt. Seit dem Tage glaubten die Löhnberger, daß dem Veit da ein Licht brenne, wo Andern tiefes Dunkel ist und nannten ihn den Propheten. Zuletzt glaubte er selber, daß er ein Prophet sei, schaute mit seinen scharfen grauen Augen den Leuten die geheimsten Gedanken aus der Seele heraus und that manchen bewährten Spruch. Ja er betrieb die Sache fachmäßig. Als Glöckner konnte er jederzeit auf den Kirchthurm steigen, hatte also eine astrologische Warte umsonst. Er schleppte sich allerlei Kram von alten Kalendern, Wappenbüchern, Aspektentafeln und alchymistischen Schriften zusammen, und wenn er über diese Scharteken kam, dann saß er den ganzen Tag angenagelt auf seinem dreibeinigen Stuhle,

wie Pythia auf dem Dreifuß. Seine Weisheit nahm dabei sichtlich zu und sein Kramladen ging sichtlich zurück, und manchmal läutete er die Morgenglocke am hellen Mittage und die Abendglocke nach Mitternacht.

Also der geistliche Trost des Propheten war es, den Grete verheißen hatte.

Die Schultheißin zog jetzt aus ihrem Täschchen zwei starke silberne Armspangen und sprach: „Merk' auf, Grete! Da ich noch Jungfrau war, schenkte mir der Schultheiß, mein Bräutigam, diese Spangen. Mit Jubel empfing ich sie — unter Kummer und Sorgen habe ich sie wie ein Heiligthum bewahrt während des traurigen Ehestandes. Du allein hast mich getröstet in dieser letzten Noth. Nimm die Spangen zu meinem Gedächtniß. Aber du mußt sie nicht alle Tage tragen: nur auf Ostern, Pfingsten und Weihnachten. — Was war mein Leben, daß mir's vor dem Sterben bangen sollte? Einmal muß es ja doch gestorben sein, und da sogar der Kaiser, der König, ja auch unser gnädigster Fürst selber daran muß, dürfen sich gemeine Leute nicht zu hart beklagen. — Nur um meinen Mann thut mir's leid, obgleich er mich so übel traktirt hat. Aber er dauert mich doch, wenn ich d'ran denke, wer ihm jetzt das Weißzeug im Stand halten und seine Hafergrütze so kochen soll, wie er sie am liebsten ißt!"

Grete nahm die Spangen mit thränendem Auge und wickelte sie in ihre Schürze. Da sprach die Frau: „Es flimmert mir vor dem Gesicht! Grete, du mußt die Spangen nicht alle Tage tragen; nur an hohen Festen — damit Du nicht stolz wirst. Du brauchst sie dann auch nicht allzuoft zu putzen; — das zehrt am Silber."

Wieder nach einer Weile rief die Frau auffahrend: „Was packst du mich so eiskalt an den Füßen, Grete?"

Die Angeredete aber stand weit ab. „Das muß der Tod sein, der die Base an den Füßen packt," dachte sie, und starrte nach den Kissen hinüber, als müsse sie den Tod dort leibhaftig erblicken, den Knochenmann mit der Sense, wie er

die Base an den Füßen packt. Aber friedlichen Antlitzes sank das arme Weib in das Kissen zurück und sprach im Verscheiden: „Die Menschen haben mich verlassen, darum nimmt mich der Herr zu sich auf."

Das Mädchen blickte schweigend auf die Leiche, die Hände gefaltet. Sie wollte sich eben entfernen, als ihr Vater, der Glöckner, in die Scheuer trat.

Er schaute in den dunkeln Winkel.

„Sie ist todt!" sagte er, — und Grete wiederholte: „Sie ist todt!"

Da aber packte sie plötzlich der Schauer des Lebens vor dem Tode. Die bis dahin ungekannte Furcht vor der Pest kam über sie; sie schaute entsetzt die Leiche an, wie sie zwischen den Strohbündeln und dem alten Bettzeug tief zurückgesunken lag, und wollte entfliehen.

Veit aber griff das Mädchen fest beim Arme: „Bleib' Grete! Graust dir's auch? Was fürchtest du dich? Ich sage dir: der Himmel will es nicht, daß wir Beide an dieser Pestilenz sterben sollen. Was verheißen ist, das wird sich erfüllen!"

Und das sprach der Glöckner in der That wie ein Prophet, und die kleine Gestalt des Vaters däuchte dem Mädchen jetzt größer und ehrwürdiger denn je; das von Noth und Arbeit und frühen Kriegsstrapazen tief gefurchte Gesicht leuchtete in Begeisterung wie eines Jünglings Antlitz. Das einzige prophetische Wort nahm den Schauer wieder aus des Kindes Herzen.

Doch kaum hatte Veit die Verheißung gesprochen, so rief eine Stimme hinter ihm: „Versündigt Euch nicht: Treibt Euer Spiel der Wahrsagerei im Wirthshaus, aber nicht im Sterbehaus!"

Veit schaute ingrimmig um nach dem Redenden, schrak aber zusammen bei seinem Anblick. Denn ein ganz fremder Mann stand vor ihm. Er trug die Kleidung gemeiner Leute, doch sein Gesicht war zu fein, zu bleich, zu vornehm für den

groben Linnenkittel. Der Glöckner aber sammelte sich rasch, maß den Unbekannten lange mit dem stechendsten Blick seines grauen Auges und sprach dann mit der vollen Würde des Propheten: „Ich will Euch nachzudenken geben über meine Seherkraft. Zum erstenmal erblicke ich Euch. Dennoch sehe ich Euch an den Augen an, daß Ihr ein katholischer Kreuzkopf seid. Fort von hier! In Weilburg liegt ein schwedischer Cornet, dessen Profoß hat einen Strick für kaiserliche Spione."

„Beit!" erwiderte der Fremde gelassen und ohne eine Miene seines bleichen Gesichts zu verziehen. „Man nennt dich den Propheten. Siehe, ich bin auch bloß ein Prophet, kein Spion. Aber ein Prophet wie du bin ich nicht. Im Namen meines Gottes weissage ich nur den Tod den Sündern; das Leben denen, die Buße thun; den Segen der Kirche allen Gläubigen."

„Das heißt der päpstlichen Kirche? Nicht wahr?" rief der Glöckner.

„Der Papst trägt den Schlüssel zu des Himmels Hallen."

„Wo die höllischen Flammen zum Fenster herausschlagen!" vollendete der Glöckner, mit einem Worte Luthers jenen gangbaren katholischen Feldruf parodirend. Denn als Glöckner war er selbst ja ein halber Pfarrer und hatte Polemica und Apologetica studirt.

Aber auch der Fremde stellte einen gelehrten Mann im Streit. „Der jenes Wort aufgebracht, war bei Lebzeiten selber der rechte Oberpförtner der Hölle; jetzt aber ist er's nicht mehr, denn er sitzt nun in der Hölle mitten drein."

So war die Flamme des Streits angeblasen, als Grete schreckenbleich dem Vater ins Ohr flüsterte: „Fort von hier, Vater! Der mit uns spricht, ist der Pestmann!"

Es ging nämlich damals der Glaube unter dem Volk, die Pest habe einen Boten ausgeschickt durch das Land, ein bleiches, unheimliches Männlein, und wo es sich zeige, da ziehe die Pest ein, und wer den bleichen Mann mit Augen

schaue, der sauge mit dem Blick sich die Pest ins Blut, wie man im Anschauen des Basilisken den Tod sich erschaut.

Aber der Glöckner war ein alter Soldat und kein Holländer; er hielt Stand und flüsterte dem Mädchen zu: „Wende den Blick ab! Ich will's schon erproben, ob er der Pestmann ist."

Und Veit kehrte sich gegen die Leiche und sprach zu dem Fremden: „Lutherisch oder päpstlich, gleichviel! Ihr sollt mir einen Bescheid thun. Im Wirthshaus kündet man sich als Freund, indem man Bescheid thut in einem Trunk; im Sterbehaus sollt Ihr Bescheid thun in einem Gebet. Ich will die Verse sprechen, die man hier zu Lande spricht an der Stätte, wo eben eine Seele abgerufen wurde und im Stillen möget Ihr nachbeten."

Drauf hub der Glöckner an, jenes geheimnißvolle Lied zu sprechen, welches so manches Menschenalter als ein schützender Zauber wider Schwert und Pestilenz galt, und von so manchem Kriegsmann noch eben vertrauensvoll angestimmt ward, während schon der tödtliche Schuß nach seiner Brust eilte. Vor diesem Zauberlied, so meinte der Glöckner, könne der bleiche Fremde nicht Stand halten, wenn er wirklich der Pestmann sei.

Alle Dreie knieten nieder. Da hub der Alte feierlich, mit gefalteten Händen an:

„Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen:
Wen suchen wir, der Hülfe thu,
Daß wir Gnad' erlangen?
Das bist Du, Herr, alleine.
Uns reuet unser Missethat,
Die Dich, Herr, erzürnet hat.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland, Du ewiger Gott,
Laß uns nicht versinken in des bittern Todes Noth.
Kyrieeleison!"

Veit schaute auf zu dem Fremden. Er hatte im Stillen mitgebetet. Also war er nicht der Pestmann. Aber ein Katholik war er. Denn mit seinem Luchsauge hatte der Prophet beim ersten Blick einen Rosenkranz wahrgenommen, den der Fremde, schlecht verborgen, im Schlitze seines Kittels trug. Nun nahm es ihn aber doch wieder Wunder, daß der katholische Mann den lutherischen Vers im Stillen mitgebetet. Der Unbekannte schien dem Glöckner dieses Bedenken im Gesicht zu lesen; denn er sprach: „Die Worte, die du gesprochen, sind freilich Luthers Worte; das Lied aber ward von einem heiligeren Manne gesungen, und nur verdeutscht hat es Euer falscher Prophet. So mochte ich im Stillen wohl diese Worte nachbeten, welche Abt Notker von St. Gallen vor vielen hundert Jahren aus bebendem Herzen gedichtet, da ihm in der Wildniß des Martinstobels der Tod urplötzlich zur Seite getreten war."

Der Glöckner sah den Fremden mit großen Augen an über die Worte, welche er nur halb verstand.

Der Fremde aber fuhr fort: „Sind wir einig gewesen in unserm Gebet, dann können wir auch noch einig werden im Glauben, und einig wollen wir sein in guten Werken, Veit! Auf Wiedersehen!"

Langsamen Schrittes ging der räthselhafte Mann hinweg.

Veit blieb noch lange stehen, zerknirscht, ärgerlich, gekränkt in seinem Hochmuth, irre gemacht an der eigenen Weisheit, dann wieder von heimlichem Grausen durchrieselt, von Staunen erfüllt über den Mann, der ihn niedergeschlagen, wie der ächte Prophet den falschen.

Endlich weckte ihn die Tochter aus seinem Sinnen; sie faßte ihn am Arme und zog ihn leise aus der Scheuer hinweg, indem sie, auf die Pestleiche deutend, unter Thränen flüsterte:

„Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen!"

Als die Beiden durch die öden Straßen nach Hause gingen, begegnete ihnen der Schultheiß. Er schien recht guter Dinge

zu sein und hielt seine Base Grete an, indem er sie äußerst zuthunlich begrüßte. Das war so seine Gewohnheit, denn er hatte schon lange ein Auge auf das hübsche Kind und schickte, nach der Art eines verliebten Bauernburschen, die lustigen, oft doppelsinnigen und zweideutigen Grüße gleichsam zum Recognosciren aus, damit er aus der Art der Gegenwehr entnehmen könne, ob ein ernstlicherer Angriff zu wagen sei. Aber Grete hatte allezeit mit scharfem Witz die forschenden Epigramme des Schultheißen wider ihn selbst zurückgeworfen.

Heute konnte sie ihm keine Silbe erwidern. Schweigend blickte sie in den Boden hinein.

Das nahm der Schultheiß für ein gutes Zeichen und sprach: „Du hast rothe Augen, Schätzchen. Du sollst nicht länger verweint sein, sondern hell und fröhlich sehen, weil du das schönste Mädchen im Dorfe bist."

Da fand Grete die Sprache wieder, blickte zornig strafend dem Schultheißen ins Auge und rief auf sein Haus deutend mit leiser unheimlicher Stimme: „Herr Schultheiß, in jenem Hause liegt ein Todtes! Unser Herrgott spricht nit, aber er richt't!"

Während der Schultheiß von Schreck überlaufen nach seinem Hause starrte, als wolle er durch die Mauer hindurch sehen, was darinnen vorgegangen, schritt Grete mit ihrem Vater rasch davon.

Der alte Veit aber sang laut den Vers eines Volksliedes, daß es dem Schultheißen noch von weit her ins Ohr tönte:

„Und als mein' Frau gestorben war,
Da legt' man sie auf's Stroh,
Ich sollte drüber weinen
Und war doch gar so froh!"

Wie ein Trunkener irrte der Schultheiß hinaus ins Feld und immer weiter trieb es ihn hinweg von dem Sterbehause. Es war ihm aber, als säße ihm ein kleiner Teufel auf dem

Nacken, der ihm unaufhörlich den gottlosen Vers des Glöckners ins Ohr flüstere. Er versuchte zu beten, aber unvermerkt verschwanden ihm wieder die Worte des Gebetes und statt mit Amen schloß sein Beten mit dem Vers des Glöckners, wie mit einer Gotteslästerung.

„Das Lumpenpack hat mir den verdammten Vers angehext, doch ich will's ihm heimzahlen!“ rief er grimmig. „Ich weiß wohl, warum die Dirne mich verhöhnt! Der Schmied liegt ihr im Sinn. Jetzt soll er mir aber spüren, daß Gerichtssäcke keinen Boden haben!“ Und dann packte es ihn wieder, daß er wie ein Wahnsinniger den Vers vor sich hinbrummen mußte:

„Und als mein' Frau gestorben war,
Da legt' man sie auf's Stroh,
Ich sollte drüber weinen
Und war doch gar so froh!

Drittes Kapitel.

Als Konrad und Grete in der Morgenfrühe wieder verbotenerweise am Amboß standen, schaute der Schmied finster darein. Die heimlichen Gänge des Mädchens nach des Schultheißen Haus waren den Nachbarn nicht unbemerkt geblieben, des alten Sünders Neigung zu der schönen Base war längst ortskundig. Böse Zungen, die trotz Krieg und Pestilenz nicht aussterben, hatten sich auf ihre Beobachtungen sogleich einen Vers gemacht.

Der Schmied brummte abgerissene Sätze und schlug bei jedem Satz heftiger auf das rothe Eisen. „Der Lästerteufel, Grete, kann Halseisen und Schandzettel auch an einen lichten Sonnenstrahl hängen, wie Sanct Goar seine Mütze. — Gleich dem Spürhund steht dieser Teufel auf loses Geschwätz. Findt' er kein's, so macht er ein's. — Der Ruf, das Recht, das Auge dulden keinen Spaß; der Ruf besonders bei Weibern,

und mit Gewalt kann man eine Fiedel an einem Eichbaume zerschlagen. — Nicht alle Weg' sind Kirchenweg', man meint oft selber man gehe in die Kirche und findet sich zuletzt nebenan im Wirthshaus. Und darum sage ich dir, Grete, daß ich dir Alles zu Lieb' thun will, aber auch, daß wir heute zum letztenmale vor der Morgenglocke am Amboß stehen."

Das Mädchen, welches den Vorwürfen nur mit einem ruhigen Blick in das Auge des Schmieds geantwortet hatte, erwiderte jetzt: „Es ist auch nicht mehr nöthig, Konrad, daß wir so frühe schmieden. Die Base ist todt. Nun brauche ich nicht mehr über Tags in des Schultheißen Haus zu gehen."

Konrad sann eine Weile, als könne er den Zusammenhang zwischen dieser Rechtfertigung und seinen Vorwürfen nicht so geschwind begreifen. Endlich fragte er beschämt und erschrocken zugleich: „Also bist du es gewesen, die des Schulzen Frau gepflegt, da er sie verstoßen?"

„Und war es denn so Arges, Christi Gebot zu thun, daß du darüber erschrecken magst?"

Der Schmied blickte sie lange schweigend an, dann küßte er sie und sprach: „Du hast Recht, mein Mädchen, du mein Herz, meine Krone! Dennoch wird es hart an uns Beide kommen. Der Schultheiß ist jetzt unser Todfeind. Denn ein Filou läßt sich Alles gefallen, nur nicht, daß andere Leute so unter seiner Nase besser sind als er."

Da rief Grete begeistert: „Es ist ein Gott im Himmel!" Und sie hob den schweren Hammer und begann wieder lustig die Arbeit. Aber schnell ließ sie den Hammer auch wieder sinken, ward sehr nachdenklich und flüsterte: „Doch hab' ich vergessen, daß unser Herrgott nicht Schultheiß von Löhnberg ist."

„Die Herren vom Rath, die den obrigkeitlichen Spieß nicht umsonst tragen, sind gar streng und ängstlich geworden wegen des frühen Feuerns, vornehmlich seit Driedorf niederbrannte," sagte Konrad. „Das Feuer loderte früh morgens so reißend schnell in den Strohdächern auf, daß die Leute Löcher in

die Stadtmauer brechen mußten, um ihr nacktes Leben zu flüchten; denn eh' man sich's versah, sperrte die Flamme die beiden Thore."

Grete schaute träumerisch in die rothe Gluth der Kohlen, in dieses heiße Leben, das leuchtend und sprühend sich selbst verzehrte. Der rothe Abglanz schien ihre Züge zu verdüstern.

„Schau auf, Mädchen!" rief plötzlich der Schmied. „Da schlägt ja Rauch und Flamme aus dem Gebälk! Wo kommt der dicke Qualm her und das Feuer? Das kann nicht von der Esse kommen!"

Grete that im ersten Schreck einen hellen Schrei — so weit konnte sie das Weib nicht verleugnen —, dann aber faßte sie sich mannhaft. „Stille, Konrad! lange den Kübel Wasser her! Wir müssen's vertuschen. Es ist ja gleich gelöscht. Wenn's nur keinen Lärm gibt!"

Aber schon war's zu spät. Als Konrad vor die Thüre trat, sah er die ganze Dachfirste im Brand. „Es geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief er verzweifelt. „Dort oben haben unsere Kohlen nicht gezündet."

Die Leute im Dorfe, in den hohen Sommertagen zeitig zur Feldarbeit gerüstet, hatten das Feuer schon bemerkt. Hier und da kam einer herbeigeschlichen, legte die Hände auf den Rücken und schaute sich die Flamme an. Denn Feuersbrünste waren damals wie das tägliche Brod und außer dem Eigenthümer ästimirte Niemand mehr den Brand eines einzelstehenden Häuschens. Auch fehlte das Wasser bei der Schmiede. Eine große Lache unten neben dem Backhause war von der Hitze halb ausgetrocknet; ein naher Ziehbrunnen hatte nur Einen Eimer. Die ganze Scene ging wie im Fiebertraum an Konrads Sinnen vorüber. Er wachte erst auf, als er den Schultheiß ordnungsmäßig anreiten sah, eine schwere Hiebwaffe zum Zeichen der Amtswürde im Ledergehänge tragend. Und hinter ihm d'rein keuchten die Ortsknechte und Nachtwächter, vier Männer mit alten Spießen und Hellebarden.

Der Schultheiß ritt hart an Konrad und rief scharf und

trocken: „Du hast Kohlen eingelegt vor der Morgenglocke, dafür sollst du mir in den Thurm, und hast das Feuer nicht ausgeschrieen, noch um Hülfe gerufen, dafür sollst du nach der Feuerordnung um fünf Gulden bestraft werden.“

Dann aber wandte er sich gegen die müßigen Gaffer und trieb das stumpfsinnige Volk mit der flachen Klinge zusammen, und die Scharwächter halfen mit ihren Spießen dazu, daß bald alle Hände aus den Hosentaschen fuhren und zugriffen wider den Brand. Ein paar starke Knechte stiegen auf die Leitern und rissen mit den Haken das brennende Dachgebälk hinweg. Männer und Weiber bildeten flugs doppelte Reihen nach dem Ziehbrunnen und nach der Pfütze am Backhaus; die eine Hälfte langte die vollen Eimer heraus, die andere reichte die leeren zurück.

Die Männer mit den Spießen arretirten inzwischen den Schmied, als eben die Flamme am hellsten über seiner Schmiede zusammenschlug und das Gebälk niederzukrachen begann.

Da drängte sich ein Mann aus der Menge vor und rief: „Habt ihr denn nicht gesehen, daß dort in der Schmiede noch ein Weib steckt?“

Und gleichzeitig schrie der alte Glöckner: „Mein Kind, mein Kind!“ und sprang hinein in die brennende Schmiede. Aber ein solcher Strom von Gluth und Rauch fuhr ihm unter der Thüre entgegen, daß er besinnungslos zurücktaumelte und zu Boden stürzte.

Alle standen starr vor Entsetzen, ein schauerliches Schweigen ging durch den eben noch so laut geschäftigen Kreis. Noch einen Augenblick und die glühenden Mauern und Balken mußten zusammenstürzen, und das junge Leben da drinnen war gleich eines zähen Ketzers oder einer alten Hexe Gebein in einem qualmenden Aschenhaufen begraben. Keiner wagte mehr ein Glied zu rühren; athemlos harrten Alle.

Plötzlich trat ein Mann aus dem brennenden Hause hervor —. Niemand hatte ihn hineingehen sehen, und Viele behaupteten nachgehends, die Flammen hätten sich vor ihm

auseinander gethan wie zwei Thorflügel — und auf seinen Armen trug er die Tochter des Glöckners aus den Flammen. In lautem Freudenrufe brach sich das angstvolle Harren der Umstehenden.

Doch als der Fremde das bewußtlose Mädchen zu den Füßen des Vaters niedergelegt hatte, und die Bauern dem Retter näher in's Gesicht schauten, wichen Alle zurück.

„Es ist der Pestmann!“ — flüsterten sie, und selbst der Schultheiß wandte rasch sein Pferd, um den tödtlichen Anblick zu vermeiden.

Lächelnd schritt der Fremde mit dem blassen Gesicht durch das zur Seite weichende Volk. Kein Wort des Dankes ward ihm nachgerufen.

Als der Glöckner mit seinem Kinde wieder zu Sinnen kam, war der Retter längst verschwunden. „Der Pestmann selber,“ rief man ihm zu, „hat Eure Grete aus dem Feuer getragen.“

Der Glöckner legte einen Augenblick sinnend die Hand an die Stirn; dann war es, als gehe plötzlich ein helles Licht seinem Geiste auf. „Der Mann war nicht der Pestmann! Er ist ein Mann Gottes und doch keiner. Er ist — — Ich sah es wohl, wie ihm der Rauch nichts anthat, der mich zu Boden warf. Und wie er die Grete auf den Armen heraustrug! Knieet nieder und betet, ihr Heidenvolk! Die Pest hat ein Ende, das Feuer hat die Pest verzehrt, und der Mann, der die Pest nicht des Leibes, sondern der Seelen im Lande umherträgt, ist zu einem Boten des Herrn geworden. O mein Kind, wie ist dein Vater alt und schwach, daß er's diesem Manne gönnen mußte, Dich zu retten! Als wir Anno zweiunddreißig das Schloß Braunfels petardirten und mitten im Brande stürmten, focht ich mit drei braven Kerls an die zwei Stunden im dicksten Rauche, bis wir den Sturmhaspel zerstört hatten. Und jetzt muß mich's niederwerfen, wo mich die Flamme nur einen Augenblick mit ihrem glühenden Odem anbläst! Aber warum habt ihr den blassen fremden Mann

nicht zurückgehalten, bis ich ihm danken konnte? Doch nein — es ist besser, daß ihr ihn ziehen ließet. Ich weiß wo ich ihn wieder treffe. Wo ein Kranker liegt ungepflegt, ein Todter unbegraben, wo eine gemarterte Seele nach Hülfe schreit, wo die Pest wüthet, daß ihr Alle feig davon laufet, dort finde ich den Mann wieder, den ihr den Pestmann nennet. Ist es nicht, als sei die Wiederkunft des Herrn nahe? Der Pestmann besiegt uns in guten Werken, indeß die Prediger des reinen Wortes ihre Schanze verlassen und die Obrigkeit nur noch darauf schaut, wie ein Jeder von ihnen seinen Mammon salvire. Der arme Bauer aber betet vergeblich zu Gott und all seine Plage ist eitel. Wo er sich schindet und martert, gibt es doch nur aus, als ob er einen Bock melke, oder von einem Esel Wolle scheere, oder einem Pferd die Knochen zum Abnagen vorwerfe, daß es fett werde, oder einer Sau die Leyer lehren wolle. Zum Pestmann will ich gehen, der ist noch der rechte Mann; — und hat er kein Blut in den Wangen, so hat er auch keine Furcht im Leibe, und wär's gleich eine Sünde, so rufe ich doch laut: Gott segne ihn!"

Viertes Kapitel.

Der Kirchhof zu Löhnberg liegt in einem Thälchen hinter dem Dorfe, mitten im Ackerland. Zwischen den hölzernen Kreuzen steht die alte Todtenkirche, ein kahler, trauriger Bau; aber der Platz rundum ist recht freundlich. Es zieht sich ein weiter Wiesgrund zur Lahn hinab, der ist frisch und saftig grün, selbst jetzt im hohen Sommer, und die Wälder seitab sind stolz, hohen üppigen Wuchses.

Eine Glocke hallt von Löhnberg in jenen stillen Gründen wider. Die Todtenglocke war es, die man zur Warnglocke gemacht; sie ward gezogen vor den beiden Begräbnißstunden (um 7 Uhr Morgens und genau im Mittag), damit ängst-

liche Leute, denen es grausete einer Pestleiche zu begegnen, zu Hause bleiben möchten. Der Himmel war wolkenleer, die Luft schwül, daß sie im Sonnenlichte über die Fläche des Bodens hin zitterte; kaum daß ein Gräschen nickte, oder daß unhörbar fast die Halme und Aehren in den Kornfeldern geknarrt hätten, so bleischwer lag die Todesruhe auf allem Lebendigen.

Nur Eine Leiche ward heute vom Dorfe herübergetragen. Es war verordnet, daß in diesen Sterbensläuften das Trauergefolge allezeit dem Sarg vorausgehe. Dieser Vorsicht bedurfte es heute nicht. Die beiden Träger bildeten zugleich das ganze Gefolge, und hätten sie nicht der verstorbenen Frau des Schultheißen die letzte Ehre als einen freiwilligen Liebesdienst erwiesen, so würde die Leiche, wie tausend andere in einem ungeweihten Loche verwest sein gleich dem Aas eines gefallenen Viehes.

Als sich die beiden Männer mit dem roh gefugten Kasten, der als Sarg dienen mußte, dem Kirchhofthore näherten, fanden sie eine grausige Schildwacht vor demselben. Zwei große abgemagerte Hunde, in denen der Hunger die Wolfsnatur wieder geweckt, daß sie auf Schlachtfeldern und Kirchhöfen ihre Speise suchten, schaueten die Männer knurrend, mit gefletschtem Gebisse an. Doch als diese herzhaft gegen sie herantraten, flohen die Bestien ganz wie ein Raubwild, so entwöhnt waren sie des Anblickes lebender Menschen.

Am Chor der Kirchhofskapelle setzten die Träger den Sarg nieder und begannen eilfertig den Boden zu einer flachen Grube aufzuschaufeln. Nach einer Weile sah der Eine — es war der Glöckner — indeß er ein wenig verschnaufte, den Andern mit großen Augen an und sprach: „Kamerad, wir sind ein Paar Todtengräber, wie sich's selten zusammenfindet. Aber so schmächtig und blaß Ihr aussehet, scheint Ihr doch das harte Geschäft aus dem Fundament zu verstehen. Unser Herrgott hat allerlei Kostgänger von allerlei Geschmack, doch ein Geschmack wie der Eurige ist mir noch nicht vorgekommen.

In dem Pesthaus kneipt Ihr Euch ein wie in der Schenke, unter dem Galgen tummelt Ihr Euch wie unter einem Kirmeßbaum, und wenn Ihr einmal extra frische Luft schöpfen wollt, dann spaziert Ihr auf den Kirchhof und pfuscht dem Todtengräber in's Handwerk.

„Sagt lieber, es gibt allerlei Soldaten," erwiderte der bleiche Fremde. „Es gibt Soldaten, die im Dienste ihres irdischen Herrn und zur Sättigung ihrer eigenen Lüste morden, plündern und verwüsten. Ich bin ein Soldat, der im Dienste seines himmlischen Herrn und daß ich meiner Seelen Seligkeit gewinne, zu heilen sucht, zu retten, zu erquicken, zu beschützen. Wenn Ihr begreift, daß sich der weltliche Kriegsmann lustig in die Schlacht stürzen mag, warum könnt Ihr nicht fassen, daß ein Streiter des Herrn in stiller Freudigkeit durch alle leibliche Gefahr hindurchgehe, um da und dort eine Seele aus des Satans Händen zu retten?"

Schweigend hörte der Glöckner zu, und ohne daß Beide ein Wort weiter wechselten, vollendeten sie die Grube und senkten die Leiche ein. Der Fremde erhob sich, als wolle er ein Gebet sprechen; der Glöckner aber rief ihn scharf an: „Halt Freund! den Segen spreche ich!"

Darnach warfen sie rasch die Schollen auf den Sarg, gleich als fürchteten sie sich je länger je mehr, auf dem Kirchhof zu bleiben. Der Glöckner murmelte bei jedem Wurf: „So leicht der Schultheißin, so schwer dem Schultheiß!"

Da fragte ihn der Andere, was dieser Spruch bedeute. Veit fuhr anfangs fort, als ob er nichts gehört habe, endlich brummte er aber doch zur Antwort, ohne aufzublicken: „Dem Schultheißen soll jede Scholle, die ich auf dieses Grab werfe, wie ein Fels auf die Brust fallen, der guten Frau Katharine aber soll die Erde leicht sein. Seht! während ich allein aus ganz Löhnberg der Schultheißin die letzte Ehre erweise, beschimpft und ruinirt der Schultheiß mein Kind."

„Und warum übt Ihr denn den gefährlichen Liebesdienst?"

„Wie?" rief Veit, scharf aufblickend: „War Frau Katha-

eine nicht meine Base? Soll ein Glied meiner Freundschaft unbegraben bleiben? War sie nicht eine gute Frau, die ich mit eigenen Händen begraben hätte, auch wenn sie mich gar nichts anginge? Und muß ich's nicht meiner Grete zu Lieb' thun, die der Base in der letzten Noth beigestanden hat, und die nun um ihrer Barmherzigkeit willen leiden muß? Aber so leicht der Schultheißin, so schwer dem Schultheiß!"

„Seht Veit," sprach nun der Fremde lächelnd, „wenn Ihr um deßwillen Euch nicht scheuet, auf dem Kirchhof frische Luft zu schöpfen, wie konntet Ihr Euch wundern, daß ich aus so viel beweglicheren Gründen das Gleiche thue?"

Der Glöckner ließ die Schaufel stehen, als versage ihm die Kraft und blickte lange traurig in die halbgefüllte Grube. Da ging ihm endlich das Herz auf und er vertraute dem Genossen, was ihn schon den ganzen Morgen so trübsinnig gemacht, daß er fast kein Wort reden, sondern viel eher habe heulen mögen.

Der Schultheiß hatte auch die Grete einstecken lassen. Die silbernen Armspangen, die man bei ihr gesehen, konnten den Verdacht eines Diebstahles rechtfertigen. „Man kann allerlei Geschrei machen," sagte Veit, „denn es ist vorgekommen, daß diebische Hexen, welche der Pestkranken warten sollten, denselben die Kehle voll Heidekraut stopften, damit sie nicht schreien konnten und erstickten, Inzwischen plünderten dann die verfluchten Weibsbilder das Haus aus."

„Und glaubt Ihr, daß der Schultheiß Eure Grete wirklich solcher Frevel bezichtige?"

„O nein, so weit wird er nicht gehen. Aber zwicken und ängstigen und verderben wird er uns Alle, mich und die Grete und den Schmied, und wird nicht ruhen, bis er uns aus Löhnberg vertrieben hat. Denn Ihr wißt, wie es die großen Herren sammt ihren Amtleuten und Dienern in dieser betrübten Zeit treiben. Ueberall machen sie Halbpart mit den plündernden und pressenden Soldaten; darum können sie's nicht ertragen, wenn ein paar gescheidte und ehrliche Leute

daneben stehen und das Ding mit anschauen. Außer uns dreien sind aber alle gescheidte Leute in Löhnberg gestorben und verdorben, die Andern sind nur noch eine Gemeinde von Eseln. Auch trägt's ein Schelm nicht gern, wenn sein Nachbar besser ist wie er, und daß die Grete von des alten Sünders Liebesanträgen nichts hat wissen wollen, hat ihn erst recht teufelswild gemacht. Kurzum, Einer muß weichen aus dem Dorf, wir oder der Schultheiß. Aber dies sage ich, und es wird sich erfüllen: von dem Tage an, wo ich diese Schollen auf dieses Grab geworfen, wird der Schultheiß auch keine frohe und gesunde Stunde mehr haben!"

„Ihr frevelt, Veit!" rief der Fremde. „Wie wollet Ihr wissen, was Gott über dieses Mannes Zukunft verhängt hat?"

Da erhub der alte Veit seine Stimme mächtig und sprach, indeß er das letzte Rasenstück zu Häupten des vollendeten Grabes legte: „Es gibt allerlei Erkenntniß. Ich bin ein ungelehrter Mann, und die Erkenntniß, die Euer ist, hab' ich nicht. Aber es gibt auch noch eine andere Erkenntniß, die den Menschen bei Nacht überschleicht, wie der Thau die Wiese, ein Erkenntniß, die in allen Wesen steckt, in Blumen, Gras und Bäumen, im Thiere und auch im Menschen, aber lauterer meist im Ungelehrten als im Gelehrten. Das ist jene Erkenntniß, welche den Blättern des Linden- und Weidenbaumes sagt, daß sie auf St. Veitstag sich wenden sollen, zur Weissagung, daß nun in wenig Tagen auch die Sonne, wann sie am höchsten kommt, sich wenden wird; das ist jene Erkenntniß, welche es dem Wunderborn zu Glonach eingibt, daß sein Wasser bei nahender Friedenszeit der Menschen Herz erfreut wie ein guter Wein, bei drohendem Krieg aber Blut und Asche führet; jene Erkenntniß, welche der Sonne gebietet, daß sie am Osterabend tanze, nach den Worten des Psalms, und zwar tanzt sie, — das sage ich Euch von wegen des Rosenkranzes, den Ihr tragt — nicht auf den Ostertag des gregorianischen, sondern des julianischen Kalenders. Ruft der Kukuk nicht mit heiserer Stimme, wenn im Mai noch

Frost kommen soll, verkündet er nicht theure Zeit, wenn er nach Johanni ruft? Heult nicht der Hund dumpf und schaurig, wo ein Mensch in Kurzem sterben wird? Ahnt nicht das Käuzlein, welches sich wochenlang vor des Kranken Fenster setzt und klagend ruft „„Komm' mit““, bis dem Sterbenden der letzte Athem ausgegangen ist, wann und wo der Tod über die Schwelle schreiten wird? Warum sollte dies nicht gleicherweise der Mensch vorahnen können?“

„Auch ein gescheidtes Huhn, Veit, läuft manchmal in die Brennesseln. Wißt Ihr denn, ob Euere eingebildete Weisheit nicht ein Spiel des Teufels mit Euerer armen Seele ist? Thier und Pflanze mögen uns dunkle Vorzeichen geben; der Mensch aber soll sich nicht vermessen mehr wissen zu wollen, als was ihm Gott durch die Kirche offenbart und durch den klaren, Allen gemeinen Verstand.“

Da wurde der Glöckner noch stolzer als zuvor und sprach: „Ihr sollt mich nicht für einen Hexenmeister, Gaukler oder Narren halten. Was ich noch keinem Menschen erzählt, will ich Euch erzählen. Vor fünfzehn Jahren lag ich todtkrank. Es war ein großer Jammer; denkt Euch meine Frau mit den kleinen Kindern. Ich wußte ganz deutlich, daß man mich verloren gab; in einer hellen Stunde, wo mich der Fiebertraum verließ, hörte ich, wie meine Frau zu den Kindern sagte: Gehet hinauf auf die Kammer und betet, daß Euer Vater nicht sterbe; denn jetzt ist bald Alles verloren. Aber wenn gar kein Heulen und Flehen mehr hilft, dann hat doch oft noch das Gebet eines kleinen Kindes geholfen; denn der Bitte eines unschuldigen Kindes vermag der liebe Gott am schwersten zu widerstehen. Diese Worte hörte ich, wußte nun, wie es mit mir stand und dachte: jetzt muß es also gestorben sein. Da kam es mir aber gar grausam vor, daß ich jetzt schon fortgehn solle und Weib und Kind so hilflos zurücklassen, und ich bat den Herrn Christus, er möge mir ein Zeichen geben, ob ich denn nicht noch eine kleine Frist länger leben dürfe, und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Wie ich aber wieder zu

Sinnen kam, da hörte ich eine Stimme — ob ich gleich keinen Menschen sah — die sagte mir klar und vernehmlich, fünfundsiebzig Jahre müsse ich erst überdauern, dann sei es Zeit mich zur Abfahrt zu rüsten. So ist's verheißen und so wird's geschehen. Von der Stunde an war meinem innern Gesicht eine helle Leuchte aufgesteckt. Ich las fleißiger als zuvor in der Bibel, ich trug mir alte Kalender und Aspektentafeln zusammen, man nannte mich einen Propheten."

„Und glauben die Andern an Eure Prophetenkraft?"

„Sie bauen Häuser darauf!" entgegnete Veit fast trotzig fest.

„Und baut Ihr selber Häuser darauf?"

Da stutzte der Prophet. „Ich werde wohl manchmal irre an mir selbst. Das sage ich Euch, Euch allein! Aber das glaubet mir, auf jene Verheißung, die meines eigenen Lebens Länge betrifft, baue ich Häuser. Ich kenne seitdem keine Todesfurcht mehr! mit dem fünfundsiebzigsten Jahre mag sie kommen. In der Schlacht wie in der Pest bin ich so sorglos mitten hindurchgegangen, als sei das Alles nur Kinderspiel. Und wenn die Andern sehen, daß Einer so an sich glaubt, dann glauben sie auch an ihn. — Aber mir däucht, Ihr müsset wohl auch eine solche Verheißung haben, da Ihr den Tod so gar nicht fürchtet. Und sehet, die Leute glauben darum, Ihr seiet zum wenigsten ein Gespenst, oder der Ehegemahl der Pest, oder ein Stück vom leibhaftigen Teufel. Und wenn Ihr nun inne werdet, wie Ihr mit Euerm Verständniß und Eurer Kraft dieses einfältige Volk überragt, kommt Euch da nicht auch manchmal der Gedanke, den Leuten etwas zu prophezeien?"

„Ich prophezeie niemals," erwiderte der Fremde würdevoll. „Ich verkünde nur, was allen geoffenbart ist, nicht ein Geheimwissen, das mir allein enthüllet wäre. Aber so verdunkelt ist das Gedächniß dieser Offenbarung, daß in diesen Zeiten als ein Prophet erscheint, wer doch nur ein Prediger ist."

Die zwei wunderlichen Todtengräber gingen vom Kirchhof in's Dorf zurück. Dort hatte sich inzwischen ein selt-

sames Schauspiel gerüstet. Der Schultheiß hatte kurze Justiz geübt.

Eine Trommel ging durch die Gassen und lockte in den wenigen bewohnten Häusern halb furchtsame, halb neugierige Gesichter an's Fenster. Aber Jeden überlief es, als er den Aufzug erblickte und dessen Sinn errieth. Der Ausrufer zog mit dem Trommler voran und hinterdrein schritt, von den zwei Ortsknechten begleitet, mit einem Strohkranz um den Kopf — Grete, als sei sie des Diebstahls überwiesen. Ueber der Stirn waren die silbernen Spangen im Kranze befestigt, damit Jedermann sehen möge, was die Delinquentin gestohlen habe. In gemessenen Zwischenräumen schwieg die Trommel, und dann verkündete der Ausrufer Vergehen und Urtheil der Bestraften. Es war dies die gelindeste Strafe und doch die beschimpfendste; einem Dieb, der noch nicht reif war für den Thurm oder den Galgen, gab man gleichsam die erste Verwarnung, das consilium abeundi, durch's Austrommeln.

In einer harten und rohen Zeit wird auch der Einzelne härter und männlicher oder stumpfer in seinen Empfindungen. Wir ertrügen's nicht, was unsere Vorfahren ertragen haben, die in dreißigjährigem Elend groß gewachsen.

Grete war blaß, ihre Kniee zitterten wohl auch, und die Lippen zuckten und zwinkerten manchmal, wie wenn das Weinen hervorbrechen wolle. Doch in diesen Zügen voll tiefer Scham und mächtigen Schmerzes war zugleich das Bewußtsein des Stolzes der gekränkten Unschuld ausgesprochen. Die Braut im Strohkranze erschien nicht wie eine Verbrecherin; sie erinnerte an die Bräute aus der alten Zeit, die einen Distelkranz zum hochzeitlichen Kirchgang aufsetzten; einen Kranz aus Kreuzdisteln, daß sie auch in der Freude des Hochzeitstages eingedenk seien des künftigen Kreuzes der Ehe.

„Man sieht ihr die Betrübniß nicht sonderlich an," meinte ein Weib aus der kleinen Schaar der Gaffer. Aber ein alter Mann antwortete darauf mit dem alten Spruch: „Das Hemd

bedecket alle Herzenspein! Und Keiner weiß wie's in des Mädchens Herzen aussieht."

Der Schultheiß hörte die Trommel von fern in der Rathsstube. Er hatte nämlich dort seither sein Quartier aufgeschlagen, da er noch nicht wagte, in sein eigenes Haus zurückzukehren. Der Aufzug mußte bald um die Ecke biegen und aus den Fenstern des Rathhauses sichtbar werden.

Da ging die Thür auf, und Veit, der Glöckner, trat herein und mit ihm der fremde Mann. Des Glöckners Gesicht war von wilder Zornesglut übergossen. Wie hätte er jetzt noch an sich halten können! Er ballte die Faust, er rollte die Augen; hätte ihn der Fremde nicht gleich einem Zauberer in der wildesten Wuth gebannt, er würde den Schultheißen auf der Stelle erwürgt haben.

„Herr Vetter," rief er, „ich will Euch nur eine kleine Geschichte erzählen. Seht, da Ihr Eure Frau freventlich verstoßen und in der Scheuer elend hattet umkommen lassen, ward sie von dem Mädchen, das man eben austrommelt, getreu verpflegt. Das wißt Ihr. Das letzte Andenken, was die Base der Grete sterbend vermachte, waren die Armspangen. Ihr wollt mein Zeugniß nicht gelten lassen. Gut! Die Wahrheit wird schon noch an den Tag kommen. Da Eure Frau noch nicht kalt geworden war, begegneten wir einander; wir dachten an die todte Base, Ihr aber wolltet schön thun mit der Grete. Wißt Ihr noch, wie sie da auf's Sterbehaus zeigte und sprach: Herr Schultheiß, es liegt ein Todtes drinnen! Unser Herrgott spricht nit, aber er richt't! — Ihr wißt das noch. Kommt her an's Fenster" — und er riß den Widerstrebenden mit starkem Arm dorthin — „seht hier, Herr Vetter: die Trommel voran — das blasse Kind mit dem Strohkranz in den Haaren — auch ein kleines Häuflein gaffenden Lumpenvolkes stumm hintendrein, — Herr Schultheiß, unser Herrgott spricht nit, aber er richt't!"

In diesem Augenblicke erschaute der Schultheiß den fremden

Mann, den Pestmann, der bis dahin unbemerkt im Hintergrund gestanden hatte.

Entsetzt fuhr er zurück, als sei der Eindruck der Worte des Glöckners nichts gegen den Schrecken dieses Anblicks, und stotterte: „Was wollt Ihr hier?"

In ganz ruhigem, kaltem Ton, der seltsam abstach gegen die Wuth des Glöckners und das Entsetzen des Schultheißen, erwiderte der Angeredete: „Ich habe nur meinem Freunde, Veit Kreglinger, das Geleit hierher gegeben, und wir Beide kommen so eben von dem Begräbniß Eurer verstorbenen Frau. Auch ich hoffe, die Wahrheit wird an den Tag kommen. Binnen heute und vierzehn Tagen, Herr Schultheiß, werdet Ihr Rechenschaft geben müssen über Euer Richteramt. Gedenkt an mich!"

Mit diesen Worten zog er den Glöckner hinweg aus der Rathstube. Der Schultheiß aber stand wie eine Bildsäule. Auf die Straße konnte er nicht blicken, dort ging der Zug mit dem Mädchen, und in das Zimmer noch weniger, dort war der Pestmann. So stand er als ein armer Sünder mitten inne zwischen dem Anblick seines Verbrechens und der rächenden Gerechtigkeit.

Als aber der Glöckner und der Fremde die Treppe hinabstiegen, konnte sich Veit trotz seines Zornes und Schmerzes doch nicht enthalten dem Begleiter zuzuflüstern: „Vorhin habt Ihr gesagt, Ihr prophezeitet niemals, seht, eben habt Ihr doch prophezeit!"

Fünftes Kapitel.

Der Schultheiß war nicht ganz so schlimm wie er aussah. In ruhigen Zeiten wäre er ein polizeimäßig rechtschaffener Mann gewesen, der nichts Schlimmes gethan hätte, damit ihm nichts Schlimmes widerführe. Aber für die Zügellosigkeit der Kriegsjahre langte seine Sittlichkeit nicht. Er ließ sich

gehen und fiel so aus einer Lumperei in die andere. Dennoch wußte er seine Haltung als gestrenger Dorfregent lange zu bewahren. Indem er Andern imponirte, schaffte er sich Muth, und indem er Andere abstrafte, machte er sich selber warm für Tugend und Gerechtigkeit.

Als der Glöckner mit seinem Genossen hinweggangen war, fand der Schultheiß bald die Fassung wieder. Es ward ihm ganz lächerlich, daß er sich von den beiden Burschen so hatte erschrecken lassen. Ein verwünschtes Ding war es nur, daß ihm der lüderliche Vers fortwährend im Kopf summte, den ihm der Glöckner zu Ohren gesungen, als selbiger von der Leiche seiner Frau kam:

„Und als mein' Frau gestorben war,
Da legt man sie auf's Stroh,
Ich sollte drüber weinen
Und war doch gar so froh!"

Da sich der Schultheiß in's Bett legte, war es ihm, als sei ein wahrer Hexenspruch in dem Vers. Hundert und tausendmal mußte er ihn in verzweifelter Lustigkeit vor sich hin singen und konnte nicht einschlafen. Er wollte sich auf ernstere Gedanken bringen; aber die waren so unheimlich wie die lustigen. Binnen vierzehn Tagen sollte er zur Rechenschaft gefordert werden über sein Richteramt. So hatte der Pestmann prophezeit. Damit hatte er ihm doch wohl auf diese Frist den Tod verheißen, und der Pestmann mußte sicherlich competent sein in diesem Stück. „Aber wenn ich auch demnächst zum Teufel fahren müßte, in den nächsten vierzehn Tagen thue ich es nun erst gerade nicht, dem Pestmann zum Trotz!" So sprach der Schultheiß zu sich selbst. Dann ward er aber plötzlich wieder sehr nachdenklich. Wenn diese Hitze, die ihn durchglühte, schon das Fieber der Krankheit wäre? Er hielt gar oft die Hand an die Stirn und den Puls — der ging zwar etwas rascher, doch nicht so rasch wie ihn das Fieber, sondern nur wie ihn das böse Gewissen zu treiben pflegt — und fragte sich, ob er denn wirklich schon von der

Pest befallen sei? und dazwischen sangen ihm unheimliche Stimmen aus jeder Ecke der Kammer in hundertfachem Chor den Vers entgegen:

„Und als mein' Frau gestorben war,
Da legt man sie auf Stroh —“

Doch der Schultheiß war kein Schwachkopf, der vor Angst krank wird. Er kämpfte sich tapfer durch die wüste Nacht, und als er sich des andern Morgens nicht den Schlaf, sondern bloß die Ermattung aus den Augen wusch, wusch er auch die bösen Träume aus seiner Seele.

Er wollte auf andere Gedanken kommen und ging darum in die große Rathsstube, die zu Zeiten auch als Gerichtsstube diente, um dort zu arbeiten. Ueber der Thür stand nach der Sitte der Zeit ein alttestamentlicher Spruch, der war dem Schultheißen seit den Kindertagen wohlbekannt; doch gar lange hatte er die Steinschrift nicht wieder gelesen. Jetzt blieb er stehen und las:

„Sehet zu, was ihr thuet: denn ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem HERRN, und Er sitzt mit euch im Gericht.“ II. Chron. 19, 6.

Da fuhr dem Schultheißen ein Schreck durch die Glieder; denn mit dem Spruch ging ihm der andere Spruch durch den Sinn, den ihm Grete vor dem Sterbehause und gestern der Glöckner zugerufen: „Unser Herrgott spricht nit, aber er richt't.“ Und nun war auch der Spuk der Nacht für den ganzen Tag wieder losgelassen im Kopfe des Schultheißen. Der leichtfertige Vers, der ihn gestern im wachen Traum gequält, und der bedenksame Spruch klangen ihm fort und fort im Ohr zusammen wie Glockengeläute, das nicht stimmen will. Am Abend sagte der gemarterte Mann zum Ortsknecht, seinem einzigen Vertrauten: „Es läutet mir im Kopf mit zwei Glocken, die wollen nicht rein mit einander klingen; es ist ein Geläut, das mich in des Teufels Kirche ruft!“ Als

die Abendglocke vom Löhnberger Kirchthurme in das friedliche Thal hinaus tönte, wollte es dem Schultheißen fast den Kopf zersprengen, so daß er die Ohren in ein Kissen steckte. Denn der alte Veit war es ja, der die Glocke zog, und es war dem Schultheißen, als riefe ihm der Glöckner fortwährend durch den Gesang der Glocke zu: „Unser Herrgott spricht nit, aber er richt't.“ Und da die Abendglocke längst verstummt war, mußte der Schultheiß den Spruch doch noch lange nach dem Taktmaß und Tonfall des Geläutes vor sich hin singen.

Am folgenden Morgen bemerkte der Ortsknecht dem Schultheißen: der Herr sehe sehr blaß und hohläugig aus. Da flog es dem Schultheißen roth wie Scharlach über das überwachte Gesicht, und er gab dem Ortsknecht eine Ohrfeige dafür, daß derselbe roth und weiß nicht unterscheiden könne.

Nach einer Weile zog er den Knecht an's Fenster, deutete auf einen Tannenbaum, worauf ein Rabe saß und fragte, wie ihm das Geschrei klinge, das der schwarze Vogel rastlos ausstoße?

Der Ortsknecht sprach: „Der Vogel ruft seinen eigenen Namen — Rab! Rab!“

„Nein,“ entgegnete zornig der Schultheiß, „wärest du nicht ein tauber Esel, so würdest Du hören, daß dieser Vogel Grab! Grab! ruft. Grab! Grab! schreit er mir schon seit zwei Stunden in's Ohr. Seit zwei Stunden mühe ich mich, ihn zu verjagen; aber je mehr ich scheuche und lärme, um so fester bleibt er sitzen und um so lauter und deutlicher ruft er mir zu: Grab! Grab! Laufe was Du kannst; bringe mir den alten Glöckner hierher und seinen Spießgesellen, den Mann, dessen Namen man nicht nennen darf, den fremden Mann, der mit seinem weißen Käsegesicht drein schaut wie der Tod von Ypern. Sie sollen den Zauber lösen, den sie auf diesen Vogel gelegt haben, sie sollen mir den Vogel verscheuchen, sie allein können das, oder ich liefere sie an den Brandpfahl als überwiesene Hexenmeister. Ah, der Rabe

schreit immer stärker! Ich merke schon, man muß etwas sanftere Saiten aufziehen gegen seine Gebieter. Ich verspreche ihnen sicheres Geleit — hörst du! — nur den Raben sollen sie mir zur Ruhe bringen. Alle Gunst und Freundlichkeit sei ihnen gewährt — den verfluchten Spitzbuben — allein es ist besser in die Suppe geblasen, als das Maul verbrannt — nur den schwarzen Vogel sollen sie fortjagen. Oder vielleicht hat es gar dem Pestmann gefallen, sich selber in diesen Raben zu verwandeln? Dann würde ich Euch rathen, hochansehnlicher Herr im schwarzen Rock, Euch mit mir gütlich auszugleichen, zu schweigen und abzuziehen. Obgleich ein großer Zauberer, könntet Ihr doch über kurz oder lang einmal in meine richterlichen Hände fallen — auch die besten Schwimmer ersaufen zuweilen — und da wäre dann ein Dienst des andern werth!"

So sprach der Schultheiß, nicht im Fieber, nicht übergeschnappt, sondern bei klaren Sinnen; nur das böse Gewissen ließ jetzt auch die Pulse seines Geistes etwas rascher gehen, wie schon seit vorgestern Abend die Pulse seines Leibes.

Der Ortsknecht kam mit der Meldung zurück, daß der Glöckner sammt seiner Tochter und dem Pestmann spurlos verschwunden seien. Von der ganzen Sippschaft sei nur noch Konrad, der Schmied, zu haben, der fest im Thurme sitze. Ob er den Schmied nicht bringen solle, damit er als künftiger Schwiegersohn des alten Hexenmeisters den Raben verscheuche?

Der Schultheiß erwiderte aber rasch und fest: „Nein, der Schmied bleibt sitzen. Um seinetwillen schreit der Rabe nicht. Er hat das Feuer vor der Morgenglocke angezündet; er büßt seine gerechte Strafe."

Noch am selben Tage sprachen die Löhnberger Bauern von nichts anderem, als daß der alte Veit und der Pestmann dem Schultheißen prophezeit habe, binnen vierzehn Tagen müsse er um seiner Sünden willen an der Pest sterben.

Allein so scharf man auch von Stund' an des Schultheißen Mienen und Reden bewachte — er schien so sorglos

zu leben wie Einer. Nur der Ortsknecht konnte von andern Dingen berichten, und die kranke Gesichtsfarbe, die eingefallenen Wangen mochten errathen lassen, wie es dem Schultheißen in einsamen, unbewachten Stunden und in den schlaflosen Nächten zu Muthe sei. Im Amte begann der Mann strenger, gerechter, exemplarischer zu werden als je vorher; und die Löhnberger meinten, hätte man ihrem Schultheißen nur von Anfang an die Pest verheißen, dann würden sie das beste Regiment im ganzen Land gehabt haben.

Je mehr die Frist der vierzehn Tage ablief, um so größer war die Selbstquälerei des Schultheißen. Vor dem letzten Tag fürchtete er sich am meisten. Denn obgleich mit jedem glücklich überstandenen Tage die Wahrscheinlichkeit größer ward, daß die ganze Prophezeiung Trug gewesen, so wurde doch auch auf der andern Seite die Möglichkeit der Erfüllung auf einen immer kleineren und bestimmteren Zeitraum zusammengedrängt. Wir sind alle zur Todesstrafe verurtheilt, aber für die höchste Seelenqual, die wir dem gröbsten Verbrecher diktiren, halten wir es dennoch, die Todesstunde bestimmt voraus zu wissen.

Der Schultheiß zweifelte zuletzt gar nicht mehr, daß ihn in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten Tag die Pest befallen werde. Er beschloß darum, sich für diese Nacht wenigstens in die festeste Citadelle vor der gefürchteten Feindin zurückzuziehen. Die Citadelle glaubte er in dem Gemeindebackofen gefunden zu haben. Schwitzen ist ein Universalmittel des Bauern; besonders hielt man es für ein gutes Präservativ wider die Pest. Mit dem Angstschweiß hatte es der Schultheiß schon seit dreizehn Nächten genügend versucht; er wollte jetzt zur eigentlich medizinischen Schwitzkur schreiten.

Den Tag über — es war Montag — hatten die Ortsbürger ihr Brod für die Woche gebacken, so daß der Ofen die Nacht hindurch noch eine gewaltige Wärme hielt. Aber ganz allein die Nacht im Backhause zu verbringen, wagte der Schultheiß schon nicht mehr. Er weihte daher seinen letzten

Freund, den Ortsknecht, in das Geheimniß ein, befahl ihm Mantel und Hellebarde zu nehmen und die Nacht im Backhause Schildwacht zu stehen.

Das Gemeindebackhaus von Löhnberg lag aber — und liegt noch — außer der Ringmauer am Fuße des Schloßberges neben dem kleinen Weiher, oberhalb dessen die abgebrannte Schmiede gestanden hatte. Der Thürbalken zeigte den Hausspruch:

„Hie wird gebacken Brod und Kuchen
— Den thun die Weibsleut gern versuchen —:
Versuch uns Herr mit keiner Noth
Und segne unser täglich Brod."

Zuerst trat man in eine kleine Backstube, deren Hintergrund dann mit dem Ofen abschloß.

Als es dunkelte und stille geworden war, schlich der Schultheiß mit seinem Begleiter zu diesem einsamen Häuschen. Eine mehr als südländische Hitze glühte noch nach in dem Ofen; denn damals sparte man noch kein Holz; dazu roch der Ofen gar köstlich nach frisch gebackenem Brod.

Nachdem der Schultheiß die verglommenen Kohlen gehörig untersucht hatte, damit er nicht am Ende selber über Nacht gebacken werde, kroch er in den Ofen und schloß die Thüre so, daß er nur durch einen kleinen Ritz in die Backstube sehen und nothdürftig frische Luft einziehen konnte. Dem Ortsknecht befahl er, nicht vor der Thür, sondern in der Backstube Wache zu halten, auf daß ihn Niemand vom Wege aus erspähe. Damit der arme Teufel nicht gleichfalls wenigstens eine Schwitzkur zweiten Grades mitmachen müsse, war ihm erlaubt, die Thüre in's Freie offen zu lassen.

Der Mann im Ofen hatte alsbald eine unsägliche Hitze auszuhalten; er schwitzte im Voraus zur Präservirung für mindestens zwei ganze Pestepidemien. Dennoch ertrug er diese äußere Hitze leicht. Inwendig dagegen verzehrte ihn eine weit schrecklichere Gluth.

„Wenn es schon so heiß ist in diesem ausgebrannten

Backofen," sprach er zu sich selbst, „wie viel heißer muß es dann noch in der Hölle sein!" Der anfangs so süße Brodgeruch däuchte ihm nach einer Stunde schon unerträglich, aber wie viel unerträglicher möge der Geruch erst in des Teufels Backofen werden, wo man tausendmal tausend Jahre nichts als Pech und Schwefel zu riechen bekomme! Zuletzt befiel ihn ein solcher Abscheu vor dem Geruch des Brodes, daß es ihm war, als könne er niemals mehr mit Genuß ein Stück Brod essen, als sei der Segen, der in dem Hausspruch des Backhauses erbeten war, von nun an von seinem Brode genommen. Und er gedachte dabei zum erstenmal so manchen Mannes, der in den letzten Jahren in seiner Gemeinde Hungers gestorben, ohne daß er sein Stück Brod mit ihm hatte brechen mögen.

Der arme Sünder im Backofen versuchte zu beten. Da kam ihm der Gedanke, sein Gebet sei wohl zu vergleichen dem Gesang der drei Männer im Feuerofen, so daß er selber anhub zu singen. Aber der Teufel mußte ihn reiten, daß sein Gesang immer wieder in den Vers überging:

„Und als mein' Frau gestorben war,
Da legt' man sie auf's Stroh —"

und sein Gebet und Gesang erschien ihm wie ein Spott auf die Schrift, denn solche Verse hatten Sadrach, Mesach und Abednego nicht gesungen, da sie im glühenden Ofen Nebukadnezars saßen.

Der Schultheiß schaute, als es mit dem Beten nicht glücken wollte, durch den Ritz hinaus und durch die offene Thüre konnte er sogleich in's Freie sehen. Aber da lagen auch die Trümmer von der Brandstätte des Schmiedes vor seinen Augen, und der leichtfertige Vers des Glöckners sammt dem Drohspruch seiner Tochter erschütterten ihm wieder das Gehirn.

In der Verzweiflung wollte er ein Gespräch mit seinem Wächter, dem Ortsknecht, anknüpfen, der wider die Wand

der Backstube gelehnt regungslos dastand, als sei er eingeschlafen. Der Schultheiß sagte ihm freundliche Worte und suchte recht zuthunlich aus seinem Backofen heraus zu plaudern. Aber der Kerl gab keine Antwort. Der Schultheiß erhob seine Stimme immer lauter, rief ihn bei Namen — keine Antwort erfolgte. Da sprang er endlich in heller Wuth aus seinem Backofen hervor, doch auch nicht ohne Angst, der Teufel möge seinem Spießgesellen bereits zum Vorspiel den Hals umgedreht haben. Doch als er ihn am Mantel faßte und aufrütteln wollte, blieb der Mantel in seiner Hand, und der Stock, daran der Mantel gehangen, fiel um, und der Hut, der auf dem Stock gesessen, rollte zur Erde und nur der Spieß blieb fest stehen, denn der Ortsknecht hatte ihn tief in den Boden eingestochen, als er sich davon schlich, um sich zu Hause in's gute Bett zu legen und dem unheimlichen Schultheißen nur Hut, Mantel und Spieß zur Schildwacht zurückzulassen.

Der Schultheiß aber kroch ganz gebrochen in seinen Backofen zurück, und schloß die Thüre so fest, daß er schier hätte ersticken mögen und schaute auch nicht mehr zum Ritz hinaus. Der Ortsknecht war der Einzige gewesen, dem er sich stets huldvoll erwiesen, vordem ein Bettler, der ihm nun sein ganzes Wohlergehen zu danken hatte. Und dieser Einzige schlich sich feige davon, wo sein Gönner die erste kleine Aufopferung von ihm forderte und ließ ihm eine Vogelscheuche statt eines hülfreichen Freundes zurück! Da schaute der Schultheiß zum erstenmale seine eigene Herzlosigkeit wie im Spiegel; denn sein eiskalter Egoismus war die Quelle seiner schwersten Sünden gewesen. Er hätte weinen mögen darüber, daß ihm ein so lumpigter Gesell wie der Ortsknecht die Freundschaft gekündigt, und es war ihm als stehe er jetzt schon vor dem Gericht, welches ihm der Pestmann verheißen hatte. Jetzt fühlte er erst, wie es seiner Frau mochte gewesen sein, da er sie in ihrer letzten Noth verlassen.

„Aber soll ich denn dafür," — so dachte er dann wieder

— „sogleich mit dem Leben daran? Laufen doch so viele größere Spitzbuben im Lande herum, die keineswegs mit der Pest gestraft werden, die alt werden wie Methusalem! Ist Gottes Gerechtigkeit wie der Menschen Gerechtigkeit, die den kleinen Dieben eiserne Ketten anlegt, den großen goldene? Nein, an mir ist noch lange nicht die Reihe, daß ich für meine Sünden den Tod erleiden müßte! Weil Gott gerecht ist, darum kann er mich jetzt noch nicht vor sein Gericht fordern." So appellirte der Schächer an Gottes Gerechtigkeit, um der Gerechtigkeit Gottes zu entrinnen, und mit diesem tröstlichen Gedanken über seine noch zurückstehende Anciennität unter den mitlebenden bösen Subjecten versank der in seinem Backofen fast bis zur Ohnmacht erschlaffte Mann endlich in tiefen Schlaf.

Die Sonne stand schon hoch, als der Ortsknecht athemlos zurückgelaufen kam in's Backhaus, die Ofenthüre aufriß, und ein über das anderemal schrie: „Herr Schultheiß! Die Herren aus der Stadt sind gekommen, um wieder einmal einen Rugtag in Löhnberg abzuhalten. Binnen einer halben Stunde sollt Ihr auf dem Rathhaus erscheinen, auch die Gemeinde schnell zusammen rufen lassen zum Ruggericht."

Der Schultheiß, der eben noch vom jüngsten Gerichte geträumt, wachte auf wie zum neuen Leben, da er nur vom Ruggericht hörte. Wäre der treulose Ortsknecht mit einer andern Botschaft gekommen, so hätte er ihm den Schädel eingeschlagen; jetzt mochte er ihm fast um den Hals fallen vor Freude. Die Nacht war vorüber, er war nicht pestkrank; die Weissagung des Pestmannes erfüllt, er war vor sein Gericht gefordert. Er lachte über sich selbst, obgleich der sonst so starke Mann vor Schwäche kaum aus dem Backofen kriechen konnte. War nicht heute St. Bartholomäi, wo alljährlich das Ruggericht in Löhnberg abgehalten zu werden pflegte? Das konnte man auch ohne Prophetengabe wissen. Aber das Herkommen war durch Krieg und Pest in den letzten Jahren in Vergessenheit gerathen, und der Schultheiß hatte am

wenigsten an den Bartholomäustag gedacht. Vor einem Gericht von irdischen Richtern fürchtete er sich aber nicht; die Richter, dachte er, sind alle nicht besser wie ich, und keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Darum freute er sich des Rugtages, als sei derselbe ein Blitzableiter für den Donnerschlag des geweissagten himmlischen Gerichts.

Die Männer vom Ruggericht, Amtleute, Schultheißen, Heimberger und Geschworene saßen bereits im Rathszimmer, als der Schultheiß von Löhnberg eintrat, verstört in Gesicht und Kleidung und die ganze Stube mit frischem Brodgeruch erfüllend. Die wenigen Gemeindeglieder, welche die Schrecknisse der letzten Jahre überlebt hatten, fanden bequem Platz in dem kleinen Raum. Das Ruggericht hatte vor versammelter Gemeinde die Thätigkeit der Ortspolizei zu prüfen und sowohl regelmäßig in bestimmten Terminen als auch unversehens solche Visitationen anzustellen, dann aber auch Vergehen, die über die Zuständigkeit der Schultheißen hinausgingen, zur Aburtheilung zu bringen. Während der Pest hatte man das Rügen und Aburtheilen unserm Herrgott allein überlassen, drum sah es das Volk als ein Zeichen der verschwindenden Krankheit an, daß jetzt auch die Amtleute sich wieder herauswagten zum Rügen.

So elend der Schultheiß aussah, stand er doch fest an seinem Platze und stellte seinen Mann mit gewohnter Gravität.

Der geschworene Schreiber verlas die sechzehn Rugartikel, in welchen gefragt wurde, ob Einer in der Gemeinde sei, der gestohlen oder betrogen, oder Gottes Wort verachtet habe, und was sonst überhaupt zu den Polizeivergehen gehörte. Auf jeden Artikel mußte der Schultheiß Antwort geben und der Schreiber nahm sie zu Protokoll.

Schon war der sechzehnte und letzte Artikel verlesen, der die selbigesmal für die Löhnberger sehr unverfängliche Frage enthielt, ob Jemand in der Gemeinde sei, der verbotene, ehrenrührige Bücher verbreitet habe, und die Gemeinde wollte auseinander gehen, indem man die Schlußformel der Rug-

artikel für einen leeren Schnörkel anzusehen gewohnt war, als der Amtmann Stille gebot und dem Schreiber befahl, auch den Schlußparagraphen langsam und vernehmlich vorzulesen.

Derselbe lautete: „Würde sich aber bei Unsern Schultheißen und Heimbergern einige Parteilichkeit befinden, oder daß sie Jemand mit Wissen fälschlich in Recht und Ehren gekränkt, so wollen Wir selbige mit sonderlichem Ernst hierumb ansehen, und zur Rechenschaft ziehen lassen."

Als der Schreiber diese Worte verlesen, öffnete der Amtsdiener einen Weg durch die versammelten Bauern und führte den Schmied in die Rathsstube und den Glöckner mit seinem Kind, der Grete.

Der alte Veit trat gegen den Protokolltisch vor und sprach: „Mit Verlaub! Ich klage unsern Schultheißen an, daß er mein Kind mit Wissen falsch verurtheilt und in seinen Ehren gekränkt hat."

Der Schultheiß fuhr vom Stuhle auf und rief: „Man lasse diesen Menschen nicht zur Klage, der ein verfluchter Wahrsager und Hexenmeister ist, reif zum Verbrennen!"

Veit aber trat keck ganz nahe vor den Wüthenden und sprach kalt: „Herr Schultheiß, ich will Euch einen Spruch sagen, den führen sonst die Hexenmeister nicht im Munde: Unser Herrgott spricht nit, aber er richt't!"

Da brach mit einem Schlage die Selbstbeherrschung des Schultheißen zusammen, und das Geheimniß seines gemarterten Geistes lag offen am Tage. „Schafft mir diese drei Gesichter fort!" rief er, wie im Fieber erglühend und zitternd. „Schon seit vierzehn Tagen verfolgen mich diese Fratzen und das vierte bleiche Todtengesicht dazu, und wo ich mich hinwende, da stehet der alte Veit, der Hexenmeister, und ruft mir seinen verruchten Spruch in's Ohr!"

Die Geschworenen sahen sich bei diesem Auftritte staunend an. Da aber der Schultheiß, wie von einem Wuthanfalle übermannt, nicht nachließ mit Schreien und Toben wider den

Glöckner, so hieß ihn der Amtmann in ein Seitenstübchen führen, bis er wieder zur Ruhe gekommen sei.

Dann befahl er dem Glöckner, wahrhaftig, daß er's beschwören könne, zu erzählen, was er wisse. Veit berichtete in schlichten Worten, wie der Schultheiß so schändlich die kranke Frau von sich gestoßen, Grete aber aus freier Christenpflicht der verlassenen Base sich angenommen, und deßhalb den Konrad dahin vermocht habe, die Esse vor der Zeit zu heizen.

Er berichtete dann die Wahrheit wegen der silbernen Armspangen, sprach von des Schultheißen unehrenhafter Neigung und seiner Rachsucht und stellte den ganzen Vortrag mit so beweglicher Treuherzigkeit, daß er auch noch andere Leute als die Geschworenen dieses Ruggerichts hätte überzeugen müssen.

Dann aber wandte er sich gegen die Bauern und sagte mit erhobener Stimme, ihnen habe er noch etwas ganz besonderes Neues zu berichten. Ihm selber würde es niemals gelungen sein, die Schliche des Schultheißen vor dieses Gericht zu bringen; ein Besserer habe ihm dazu geholfen, das sei der Mann, den sie den Pestmann genannt. Der sei sein und Gretens bester Zeuge gewesen, der habe nach Dillenburg Kunde gelangen lassen von dem Wesen, welches der Schultheiß in Löhnberg treibe; auf das Betreiben von des Pestmanns hohen Gönnern und Freunden habe sich das Gericht zum erstenmale wieder aufgemacht gen Löhnberg. Keiner in dieser Stube, auch die Herren Amtleute nicht, wisse genau, wer der Pestmann eigentlich sei; er selber allein wisse es, freilich erst seit gestern. Und dann erhub der Alte seine Stimme immer mächtiger und fing an zu reden wie ein Prediger. „Viele Kranke, Gefangene, Hungernde, Verlassene lagen in diesen Zeiten an den Straßen, die Priester kamen und gingen vorüber, die Leviten und gingen vorüber, wie im Evangelio. Nur dieser einzige Mann kam aus fremdem Land in unsere Gegend und da er all das Elend sah, jammerte ihn dessen, und er verband unsere Wunden, goß Oel und

Wein darein; er heilte die Kranken, tröstete die Sterbenden und begrub die Todten. Wo die Pest war, da war auch er, darum nanntet Ihr ihn den Pestmann. Aber nicht gebracht hat er die Pest, sondern bekämpft hat er sie und hat sein Leben eingesetzt bei diesen Werken der Barmherzigkeit. Und dieser Einzige, der uns Alle zu Schanden machte, war kein Priester und kein Levit, er war ein Samariter. Der Pestmann war ein — Jesuit; er schrieb sich Rutgerus Hesselmann. Aus Westphalen in's Hadamarische berufen zur Bekehrung treuer protestantischer Christen, wußte er ein besseres Amt zu üben, indem er Buße predigend und Hülfe spendend auf dem Westerwald und im Lahngrund umherzog, und wo er einen Verlassenen fand, da fragte er nicht, ob derselbe lutherisch sei oder päpstlich. Wo er eine Leiche am Wege liegen sah, lutherisch oder päpstlich, da lud er sie ganz allein auf seine Schultern und grub ihr eine Ruhestatt in geweihter Erde. Einen Jesuiten wie diesen gibt es in der Welt nicht wieder. Statt den Haß zu predigen wirkte er Werke der Liebe. Wider die Pest und den Hunger und die Verzweiflung führte er sein Schwert gewaltiger, als je ein anderer Jesuit das seinige wider Luther, Zwingli und Calvin geführt. Zum Lohn für sein Ritterthum holte er sich zuletzt selber die Pest. Gestern ist der, den ihr den Pestmann nanntet, droben in Rennerod an der Pest gestorben. Lutherische und Katholiken standen an seinem Bett, und treue protestantische Pfarrer klagten um den Jesuiten. Das ist die Geschichte vom barmherzigen Samariter, wie sie im Evangelio geschrieben stehet, und hier wie dort ruft euch Jesus am Schlusse zu: So gehet hin und thuet desgleichen!"

Als der Glöckner geendet, war es still in der Rathsstube wie in der Kirche. Es war als beteten sie Alle für den verstorbenen Jesuiten.

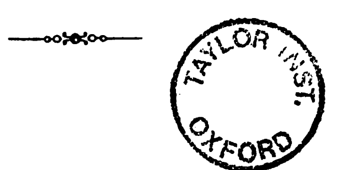
Endlich befahl der vorsitzende Amtmann, nun den Schultheißen wieder vorzuführen. Als man die Thür des Seitenstübchens öffnete, fand man ihn regungslos am Boden liegen.

Er war vom Schlage getroffen. Nicht an der Pest hatte er sterben sollen. Seine eigene Leidenschaft und sein böses Gewissen hatte ihn erwürgt, da der hartherzige Mann eben an der Thüre auf die begeisterten Worte des Glöckners vom barmherzigen Samariter horchte. Der Zufall hatte es gefügt, daß das Gemach, wohin man ihn in der Eile gebracht, das Armensünderstübchen gewesen, und die Bauern behaupteten, dort als in des Teufels Hauptquartier habe der Teufel selber dem Schultheißen den Hals umgedreht.

Der Glöckner prophezeite von Stund an nicht mehr; aber als der weise Patriarch von Löhnberg ward er von da immer höher geachtet in der Gemeinde und brachte sein Alter noch weit über fünfundsiebenzig Jahre. Nur eine seiner Prophezeiungen ging noch in Erfüllung: das Feuer bei dem Brande des Schmieds hatte in der That die Pest verzehrt. Nach der Schultheißin starb Niemand mehr in Löhnberg an der Pest. Bessere Zeiten kamen wieder, Friede, Gesundheit und Gedeihen. Die Ueberlebenden waren geläutert durch das Feuer der Trübsal; der Tod der zu Grunde gegangenen war für sie ein Opfertod gewesen, daraus ein neues Leben sproß.

Am schönsten Maientage standen Konrad und Grete vor dem Altar. Da rief der Pfarrer warnend und ermuthigend allen Versammelten das Wort in's Gedächtniß: „Unser Herrgott spricht nit, aber er richt't!" und eingedenk der Werke der Barmherzigkeit, die der Schmied und seine Braut in den Tagen der schwersten Bedrängniß geübt, predigte er nachgehends über den Text vom barmherzigen Samariter. Da ward auch des Rutgerus Hesselmann nicht vergessen.

Der alte Veit aber zog an diesem Tage mit seinem nervigen Arme gar mächtig die Kirchenglocken, und niemals sollen sie wieder so voll und schön in das stille Lahnthal hinaus geklungen haben.



Amphion.

(1856.)

Erstes Kapitel.

In der weltberühmten Schenke zur „Sirene“ in Jena sah es traurig aus. Der Besitzer war gestorben; statt der vermutheten Reichthümer hatte er Schulden hinterlassen. Freilich Schulden in dem kleinen Maßstab der alten Zeit, etliche hundert Gulden, womit das Haus überlastet war. Aber es war auch in der Art der alten Zeit, daß die einzige Erbin der „Sirene“, Eva, die zwanzigjährige Tochter des verstorbenen Schenkwirths, fast ihr Herz abgedrückt wähnte durch den Gedanken an diese kleine Ueberschuldung, die ihres Vaters Gedächtniß verunehrte, den guten Ruf der Sirene für lange Jahre befleckte und — sie selbst — Eva — vielleicht hinausstieß, daß sie ihr Lebtag Gesindebrod essen mußte.

Im Hause wohnte noch die alte Großmutter, aber an ihr hatte Eva keinen Trost. Taub, stumpfen Geistes, der Welt abgestorben, saß sie in ihrem Winkel und spann, sie hatte kein Auge mehr für das Gegenwärtige; sie war nur noch ein Schattenbild vergangener Tage, das gespenstisch seelenlos unter den Lebenden umging.

Da konnte die arme Eva keine andere theilnehmende Seele finden, als den zeitweiligen Reichsverweser der Sirene, den jungen Küfermeister Friedrich Ritter. Er hatte schon lange bei des Vaters Lebzeiten in den Kellern gewirthschaftet und dann auch über der Erde die Schenke so leidlich in Rand und Band gehalten. Er war ein frischer Bursche, rührig, heiter, voll Selbstvertrauen, und unvermerkt war er mit Eva zu einer Herzlichkeit und Zärtlichkeit gekommen, daß es Beiden zuletzt vorkam, als hätten sie von Kindesbeinen an zusammen-

gelebt — da sie sich doch erst seit ein paar Jahren kannten — und müßten auch zusammenbleiben bis an's Ende. Das ging aber alles so in der Stille; der Vater merkte nichts davon und die taube Großmutter noch viel weniger.

Es war an einem Oktobernachmittag; die Sonne schien mild durch die achteckigen Scheiben in die stille Schenkstube. Nur die Großmutter spann in der Ecke, die Katze saß neben ihr auf dem Schemel und schnurrte, und die Mücken, die jetzt das Freie flohen, summten zahllos an Decke und Wänden umher. Gäste hatten sich noch keine eingefunden; denn vor Feierabend gingen meist nur verlumpte Trunkenbolde in's Wirthshaus.

Vorn auf einer Bank saßen Eva und Friederich.

„Ich bin eine Bettlerin seit des Vaters Tod," sprach die Trauernde, „jetzt werden unsere Hände in Ewigkeit nicht ineinander gelegt werden."

„Ei, Eva, was verloren ist, muß man wieder erobern. Nur Geduld. Es läutet so lang bis es endlich Kirmeß wird. Ich will mich zusammenthun, schaffen und raffiniren, daß man mich für einen Goldmacher und Hexenmeister halten soll, und eh' du dich's versiehst, sind die leidigen fünfhundert Gulden getilgt und wir haben unsern eigenen, freien Besitz!"

„Ja, wenn uns die Gläubiger so lange warten lassen!" sagte Eva kleinlaut.

„Meinst du, man könne nicht auch rasch zu einem schönen Stück Geld kommen? Hast du nicht gehört von dem Lautenschläger Baronius, der eben in Jena verweilt? Ein wahrer Teufel von einem Musikanten. Er gab gestern Abend ein Concert in der Aula der Universität und nimmt einen gestrichenen Säckel von fünfhundert Gulden mit nach Haus. Fünfhundert Gulden in zwei Stunden, ich glaube so viel verdient der römische Kaiser nicht. Freilich, ich werde es auch nicht, denn nur wo Würste sind, kommen Würste hin. Schau aber auch, was der Teufelskerl Alles spielen kann; hier habe ich den Anschlagzettel. Der lautet so:

Laus Deo.

Jena am 15. Octobris 1720.
Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung
wird

Ernst Gottlieb Baronius

Cand. juris, königl. preußischer Cammermusicus, berühmtester Lautenspieler und wahrer Amphion dieser Zeit

ein musikalisches Divertimento auf der Laute zu geben die Ehre haben.

Es werden executiret

1) Das Allererschröcklichste (Allegro furioso).
2) Das Allererfreulichste (Andante amoroso). Ein Gegenspiel für die Laute.
3) Die zwölf Ebenteuer des Herculis für die Laute eingerichtet.
4) Diana und Endymion, ein Zwiespiel für die Laute.
5) Furientanz.
6) Die Belagerung Trojae, Sinfonia in drei Sätzen für die Laute.
7) Das jüngste Gericht, Paradies und Hölle, freie Fantasia für die Laute.

„Haud ignarus in harmoniis aliquid inesse ad rempublicam conservandam utilitatis.“ Plut. de Mus.
„Musicae ignoratio Scripturae intellectum impedit.“ S. August. de doctr. Christi. [1]

„Ach, das ist ein gelehrter Zettel,“ sagte Eva, „und mag auch eine gar gelehrte Musik sein! Wenn doch der kunstreiche Mann unser Leid wüßte und ein rechter Christ wäre, dann würde er uns die fünfhundert Gulden schenken, die er auf

[1] „Wohl weiß ich, daß in den musikalischen Harmonien etwas sitzt, was förderlich ist, den Staat zu erhalten.“ Plutarch über die Musik.
„Die Unkenntniß der Musik hindert das Verständniß der heiligen Schrift.“ Der heil. Augustinus über die Lehre Christi.

diesen Zettel hin in zwei Stunden verdient, er würde uns glücklich machen und in andern zwei Stunden hätte er sich wieder andere fünfhundert Gulden zusammengespielt."

„Liebe Eva, so großgemuthet ist gar selten ein Musikant. Je größer der Künstler, je kleiner der Christ. Die's am weitesten gebracht, haben sich zuletzt alle dem Teufel verschrieben. Die Musici stimmen die Saiten auf ihren Instrumenten, sagt man, aber die Saiten ihres Gemüths lassen sie übel gestimmt."

Nun erhob sich die taube Großmutter von ihrem Spinnrad, wo sie einiges von dem Inhalt des Gesprächs erlauscht hatte. Ueberlaut, nach tauber Leute Weise rief sie: „Hexengold und Musikantensold verfliegt über Nacht. Zu meiner Zeit kam auch ein gewaltiger Geigenvirtuos hierher, man nannte ihn nur Damian von Gußbach nach seinem Geburtsort, denn seinen rechten Namen wußte er selber nicht. Der spielte die Geige bald unter dem Kinn, bald auf dem Kopf, bald auf seinem Rücken, bald zwischen den Beinen wie ein Bassettchen. Er spielte mit dem Fiedelbogen über den Saiten und unter den Saiten, auf den Haaren und auf dem Holz, kurzum er spielte, wie man wollte, und doch kam immer etwas wie eine schöne Musik heraus, daß es ein wahres Mirakel war. Wer zwei Weißpfennige zahlte, der konnte ihn den ganzen Abend hören. Anfangs war es ein Zulauf, daß er seinen Hut gestrichen voll Weißpfennige bekam und die ganze Stadt sprach von Damian von Gußbach, wie sie jetzt von Baronius sprechen. Aber als er öfter wieder kam, wurden der Weißpfennige immer weniger, und eines Morgens ist er meinem seligen Manne plötzlich durchgegangen mit Hinterlassung beträchtlicher Zehr- und Logisschulden und ist nicht wieder gesehen worden. So geht es mit all der Flitterherrlichkeit von Musikanten und Komödianten."

Eva und Friedrich schraken zusammen, denn sie sahen plötzlich, daß sie nicht mehr allein in der Stube waren.

Die stattliche Gestalt eines fremden jungen Mannes stand

mitten im Zimmer, eine auffallende, anziehende Erscheinung. Das Gesicht war fast wie eines Mohren geformt und von merkwürdig bräunlicher Färbung, aber aus den großen, glänzenden Augen blitzte Geist und Selbstvertrauen. Eine mächtige Perrücke schloß die Stirne ein, zu beiden Seiten mit großen hörnerartigen Wulsten, die den Kopf fast viereckig machten. Ein rother Sammtrock, feine Spitzenmanschetten und Jabot, schwarze Sammthosen, ein zierlicher Degen, große Schuhschnallen mit funkelnden Edelsteinen besetzt, bildeten die einfache, aber höchst gewählte Kleidung, welche den vornehmen Mann verkündete.

„Ich habe Euch schon mehrmals angeredet," sprach er lächelnd zu Friedrich, „aber zuerst waret Ihr so vertieft in den Concertzettel und dann in Eure Glossen über den Lautenspieler, daß Ihr gar kein Ohr für mich hattet. Ich erwarte Freunde hier. Bringt mir darum eine Kanne Wein, nicht vom schlechten und nicht vom besten, sondern von jenem guten, womit man das rechte Fundament legt, daß man weiter vom bessern und vom besten noch mit Lust trinken mag."

Als Friedrich den Wein brachte, klopfte ihm der vornehme Gast auf die Schultern und sprach: „Ueber die großen Musici seid Ihr schlecht berichtet. Sie verdienen ihr Geld nicht so leicht als Ihr glaubt. Musikantensold ist auch kein Hexengold. Freilich ein glücklicher Abend bringt rasch reichen Lohn. Aber von den durchgearbeiteten Nächten, von den Wochen und Monaten im wahren verzehrenden Fieber des Studiums hingebracht, von all der martervollen Arbeit, die es heischt, bis Einer so weit gekommen ist, wie dieser Baronius, davon lasset Ihr Euch in Eurem kühlen Keller nichts träumen. Und wenn's der Musikus dann so weit gebracht hat, wie muß er schaffen um sich über dem Wasser zu halten! Das geht nicht mehr wie beim Damian von Gußbach. Wer jetzt ein gerechter Virtuos will heißen, der muß auch ein Componist sein, im reinen Satz so sattelfest wie der erste Hofkapellmeister. Auch ein Gelehrter muß er sein, in der Geschichte seines Instru-

ments und seiner Kunst wohlbewandert, in den alten heiligen und Profanscribenten wohl belesen. Denn ein großer Musikus muß heut zu Tage seine Bücher schreiben so gut wie seine Noten, mit Gelehrsamkeit wohl ausstaffirte Bücher, schneidig voll Feuer, Witz und Grobheit, sonst wird er todtgeschrieben von den Collegen. Es ärgert einen Hund, wenn er einen andern in die Küche gehen sieht; so geht es auch mit den Künstlern und dem Kunsttempel. Aber versteht Ihr mich auch, Freund, denn Ihr sehet mich gar wunderlich an?"

„Freilich, freilich!" rief Friedrich eilfertig. „Das klingt ja Alles so schön und gelehrt, fast gerade wie der Concertzettel des Herrn Baronius."

Dann ging er auf die Seite zu seiner Eva und flüsterte: „Wenn der Rothrock nicht der Teufel ist, dann muß es der Baronius in eigener Person sein."

Zweites Kapitel.

Nach einer Weile trat ein mächtig großer, breitschulteriger junger Mann in die Schenkstube, wohl ein angehender Dreißiger und seiner Kleidung nach doch noch ein Student. Denn eine Schaar wohlgesetzter Männer, darunter auch verheirathete Leute, bildete damals noch immer wie in alten Zeiten den Adel der bemoosten Häupter, und von halbreifen Jünglingen, wie sie jetzt die Hörsäle füllen, war noch wenig zu sehen auf deutschen Hochschulen. Der Student trug sein natürliches Haar, bis auf die Schultern niederwallend, dazu einen stattlichen Schnurrbart und Kinnbart, und wie er so stolz herein schritt, die linke Hand auf das Gefäß des Stoßdegens gestemmt, sah man's ihm gleich an, daß er kein gewöhnlicher Student und Obscurant sein könne, sondern ein Mann von burschikosen Ehren und Würden. Er war in der That Senior des Faßbinderordens, der herrschergewaltigste Student der ganzen Hochschule.

Als er den feinen Mann im rothen Sammtrock erblickte, eilte er auf ihn zu, umarmte ihn, küßte ihn, schrie laut auf vor Freuden und wollte ihn kaum wieder loslassen. „Ich gratulire, Freund Baronius! Das war ein Sieg, ein Triumph! Wie mich jeder Beifallruf freute, als gälte er mir, jeder Lorbeerkranz, als sei er mir hingeworfen! Aber ich habe auch redlich mitgearbeitet, Freund! Sämmtliche Mitglieder des Faßbinderordens hatte ich in's Concert geschafft; da standen wir im geschlossenen Treffen und nach jeder Nummer schlugen wir frisch zuerst an mit einem wahren Rottenfeuer des Klatschens und Jubelns; und uns gegenüber in der andern Ecke des Saales war der ganze Lilienorden aufgepflanzt, den habe ich auch halb in der Tasche, und so wie ich nickend das Signal gab, fuhren die braven Bursche von den Lilien gleichfalls drein wie wüthend. Zuletzt, nimm mir's nicht übel, hatten meine Leute fast mehr Freude daran, sich selber klatschen, als dich spielen zu hören. Ach, du bist ein gemachter Mann, überschüttet mit Geld und Ehren, berühmt durch's ganze Reich — ich habe mit dir meine Studien begonnen, ich bin nichts und werde nichts, ich bleibe der ewige Student!"

„Beneide mich nicht allzusehr," erwiderte Baronius, den Arm auf die Schulter des Freundes legend. „Du bist wohl glücklicher als ich. Der Erfolg in der Kunst macht unersättlich. Das nagt an mir, das verzehrt mich, daß ich weiter, weiter, immer weiter will. Ich genieße meine Triumphe nicht, denn für mich sind es längst keine Triumphe mehr. Es gab Meister, die Größeres leisteten, unendlich Größeres; es martert mich zu Tode, daß ich's ihnen nicht nachmachen kann. Ich schreibe eben an einer Geschichte des Lautenspiels. Jedes Blatt, welches ich in den Geschichtsbüchern umwende, verstimmt mich, daß ich heulen möchte vor ungesättigtem Ehrgeiz. Amphion bewegte Steine mit seinem Lautenspiel, er bezauberte Bäume und Felsen. Jetzt mag sich einer die Finger abspielen, er wird darum noch keinen Stein um einen Zoll von seiner Stelle rücken. Doch das mögen Fabeln sein

und die Geschichte ist auch schon sehr lange her. Orpheus hielt gar den Wind auf mit den Tönen seiner Laute. Auch diese Kunst will ich gern verloren geben; man könnte durch sie leicht als Wettermacher und Hexenmeister zu bösen Geschichten kommen. Aber daß Beide, Amphion und Orpheus, durch ihr Spiel die wilden Thiere gebändigt und gezähmt haben, das ist doch wohl keine Fabel. Wie erbärmliche Stümper sind wir da gegen diese Meister. Nicht einen Hund, nicht eine Katze mag unser Lautenspiel noch fesseln, geschweige denn einen Hirsch, Wolf oder Bären. Hund und Katze laufen davon, wenn ich nur drei Accorde anschlage, und zwingt man die Bestien zu bleiben, dann heulen sie immer höher, je schöner und heftiger man spielt. Was ist unsere ganze gepriesene Malerkunst, bevor es nicht wieder gelingt, jene Trauben zu malen, nach denen die Spatzen geflogen sind? Doch die Wunderwerke der klassischen Zeit will ich alle noch verschmerzen; wer will überhaupt in Wettkampf treten mit Griechenland und Rom? Aber auch in den finsteren mittleren Zeiten, ja in ganz nahe liegenden Jahrhunderten, sind Wunderdinge auf der Laute geleistet worden, für uns so unerreichbar, daß wir uns beschämt verkriechen, daß wir unsere Lauten an der Wand zerschlagen müssen angesichts jener obscuren Meister, deren Namen man nicht einmal recht kennt. Sieh Freund, das frißt an mir, das macht mir schlaflose Nächte, das läßt mich in Zorn und Wuth die Laute üben in ihren höchsten Schwierigkeiten, bis mir das Instrument aus der Hand gleitet vor Ermattung. Nicht eher gewinne ich Ruhe und Zufriedenheit, bis ich diese namenlosen Zauberer besiegt habe."

„Und worin bestand denn deren Kunst?" unterbrach der Senior. „Aber halt! Rede nicht weiter, bevor wir uns gesetzt haben, bevor Eva mir eine Kanne Rheinwein kredenzt, und bevor wir angestoßen und einen guten Trunk gethan. Denn deine Rede tönt süß wie deine Laute, aber sie baut sich breit und groß, wie deine Musik, wenn du das jüngste Ge-

richt spielst, und ist so festgefugt, daß man nirgends ein Loch hinein brechen kann. Nichts für ungut, Freund! Glück auf! Also auf die Ueberwindung des Orpheus und Amphion und aller namenlosen mittelaltrigen Lautenspieler!"

Da stießen sie an und tranken. Dann fuhr Baronius also fort.

„Es wird uns von glaubwürdigen Chronisten berichtet, daß am Hofe König Erichs von Dänemark ein Lautenspieler gewesen von so großer Kraft des Ausdrucks, daß er durch sein Spiel die Zuhörer zu jeder Leidenschaft stimmen und hinreißen konnte. Der König, der davon vernommen, wollte diesen Triumph der Kunst mit Augen sehen und befahl darum dem Musiker, vor seinen Rittern und Hofleuten kriegerische Weisen so zu spielen, daß Alle zum Kampf entflammt würden. Der Lautenspieler war seiner Sache dermaßen gewiß, daß er bat, alle Waffen fortzuschaffen und Wächter vor dem Saale aufzustellen, welche die Streitenden sofort auseinander reißen könnten. Damit die Wache aber nicht auch in den allgemeinen Taumel hineingezogen würde, sollte sie rechtzeitig dem Meister die Laute wegnehmen und so der bestrickenden Musik ein Ende machen. Der Lautenspieler begann ein weiches Adagio; da wurden alle Zuhörer tief betrübt, daß ihnen fast das Weinen ankam. Dann ging er über in ein fröhlich bewegtes Allegro; da glänzte Heiterkeit auf allen Gesichtern und kaum konnten sich die Jüngeren des Tanzens enthalten. Nun erschallte ein kriegerischer Marsch, der sich allmählich zu einer so heftigen, stürmischen, wild aufregenden Kriegsmusik erweiterte, daß Alle wie von Sinnen kamen. Zorn und Wuth erfüllte die sonst freundlichen Genossen. Vergebens suchte man, rief man nach den Waffen. Da begann in der äußersten Wuth der ganze Hof mit Fäusten sich zu schlagen, bis die Wachen mit Schwertern und Hellebarden hereindrangen, um Frieden zu schaffen. Aber beim Anblick des ungeheuren Tumultes vergaßen sie dem selbst wie wahnsinnig rasenden Musiker die Laute hinwegzunehmen. König Erich riß einem der

Wächter das Schwert von der Seite, rannte damit ins Getümmel hinein und stieß vier seiner Getreuen nieder. Nun erst schlug einer der Wächter dem Lautenisten mit der Hellebarde sein Instrument in Stücke, und plötzlich, da es still geworden, beruhigten sich die Gemüther. Der König wollte verzweifeln vor Reue und Kummer über den vierfachen Mord. Zur Sühne unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem; auf der Rückreise ereilte ihn der Tod auf Cypern. Sieh, Freund, das war ein Triumph der Kunst; und solange ich nicht vermag, was jener Lautenspieler vermocht, bin ich ein Stümper."

Der Senior erwiderte trocken: „Also du meinst, wenn man eine so verzweifelte Musik macht, daß sich die Leute darüber todtschlagen, dann hat man den Gipfel der Kunst erreicht? Nein, lieber Baronius, rechtfertige dich nicht; verstehe Scherz; ich will jetzt auch im Ernste reden. Siehe, du hast mir diese Geschichte von König Erich und seinem Lautenspieler früher schon öfters erzählt und immer das gleiche Leid geklagt. Ich habe inzwischen fleißig darüber nachgedacht und möchte dir nur Eine Frage vorlegen: Hast du denn schon den Versuch gemacht', ob du nicht auch so unmittelbar die Leidenschaften der Menschen erregen könntest durch dein Spiel und ist dir der Versuch mißglückt?"

Baronius gestand, daß er's noch nicht versucht habe. Zugleich begann sein Auge zu leuchten und zu blitzen, seine Wangen rötheten sich, sein ganzes Gesicht ward von Begeisterung überstrahlt. „Ja, daran liegt's," rief er, „daß ich's noch nicht versucht habe, wenn ich's versuchte, es würde mir gelingen. Das fühle ich auf einmal mit einer innern Gewißheit, die nicht trügt! Wahrlich, Freund, du hast mir den rechten Weg gezeigt."

„So laß deine Laute holen," rief der Senior in einem seltsam sarkastischen Ton, der aber dem schwärmerisch begeisterten Musiker ganz entging. „Flugs an die Probe."

„An die Probe? Aber vor wem? Mit wem? Vor dir,

Freund, ja, vor dir allein, das ist genug. Gleich jenem Tragiker, der nur Einen Zuhörer zum Vorlesen seines Trauerspiels fand, und ausrief: dieser Einzige sei ihm eine glänzendere Hörerschaft als das ganze Volk von Athen, denn es war Plato — gleich jenem Tragiker will ich in dir allein das entscheidende Auditorium finden, denn du warst es, der mir mit seiner Klugheit das rechte Licht angezündet in dieser Angstfrage meines Ehrgeizes, wo ich schon so lang im Dunkeln tappte."

„Ich bin nicht Plato, Freund," erwiderte der Senior, „und für unsere Probe würde doch auch ein Einzelner kaum genügen und wäre er selbst Plato in eigener Person. Sieh, da kommen Zuhörer. Der ganze Orden der Faßbinder wird hier aufziehen, fünfundzwanzig auserlesene Studenten, zu jeder Leidenschaft meist über das Maß aufgelegt, da kannst du erproben, wie weit der Zauber deiner Laute reicht."

Drittes Kapitel.

Der Senior machte sich los von seinem Freunde Baronius und ging zu den Studenten. Er mußte ihnen etwas Lustiges mitzutheilen haben, denn wo er mit Einem gesprochen, lächelte ein Jeder seltsam in sich hinein, und Einer schien's dann dem Andern weiter zu sagen, so daß sich zuletzt allgemeine Heiterkeit über das ganze Völkchen verbreitete. Ja, einige der Erregtesten bissen die Lippen zusammen oder schlichen zur Thüre hinaus, daß sie nicht herausplatzten mit lautem Lachen.

Inzwischen nahm der Senior auch Eva bei Seite und sprach lange mit ihr. Das sah Friedrich gar nicht gerne. Er wollte hinüber gehen, um dem vertraulichen Discurs ein Ende zu machen: da ward er von Baronius zum Gespräch gestellt, und bei dem Respekt, den er einmal vor diesem Herrn hatte, wagte er es nun nicht, zu Eva hinüber zu entschlüpfen.

„Ihr seid wohl kein sonderlicher Liebhaber und Kenner der Musik?“ fragte der berühmte Virtuose.

„O, ein lustiges Liedchen hör' ich schon gern und einen lustigen Tanz noch viel lieber. Von aller andern Musik verstehe ich nichts. Und warum müßte ich just etwas davon verstehen? Versteht Ihr doch wohl auch nichts von der edeln Kunst der Küferei. Zudem ist ja der Geschmack überhaupt verschieden. Der eine zieht gute Musik, der andere ein gutes Glas Wein vor. Wer will entscheiden, wessen Geschmack der bessere sei?“

Baronius lächelte. „Du sprichst genau wie König Archidamus von Sparta, der, als ihm ein gefeierter Musiker gerühmt wurde, auf seinen Koch deutete und rief: Dieser ist mir der gefeiertste Meister, denn er kocht die besten Suppen. Wenn du aber die Musik mit der Küferei zusammenstellst, so wisse, Freund, daß schon Plutarch sagt, die Götter hätten die Musik erfunden. Darum soll Freude an der Musik und Verständniß der Musik allen Menschen als etwas Göttliches gemein sein; die Küferei dagegen —“

„Küferei, ja Herr, das ist das rechte Wort!“ rief Friedrich wie aus einem Traum auffahrend. „Und die Kellnerei dazu! Ein Jeder schau auf seine Schanz! Eva plaudert; ich höre Euch zu; indessen warten dort fünfundzwanzig Gäste auf den Wein.“ Mit diesen Worten lief er davon, alles Respektes vor dem großen Künstler vergessend. Aber es war nicht blos das plötzlich erwachte Pflichtgefühl, was den jungen Küfermeister mit einemmale das Netz der schönen Worte des Musikers zerreißen ließ. Er hatte gesehen, wie Eva mit dem Senior lächelte, fortwährend lächelte, ja sogar lachte: das hatte ihn gepackt. Er rannte fast ein paar Studenten um, bevor er an den Schenktisch kam. Der Senior und Eva winkten ihn zu sich hinüber, aber Friedrich sah es nicht, oder wollte es nicht sehen. Er schenkte Wein aus mit einem wüthenden Eifer, blind für alles Andere; als ob das Heil der Welt daran hänge, daß binnen fünf Minuten die fünfundzwanzig Kannen gefüllt seien.

Inzwischen begrüßte Baronius die Studenten höchst freundlich. Es war ein seltsames Gemisch von Wohlwollen, Aufgeblasenheit, Pedanterie und Genialität in dem jungen Manne; aber wenn man ihn näher betrachtete, mußte man ihm doch zuletzt herzlich gut sein; denn nie ist es einem Künstler ein heiligerer Ernst gewesen um seine Kunst, und die komische Pedanterie sammt dem tollen Ehrgeiz quoll doch zuletzt hervor aus der glühenden und reinen Begeisterung, für die es nichts Höheres auf der Welt gab, als ein ganz vollendetes Lautenspiel. Die Studenten fühlten wohl diese wahre Natur heraus, die in dem Virtuosen steckte. Sie grüßten ihn herzlich und ganz wie ihres Gleichen, und das ist ja die höchste Ehre, die der Student dem Philister erweisen mag.

Man brachte die Laute des Künstlers. Eine athemlose Stille ging durch die Stube, als er zu stimmen und ein wenig zu präludiren begann.

Da erhob sich der Senior. „Erst einen Becher Weins! Ein Hoch auf die Musik! Dann singen wir einen lustigen Liedervers — denn wir wollen nicht stumme Fische sein, wo die Musik ihr Höchstes und Herrlichstes zeigen soll. Ein Studentenlied gehört auch zum Höchsten und Herrlichsten — rümpfe nur die Nase, Freund Baronius, es ist doch also. Haben wir nach herkömmlicher Art unsern Vers gesungen, dann magst du dein Lautenspiel beginnen und uns bestricken und bezaubern als der größte Hexenmeister."

So geschah es, wie der Senior vorgesagt. Hell erklangen die Becher, mächtig donnerte das Hoch auf die „edle Sing- und Klingkunst," und ein kräftiges, lustiges Lied brauste von den frischen jugendlichen Kehlen angestimmt, wie ein klarer gewaltig hervorbrechender Strom durch die hallenden Räume.

Als der Chor geendet, hielt Baronius auf seiner Laute das Thema des Liedes fest, aber er spielte es in Moll, er verlangsamte das Zeitmaß, er wandelte die lustige Weise in eine gar traurige. Da lagerte sich nach und nach Schwer-

muth auf allen Gesichtern, Jeder schien in sich selber versunken, den düstersten Gedanken nachhängend. Einige Studenten, die dem Weinglase besonders heftig zusprachen, begannen zu wehklagen, daß man hätte denken mögen, es sei schon in dieser frühen Stunde jene wunderliche Stimmung über sie gekommen, die der Bursch das „besoffene Elend“ nennt. Eva selber hatte sich in die Ecke auf einen Stuhl geworfen, verhüllte ihr Gesichtchen mit dem Schnupftuch und schluchzte so vernehmlich, daß man's über das Lautenspiel hinaus hören konnte.

Das Gesicht des Virtuosen strahlte vor Begeisterung. Nur zwei Zuhörer blieben stumpf, er mochte so kläglich spielen, wie er wollte: die taube Großmutter und Friedrich.

Der junge Küfermeister schaute darein mit aufgerissenen Augen und weit geöffnetem Mund, wie Einer, den man mit plötzlichem Wasserguß aus dem tiefsten Schlafe weckt. „Entweder ist die ganze Gesellschaft zu Eseln geworden oder ich bin allein der Esel!“ rief er, doch nur mit halber Stimme, aus Furcht vor den Studenten. Aber der Lautenspieler, der eben sein Pianissimo säuselte, hatte den Ausdruck wohl verstanden.

„Freund,“ rief er dem Küfer zu, „du allein bist verstockt und fühllos. Ein Barbar bist du, barbarischer noch als jener Scythenkönig, der, da er den trefflichsten Sänger gehört, ausrief, lieber wolle er doch sein Pferd schreien hören.“

Da lief dem Friedrich denn doch die Galle über; aller Respekt vor dem rothen Sammtrock, der großen Perücke und den Brillantschnallen auf den Schuhen, der ihn bisher gefangen gehalten, war wie weggeblasen, und er rief überlaut, daß man gar nichts mehr hören konnte von dem Adagio lamentoso der Laute: „Ihr vergleicht mich heute Abend mit lauter Königen, aber mit Königen, die nach Eurer Meinung rechte Dummköpfe gewesen sind. Ich will nicht so hoch hinaus: ich halte es mit ehrlichen, geringen Leuten, die Grütze im Kopfe haben, auch wenn sie nichts von Eurem Geklimper

verstehen. Ein jedes Schwein bleib' bei seinem Trog', und ein Donnerwetter soll 'drein schlagen, wenn ich mir länger Grobheiten hier in meiner Stube sagen lasse!"

Der Virtuos hatte während der ganzen Rede Friedrichs das zarteste Adagio durchgeführt mit wunderbarer Delicatesse und einschmeichelndem Wohlklang; denn so gedachte er zu siegen über den Schreier und ihn doch zuletzt zu zähmen, wie Orpheus und Amphion die wilden Bestien. Aber das Alles prallte ab wie an einem Schuppenpanzer, oder vielmehr Friedrich hatte gar nichts gehört von den zähmenden und besänftigenden Melodien.

Als er seine mannhafte Rede geendet und noch zornglühender dastand wie vorher, da schloß auch Baronius, tief ergrimmt über die Niederlage, sein Adagio mit einem so gewaltthätigen Accord, als ob er die Laute zusammenreißen wolle und rief: „Nein! Ein so von allen Musen verlassener Mensch ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen!"

Dann griff er wieder zu dem Instrument. Jetzt aber erklangen ganz andere Weisen. Selbst vom Zorn ergriffen flog der Künstler mit wahrer Wuth durch die Saiten; die keckſten Uebergänge, die grellsten Läufe reihten sich aneinander: das Tempo stürmte, daß auch dem phlegmatischen Zuhörer die Pulse heftiger zu schlagen begannen: es war in der That eine wild aufregende, unstäte, unheimliche Musik. Das sah man den Studenten an; sie erwachten aus ihrem melancholischen Sinnen; sie wurden sichtlich unruhiger. Baronius selber schnitt schon ein gar grimmiges Gesicht. Es schien anzustecken. Denn bald schauten sich die Studenten zornmuthig an; der Eine ballte die Faust, der Andere schlug auf den Tisch, der Dritte stampfte mit dem Fuß. Als der Lautenspieler deß inne ward, war bei ihm nun geradezu der Teufel los. Er suchte sich zu steigern über alles Maß; er ras'te in den Saiten, daß man meinte, sie sollten alle vom Griffbrett wegspringen. Es gab keine verrückte, teufelmäßige Harmonie mehr, die er nicht anschlug; der Rhythmus wirbelte, als ob

der Spieler von der Tarantel gestochen sei. Tartini's Teufelssonate war Aeolsharfengesäusel gegen diese Höllenmusik. Da mußte man aber auch die Wirkung auf die Zuhörer sehen! Hier prügelten sich ein paar, dort lagen sich zwei in den Haaren, Andere hatten die Degen gezogen und fochten auf Leben und Tod. Der Senior, an den sich aus Instinkt der Autorität doch keiner seiner Leute wagte, warf, um dem Zorne Luft zu machen, alle Gläser und Krüge, deren er habhaft werden konnte, wider die Wand, so daß man vor dieser Musik des Tumults und Skandals zuletzt von der dämonischen Laute fast gar nichts mehr hören konnte. Friedrich rief ein über das anderemal, ob denn nun alle Welt verrückt geworden, oder ob er allein der Narr sei? kreidete aber dazwischen mit großer Pünktlichkeit jedes Glas und jeden Krug an, den der Senior an der Wand zerschmetterte. Als aber gar Eva auf ihn zustürzte, zornglühend wie alle die Uebrigen, ihm ein Fäustchen unter die Nase machte, ihn mit Vorwürfen, mit giftigen Spott- und Scheltworten überschüttete, da war es ihm, als ob er selber ganz von Sinnen komme. Die ganze Stube ging im Wirbel mit ihm herum; er ward irr an seinen eigenen Augen und Ohren, zuletzt auch an seinem Gehirn. Verzweifelnd setzte er sich abgewandten Gesichts in einen Winkel und ein furchtbarer Trübsinn kam über ihn über die Tollheit dieser Menschen, daß er hätte heulen mögen.

Inzwischen war der Lärm so arg geworden, daß der Senior aufsprang und den Degen zog, um seinem Freunde Baronius die Laute in Stücke zu schlagen. Dieser rettete sein Instrument kaum durch den kühnsten Seitensprung und lief dann in den sicheren Winkel, wo eben Friedrich saß, nun flugs die friedlichsten, beruhigendsten Accorde anstimmend. Da heiterte sich der Himmel der Schenkstube sichtlich wieder auf. Die Raufenden ließen einander los, die Fechtenden steckten ihre Degen ein und ein allgemeines Gelächter erscholl, wie man sich so für nichts und wieder nichts habe erhitzen können.

Baronius schwamm in Seligkeit, als ihm plötzlich die taube Großmutter ganz nahe vor's Gesicht trat. Sie hatte schon lange von ihrem Spinnrad aus in den Lärm hinein gerufen, aber Niemand hatte sie gehört. „Wie setzt Ihr dieses friedliche Haus in Unruhe! Zu meiner Zeit hat man kurzen Prozeß gemacht mit Leuten wie Ihr seid und sie des Henkers Knecht überliefert, daß er mit seinen Pfriemen untersuche, ob ihr Blut wie das eines Teufelsgenossen oder wie eines Christenmenschen fließe. Ihr verblendet unsere Gäste durch Zauberei, daß sie sich unter einander die Hälse abschneiden. Ihr Andern trauet doch dem nicht, was Ihr sehet und höret von diesem Mann; es ist lauter Blendwerk mit seinem Lautenspiel. So verblendete zu meiner Zeit eine Hexe die ganze Stadt, indem sie auf dem Marktplatz ein Seil auf's höchste Dach spannte und uns Allen darauf zu tanzen schien, wie auf ebener Erde. In der That jedoch tanzte sie nur auf etlichen Strohhalmen, die sie auf's Pflaster gelegt hatte."

Die Studenten lachten; die Alte, die gesprochen wie eine Seherin, schritt würdevoll zu ihrem Spinnrad zurück.

Der Senior rief dem Freunde zu: „Siehe, selbst die taube Großmutter hast du in Zorn gespielt, und Friedrich sitzt dort in Melancholie versunken, gleich als ob jetzt erst dein Adagio lamentoso bei ihm zu wirken beginne. Wie es scheint, bedarf es immer erst einer Viertelstunde, bis seine Nerven umgestimmt sind, denn er ist langsamen Geistes und hart von Begriff."

„Lassen wir noch eine Weile den Scherz," sprach Baronius, körperlich erschöpft und doch noch voll Gluth und Drang im Geiste. Und indeß er seine beim letzten Sturme so stark verschobene Perücke ordnete und dann seine Laute auf's Neue stimmte, bat er die Studenten, sich nur auf wenige Minuten noch einmal ruhig niederzusetzen, damit ein würdiger Schluß sein heutiges Tagewerk kröne, das ihm selber wie ein Traum, wie ein Wunder vor den Sinnen auf- und niedergehe.

Alle saßen wieder friedlich bei einander. Da stimmte der

Virtuos die zärtlichste, süßeste Liebesweise an. Eine Weile schauten die Zuhörer nur vergnüglich, dann selig lächelnd drein, dann aber entfaltete sich zusehends eine wunderbare Wirkung dieser Musik. Die noch vor wenigen Minuten auf Tod und Leben gekämpft, umschlangen sich jetzt mit den Armen, drückten sich die Hände, daß man's knacken hörte, schwuren sich ewige Freundschaft, küßten sich: es war ein Bild der allgemeinen Zärtlichkeit, Liebe und Hingebung, daß man hätte meinen sollen, auch die Tische, Stühle und Bänke müßten sich gerührt umarmen und die Krüge und Kannen zum Kuß gegen einander rücken.

Die zärtlichste Gruppe aber erstand im Vordergrunde. Eva kam bei den liebetrunkenen Klängen des Andante amoroso ganz schüchtern und verschämt von der Seite hergeschlichen. Man sah, das natürliche Gefühl der Weiblichkeit hielt sie zurück; aber andererseits war es die unwiderstehliche magische Gewalt in den Accorden der Laute, die sie vorwärts zog. Da half kein Widerstand. Sie mußte näher, immer näher zu dem Zauberer. Auf einem Stuhle neben dem seinigen sank sie nieder und schaute ihm in die begeisterten Augen so freundlich, so liebevoll, daß Baronius fast seine Laute weggeworfen hätte, um das schöne Kind zu umarmen. Aber nein, er mußte sein Spiel steigern, noch zärtlicher, noch rührender mußte es erklingen, noch glühender mußte die Liebe in Eva entfacht werden. Er überbot sich selber an Zartheit, Tiefe und Fülle des Ausdrucks; man mußte gestehen, so süße, reizend dahin schwebende und doch so tief empfundene Musik hatte noch Keiner auf der Laute gehört. Und doch spielte der Künstler selber fast bewußtlos. Sein Auge hing an Eva's Auge. Ja, das war Liebe, wahre Liebe, die er entzündet hatte durch die göttliche Musik, Liebe für ihn, wachsend mit jedem Accord. Wog dieser höchste Sieg der Kunst über ein Menschenherz nicht unendlich schwerer, als die Kunststücke des Orpheus, Amphion und Arion, Steine zu bewegen, Bäume zu bezaubern, Bestien zu bändigen, Fische zu

dressiren? Und hatte er's nicht sogar sich selber angethan? Ja, sich selber spielte er hinein in die wahrste Liebe zu Eva. In ihre klaren Augen hatte er auch vorhin schon geblickt und war kalt geblieben: jetzt wo die Musik hinzukam, schaute er hinein wie in einen tiefen, stillen, klaren See, aus dessen dunklem Grunde ihm die Glückseligkeit seines ganzen künftigen Lebens entgegenschimmerte.

„Halt! es ist genug mit der Gaukelei!“ rief plötzlich Friedrich, zornglühend zwischen Baronius und Eva tretend.

„Stille! bis das Stück ausgespielt ist!“ flüsterte ihm der Senior zu, mit so drohender Geberde, daß Friedrich erschrocken und verstummt auf einen Augenblick zurücktrat.

Baronius spielte lächelnd und mit großem Selbstgefühl weiter: er war jetzt zu gewiß, daß seine Liebes- und Freundschaftsmusik alsbald den Zorn des Küfers niederschlagen werde.

„Du siehst,“ sagte der Senior seinem Freunde ins Ohr, „bei diesem Burschen wirkt Alles erst eine Viertelstunde später. Vorhin packte ihn die Melancholie, als wir bereits beim Zorn waren, jetzt packt ihn der Zorn, da wir bei der Liebe sind. Gib Acht, nachher wird auch noch die Liebe bei ihm hervorbrechen, wenn wir längst mit derselben fertig geworden.“

Da stand von der anderen Seite eine viel schlimmere Gegnerin als Friedrich wider den Lautenspieler auf, die taube Großmutter; die konnte Baronius mit keiner Musik mehr fangen.

„Schäme Dich ins Herz hinein, Eva!“ rief sie. „Wie kannst Du mit diesem verruchten Musikanten liebäugeln! Ein Musikant! Ei wie doch die Welt anders geworden ist! Zu Damian von Gußbachs Zeiten sahen die Musikanten anders aus. Ist der Lautenschläger geputzt wie ein Graf! Staatsperücke, Sammtrock, Schuhschnallen mit Edelsteinen! Ja, ja, das will immer höher hinaus, ja wohl, wenn Dreck Mist wird, dann will er gefahren sein!“

Weiter kam die Alte nicht. Der Senior hatte ein paar handfesten Studenten gewinkt, die faßten die Großmutter ganz

artig unter beiden Armen und zogen sie zu ihrem Spinnrad zurück mit dem Bedeuten, wenn sie sich hier nicht ruhig verhalte, so werde man sie auf ihre Kammer abführen. Sie saß nun auch fest, wie eine Bildsäule und murmelte nur fortwährend unverständliche Worte heftig in sich hinein.

Jetzt aber ermannte sich Friedrich wieder. „Die alte Frau hat doch Recht! Eva, ins Herz hinein sollst du dich schämen! Meine Augen aber sollen den Scandal nicht weiter mit ansehen." Damit ging er zur Thüre hinaus und warf dieselbe so wüthend ins Schloß, daß man hätte denken sollen, sie müsse aus allen Fugen fahren.

Die Stimmung war nun doch gestört. Eva schaute nicht mehr dem Lautenspieler ins Auge, sie blickte beschämt vor sich nieder, als wolle sie ein Loch in den Boden sehen. Die Studenten waren aus ihren freundschaftlichen Verschlingungen auch etwas herausgekommen, flüsterten dies und jenes mit einander und sprachen zur Kurzweil der Weinkanne fleißiger zu, als es sich mit dem Geist der reinen Liebe und Zärtlichkeit vertrug. Man sah, sie waren fast ärgerlich, als Baronius sein Andante amoroso in neuen Variationen wieder anhub, um die vorige Stimmung wiederzugewinnen.

Allein es wollte auch dem Virtuosen nicht so glücken wie vorher. Er spielte viel kunstreicher, doch viel weniger das Herz ergreifend. Zu endlosen Perioden spann er jetzt sein Thema aus; aller Schmuck der Läufe und Harpeggien, der Cadenzen und Fiorituren ward aufgeboten. Es half alles nichts. Eva sah in den Boden hinein, die Studenten blieben unruhig, Baronius wollte sich selbst überbieten, in wahrer Verzweiflung spielte er immer bunter, immer überladener. Es war zuletzt nicht mehr zum Anhören.

Da winkte der Senior seinen Burschen vom Faßbinderorden. Und mitten in das zopfige Geklimper hinein erscholl plötzlich urkräftig und den ganzen Kunstkram des Lautenspielers vor sich niederschmetternd, ein lustiges, neckisches Studentenlied. Das Herz mußte einem aufgehen bei diesen

ächten, ursprünglichen Klängen; nur dem Virtuosen schnürten sie die Brust zusammen, und er versuchte anfangs noch, wie eine Pause nach einem Vers eintrat, mit seinem Andante amoroso durchzubrechen. Aber eher hätten die Musensöhne die ganze Nacht hindurch in einem Stück fort gesungen, als daß sie das Andante amoroso in seiner letzten Fassung noch einmal hätten schmecken mögen. Zuletzt packte der Gesang selbst den Lautenspieler; er legte sein Instrument bei Seite und stimmte ein in den Chorus zum großen Jubel der Studenten.

Begeistert tranken diese ihm zu, nachdem der Gesang geendet war. Doch als sich der Virtuos etwas verkühlt und von seiner Ueberrumpelung erholt hatte und flugs wieder zur Laute griff, da stimmten die Studenten auch flugs wieder einen neuen Chor an, denn nun wollten sie den Musiker niedersingen um jeden Preis. Es war ein Lied in' klaren, hellen Durtönen, und klang doch ganz herzergreifend wehmüthig, je nachdem man's sang, je nachdem man den Text verstand und ihn mit der einfachen Weise in Einklang zu setzen wußte. Denn dies gerade sind die rührendsten Volkslieder, die nicht wimmern und klagen in ihrer Melodie, sondern ruhig dahinschweben, fast wie ein heiterer Sang und doch in Verbindung mit dem schwermüthigen Text so ganz von fernher leise traurig anklingen, daß es unser tiefstes Gemüth erbeben macht. Das Lied der Studenten aber lautete:

„Gedenke, o wie weit, wie weit
Liegt bald die goldne Burschenzeit.

Zerstiebt ist dann der Freunde Schaar,
Die wie mit Erz verkettet war.

Vergebens schauest du zurück:
Ein kurzer Traum war Burschenglück.

Vergebens spähest du umher:
Einmal Bursch und nimmermehr.

Drum halte Bursch die Stunde fest:
Für dein Lebtag bist du selig gewest.

Gedenke, o wie weit, wie weit
Liegt bald die goldne Burschenzeit."

Baronius hatte anfangs geschwiegen; dann hatte er leise mitgesungen; dann hatte er zur Laute gegriffen und den in Pianissimo dahinschwebenden Chorgesang wunderbar schön in einfachen Accorden begleitet. Als das Lied verklang, saß er schweigend da, in sich versunken, Thränen standen ihm in den Augen. Er gedachte seiner eigenen harmlosen Burschenzeit und seines jetzigen unstäten, überreizten, friedlosen Lebens. Der Gesang hatte ihn mächtig gepackt.

Endlich fuhr er auf wie aus einem Traum, sah den Senior mit großen Augen an und rief:

„Was war das?"

„Das war Musik!" erwiderte der Freund.

„Das war Musik!" wiederholte der Virtuose leise und nachdenklich.

„Ja Freund, wahrhaftige Musik, denn sie hat selbst dir das Wasser in die Augen getrieben."

„Und was ich vorhin auf der Laute gespielt, war das nicht auch Musik, wahrhaftige Musik?"

„Zum Theil — gewiß."

„Wie? nur zum Theil? Und habe ich euch nicht mit den Accorden meiner Laute in tiefe Melancholie eingesponnen, zu Zorn und Wuth erregt, zu Liebe und Freundschaft begeistert?"

„Verzeihe," erwiderte der Senior lächelnd, „daß wir ein wenig Komödie mit dir gespielt haben. Du hast mir so oft erzählt von Amphion, Orpheus und Arion, denen du es gleich thun möchtest, und dann vollends von König Erich mit seinem Lautenspieler, daß mir's ordentlich bange wurde um deinen Verstand. Da dachte ich, die schmerzhafteste Kur sei hier der beste Freundschaftsdienst. Sieh, ich bin sehr grausam gegen dich, weil ich dir von Herzen gut bin. Aber es muß heraus. Du hast heute gespielt wie ein Gott, tausend-

mal besser wie Amphion und Orpheus und der verfluchte Däne, namentlich bei dem ersten Andante amoroso, das war wahrhaftige Musik. Aber wir haben auch gespielt. Brave Schauspieler sind meine Ordensbrüder und Schwester Eva dazu. Sie haben die Schwermüthigen vortrefflich dargestellt, gewüthet, getobt und gerauft, als ob sie in der That Alle des Teufels wären, und sich umschlungen und geherzt, wie die Seligen im Elysium. Allein, du siehst, bester Freund, es war doch Alles nur Lug und Trug, Alles verabredet. Als du so zornig durch die Saiten rastest, hatten wir deine Phantasie und deine Finger bewundert, aber keinem von uns wäre es eingefallen, den Andern an der Kehle zu packen, wenn's nicht vorher so ausgemacht gewesen wäre. Nur Einen hatte ich vergessen ins Geheimniß zu ziehen, und der war auch dein einziger aufrichtiger Zuhörer: Friedrich! Der klagte nicht mit, der wüthete nicht mit, der seufzte nicht mit. Du hältst ihn für einen musikalischen Esel. Du thust ihm Unrecht. Er ist ein natürlicher, gesunder Mensch, mit seinen Fässern freilich besser vertraut als mit der Laute, aber doch nicht ganz wie du meintest, von den Musen verlassen. Sieh, er hat sich wieder herbeigeschlichen als wir zu singen begannen, unstreitig, weil er aus dem Gesang herauszuhören glaubte, jetzt seien wir wieder vernünftige Menschen geworden, wie er fortgelaufen, weil er uns Alle für Narren hielt, als du's mit deinem Lautenspiel immer ärger triebst."

Der Wechsel der Leidenschaften auf dem Gesichte des Baronius war während dieser Anrede noch viel rascher und greller gewesen, als vorhin die Uebergänge auf der Laute. Doch zum Schlusse biß er die Lippen zusammen, faßte sich und schwieg. Nach langer Pause fuhr er wieder auf.

„Also die Lieder, die ihr gesungen, waren Musik?"

„Ja, wahrhaftige Musik!" erwiderte der Senior so fest und ernst, als ob er vor seinem Richter stünde und eine Aussage betheure, daran Freiheit und Leben hinge.

„Und mein Andante amoroso war auch wahrhaftige Musik?"

„Ja, das erste, aber beileibe nicht das zweite. Das erste ergriff uns Alle, ergriff dich selber, so tief wie nur immerhin eines unserer schönsten Lieder. Das zweite war zum Verzweifeln langweilig. Bedenke doch, du berühmter Künstler, daß die wahre Musik uns nicht zu kaltem Staunen verzaubern, daß sie uns erquicken, erheitern, erwärmen soll, ja und auch die Leidenschaft soll sie in allen ihren Tiefen aufregen, sie soll uns schütteln, daß es uns eiskalt den Rücken hinab rieselt. Aber wenn solche Bursche wie du und deine Genossen uns nach Belieben willenlos hinreißen könnten zu jeder That der Leidenschaft, so wäre die Musik wahrlich nicht mehr die göttliche Kunst, sie wäre das gefährlichste Werkzeug des Teufels, das je einem Menschen in die Hand gegeben worden. Heftiger als Scipio und Cato müßte man dann eifern für die Verbannung der Musik aus dem Staate — — doch du hörst mich nicht!"

„Freilich höre ich dich!" rief der Lautenspieler, aufspringend, und seine Wange glühte wieder, sein großes Auge glänzte und blitzte wieder wie vorhin als er glaubte, er habe den Lautenspieler des König Erich erreicht. „Ich gebe dir Recht in Allem, ich bin ein Narr gewesen, ich danke dir für deine Kur mit Feuer und Eisen. Aber das erste Andante amoroso war also doch wahrhaftige Musik, nicht wahr? Ich bin geschlagen auf allen Seiten, und doch habe ich mit diesem Andante einen Sieg erfochten, der mich alle die Niederlagen für Nichts ansehen läßt."

Er wandte sich gegen Eva, die schon lange mit Friedrich ganz nahe getreten war, dem merkwürdigen Gespräch lauschend.

Er sprach zu dem Mädchen: „Als ich das Andante spielte und du mir in die Augen schautest, nicht wahr, da spieltest du keine Komödie? Nein, dieser Blick sprach wahrhaftige Liebe, wie mein Andante wahrhaftige Musik war. Dieser Blick gehört mein, er ist das Beste, was ich heute gewonnen, wie das Thema des Andantes der beste musikalische Gewinn des heutigen Tages. Du schweigst, Eva? Sei versichert, auch

mir drang die Liebe in's Herz; o ich hätte niemals so spielen können, hätte ich nicht aus der vollen Seligkeit der ersten erwachenden Liebe heraus gespielt. Dies ist mein Sieg, dies mein Gewinn des Wettkampfs von heute. Sei mein, Eva, für immer, wie du mein warst in jenem schönsten Augenblick."

Eva schwieg eine lange Weile und blickte zu Boden. Dann aber erhob sie plötzlich das Köpfchen, sie hatte sich gesammelt. Mit der weichsten einschmeichelndsten Stimme sagte sie: „Eure Kunst hat in der That mich besiegt. Ich wollte anfangs die Liebende spielen, dann aber kam bei der schönen Musik das wahrhaftige Gefühl der Liebe über mich. Aber merket wohl, Eure Kunst sage ich, hat mich besiegt, nicht Eure Person. Meine Blicke mögen wohl wahrhaftige Liebe gesprochen haben, aber ob sie gleich zeitweilig zu Euch aufschauten, waren doch meine Gedanken nicht bei Euch. Sie waren hier bei Friedrich; nach ihm schielte ich hinüber, so oft Ihr auf das Griffbrett Eurer Laute blicktet, aber er hat's nicht gemerkt und den Scherz für Ernst ersehen und ist plump und grob darein gefahren, wie's eben die Männer machen. Doch das thut nichts," schloß sie, schelmisch Friedrichs Hand fassend — „weiß ich doch, was ich an ihm habe, und man hat ihm heute auch gar arg mitgespielt."

Friedrich, dem es beim Anfang von Eva's Rede etwas schwül geworden war, hatte nachgehends immer heller und lustiger drein geschaut, daß sein Gesicht fast aussah, wie die aufgehende und endlich wie die mit allen Strahlen leuchtende Sonne.

„Habe ich's nicht gesagt?" rief der Senior dem Lautenspieler zu, „Friedrich, der hart von Begriff, kommt immer eine Viertelstunde hinterdrein. Jetzt ist er erst bei der Liebe angelangt und wir sind schon wieder weit von der Liebe hinweg."

Baronius that, als ob er den unzeitigen Scherz nicht höre. Er setzte sich in eine einsame Ecke. Es war ein tiefes Weh, das ihm durch die Seele ging. Er klimperte fast un-

hörbar auf der Laute das Thema, welches jenen seligen Augenblick hervorgezaubert, gleich als wolle er noch einmal sich an der süß-schmerzlichen Erinnerung erquicken. Dann legte er die Laute weg, sprang auf, ging mit starken Schritten in der Stube oftmals auf und ab; endlich trat er wieder zu den Genossen. Seine Mienen waren ernst, nahezu traurig. Aber er hatte sich gefaßt mit der Selbstbeherrschung eines ächten Mannes. Er rief Eva und Friedrich zu sich.

„Seht," sprach er in mildem Ton, der gegen seine sonstige herrische Redeweise auffallend abstach, „dieser musikalische Kampf hat mich in einen solchen Taumel gerissen, daß ich ganz vergessen, was ich erst unmittelbar vorher gehört. Habe ich nicht hinter Euch gestanden, als Ihr meinen Concertzettel laset und von Eurer Liebe und Eurer Aussicht zur Heirath spracht? Das hatte ich Alles rein vergessen, Friedrich, wie hätte ich sonst an Deine Eva denken können? Und sagte Eva nicht damals, wenn der Lautenspieler unser Leid wüßte und ein rechter Christ wäre, dann würde er, der in zwei Stunden fünfhundert Gulden verdient, uns die fünfhundert Gulden schenken, womit die „Sirene" überschuldet ist und in zwei andern Stunden sich flugs andere fünfhundert Gulden zusammenspielen, und uns glücklich machen, daß wir heirathen könnten? Sagtest du das nicht ungefähr so, Eva? Und Friedrich meinte, so großgemuthet sei gar selten ein Musikant. Nun wohl Eva, ich bin ein rechter Christ. Zudem heiße ich Baronius, darum will ich einmal handeln wie ein ächter Baron. Die fünfhundert Gulden, welche ich gestern Abend erspielt, sind kein Hexengold gewesen, sie sind nicht davon geflogen, sie liegen alle noch wohl gezählt in der Kasse. Da sie Euch glücklich machen, so schenke ich sie Euch — stille! keine Einwendung! Wenn Ihr sie nicht nehmt, dann schenke ich sie der Sirene, als dem Hause, worin ich curirt worden bin, damit auch die Sirene wieder curirt und frei werde. Und nun gebt Euch die Hände und seid glücklich und denkt nicht mehr so schlecht von den Musikanten!"

Die Studenten brachten ein donnerndes Hoch, zuerst diesem ächten Baron, wenn auch ohne Helm und Schild, dann dem Brautpaar.

Friedrich und Eva vermochten kaum ihren Dank in Worte zu fassen, besonders kam es Friedrich hart an. Aber sein Respekt war jetzt wieder grenzenlos geworden und zwar galt er nun nicht mehr der Perücke, dem Sammtrock und den Schuhschnallen: er galt dem Mann.

„Bringt vom besten Wein!" rief der Senior. „Weg mit diesem ordinären Trank in so feierlicher Stunde. Bringt Bacharacher von dem bewußten Jahrgang, den besten Tropfen, der im Keller liegt. Jetzt hat uns dieser verfluchte Musikant doch noch besiegt, total besiegt. Freund Baronius, deine letzte Rede war Musik, wahrhaftige Musik, die schönste Musik, die wir heute noch gehört. Wer sich darauf keinen Spieß trinkt, der ist ein erbärmlicher Philister. Bei Gott, das hätte ich dem Musikanten nicht zugetraut, der kann mehr als Lautenschlagen und Brod essen!"

„Ich bin ein geschlagener Mann," rief der Virtuos, „aber ich bitte Euch, wenn Ihr mich lieb habt, gebt mir wenigstens das Zeugniß, daß ich heute die Laute gespielt wie Keiner von Euch es je gehört, wie kein Lebender mir es nachmachen wird. Und, nicht wahr, Kinder, das Andante amoroso war doch wenigstens wahrhaftige Musik?"

„Freilich, freilich!" riefen die Studenten. „Lauter wahrhaftige Musik! Wer daran zweifelt, der ist gefordert auf zahllose Gänge ohne Binden und Bandagen. Baronius hoch! Unser Amphion hoch! der größte Lautenspieler aller Zeiten hoch!"

„Jetzt das Gaudeamus igitur!" rief der Senior mit Donnerstimme, „der Bacharacher steht auf dem Tisch; solch festlicher Wein heischt festlichen Gesang!"

Der Chor brauste durch die Stube. Baronius sang nicht mit. Nachdenklich saß er da, die Stirne in die Hand gestützt.

„Warum singst du nicht mit?" fragte der Senior, als

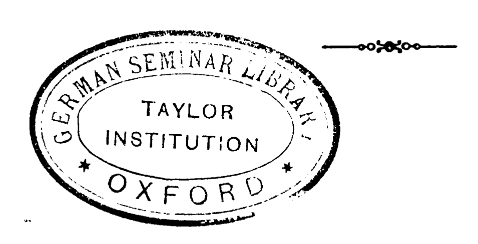
die Pause nach dem ersten Vers eintrat und die Becher zusammenklangen.

„Ich denke nach über das, was wahrhaftige Musik ist. Das wird mir noch lange zu schaffen machen. Ich spüre eine Umwälzung in meinem ganzen musikalischen Menschen. Laß mich in Ruhe, Freund. Ich gehe jetzt nach Hause und schließe mich drei Tage ein, um zu ergründen, wo die wahrhaftige Musik anfängt; komme ich dann aus meiner Höhle, so bin ich wieder auf Leben und Tod dein alter lustiger Baronius!"

„Heiliger Gott," rief der Senior, „sucht der Mensch drei Tage lang mit der Laterne nach der wahrhaftigen Musik, indeß wir sie haben und festhalten und wissen gar nicht, wie wir dazu gekommen sind. Freilich sind wir auch keine Musikanten."

Dann ging er zurück zu den Ordensbrüdern. „Weiter, weiter: Pereat tristitia!"

Während der Vers gesungen wurde, schlich sich Baronius davon. Der Senior sah es. „Ein guter Kerl, ein teufelmäßig geschickter Kerl, ein nobles Haus wie Wenige" — dachte er im stillen Sinne, mit gewaltigem Baß weiter singend. „Aber einen Sparren zu viel hat er doch, wie alle Musikanten."



Gräfin Ursula.

(1856.)

Erstes Kapitel.

Im Schlosse zu Hadamar saß Frau Gräfin Ursula, des Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar Gemahlin, und führte die Nähnadel so emsig, daß die Kammerfrau, gleich ihr mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, kaum in die Wette nähen konnte. Der erste Blick ließ in der Gräfin die bedeutende Frau erkennen. Mittelgroß, schwächlich von Statur, etwas vorwärts gebeugt, obgleich noch in jungen Jahren, zeigte doch ihr Kopf eine Würde und Hoheit, daß man die nach äußerlichem Maße unscheinbare Erscheinung eine wahrhaft königliche nennen mußte. Das Gesicht war bleich; man sah, häufiges Siechthum lastete auf dem jugendlichen Körper; aber die großen schwarzen Augen strahlten das Bild eines mächtigen Geistes aus, der zu herrschen wußte über die Schwäche dieses gebrechlichen Leibes. Die hochgewölbte Stirn, die kräftig hervortretende, doch nicht übergroße Nase verkündeten die männliche Seele, die in diesem unansehnlichen Weibe wohnte; die feingeschnittenen, in den sprechendsten Linien gezeichneten Lippen ließen die reiche Beredsamkeit ahnen, wie sie je nach Umständen weiblich fein und geistreich oder männlich gewaltig, diesem Munde entquoll. Und doch spielte bei allem Adel, bei aller Hoheit ein Zug des Wohlwollens um diese Lippen, der herzgewinnend jeden Unbefangenen zu der hohen Dame hinzog, als könne sie nur seine Freundin sein.

In einem höchst einfachen Gewand von schwarzem Wollenstoff erschien die Gräfin geschmackvoll zwar gekleidet, doch viel schmuckloser als die Frauen ihres Gefolges und Dienstes.

Auch ihr Zimmer bekundete den gleichen Geist strenger Schlichtheit und Sparsamkeit. Wenn sie von ihrem Gemahl, der fürstlichen Glanz und Prunk liebte, zur Rede gestellt wurde wegen des Uebermaßes von Schmucklosigkeit, dann pflegte sie zu antworten, in diesen bösen Zeiten, wo der Bürger verhungere und auch die Fürsten nicht fett würden, zieme es wohl den Gewaltigen, voranzugehen in der Entsagung und sich das Beispiel jenes Alphons von Arragonien zu merken, der bürgerlich gekleidet und wohnend zu sagen pflegte, er wolle lieber in der wahren Würde der Gewalt und in Tugend und Sittenstrenge als der erste seines Volkes glänzen, denn durch das Blitzen des Diadems und das Schimmern des Purpurs.

Es war freilich eine böse Zeit, denn es war das Jahr 1629, in welchem Kaiser Ferdinand der deutschen Nation mit dem Restitutionsedict jenes verhängnißvolle Maigeschenk gemacht hatte, welches den bereits elfjährigen Krieg zu einem dreißigjährigen weiterspinnen sollte.

Da mochte das einfache Gewand, das einfache Gemach der Gräfin wohl zu dem Ernste der Zeit passen. Und dennoch, obgleich das Gemach so einfach, erschien es als ein fürstliches, wie die Gräfin dem ersten Blick als eine fürstliche Dame, obgleich sie schlichter gekleidet war als ihre Kammerfrauen. Die hohen Wände des Zimmers waren schmucklos; die puritanische Strenge der eifrig reformirten Herrscherin verschmähte sinnenreizendes Bildwerk. Dafür zeichnete sich der mit schöner gothischer Steinmetzenarbeit gezierte Erker durch eigenthümlichen Schmuck aus. An den schmalen Wänden waren Spruchbänder in abenteuerlicher Verschlingung gemalt und auf denselben standen Bibelverse, die sich alle mahnend, ermunternd, drohend, auf den fürstlichen Beruf bezogen. Die Füllungen zwischen den Gewölbrippen der zierlichen Decke prangten in tiefblauer Farbe, und Sonne, Mond und Sterne, in Gold aufgetragen, wandelten an diesem Firmamente friedlich nebeneinander. Den Schlußstein der Kuppe aber bildeten

vereint das nassauische Wappen mit dem aufsteigenden Löwen und das lippe'sche mit seinen Schwalben, Sternen und Rosen; denn Gräfin Ursula stammte aus dem Geschlecht der Grafen von Lippe. Im Kreise aber um die Wappen stand der Wahlspruch der Gräfin geschrieben: „Im Glauben fest." Aus den Fenstern des Erkers, unter denen die Elb, ein Nebenflüßchen der Lahn, vorüberrauschte, blickte man auf die Häuser der Stadt Hadamar. Das Schloß, schon keine Burg mehr, erhob sich inmitten der Stadt, die bürgerlichen Wohnungen überragend, und doch als wäre es aus denselben hervorgewachsen wie das neue Fürstenthum aus dem neuen Volksthum.

Die Gräfin saß mit ihrer Näharbeit an einem kunstreichen Tischchen, in den Niederlanden verfertigt und charakteristisch für die Zeit und für den, der es benützte. Auf der einen Seite war es ein Nähtisch, auf der andern ein kleines Klavier von drei Octaven, entsprechend den bescheidenen Ansprüchen jener Tage. Auf dem Brettchen über der Klaviatur, wo wir jetzt die Firma des Fabrikanten zu suchen gewohnt sind, war der Bibelvers eingelegt: „Lobe den Herrn mit Saitenspiel und Harfen." Und dieser Mahnung entsprechend, lag ein Notenbuch mit Psalmen und geistlichen Liedern aufgeschlagen auf dem Pult. Auf der andern Seite zeigte das Nähtischchen jene unübersehbare Fülle von kleinen Gefächern, Schublädchen, geheimen Kästchen und ähnlichen Dingen, wie sie unsere Vorfahren liebten. Selbst die mit elfenbeinernem Schnitzwerk zierlich eingelegte Elle, die zur Seite am Tische hing, war nicht ohne ihr biblisches Motto. Warnend stand auf derselben der Spruch des Jesus Sirach eingegraben: „Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zweien Steinen stecket, also stecket auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer." Aber nur ein Halbschied des Nähtisches war für Garn, Seide, Nadeln und Scheeren bestimmt, die andere diente zur Aufstellung einer kleinen Apotheke. Schon der eingelegte Bibelspruch am Rande zeigte diese Bestimmung an: „Der Herr lässet die Arznei aus der Erde

wachsen und ein Vernünftiger verachtet sie nicht.“ Die gebildeteren Frauen hatten in jenen Tagen den ärztlichen Beruf, der ihnen als ein Erbtheil uralter Zeit zugefallen war, noch keineswegs aufgegeben, und an jedem Morgen fanden sich Kranke von nah und fern in den Vorsälen des hadamarischen Schlosses ein, um von der Gräfin Rath und Hülfe zu erbitten.

Freilich in den letzten Jahren waren es nicht blos Kranke gewesen; Schaaren von Nothleidenden aller Art drangen in das Schloß, um hier, als bei den Leuten, die an Macht und Rang zunächst nach unserm Herrgott kamen, Rettung zu suchen. In den schlimmsten Tagen war das Schloß förmlich belagert worden von Schwärmen halbverhungerter Menschen, die mit dem herzzerreißenden Rufe: „Brod! Brod!“ stundenlang unter den Fenstern auf- und niederwogten. Denn wo Niemand mehr helfen konnte, da mußte doch der Graf noch Hülfe haben. So meinte das Volk, welches noch den vollen Glauben an die unantastbare höchste Macht und Weisheit des patriarchalischen Fürsten in sich trug. Und der Graf und die Gräfin thaten das Menschenmögliche, diesen Glauben nicht zu Schanden zu machen. Oft schon hatte man den letzten Brodlaib, der im Schlosse war, den Unglücklichen hinausgegeben. An festen Tagen ward Speise unter alle bedürftigeren Einwohner der Stadt vertheilt. Täglich wurden die reichlichen Ueberreste der herrschaftlichen Tafel aufs Land hinaus zu Kranken und Schwachen geschickt. Ja die Gräfin ging selber hin, wo die Noth groß war, und oft sah man sie, den Korb mit Speisen und Arzneien selbst im Arm tragend, zu den Häusern der Kranken und Armen eilen.

Es war noch keine eigentliche Kriegsverwüstung über das hadamarische Land gekommen. Aber die steten Truppendurchmärsche, Einquartierungen, Requisitionen und Contributionen, die sich seit zehn Jahren ununterbrochen gefolgt, drückten härter als der unmittelbare Krieg. Dazu kamen Mißjahre und ihr natürliches Gefolge, Seuchen. Auch heuer war Alles übel gerathen. Das Korn stand meist so licht, daß man

zwischen den Halmen spazieren gehen konnte. Das Obst war nicht gezeitigt. Hanf und Flachs waren so klein geblieben, daß die Fasern, wie der Bauer pfiffig zu sagen pflegt, nur für Kinderhemden langten, nicht für ein großes Mannshemd. Mastvieh war in der Gegend so rar, wie heutzutage ein Hirsch oder Reh, und ward, wo sich ein Stück blicken ließ, von den Soldaten nicht minder eifrig gejagt.

Unter diesen schwierigen Umständen entfaltete Graf Johann Ludwig eine eben so bewunderswürdige Thätigkeit als kluger Fürst, wie seine Frau als Mutter der Armen und Kranken. Schlauen Geistes, gewandt in den Formen, glatt, beredt, mit Glanz und Geld imponirend, wo es nöthig war, rastlos geschäftig, wußte er mit allen kriegsführenden Parteien sein Abkommen zu treffen, und, wenn es auch nicht immer gelang, doch in gar vielen Fällen die schwerste Last der Durchmärsche, Einlagerungen und Gelderpressungen von seinem Ländchen abzuwälzen. Sah es trotzdem so schlimm in der beneideten hadamarischen Grafschaft aus, um wie viel schlimmer noch mußte es in den angrenzenden Gebieten stehen! Johann Ludwig ärntete für seine Klugheit und seinen Eifer, der ihn oft monatelang nicht aus dem Sattel kommen ließ, das volle Maß der Volksbeliebtheit. Man sagte damals nicht mit Unrecht, der hadamarische Graf könne seine Grafschaft an einem Haar weiter ziehen, als andere Fürsten ihr Land an Ketten. Er sollte bald Anlaß haben zu erproben, wie weit er sein Land nach sich ziehen könne.

Wir kehren zurück in das Gemach der Gräfin Ursula.

Sie hatte auf eine Weile die Arbeit aus der Hand gelegt und den Deckel über das kunstreiche Nähtischchen geworfen. Ein banges Träumen und Sinnen überkam sie. Doch jetzt nicht zum erstenmale, es war ihr schon öfters so ergangen in den letzten Tagen. Ihr Gemahl war nach Wien gereist, um dort die Ungnade des Kaisers von sich und den Grafen von Nassau-Diez und Nassau-Dillenburg abzuwenden; denn man hatte ihnen vor dem Reichshofrath alles Ernstes den Proceß

zu machen begonnen, weil sie dem Kurfürsten von der Pfalz zehn Lehenreiter ins Feld gestellt. Außerdem wollte Johann Ludwig Erleichterung für sein in der letzten Zeit von den Kaiserlichen wieder schwer geplagtes Land unmittelbar am Throne des Kaisers erwirken.

Nun war seit vielen Wochen kein Brief des Grafen nach Hadamar gekommen, noch sonst eine Kunde von ihm. Dagegen hatten vor vierzehn Tagen die kaiserlichen Officiere die strengste Ordre erhalten, das Land thunlichst zu räumen, alle Naturalrequisitionen zu bezahlen und überhaupt die Grafschaft Hadamar in jedem Betracht zu schonen als Freundesland. Also war der Aufenthalt des Grafen in Wien vom glänzendsten Erfolg begleitet, und dennoch ließ er nicht eine Silbe von sich hören.

Das mochte die Gräfin wohl nachdenklich machen. Unheimlich fast berührte sie's, daß sie eben jetzt ihren Blick gar nicht abwenden konnte von dem Deckel des Nähtisches, in dessen Mittelfeld ihr Wahlspruch geschrieben stand: „Im Glauben fest." Immer aufs Neue mußte sie heute diese Worte lesen und ihnen nachgrübeln, sie wußte selbst nicht warum.

Da wurde sie aus ihrem Sinnen durch die Meldung geweckt, daß Pfarrer Niesener aus dem benachbarten Rennerod in wichtigen Dingen um Gehör bitte.

Die Gräfin kannte den Pfarrer wohl, denn namentlich an den kleineren protestantischen Höfen bildeten damals die Geistlichen ein Hauptelement der Geselligkeit, und sowohl in den engeren Zirkeln wie bei den großen Gelagen durften sie vor Andern sich erlauben, ein kühnes, freimüthiges Wort in die Unterhaltung zu werfen.

Der Pfarrer trat ein, artig und unterthänig in seinen Manieren und dennoch fest und zuversichtlich, wie Einer der des Umganges mit den Großen dieser Welt gewohnt ist.

Die Gräfin begrüßte ihn herzlich und hieß ihn niedersitzen. „Ihr wollt von wichtigen Dingen reden? Fast habt Ihr mich erschreckt mit diesem Wort."

„Von den wichtigsten Dingen, meine gnädigste Gräfin, die sich seit Jahr und Tag, seit mir's gedenkt, ereignet haben."

„Ihr habt Kunde vom Grafen! Schlimme Kunde! O sprecht sie aus, ohne Umschweife, ohne Einleitung. Der Herr hat mich stark gemacht in meiner Schwachheit."

„Ich habe Kunde vom Grafen. Er befindet sich gesund und wohl in Wien. Aber so kann ich meinen Bericht nicht anfangen. Erlaubt gnädige Gräfin, daß ich weit aushole, um der Sache willen, wie um Euretwillen, daß ich, wie ein geschwätziges altes Bauernweib, von dem scheinbar fernsten und gleichgültigsten ausgehe. Wenn ich's nicht in der Ordnung erzählen kann, dann bringe ich gar nichts heraus, was ich Euch sagen muß."

Die Gräfin lächelte und winkte zustimmend. „Ich bin schon in Geduld gefaßt. Redet, wie Ihr's Euch ausgedacht, wie es Euch ums Herz ist. Ich will schweigen und folgen wie ein Lamm." Als sie, innerlich erbebend, daß sie kaum die Fassung behalten konnte, diese Worte gesprochen, blickte sie wieder auf den Tisch und auf den Spruch: „Im Glauben fest." Aber jetzt war es ihr mit einemmale nicht mehr unheimlich über denselben zu grübeln; die Worte leuchteten ihr vielmehr entgegen wie ein helles Licht des Trostes und gaben ihr Kraft und Muth zurück, den Pfarrer ruhig anzuhören.

Derselbe begann:

„Ein Vetter des Pfarrers Textor in Mengerskirchen ist, wie Ew. gräfliche Gnaden wohl wissen, mit dem gnädigsten Herrn Grafen als Sekretär nach Wien gegangen. Er ist ein feiner Kopf, ein ausgelernter Jurist, dazu ein wahrhaftiger Mann, auf dessen Wort man Häuser bauen darf. Dieser hat einen Brief, so dick wie ein kleines Buch, nach Mengerskirchen geschrieben voll unerhörter und doch gewiß glaubwürdiger Nachricht über das, was sich im letzten Monat in Wien zugetragen. Der Brief jagte dem Pfarrer Textor einen solchen Schrecken ein, daß er ihn gar nicht für sich allein zu behalten wagte; er berief darum die Geistlichen der ganzen Umgegend

zusammen, um ihnen das Schreiben mitzutheilen und zu fragen, wie man dessen Inhalt vor Ew. gräfliche Gnaden bringen solle. Aber ich muß noch etwas weiter ausholen."

„Ihr seid grausam gründlich, Riesener! Doch ich habe Geduld gelobt," sagte die Gräfin kaum ihrer Sinne mächtig.

„Ja, harret aus in der Geduld, Ihr werdet sie brauchen und wir werden sie brauchen!" rief der Prediger, von seinem Sitze sich erhebend im hohen priesterlichen Ton. „Selig wer beharret bis an's Ende! Dort steht der Spruch geschrieben, der jetzt der rechte Wahlspruch ist: Im Glauben fest. — Doch ich will ruhig erzählen; höret mich ruhig an."

„Schon in Koblenz hat sich der gnädige Herr Graf gerne mit den Jesuiten herumgestritten; er ist ein beredter Herr; er disputirt gerne, er disputirt keck, den Gegner blendend, siegreich, ehe man die Hand umdreht. Da imponirte ihm die verschmitzte Dialektik der Jesuiten gewaltig, ihre feinen Ausfälle und Finten im Redegefecht, ihre schillernden Scheingründe, ihre bestrickenden Trugschlüsse. Er disputirte mit ihnen, aber er bewunderte und beneidete sie wie ein guter Fechter den besseren. Auf der Reise nach Wien stieß der Herr Graf in Mainz auf den Jesuiten Ziegler, den Beichtvater des Kurfürsten. Da gab es sogleich wieder ein theologisches Turnier und gewaltiges Lanzenbrechen. Der Jesuit spürte schon, daß der streitlustige hohe Herr nicht so ganz fest im zwingli'schen Sattel saß, und schrieb flugs an seinen hochberühmten Collegen in Wien, den Pater Lämmermann, des Kaisers Beichtvater, und empfahl den ritterlichen Herrn den Schlingen seiner Dialektik auf's dringendste. So schob ein Jesuit meinen gnädigsten Grafen dem andern zu, und Euer Gemahl kam aus bloßer Streitlust dahin, daß er sich zuletzt diesem und jenem katholischen Lehrsatz anbequemte und glaubte doch ein guter reformirter Christ zu bleiben. Es ist schon lange allerlei Gerede darüber umgelaufen, daß selbst Graf Moritz, Euer Herr Schwager, ausrief: „Man spricht gar wunderlich von meinem Bruder; der Teufel mag die Accommodisten holen."

Das ist soldatisch roh gesprochen, aber im Grunde hat er doch recht. Nehmt mir's nicht übel, gnädigste Gräfin; ich rede hier rückhaltslos, ohne Menschenfurcht, nur meinem Gott verantwortlich, wie es der Herr fordert von einem Prediger seines Evangeliums."

„Ich sage Euch ja, ich bin geduldig wie ein Lamm," erwiderte die Gräfin mit erstickter Stimme. „Aber weiter, weiter! Ich weiß ja schon Alles, was jetzt kommen wird. Ihr gewinnt einen Gotteslohn, wenn Ihr mich nur um ein Kleines rascher foltert."

Der Pfarrer fuhr fort: „In Wien richtete der Herr Graf anfangs nichts aus beim Kaiser mit seinen Mahnungen, Wünschen und Bitten. Er dachte schon an die Heimreise. Da schlug eines Tages der rauhe Nord kaiserlicher Ungnade so plötzlich in den Zephyr der zärtlichsten Gunst um, daß es kein Mensch sich enträthseln konnte. Es hatte aber inzwischen ohne Zweifel Pater Lämmermann die Briefe des Pater Ziegler empfangen und dem Kaiser gemeldet, daß hier eine Seele und obendrein die Seele eines vielberühmten Reichsstandes wieder einzufangen sei in das papistische Netz. Wo aber Ferdinandus dergleichen wittert, da hat er nicht Ruh' noch Rast; er ist ein Seelenfischer, so eifrig, daß man ihn einen wahren Petrus des Teufels nennen könnte, besonders wenn es große Herren zu fangen gilt, die Geld im Säckel haben und Kriegsvolk in ihren Vesten. Der gnädigste Herr Graf ward eingeladen zur feierlichen Grundsteinlegung eines Mönchsklosters auf dem Kalenberg, die der Kaiser selbst vornahm und nach der Feierlichkeit speiste er ganz allein mit der Majestät und dem Pater Lämmermann. Es mögen dem Herrn Grafen glänzende Bilder vorgehalten worden sein, als er so mit dem Kaiser allein war, glänzende Bilder der staatsmännischen Laufbahn, auf welche sein Ehrgeiz steht. Der Sonnenschein ist ohnedies jetzt auf des Kaisers Seite. Da ist Ehre zu gewinnen, Reichthum, Land und Volk; wir Protestanten sind ja dermalen arme, geschlagene Leute. Und mit

dem Pater Lämmermann muß bei jener Tafel auch wieder weidlich turnirt worden sein in geistlichen Streitfragen, und der mit allen Hunden gehetzte Pater scheint meinen gnädigsten Herrn zuletzt ganz sattel- und bügellos gemacht und ihm das Schwert an den Hals gesetzt zu haben, daß er sich für völlig überwunden erklärte. Sieben Stunden sollen sie disputirt haben in Einem Athem. Der Herr Graf ging gar nicht zurück in die Stadt; er quartierte sich vielmehr sogleich in's Profeßhaus der Jesuiten. Dort sind sie, als in des Teufels Hofburg, längst auf hohe Gäste eingerichtet. Sie haben ein eigenes Fürstenzimmer, in welches sich unser gnädigster Herr Graf sieben Tage lang einsperrte. Sieben Tage lang disputirte er ohne Unterlaß mit den Jesuiten, solange nur Kopf und Athem aushielt. Er würde nicht zum Essen gekommen sein, denn auch über Tisch wollte er mit dem ihn bedienenden Bruder disputiren, wenn man ihm nicht die Bedienung ganz entzogen und die Speisen sammt und sonders auf die Tafel gestellt hätte, ihn dann ganz sich selbst überlassend, damit er nur auf drei Minuten sich verschnaufe. Obgleich ihn nun die Jesuiten schon fast ganz bekehrt oder richtiger verkehrt hatten, konnte der Graf sich doch der tiefsten Scham nicht erwehren bei dem Gedanken, wie er nun seinen Brüdern und Verwandten gegenübertreten würde als Ueberläufer zu einer so verhaßten Religion. Darum hat er auch den Muth noch nicht gefunden, an Euch zu schreiben. Da sperrte er sich noch ein paar Tage ein im Fürstenzimmer mit diesen Gedanken sich quälend. Die Jesuiten boten alle Kunst auf, ihm dagegen den Ruhm und die Ehren auszumalen, welche seiner als eines Katholiken von Seiten des Kaisers warteten:

„Des Voglers Pfeif' gar süße sang,
Als er thäte den Vogelfang."

Da soll eines Tages ein Wunder geschehen sein, fast ein Seitenstück zu der Bekehrung des Saulus, indem den gnädigen Herrn Grafen, während eben eine Messe für ihn gelesen

wurde, plötzlich eine Schauer überlief, daß seine Gebeine wankten und zitterten und ein Lichtstrom sein Inneres durchfloß, daß ihm alle Zweifel schwanden und er den in der katholischen Kirche allein gegenwärtigen Gott gleichsam mit Händen zu greifen glaubte. Er sprang auf, lief zu dem auf dem hohen Chore messelesenden Priester und rief: Mein Vater, ich bin katholisch; in diesem Glauben will ich leben und sterben! Die Jesuiten wußten den Augenblick beim Schopf zu fassen; der Pater Lämmermann nahm dem Neubekehrten die Beichte ab, und am Tage Mariä Geburt — —"

„O haltet ein, helft meiner gnädigen Frau! Sie sitzt starr und todt in ihrem Stuhle!" rief die Kammerfrau und sprang an die Apotheke des kunstreichen Tisches.

Der Pfarrer faßte die Gräfin bei der Hand; er schüttelte sie, er rief sie an. Sie blieb starr, bleich, regungslos.

Aber die starken Essenzen führten allmählig das Leben zurück.

Nur eine kleine Weile schaute die Gräfin unstät umher, als wolle sie sich zurechtfinden über das Vorgefallene. Dann erhob sie sich langsam, in voller Ruhe und Majestät, heftete ihr großes, durchdringendes Auge fest auf den Pfarrer und sprach: „Der Geist und der geistige Sinn des Ohres kann noch lebendig sein, wenn auch der ganze Mensch bereits in Erstarrung versunken erscheint. Ich habe Alles klar vernommen. Vollendet ohne Scheu, ohne Schonung: „Und am Tage Mariä Geburt — —"

„Und am Tage Mariä Geburt," fuhr der Pfarrer fort, langsam die Worte wägend und mit erhobener Stimme, als müsse der letzte Tropfen des Kelches, der bitterste, am langsamsten getrunken werden, „schwur Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar den Glauben seiner Väter ab und trat über in die Kirche des Papstes. Ich bin zu Ende, so stehet Alles in dem Briefe geschrieben."

Die Gräfin saß schweigend in ihrem Sessel. „Ich bin ein Weib," rief sie, „und habe doch keine Thränen. Das

Unglück, welches Gott über mein Haus und mein Land verhängt, ist zu groß, als daß man darüber weinen könnte."

Da Riesener solches hörte, faßte er sich ein Herz und sprach weihevoll wie ein ächter Priester des Herrn: „So weiß ich auch, daß du treu bleiben wirst der reinen Lehre, daß du nicht dulden wirst, daß ein Mensch sich zwischen dich und deinen Gott stelle und sei es auch dein eigener Eheherr. Auf dir steht unsere Hoffnung; Glück und Unglück des ganzen hadamarischen Landes ist doch zuletzt in deine Hand gelegt. Sei eingedenk des Wortes: Wo du dich zu mir hältst, will ich mich zu dir halten, spricht der Herr!"

Die Gräfin deutete auf ihren Wahlspruch und sprach fest: „Dies ist mein Bekenntniß. Mit Gottes Hülfe werde ich ausharren. Wo es aber sein müßte, da wollte ich mich lieber von meinem Eheherrn scheiden, das Land quittieren und als eine Bettlerin wieder heimziehen in die väterliche Burg, denn daß ich abtrünnig würde vom Glauben meines Hauses."

Drauf sagte Riesener treuherzig: „So habe ich denn nur noch Eine Bitte, die mich selbst betrifft. Seht, gnädigste Gräfin, als wir Geistlichen versammelt waren, und Alle einmüthig der Ansicht, daß Euch vor Allen der Inhalt des traurigen Briefes mitgetheilt werden müsse, da wollte sich unter den vielen redenden Männern dennoch Keiner finden, der diese Botschaft übernommen hätte. Jeder fürchtete die natürliche Ungnade, die den Boten einer solchen Hiobspost treffen müsse, und Jeder schützte seine Unbehülflichkeit vor auf dem Boden fürstlicher Zimmer im rechten Schritt zu gehen. So blieb die Sache zuletzt an mir hängen, wie das mit mißlichen Dingen gewöhnlich zu geschehen pflegt. Darum wollte ich nun Ew. hochgräfliche Gnaden bitten, mir nicht gram und ungnädig zu werden, weil ich ein so schlimmer und rauher Bote gewesen bin. Es ist doch Alles nur meiner gnädigen Gräfin zu Lieb' geschehen und unserm Glauben und unserm Land zum Frommen. Ich selber habe ja nur Herz-

klopfen und Todesangst von der Sache gehabt und eine schlaf-
lose Nacht."

Die Gräfin faßte lächelnd seine Hand. „Seid im Gegen-
theil versichert, so lange ich lebe, will ich Euch vor Andern
in Gnaden gewogen bleiben. Ihr waret ein rauher Bote,
aber ein wahrhaftiger, getreuer, und habt mich getröstet und
gestärkt mit wenigen Worten, wie nie ein anderer Prediger
mit den längsten Reden. Das soll Euch unvergessen sein.
Und wenn, wider Vermuthen, die reformirten Pfarrer sollten
des Dienstes entsetzt und außer Landes gejagt werden, dann
will ich im Gedächtniß dieser Stunde Alles dafür einsetzen,
daß Ihr in den Lippe'schen Landschaften eine neue Kirche und
einen neuen Herd findet."

Mit diesen Worten entließ sie den Geistlichen.

Zweites Kapitel.

Graf Johann Ludwig hatte durch seinen Uebertritt in
Wien Alles erkauft, was er begehrte, und noch viel mehr dazu
wurde ihm unerbeten in den Schooß geworfen. Er war der
gefeierte Mann, der einflußreichste, der Freund des Kaisers,
dem keine Bitte fehlschlug, von allen Großen aufgesucht und
mit Schmeicheleien überschüttet, von dem mächtigen Klerus
bewundert, vom Legaten des Papstes wie ein Heiliger ge-
priesen: da waren mit einemmale alle seine Träume von
Macht, Glanz und Ruhm wirklich geworden, er spielte die
ersehnte große Rolle in der großen Welt, und das stille
Schloß zu Hadamar mit der bleichen, ernsten, frommen Frau
ward ganz vergessen über diesen Herrlichkeiten; und wollte ja
die Erinnerung an die Heimath gewaltsam aufsteigen, ein
mahnender Geist aus frischgeschlossener Gruft, dann wurde sie
ebenso gewaltsam zurückgedrängt im Taumel des bewegten
Wiener Lebens. So ging es fort durch mehr als vier Mo-
nate bis tief in den Dezember hinein. Der Graf, sonst der

liebevollste Gatte, schrieb in dieser ganzen Zeit keine Zeile an seine Gemahlin, halb aus Scham, halb aus Furcht, die Worte seines Weibes möchten ihn an sich selber wieder irre machen. Erst als er gegen Weihnachten die Abreise nicht länger verschieben konnte, meldete er der Gräfin in wenigen Zeilen, daß er zur katholischen Religion übergetreten sei; er wolle sie nicht zwingen ihm zu folgen; der reformirte Privatgottesdienst in der kleinen Schloßkapelle durch ihren Hofprediger solle ihr unverwehrt bleiben, ja sie könne selbst die Töchter protestantisch erziehen; die Prinzen dagegen müßten gleich dem Vater und dem ganzen Land zurückkehren zur alleinseligmachenden Kirche. Zugleich ging ein Rundschreiben an alle gräflichen Diener nach Hadamar ab, worin ihnen befohlen ward, sich bereit zu halten zum Eintritt in den neuen Glauben ihres Fürsten und Herrn oder der Verweisung vom Dienst und aus dem Lande gewärtig zu sein.

Der Brief an die Gräfin war in seiner schneidenden Kälte und Kürze noch unendlich verletzender gewesen als das fünfmonatliche Schweigen. Lange ging die entschlossene Frau mit sich selbst zu Rathe, ob es nun nicht an der Zeit sei, den bis dahin so glücklichen, jetzt so peinlichen Ehebund aufzulösen. Aber der Blick auf ihre Kinder, der Blick auf ihr Land, welchem sie in den letzten schweren Monaten im vollen Sinne des Wortes Fürstin gewesen, bewog sie auszuharren. Sie ward jetzt erst inne, wie fremd ihr die Kinderheimath an der Lippe geworden war, wie heimathlich dagegen dieses Land, dem die Jahre ihres Wirkens und Strebens und ihres Leidens angehörten. Sie hatte ein Buch, darein sie an jedem Abend ihr Haupttagewerk verzeichnete, mit Beifügung eines Verses oder Spruches, meist aus der Bibel oder einem Kirchenlied, der als Motto gleichsam den besonderen Charakter des Tages aussprechen sollte. Heute, wo die Gräfin nichts gethan, als mit sich selbst gekämpft, schrieb sie auch nichts in das Buch als zwei Verse und zwar eines heidnischen Poeten, Verse, die Ovid aus der Verbannung geschrieben:

„Nescio qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui.“

und verfaßte dann selber neben den lateinischen Text folgende der Verskunst jener Zeit entsprechende Uebersetzung:

„Ich weiß nicht mit was Süßigkeit
Des Vaterlands Anmüthigkeit
Den Menschen zeucht, also daß er
Solch's in Vergeß stell nimmermehr.“

Der Graf eilte nicht allzusehr auf seiner Rückreise. Wer mit bösem Gewissen heimfährt, dem ist der krummste Weg der nächste und der langsamste Fuhrmann der beste. In München gab es für Johann Ludwig willkommenen Aufenthalt, in Nürnberg nicht minder; allein so langsam er auch reiste, endlich kam er doch in Hadamar an.

Das Wiedersehen der Ehegatten war minder hart als Beide es erwartet hatten. Die Gräfin konnte sich der Thränen nicht erwehren, aber sie schwieg. Der Graf war liebevoll, wie in den alten glücklichen Tagen; beredt und überzeugend stellte er seinen Glaubenswechsel als einen Akt der reinen politischen Nothwendigkeit dar, zur Selbsterhaltung, zur Rettung der übrigen Grafen der nassau-ottonischen Linie, zur Erlösung seines Volkes von aller Bedrückung. Er war, wenn man ihn hörte, das Opferlamm geworden für alle nassauischen Lande und sein Uebertritt der höchste Akt patriotischer Selbstentsagung und Selbstverläugnung. Als der gewandte Herr wieder hier und da die Macht seiner Persönlichkeit entfaltete, drang diese Ansicht auch immer mehr im Volke durch, die alte Popularität des Grafen lebte wieder auf und in wenigen Wochen konnte die vorher so aufgeregte Grafschaft wieder für völlig beruhigt gelten. In der That, es bewährte sich das Wort: Wo andere Herren ihr Land an Ketten weiter ziehen mußten, da zog Graf Johann Ludwig das seinige an einem Haare nach sich.

Mit äußerster Klugheit und Vorsicht ward die Bekehrung

der Grafschaft eingeleitet. Der Graf hatte nur zwei Jesuiten mitgebracht, die Patres Prack und Ringel. Allein Beide reichten vorerst vollkommen aus. Sie gingen ganz sachte voran, wußten hier und dort einen einflußreichen Mann herumzukriegen, predigten dann im volksthümlichsten Ton, mit allem Salz örtlicher und persönlicher Beziehungen die Rede würzend. Bald satyrisch, bald humoristisch, niedrig komisch, bald pathetisch und im großen Styl gehalten, erschienen die Predigten dem Volke unendlich kurzweiliger, als die gleichförmig ernsten, feierlichen, überall mit Bibelsprüchen durchspickten Kanzelreden der reformirten Pfarrer. Da gab es dann immer ungeheuern Zulauf, wo ein Jesuit auftrat. Aber Schwärme von Zuhörern, die aus bloßer Neugierde gekommen waren, drängten sich am Schluß der Predigt zum Beichtstuhl, so daß binnen wenigen Monaten die zwei Jesuiten allein die halbe Grafschaft wieder katholisch machten. Als nun gar zwischen Hadamar und Elz plötzlich eine Mineralquelle sprudelte, die angeblich durch das Gebet der Jesuiten aus dem Boden gelockt war, und Hunderte von Kranken aller Art, die von dieser Quelle tranken, ihren Rosenkranz beteten, sangen und tagelang auf den Knieen lagen, geheilt zurückkehrten: da fehlte es auch nicht länger an einem Mirakel, und die Bevölkerung ging schaarenweise zu den Jesuiten über.

Der Graf selber hatte in öffentlicher Versammlung der Bürger von Hadamar erklärt, daß das Land wieder katholisch werden müsse. Er ließ überall im Lande durch die Schultheißen auf öffentlichem Markte ausrufen, daß der reformirte Glaube abgeschafft und der katholische wieder eingesetzt sei. Vorerst seien die Unterthanen gehalten, den Gregorianischen Kalender zu führen, die katholischen Fest- und Fasttage zu respektiren, und wenn es zum Vaterunser läute, nicht blos das Vaterunser, sondern auch den englischen Gruß zu beten.

Das riefen die Schultheißen aus wie eine Polizeiverordnung, und Weiteres begehrte man noch nicht. Von der Lehre

und den Sakramenten, vom Papst, vom Cultus war nicht die Rede. Man wollte sich, nach dem Plane der Jesuiten, ganz allmählig einschleichen mit dem römischen Glauben, und so gelang es auch ganz vortrefflich.

Inzwischen ward den protestantischen Predigern der Dienst gekündigt. Wo sie nicht wollten katholisch werden und eine politische Bestallung annehmen, sollten sie in kürzestem Termin ihre Pfarrhäuser verlassen. Die meisten gingen alsbald außer Landes. Einige wurden noch eine Weile geduldet, darunter auch Johann Jakob Riesener in Rennerod.

Am schwersten klagten die Jesuiten über die Gräfin, als die wahre Patronin der protestantischen Ketzerei im Lande, die das Bekehrungswerk unendlich erschwere. Allein der Graf duldete einmal und nicht wieder, daß die Patres hierüber ein Wort sprachen. Die Gräfin war immer eifriger geworden in der Ergründung ihres religiösen Bekenntnisses und in der Erfüllung ihrer sittlichen und kirchlichen Pflichten, je mehr der Katholicismus im Lande um sich griff. Die Jesuiten selber mußten ihr nachsagen, daß sie wie eine Heilige lebe. Täglich waren einige Stunden dem Gebet gewidmet und dem Bibellesen, an welchem alle Hofdamen theilnehmen mußten. Die ganze Sittenstrenge, Entsagung und Enthaltsamkeit, wie sie die reformirte Kirchenzucht in ihrer äußersten Härte gebietet, waltete von nun an am Hofe der Gräfin Ursula. Sie zog allmählig das ganze Hofgesinde, auch das katholische, in diese Strenge der christlichen Ehrbarkeit. Sieghaft bewährte es sich hier, daß die unerbittliche Moral und die strenge kirchliche Zucht zwar die rauheste, aber auch die stärkste Seite des reformirten Bekenntnisses sei. Jede Woche genoß die Gräfin das heilige Abendmahl; der Tag, wo dies geschah, war der eifrigsten Gewissensprüfung gewidmet. Kein Sonn- und Festtag durfte durch irgend ein weltliches Geschäft entweiht werden.

Bei dieser äußersten Strenge in der Durchführung der eigenen religiösen Ueberzeugungen war jedoch die Gräfin

keineswegs schroff gegen Andersgläubige, am wenigsten gegen ihren Gemahl. Hier zeigte sich ihre edle vermittelnde Weiblichkeit, die Freiheit und Hoheit ihres Geistes in wunderbarem Licht. Der Graf merkte kaum etwas von der fast übertriebenen Strenge ihres religiösen Wandels. An Tagen, wo er fasten mußte, fastete sie mit, ja sie genoß dann nicht einmal auf ihrem Gemache eine Fleischspeise, um den katholischen Dienern keinen Anstoß zu geben. War der Graf verreist, so beobachtete sie dieselbe Rücksicht gegen die im Katholicismus erzogenen Söhne. Nie versuchte sie ihre religiöse Ueberzeugung dem Manne aufzudrängen, denn sie wußte, daß er, wenn auch aus ganz andern Gründen als sie, nunmehr eben so festgewurzelt in seiner Ueberzeugung stand. Aber nie duldete sie auch den leisesten Angriff auf ihr Bekenntniß. So gelang ihr das unendlich schwere Werk einträchtig mit ihrem Ehegatten zu leben. Ja sie gewann ihn dergestalt durch ihre Milde und Sittenreinheit, daß er zum großen Entsetzen des Pater Prack diesem einmal ins Gesicht behauptete, seine Frau werde selig werden, ohne der alleinseligmachenden Kirche anzugehören; denn eine solche Ketzerin wiege vor dem allwissenden Gott wohl manches Dutzend guter Katholiken auf.

Es war überhaupt eine seltsame Mischung katholischen und protestantischen Wesens an dem gräflichen Hofe. Dies zeigte sich namentlich bei der Tafel, die früher für gewöhnlich fast nur ein Familientisch gewesen, seit des Grafen Rückkehr von Wien aber sich bedeutend erweitert und eine gewisse politische Bedeutung gewonnen hatte. Zwar war die Familie, bis zu den vier- und sechsjährigen Söhnen und Töchtern abwärts, nicht verdrängt; dem hatte sich die Gräfin entschieden widersetzt. Allein die Tafel war jetzt eine öffentliche und die Tischreden, die man dort pflog, oft entscheidender für das Regiment, als die längsten Verhandlungen im gräflichen Kabinet.

Der Graf lud nämlich alle seine höheren Diener, ja auch die vornehmsten Bürger der Stadt, die Reihe um an seinen

Tisch, um sich dieser Leute zu versichern, um sie herüberzuziehen zu den Jesuiten, um ihnen den Feuereifer für die Katholisirung des Landes, der ihn selbst beseelte, gleichfalls einzuhauchen. Selbst die hervorragenderen protestantischen Geistlichen wurden zu der Zeit, wo sie bereits ihrer Stellen entsetzt waren, immer noch zur gräflichen Tafel gebeten, weil man es doch noch nicht ganz aufgab, die Seele des Einen oder Andern zu gewinnen, oder auch, weil der Graf die Pfarrer zur Würze seiner Tischunterhaltung, nämlich zum Disputiren, nicht entbehren konnte. Denn die regelmäßigen Stammgäste des herrschaftlichen Tisches waren andererseits die beiden Jesuiten Prack und Ringel, und da machte es nun dem Grafen eine kindische Freude, die Jesuiten und die reformirten Pfarrer hinter einander zu hetzen. Allein die Letzteren waren meist so klug, einen Kampf nicht anzunehmen, bei dem sie mit gefesselten Armen fechten mußten. Ließ sich ja Einer fortreißen, dann hatte er jedesmal verlorenes Spiel, da wohl der Gegner, nicht aber er selbst, das letzte entscheidende Wort aussprechen durfte, und die unbehülflichen Landpfarrer auch ohnedies rasch gefangen waren von den in allen dialektischen Künsten gewiegten Jesuiten. Die Freude aber, die der Graf über einen solchen Kampf und über den Sieg seiner Patres hatte, schrieb er allezeit auch dem armen geschlagenen Pfarrer zugut und wandte den hitzigen, unklugen, streitfertigen Geistlichen, die ihm den Hofnarren ersparten, seine volle Gunst zu, während er die vorsichtigen und schweigsamen nicht ausstehen konnte.

Zu den letzteren gehörte Pfarrer Niesener von Rennerod, der heute mit dem gräflichen Rath Sprenger und den beiden Jesuiten zu der ausnahmsweise kleinen herrschaftlichen Tafel geladen war. Der Graf hätte ums Leben gern gehabt, daß Niesener, den man den gescheidtesten und bibelfestesten Pfarrer im ganzen Lande nannte, einmal angebunden hätte mit den Jesuiten. Gleich nach dem Tischgebet mußte Pater Prack den Satz zur Verhandlung bringen: wer Herr über das Land

ist, der ist auch Herr über den Glauben des Landes — cujus regio ejus et religio. Es war dies ja der Satz, kraft dessen Johann Ludwig eben mit List und Gewalt das Land katholisch zu machen sich berechtigt glaubte, weil er selber katholisch geworden war, ein Satz, den bis dahin im alten Glauben an die von Gott gesetzte Macht der Fürsten nur wenige anzutasten sich erkühnt hatten, während gegenwärtig der Wendepunkt eingetreten war, wo man da und dort Zweifel zu erheben und über den berühmten Satz heftig zu streiten begann.

Prack hielt Riesener geradezu dieses politische Dogma vor und fragte den Pfarrer, wie er es denn mit seiner Unterthanenpflicht vereinbaren könne, reformirt zu bleiben, da doch sein Fürst und Herr zur katholischen Kirche zurückgekehrt sei? Auch auf den Rath Sprenger, von dem man nicht recht wußte, war er noch reformirt oder war er bereits katholisch, ward dabei ein verdächtiger Seitenblick geworfen.

Riesener erwiderte trocken: „Im Evangelium stehet nirgends geschrieben: cujus regio ejus et religio. Wenn die Obrigkeit von uns fordert, daß wir thun sollen wider Gott und unserer Seelen Seligkeit, daß wir das reine Wort nicht hören und bekennen sollen, daß wir das Sakrament nicht nehmen sollen nach Christi Befehl, dann mögen wir kurzweg antworten: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. Warum sonst hätten sich die Märtyrer todtschlagen lassen? Die Gewaltigen, die Sanct Paulum enthaupteten und Sanct Petrum kreuzigten, hatten auch wohl ungefähr so einen Satz im Sinn wie cujus regio ejus et religio. Hätten darum Paulus und Petrus der Obrigkeit folgen und heidnisch werden sollen?“

„So bestreitet Ihr also die Rechtsgültigkeit des Satzes cujus regio ejus et religio?“ rief der Jesuit, roth vor Eifer, denn er glaubte schon, der Pfarrer habe jetzt endlich einmal angebissen.

„Ich habe gesprochen, um mir nur ein klein wenig Luft

zu machen, daß ich meine Suppe zu Ende essen und verdauen kann," sagte Riesener gelassen. „Jetzt werde ich schweigen."

Der Graf warf Riesener einen zornigen Blick zu und rief: „Seht da, Riesener, Ihr habt, als Ihr Euch Luft machtet, das Salzfaß mit dem Aermel umgeworfen. Das ist ein schlechtes Zeichen: es bedeutet Streit, Streit des Gastes mit dem Wirth."

„Das wolle Gott verhüten, daß ich mit meinem gnädigen Herrn jemals in Streit gerathen könne," sagte der Pfarrer bescheiden, und die Unterhaltung verstummte.

Der Graf wandte sich leise zu dem Pater Ringel und flüsterte mit zornig zusammengezogenen Brauen: „Es ist eine Feindschaft der Natur, des Instinktes zwischen mir und diesem Riesener wie zwischen Kröte und Spinne. Er hat mir nicht mehr zu Leid gethan als die Andern. Aber ich mag das Gesicht dieses Menschen nicht sehen! Wir müssen ihn heute noch auf den Sand setzen."

Als der mächtige Rindsbraten kam, trank der Graf seinen Gästen die Gesundheit zu. Dem Grafen kam die Lust, Riesener wieder anzuzapfen. „Ich sehe, lieber Pfarrer, auf eine Gesundheit anzustoßen läuft nicht wider Euern Glauben. Da Ihr nun blos thut und glaubt, was in der Bibel steht, so möchte ich Euch doch bitten, mir zu sagen, wo es in der Bibel erlaubt wird, eine Gesundheit auszubringen oder darauf anzustoßen?" Der Graf glaubte aber vom Gesundheittrinken stehe gar nichts in der Bibel.

Allein da war er bei Riesener übel angekommen. Derselbe erhob sich und lächelte gar vergnügt in sich hinein und sprach: „Im Propheten Jeremias lesen wir, daß die Juden beim Leichenschmaus sich gegenseitig einen Becher Weins zugetrunken und dabei unter einander getröstet haben. Und zwar haben sie nach der ältesten Ausleger Meinung sich Gesundheit und ein langes Leben gewünscht. Nehemias war Schenke des Königs Artaxerxes, und so oft er dem König den Becher kredenzt, sprach er: Gott gebe Dir König ein

langes Lebes! Heißt das nicht auch Gesundheit zutrinken? Gott der Herr selber trinket gleichsam allen Frommen die Gesundheit eines geheiligten Lebens zu, wenn er, wie der 75. Psalm sagt, einen Becher in der Hand hat, mit starkem Wein voll eingeschenkt, davon er auch den Frommen zu trinken gibt, während die Gottlosen die Hefen aussaufen müssen. In diesem Sinne will auch David im 116. Psalm den heilsamen Kelch nehmen, aus welchem er sich selber eine geistliche Gesundheit zutrinkt. Und ist nicht, wenn wir das Unheilige mit dem Heiligsten vergleichen dürfen, der Kelch von Christi Nachtmahl selbst ein Gesundbecher gewesen, den er der ganzen sündigen Menschheit zugebracht, daß sie genese?"

„Unser Pfarrer weiß die Schriftstellen wohl zu wenden, bis sie sagen, was er wünscht," rief der Graf lachend gegen die Jesuiten. „Doch das muß man gestehen, in seiner Bibel ist er zu Hause."

Dann wandte er sich an den Rath Sprenger, einen gewandten, im Dienste grau gewordenen Hagestolzen, der spöttisch alle Dinge kritisirte und aus dessen Charakter Niemand klug werden konnte, einen ächten Diplomaten, in politischen und Rechtsgeschäften vielerprobt, dem unentbehrlichen Diener seines nach staatsmännischen Ehren geizenden Herrn. „Ihr seid so still, lieber Rath, Ihr denkt wohl, wo die Theologen reden, da müssen die Laien schweigen."

Der Rath antwortete in seinem satyrischen Tone: „Freilich schweigen die Laien, wo die Geistlichen reden. Ich will Euch einen Vers darauf sagen:

Presbyteri „labiis orant," Laicique „laborant;"
Plebs, dum pro populo Presbyter „orat," „arat."[1]

„Ei, lieber Rath, man hat mir immer Eure Kunst gerühmt, lateinische Verse aus dem Stegreif zu machen," rief

[1] Dieses Distichon ist geradezu unübersetzbar, da seine Spitzen in Wortspielen bestehen, die im Deutschen nicht wiederzugeben sind. Dem Sinn nach besagt es, daß die Laien mit den Händen schaffen, während die Pfaffen ihre Lippen blos betend exerciren.

der Graf, „aber daß Ihr sie im Augenblick so spitzig und witzig und doch so elegant herausbrächtet, das hätte ich nicht gedacht."

„Diese Verse, gnädigster Herr Graf, sind auch nicht beim köstlichen Braten improvisirt worden. Es ist vielleicht gerade umgekehrt der Hunger gewesen, der sie so spitzig und witzig gemacht hat. Sie gehören nicht mir, sie sind blos ein Citat. Ein englischer Schulmeister, der vor ein paar Jahren in Armuth und Elend gestorben ist, John Owen, hat sie gemacht, ein Mann so voll Geist und Witz in seinen Epigrammen, daß sie jetzt, nachdem der Dichter jämmerlich verkommen, in allen Ländern gedruckt werden. Hätte der Mann bei Lebzeiten nur die Hälfte von dem gehabt, was jetzt die Buchbinder an seinen Büchern verdienen, er wäre gewiß nicht Hungers gestorben. Aber ob seine Epigramme so ergötzlich beißend geworden wären, wenn seine Zähne mehr zu beißen gehabt, das ist eine andere Frage."

Der Graf hörte den Schluß von des Rathes Bemerkungen nicht mehr. Es war ihm ein Brief übergeben worden, der seine ganze Aufmerksamkeit gefangen nahm, und, wie es schien, nicht in erfreulichster Weise, denn seine Stirne ward gewaltig finster über dem Lesen. Er stampfte mit dem Fuß und warf das Schreiben zornig auf den Tisch, als er zu Ende gekommen. Sein erster Blick begegnete dem Pfarrer Riesener; es war ein Blick wüthender Erbitterung und tödtlicher Feindschaft.

In abgebrochenen Sätzen, in einem Tone des athemlosen Zornes, welchen man sonst an dem durch seine Selbstbeherrschung glänzenden Manne nie gehört hatte, rief der Graf: „Es muß ein Exempel statuirt werden an dem Verräther im eigenen Lande! — Ich bin umgeben von falschen, meineidigen Gesellen. — Der Kopf muß dem Schurken herunter, der diesen Verrath geübt. Ich kenne ihn! Mit meiner Gnade habe ich ihn sicher gemacht! In mein Haus habe ich ihn gezogen, arglos kein Geheimniß vor ihm zugedeckt, und das

hat der Judas genützt, um dem Feinde landesverrätherischer Weise mitzutheilen, was er nur durch mein Vertrauen auskundschaften konnte. — Pfarrer Riesener! Ihr seid mein Gast nicht mehr; Ihr seid arretirt. Schweigt! Antwortet, wenn ich Euch frage! Es geht Euch an den Hals, Riesener! Regt Euch nicht von der Stelle, bis man Euch in den Thurm führt!"

Eine peinliche Pause folgte. Die Tischgenossen saßen wie versteinert, selbst die beiden Jesuiten sahen sich erstaunt und fragend an.

Die Gräfin gewann zuerst die Besinnung und das Wort wieder. Sie wandte sich an den Grafen. „Du redest schrecklich, die Gedanken zerstückend wie ein Fieberkranker. Sammle dich. Was ist vorgefallen? Erzähle uns den Hergang, wofern er kein Geheimniß ist, und indem du ruhig erzählest, wirst du auch noch einmal ruhiger den Zusammenhang prüfen."

Der Graf schaute auf, als sei er bisher mit seinen Gedanken ganz wo anders gewesen und erkenne jetzt erst, in welcher Gesellschaft er sich befinde. Völlig gesammelt, mit der Ruhe und Glätte, die ihm sonst stets gleich blieb, doch immer noch mit schwerem Ernste, sprach er: „Du weißt, Ursula, seit Wochen setzen die holländischen Streifcorps, die der Baron von Gent von Soest aus über den Westerwald herüber schickt, unser plattes Land in Schrecken. Wo sie einen katholischen Priester, ja nur einen Meßner, Küster oder Schulmeister wittern, da machen sie Jagd auf denselben, gieriger als der heftigste Jäger auf einen Zwanzigender. Am liebsten möchten sie mir hier meine beiden Patres wegfangen, aber es glückt ihnen nicht, weil ich den frommen Männern allemal zwölf Reiter Bedeckung auf's Land mitgebe. Hölle und Teufel! Ist das eine Zeit! Nicht mehr Herr zu sein im eigenen Hause! Drüben im Braunfelsischen haben's die Ketzer nicht besser gemacht mit der Pfaffenhetze. Sprenger, habt Ihr nichts Neues von drüben gehört?"

„Mit Verlaub, gräfliche Gnaden, im Braunfelsischen sind

es nicht die Holländer gewesen, sondern eigentlich der kaiserliche Kommandant von Braunfels, der mit der Jagd auf die Pfaffen angefangen hat. Um den Grafen von Diez zu vexiren, ließ er den reformirten Pfarrer von Dauborn am Ostermontag aus dem Bette holen und nach Braunfels führen, und forderte neunhundert Reichsthaler Lösegeld. Da waren die Holländer auch nicht faul, den ihrem Feldmarschall, dem Grafen von Diez, zugefügten Schimpf zu rächen, brachen in's Kloster Altenburg, nahmen den Prior weg und forderten gleichfalls neunhundert Reichsthaler. Was war zu machen? Man verglich sich, und es gab eine curiose Abrechnung. Jede Partei zahlte der andern neunhundert Reichsthaler und gab der andern ihren Pfaffen zurück. Da hatten also beide schließlich wieder ganz das Gleiche, was sie vorher gehabt. Das war viel Müh' um nichts. Allein der kaiserliche Kommandant hatte nun einmal den Holländern gelehrt, wie bequem und einträglich es sei, Pfaffen zu fangen und dann Lösegeld zu fordern, und jetzt legen sich diese Krämersoldaten auf den Pfaffenfang wie ihre Brüder daheim auf den Häringsfang, und sind vor lauter Jagdlust zu gar keinem ordentlichen Kriegsdienst mehr zu bringen, und was das Schlimmste ist, ganze Schaaren von gaunerischem Gesindel laufen als Wilderer neben jenen Jägern her und ziehen mit Hörnerklang durch den ganzen Westerwald und den Lahngrund, um Jesuiten zu jagen."

„Genug!" rief der Graf, etwas aufgebracht über die allzu humoristische Ausführung des Rathes. „Schon haben wir die Schmach auf uns nehmen müssen, die katholischen Weltpriester, die ich zur Vollendung des Werkes dieser frommen Patres unlängst ins Land gerufen, aus den Pfarrhäusern zu quartiren und in Bauernhäuser zu verstecken, damit sie nicht geradezu aufgehoben würden. In Bauerntracht vermummt gehen sie von einem Dorf zum andern, um ihres Amtes zu warten. Wo sie öffentlich Kirche halten, muß eine starke Mannschaft vor der Kirchenthüre aufgestellt werden. Nun

wird mir eben geschrieben, daß trotz aller Vorsicht den Holländern die Verstecke der Priester in den Bauernhäusern dennoch sind verrathen und die Priester selbst in ihrer Bauerntracht kenntlich bezeichnet worden und zwar im ganzen oberen hadamarischen Land — in der ganzen Gegend von Rennerod, Pfarrer Niesener! — Darauf hin sind die Räuber gestern Nacht ins Land eingebrochen und haben mir alle meine kaum erst aus Wien verschriebene Priester aufgehoben und nach Soest abgeführt und fordern ungeheures Lösegeld für die vielen Pfaffen. Sprenger! ist denn an Euch noch gar keine Nachricht eingegangen über den verteufelten Streich?"

Der Rath schien sehr zerstreut. „Eine Nachricht? Nein, gnädigster Herr. Ueber das, was Ihr vom Jesuiten Holthausen erzähltet, habe ich wohl ein Gerücht vernommen" —

„Was ist das?" rief der Graf. „Ich weiß nichts von dem Jesuiten Holthausen."

Der Rath erschrak, doch faßte er sich rasch. „Nun den Jesuiten haben sie auch weggefangen und ihm einen Soldatenrock angethan und weite holländische Hosen und ihm ein Gewehr auf die Schulter gelegt — ach der dicke Mann soll zum Erbarmen ausgesehen haben in der Maskerade, denn an dem Rock waren alle Nähte geplatzt, weil, glaub' ich, in der ganzen holländischen Armee kein Rock zu finden ist, der ihm paßt. Und als der arme Jesuit gar im Geschwindschritt in der Reihe marschiren mußte, da soll er nach zehn Minuten schier umgesunken sein — kurzum, sie haben ihn unter die Soldaten gesteckt."

„Wie? und das meldet Ihr mir jetzt erst?" rief der Graf zornig.

„Verzeihen, gräfliche Gnaden, ich erfuhr es unmittelbar vor Tafel und, wie gesagt, nur vom Hörensagen, nur als ein Gerücht, und da hielt ich's für unerlaubt, Euch das Essen zu verderben mit dem Klatsch und wollte mit der Meldung warten, bis abgespeist wäre."

„Also Ihr glaubt, zur Beförderung der Verdauung eigne

sich eine schlechte Nachricht besser als zur Anregung des Appetits? Doch bei Gott, jetzt ist nicht Zeit zu scherzen! Der Verräther muß bestraft werden. Nur ein Mann, der in allen Stücken volles Vertrauen genossen, kann den Holländern die Priester und ihr Versteck bezeichnet haben; denn nur ganz wenige der sichersten Leute wußten um das Geheimniß. Es kann aber auch nur ein Mann gewesen sein, der in der Gegend von Rennerod, in allen Dörfern und Häusern der Nachbarschaft so bekannt ist, wie in seinem eigenen Hause. Pfarrer Riesener, seht Euch für, es geht Euch an den Hals, wenn die Sache auf Euch herauskommt. Augenblicklich muß der Verräther entlarvt, augenblicklich muß er gestraft werden. Da ist nicht Zeit, umständlich den Prozeß zu machen; es gilt ein Exempel zu statuiren. Riesener, Ihr werdet vor ein Kriegsgericht gestellt — noch heute Nachmittag — und wenn Ihr heute Abend dem Henker nicht verfallen seid, wenn Ihr wirklich wider Vermuthen freigesprochen würdet, dann packt Ihr Euch dennoch morgen aus den hadamarischen Landen, denn nun will ich keinen reformirten Pfaffen mehr sehen, ich will keine Leute mehr hegen, die, wie Ihr vorhin vor meinen Ohren gethan, mir das Recht bestreiten, mein Land wieder katholisch zu machen, die sich täglich durch ihr Gewissen können verpflichtet fühlen, an mir zum Verräther zu werden, und, wenn sie mir ungehorsam sind, am Ende noch glauben, sie hätten gethan, wie Sanct Peter und Paul, die heiligen Apostel und Märtyrer, gegen das heidnische Regiment in Rom."

Riesener erwiderte kein Wort. Sein Auge hing an dem Gesichte der Gräfin, als ob er von ihr allein noch Rettung erwarte.

In der That nahm nun, da Alle verstummten, die Gräfin das Wort. „Du sprichst jetzt recht wie ein Gewaltiger dieser Welt, lieber Mann. Aber vergiß nicht des Wortes, daß einst die Gewaltigen auch gewaltig sollen gerichtet werden von dem Herrn. Es sind heute schon so manche Neuigkeiten hier er=

zählt worden: erlaube mir, daß ich auch eine höchst merkwürdige Kunde mittheile, die mir in der Frühe von einem Manne von der Weil berichtet ward; und jetzt erscheint es mir als eine rechte Fügung Gottes, daß ich die Erzählung dieses Bauern gerade am heutigen Tage vernommen und in dieser Stunde Dir wiedererzählen kann. Es lebte vor ungefähr zehn Jahren ein Edelmann, Henn von Wehrdorf, zu Essershausen an der Weil, ein einsamer Mann, ohne Verwandte, ohne Freunde. Der war eines Tages spurlos verschwunden. Niemand wußte wo er hingekommen. Da wurde vor etwa zwei Monaten dem Gerichte heimlich die Anzeige gemacht, ein gewisser Johannes Schütze aus Kröfftelbach, ein übel berufener Mann, habe jenen Henn von Wehrdorf im Walde nahe bei Essershausen umgebracht. Schütze wird eingezogen. Er läugnet. Aber die Folter preßte ihm doch zuletzt das Geständniß aus. Nun führt man ihn in den Wald, damit er zeige, wohin er den Gemordeten verscharrt. Er kann den Platz nicht finden; aber aus Furcht vor Wiederholung der peinlichen Frage behauptet er, weil es schon so lange her, könne er sich des Platzes nicht mehr entsinnen. Er wird zum Tode verurtheilt. Der Gerichtsherr unterschreibt ohne Besinnen das Urtel. Man war seiner Sache so gewiß, daß man keinen Tag Aufschub gab. Alles ward übereilt. Es sollte wohl auch ein Exempel statuirt werden. Vor acht Tagen war es, da stand Hans Schütze auf dem Blutgerüst und der Henker hinter ihm. Da sagte der arme Sünder mit fester Stimme zu allem Volk ringsum: „Ich muß jetzt sterben, weil ich den Henn von Wehrdorf soll ermordet haben; aber ich will es auf meinen Theil Himmelreichs nehmen, daß ich denselben mein Lebtage nicht gekannt, ja wenn ich ihn Zeit meines Lebens Einmal gesehen habe, will ich nimmermehr selig werden.“ Und als er schon vor dem Block knieete, rief er noch einmal, er hoffe, seine Unschuld solle an den Tag kommen, und der Edelmann werde, so Gott wolle, lebend wiederkehren, noch ehe die Raben seinen Leichnam würden ge-

fressen haben. Drauf legte man ihm den Kopf vor die Füße. Vorgestern ist Henn von Wehrdorf wiedergekommen; er war vor zehn Jahren in den Krieg gegangen, hatte dort sein Glück probirt, wie tausend andere, und hatte es auch gewonnen, wie wenige von den Tausenden. Denn er kehrte als ein reicher, mit Ehren bedeckter Oberster wieder heim. Sieh, der Gerichtsherr und sein Richter haben auch gewaltig und rasch gerichtet, als die Gewaltigen dieser Welt. Aber bedenke, wie es ihnen jetzt zu Muthe sein mag! Und doch haben sie nach allen Formen Rechtens verfahren, und Schütze war ein übel berufener Mann. Allein sie wollten ein Exempel statuiren. Sie haben es statuirt, doch nicht an dem armen Sünder, sondern an sich selbst."

Der Graf biß sich in die Lippen und schwieg.

„Man führe den Pfarrer Riesener in den Thurm!" rief er dann — und die Tafel, wie noch keine im Schlosse gehalten worden, war aufgehoben.

Drittes Kapitel.

Des andern Morgens in aller Frühe, als noch kaum die erste Dämmerung schwach zu schimmern begann, öffnete der Graf leise die Thüre des Kabinettes der Gräfin. Er wußte, sie stand lange vor der Sonne auf, und so fand er sie denn auch, völlig angekleidet, vor ihrem Betpult knieen. Er blieb schweigend im Hintergrunde stehen, bis sie ihr Gebet beendet hatte.

Als sie sich erhoben und die Gatten sich den Morgengruß geboten, war die Verwunderung, den Grafen so frühe auf den Beinen zu sehen, auf der Gräfin Seite; denn ihr war gar wohl bekannt, wie sehr er es liebte, des Abends den Tag in die Nacht und des Morgens die Nacht in den Tag zu tragen.

„Ich will von nun an," sagte er scherzend, „dem Bei=

spiele jenes Königs folgen, dessen Namen du, als die Gelehrtere, besser weißt als ich, jenes Königs, der so pünktlich die Morgenstunden ausnützte, daß er zu sagen pflegte: Wehe dem Lande, dessen Fürst lange schläft. Doch nein, ich störe dich nicht so frühe, um zu scherzen. Siehe, ich habe die ganze Nacht gar nicht geschlafen, weil mir deine Geschichte von dem Johannes Schütze nicht aus dem Kopf gehen wollte."

„Und was hat das Kriegsgericht gestern über den Pfarrer entschieden?" unterbrach ihn die Gräfin.

„Es ist kein Kriegsgericht abgehalten worden. Niesener sitzt im Thurm. Ich will mir reifer erwägen, wie die Sache anzufassen ist. Gestern ließen mich deine Worte kalt, aber heute Nacht hat mir der Gedanke an die voreiligen Richter keine Ruhe gegeben, daß ich bald bei dem Pfarrer, bald bei dem schuldlos Geköpften war. Wie ist doch der Mensch ein anderer am Tage und in der Nacht; wahrlich, nicht minder als blendendes Sonnenlicht vom tiefsten Dunkel ist derselbe Mann unterschieden nach dem Stand der Gestirne."

„Es ist nicht der Stand der Gestirne, der dich zum Nachdenken gebracht!" rief die Gräfin begeistert. „Gott ist es, der in der Finsterniß dein Herz erleuchtet hat. O merke auf dieses Licht!"

Der Graf wurde weich, wie er es leicht werden konnte. „Ich habe Niemanden an diesem Hofe, der mir die Wahrheit sagt außer dir. So sprich auch jetzt aus, was du denkst. Was würdest du thun an meiner Stelle? Wie wolltest du den Verräther entdecken? Wie ihn bestrafen? Rasch entdecken, rasch bestrafen! Denn wo hier die rächende Gerechtigkeit nicht einschlägt wie ein Blitz, ist alle spätere Strafe ein eitles Spiel."

„Gibt es keine weiteren Verdachtgründe gegen Niesener, als die du gestern ausgesprochen?" fragte die Gräfin.

„Keine!"

„So laß ihn frei: auf sein Ehrenwort, nach Rennerod zurückzukehren, dort stille zu sitzen und den Ort auf keine

Meile Wegs zu verlassen, bis man ihn ruft, sich dem Gericht zu stellen."

„Das geht nicht an!" rief der Graf fast erzürnt über den Vorschlag. „Und unterdessen sollen wir langsam der Sache nachspüren lassen, während der Fuchs entschlüpfen wird! Riesener wird seine Spießgesellen inzwischen warnen, sie werden sich verabreden, complottiren" —

„Riesener hat keine Spießgesellen," fiel die Gräfin ein, „er complottirt auch nicht. Auf sein Wort wird er sich ruhig halten und mit keinem Menschen von der Sache reden. Dafür bürge ich."

„Ei, du scheinst ja diesen Pfarrer sehr genau zu kennen, daß du in einer solchen Kapitalsache so frischweg für ihn Bürge stehst. Hättest du nur die fatale Geschichte von Johannes Schütze nicht erzählt, ich wüßte, was ich thäte! Riesener freilassen auf Ehrenwort! Nein, das geht nicht an." Damit wollte er das Gemach verlassen.

„Warum wundert man sich, daß die Mächtigsten am schwersten in den Himmel kommen," rief die Gräfin aus, „da sie so schwer auf die Stimme eines ehrlichen, ungefärbten Mahners hören?"

Der Graf schaute sein Weib fast verwundert an; dann entfernte er sich schweigend.

Doch indem er ging, war schon bei ihm beschlossen, den Pfarrer auf Ehrenwort nach Rennerod zu schicken; denn für die nächste Nacht wenigstens wollte er einen gesunden Schlaf haben. Aber wie es bei unselbständigen Menschen gewöhnlich der Fall ist, obgleich er that, wie seine Frau ihm anempfohlen, würde er doch ums Leben nicht ihr dies augenblicklich zugestanden haben. Er wollte sich den Schein geben, als handle er niemals nach fremden Rathschlägen, sondern nur nach eigenem Ermessen. So hatte ihn gestern bei Tafel die Erzählung seiner Frau augenblicklich gepackt, obgleich er es heute läugnete, und die Bemerkung über den Tag- und Nachtmenschen war nur eine glatt gedrehte Phrase, ein Epi-

gramm, womit er die Bewegung seines Herzens maskiren wollte.

Riesener verpfändete sein Wort und ging nach Hause. Die furchtbare Bitterkeit, die ihn durchdrang über die unwürdige Behandlung, machte ihn so verschlossen, daß er nirgends ein Wort zu seiner Vertheidigung sprach. Ja nur mit Mühe und stoßweise brachte er es über sich, den Hergang seiner Frau zu erzählen. Sie war ein schlichtes, festes Weib, ohne hervorragende Eigenschaften, auf dem Lande großgewachsen, etwas ungefügig, aber mit praktischem Blicke und rühriger Thatkraft gerüstet. Sie nahm die schlimme Kunde nicht ohne Zittern, doch mit Fassung hin, richtete die Haushaltung, die ohnedies in letzter Zeit schon höchst knapp gehalten war, noch knapper ein, so daß sie noch etwa ein Vierteljahr zusehen konnten. Denn von Einkünften war natürlich längst nicht mehr die Rede, und hätten nicht alte Freunde und gute Nachbarn heimlich bald einen Korb voll Eier, bald Gemüse, ein Säckchen Getreide, einen Schinken und ähnliche Dinge in die Küche der Pfarrerin gestellt, so würde sie auch jetzt schon schwerlich ausgekommen sein.

Der Pfarrer hielt sein Wort aufs Strengste. Er blieb auf seinem Patmos, wie er's nannte, und machte sich aus übertriebener Gewissenhaftigkeit sein Haus zu einem Gefängnisse. Er wagte nicht eine halbe Stunde Wegs weit in der Gemarkung des Orts umherzuspazieren. Keine Sylbe ging von seinen Lippen über die schwebende Untersuchung. Den letzten kleinen Rest häuslicher Seelsorge bei einigen heimlichen Reformirten, die er vordem noch geübt, gab er ganz auf. Den ganzen Tag saß er über der Bibel und den theologischen Lehr- und Streitschriften, die seine kleine Bibliothek bildeten.

Das ging so mehrere Wochen.

Da kam eines Tags der gräfliche Rath Sprenger im Sturm angeritten an das ärmliche Bauernhaus, wo Riesener jetzt wohnte. Eilfertig, daß Mann und Frau erschraken, trat er in die Stube, kaum grüßend.

„Ich wollte Euch im Vorübergehen nur eine Warnung und einen guten Rath ins Haus werfen. Riesener, macht Euch aus dem Staube! Verlaßt diesen Ort heute noch, säumt keine Stunde, oder es wird Euch übel ergehen."

„Ich habe dem Grafen das Wort gegeben, hier zu bleiben; ich werde mich dem Gericht stellen."

„Ach, Ihr mißversteht mich, Pfarrer. Um den Grafen und die Untersuchung handelt es sich jetzt gar nicht. Ich darf nicht Alles aussprechen, was ich weiß. Aber nur das Eine sage ich Euch als Euer wahrer Freund, verlaßt Rennerod zur Stunde und geht an einen sicheren Ort, geht meinetwegen nach Hadamar und stellt Euch unter den Schutz der Herrschaften selber; dann habt Ihr ja Euer Wort dem Sinn und Wesen nach gehalten."

„Und dennoch würde ich es brechen," rief der unbeugsame Pfarrer, „denn ich habe geschworen, in Rennerod zu bleiben."

Die Pfarrerin drang unter Thränen in den Rath, daß er die drohende Gefahr nur um etwas näher bezeichnen möge.

„Habt Ihr nicht gehört, Riesener, wie ich neulich an dem unseligen Tag von der Pfaffenhetze im Braunfelsischen erzählte? Der kaiserliche Kommandant stiehlt den Reformirten ihren Pfarrer aus dem Bett, dafür stehlen ihm die Holländer seinen Prior aus der Klosterzelle — oder vielleicht aus dem Klosterkeller, vom Weihrauchfaß oder vom Weinfaß hinweg — gleichviel. Meint Ihr denn, die benachbarten katholischen Herren, die der holländische Oberst in Soest auch bereits mit dem Jesuitenfang zu molestiren beginnt, könnten nicht gleichfalls auf den Gedanken kommen, so ein Dutzend reformirte Pfarrer aus der Nachbarschaft als Repressalie wegzufangen? Und da wäret Ihr der Erste, Riesener. Besonders den Kurkölnern sitzet Ihr gar bequem hier in Rennerod; die brauchen nur die Hand auszustrecken, so haben sie Euch. Und da ich mein Geheimniß nun doch so weit ausgeplaudert, so mag es auch ganz heraus; denn wahrlich, die Gelassenheit, womit Ihr das Alles anhöret — ein Anderer wäre schon davon gelau-

fen, ehe ich nur ausgesprochen — könnte einen Heiligen zum Fluchen bringen. Ihr stehet auf der Liste, Riesener, obenan auf der Liste der Kölnischen, und wenn Ihr Euch nicht gleich aus dem Staube macht, dann sitzt Ihr in ein paar Tagen in Köln im Thurm, und man wird das doppelte Lösegeld für Euch fordern wie für den Pfarrer von Dauborn. Frau Pfarrerin, redet Eurem Manne zu! Es geht Euch hier freilich noch so leidlich wohl" — der Rath schaute bei diesen Worten mit einem etwas verdächtigen Blick in der kahlen Stube umher — „und wenn Ihr so ins Weite hinauszöget, möchte es Euch mit den Kindern wohl anfangs etwas schlechter gehen. Aber besser Kraut und Rüben in Ruh', als einen gemästeten Ochsen in Unruh'."

„Ach, lieber Herr Rath," entgegnete die Pfarrerin, „von gemästeten Ochsen haben wir seit Jahr und Tag nichts mehr geschmeckt und essen selbst Kraut und Rüben in Unruh'. Aber wenn mein Mann sich einmal einen Gedanken fest in den Kopf gesetzt hat, den könnt Ihr ihm nicht herausbringen, und den bringe ich ihm auch nicht heraus. Doch seht, er will reden."

„Ich sitze hier, weil ich meinem Herrn das Wort darauf gegeben," sprach der Pfarrer ruhig und fest. „Halte ich mein Wort, dann ist auch der Graf durch seine Ehre verbunden, mich zu schützen. Denn nur weil ich ihm und meinem Worte getreu, bestehe ich die Gefahr. Meldet dem Grafen, was Ihr uns eben erzählt, und er wird sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlen, mich nach Hadamar unter seinen persönlichen Schutz zu rufen, oder mir eine Bedeckung herauszusenden, wie er sie ja auch seinen Jesuiten mitgibt. Sollten mich aber die Kölnischen inzwischen hinwegführen, dann wird der Graf mich, seinen Gefangenen, alsbald zurückfordern, und die eigenen Bundesgenossen werden ihm dies wahrlich nicht abschlagen und kein Lösegeld begehren."

„O Pfarrer, wie seid Ihr ein großer Moralist und ein kleiner Politiker!" rief der Rath. „Habt Ihr denn ganz ver-

gessen, wie oft Ihr den Grafen erzürntet? Kleine Wunden und große Herren muß man nicht gering achten. Wenn Ihr zum Teufel fahrt, gleichviel wie, — so oder so — dem Grafen wird's eben recht sein. Doch gesetzt, er sei in dem Punkte Eures Ehrenwortes ein Moralist, wie Ihr — es ist möglich; wer kann den wetterwendischen Herrn durchschauen? — meint Ihr dann, daß er die Macht hätte, Euch zu helfen? Die Kölner und Trierer und die Herren in Wien zweifeln fortwährend an seinem rechten katholischen Eifer. Wenn er nun gar einem ketzerischen Pfarrer seine Reiter zur Bedeckung stellte, das wäre ärger, als wenn er sich von Euch eine Predigt in der Schloßkirche halten ließe, statt zum Pater Prack zur Messe zu gehen. Haben Euch aber die Kölnischen vollends in den Klauen, dann kann der Graf Euch nicht wieder herausreißen. Das hieße abermals Oel in das Feuer des Mißtrauens gießen. Ihr meint wohl, als Günstling des Kaisers sei er mächtig auch neben dem Kurfürsten! O, wie irret Ihr Euch. Lauter wohlriechender Dunst ist die kaiserliche Gunst für den Neubekehrten. Freilich, der Graf thut gegenüber den andern nassauischen Grafen, als ob er gewaltig an Macht gewonnen habe. Ach ja, er ist ein gar kluger Herr. Aber Ihr wißt, wer in den Zähnen stochert, hat darum nicht immer Fleisch gegessen. Ich sage Euch, nicht die Macht hat der Graf, Euch den kurkölnischen Dragonern zu entreißen, außer er löste Euch auf den Heller aus, und zwar aus seinem eigenen Geldbeutel, und das gäbe erst den größten Scandal bei der ganzen katholischen Klerisei. Jetzt habe ich gesprochen. Bedenkt es wohl und rasch. Ich muß fort. Heute noch sehe ich Euch in Hadamar, oder Ihr sitzt übermorgen im Baienthurm zu Köln."

Es geschah, was vorauszusehen war. Der Pfarrer blieb in Rennerod und bestellte sein Haus im Laufe des Tages. Am Abend kamen zwölf kurkölnische Dragoner. Der Pfarrer protestirte feierlich gegen jede Hinwegführung, da er bereits auf Ehrenwort Gefangener des Grafen von Hadamar hier in

Rennerod sei. Die rohesten unter den Soldaten wollten ihm ins Gesicht lachen, konnten aber doch nicht recht, so würdig erschien ihnen der Mann. Da er nicht gutwillig mitgehen wollte, so machten sie kurzen Prozeß, banden ihm die Hände, trugen ihn aufs Pferd, ein Dragoner schwang sich hinter ihm in den Sattel und fort ging's im scharfen Trab über den Westerwald auf Köln zu.

Des andern Morgens wanderte Nieseners Frau in aller Frühe nach Hadamar, niedergeschlagen, aber nicht hoffnungslos. Die feste Zuversicht ihres Mannes auf die Hülfe des Grafen hatte sich auch ihr mitgetheilt. Niesener hatte sie am Nachmittage genau unterrichtet, wie sie im schlimmsten Falle, der eben eingetreten war, die Sache vor die Herrschaften bringen solle, er hatte ihr namentlich das Hervorheben aller der Punkte, die er dem Rath Sprenger geltend gemacht, aufs schärfste eingeprägt, und ihr anempfohlen, nicht sogleich zum Grafen, sondern zuerst zur Gräfin zu gehen.

Die Frau bewahrte jedes Wort, jeden Wink ihres Mannes in treuem Herzen und trat so, beklommen zwar, doch in sicherer Haltung vor die hohe Dame; denn sie wußte sich wohlgerüstet für die beste Sache.

Die Gräfin nahm den Vortrag des armen Weibes mild und gnädig entgegen, und versprach, denselben ihrem Gemahl getreulich zu wiederholen und nach Kräften zu Gunsten des unglücklichen Pfarrers zu wirken. Zugleich lud sie die Pfarrerin ein, bis zur Rückkehr ihres Mannes mit den Kindern nach Hadamar hinüberzuziehen, dann wolle sie mit ihrem Schutz und ihrer Hülfe der verwaisten Familie gerne täglich nahe sein.

Getröstet und hoffnungsmuthig ging die Pfarrersfrau, rascheren Schrittes als sie gekommen, den beschwerlichen Weg nach Rennerod zurück, entschlossen, der Aufforderung der Gräfin in den nächsten Tagen zu entsprechen und sich mit ihrer kleinen Armuth nach Hadamar zu wenden.

Unterdessen hatte die Gräfin ihrem Gemahl die Geschichte von dem Raub des Pfarrers Niesener in beweglichen Worten

vorgetragen. Allein sie fand ihn gar nicht überrascht von der Nachricht.

„Der Pfarrer ist ein Esel," rief er, zum großen Erstaunen der Gräfin, die ihm das Herz tief gerührt zu haben glaubte. „Eine solche starre Buchstabenauslegung des Ehrenwortes kann denn doch auch nur in dem Gehirn eines reformirten Pfaffen wachsen. Habe ich nicht selbst gestern Morgen noch den Rath Sprenger im Galopp nach Rennerod gejagt, daß er dem Pfarrer begreiflich mache, er möge nach Hadamar kommen, weil ich wußte, die Kölnischen würden ihn heute Nacht aufheben?"

„Und hat der Rath in Deinem Namen diese Aufforderung dem Pfarrer überbracht?"

„Nein, behüte Gott! Nur so von ungefähr und wie aus eigenem Antrieb sollte er den Pfarrer warnen. Gerade darauf hatte Pater Prack am entschiedensten gedrungen," entgegnete der Graf. Doch war kaum der „Pater Prack" seinen Lippen entschlüpft, so fuhr er zusammen, als habe er sich den Mund verbrannt und setzte hinzu: „Es war zugleich das Ergebniß meiner reifsten Erwägungen, daß nur eine solche namenlose Warnung, eine Mahnung ohne Unterschrift, nach Rennerod gehen dürfe, wenn ich selber mich nicht den schlimmsten persönlichen Mißdeutungen aussetzen wollte."

„Und wenn nun der Pfarrer auf die Mahnung ohne Unterschrift nach Hadamar gekommen wäre, hätte dann nicht Pater Prack vielleicht weiter gerathen, ihn wegen Wortbruchs zur Verantwortung zu ziehen?"

Der Graf fuhr zornig auf. „Diese Frage, Ursula, hätte ich nicht von dir erwartet. Ich taste dir deinen Hofprediger nicht an, laß du mir auch meinen Jesuiten ungeschoren."

Die Gräfin erschrak über ihre eigene Unvorsichtigkeit, biß die Lippen zusammen und schwieg. Jede weitere Rede vom Pfarrer Riesener war für heute abgeschnitten.

Doch am andern Morgen wußte die Unermüdliche auch dieses mißliebige Thema ohne Zwang und ganz wie von

ungefähr wieder in Anregung zu bringen. Sie besaß in hohem Grade jene nicht zu erlernende natürliche Glücksgabe geistreicher Frauen, das Gespräch zu lenken, ohne daß Jemand die leitende Hand sah.

Der Graf hatte sich jetzt eine sehr entschiedene Meinung über die Sache des Pfarrers gebildet. Ohne Zweifel hatte er inzwischen mit den Jesuiten Raths darüber gepflogen. Im ganzen Land, sagte er, stehe der Glaube fest, Riesener sei der Mann, der die Priester an die Holländer verrathen. Auch in Köln sei man dieser Ansicht und werde dort wohl ganz bestimmte Gründe dafür haben. Lediglich deshalb habe der Kurfürst den Pfarrer aufheben lassen. Wenn Riesener schuldlos, dann werde er sich in Köln reinigen und Alles sei abgemacht. Diese Wegführung sei also gar nichts anderes, als daß der Kurfürst von Köln die nachbarliche Freundschaft gehabt, ihm eine lästige Untersuchung vom Halse zu nehmen. Man müsse nun die Sache ihren Gang gehen lassen und Gott danken, daß jetzt in Köln entschieden werde, was man sonst in Hadamar hätte entscheiden müssen.

Die Gräfin war nicht wenig erstaunt über diese Rede. „Bist du denn ein Unterthan des Kurfürsten von Köln geworden," rief sie, „oder ist er dein Gerichtsherr, daß er vor seinen Richterstuhl zieht, was vor den deinigen gehört? Bei Gott! als selbständiger deutscher Reichsfürst würde ich's nicht dulden, daß ein Anderer den schlechtesten Strauchdieb aufhängt, der mir gehört und den ich allein aufzuhängen befugt bin! Wie willst du in einem so wichtigen Fall aus bloßer Bequemlichkeit deine köstlichsten Fürstenrechte vergeben? Steht die Sache, wie du sagst, dann fordert deine Fürstenehre, daß du auf augenblickliche Zurückführung des Pfarrers dringst. Er war dein Gefangener. Auf den Schutz bauend, den jeder Eingekerkerte von seinem Kerkermeister fordern muß, blieb er in Rennerod. Um das Wort, das er dir gegeben, nicht zu brechen, hielt er aus, obgleich er die Gefahr kannte; er vertraute auf die Ehre und Macht seines Grafen und Herrn.

Zwiefach gefährdet ist deine Fürstenehre, wenn du ihn dem Kölner überlässest. War er gewissenhaft gegen dich bis zum Aeußersten, so soll der Fürst nicht zurückstehen an Gewissenhaftigkeit gegen den Unterthan!"

Der Graf ging unruhig auf und ab. „Dieser Riesener schafft mir Verdruß, wo ich nur mit ihm in Berührung komme. Zum erstenmal in meinem Leben war ich gestern gerührt über des Mannes Unglück. Ich will mein Bestes thun, ihm Einmal eine Gnade erweisen, ich lasse ihn warnen, herüberrufen — Sprenger hat mir meinen Hengst beinahe zu Schanden geritten — und nun gerade ist der Kerl ein Narr, bleibt stecken in seiner Zwingli'schen Moral, stürzt sich ins Elend und mich in neuen Verdruß!"

Da sagte die Gräfin sehr ernst: „Es ist nicht bloß deine Ehre, die hier befleckt wird, sondern auch die meinige. Ich habe dir gerathen zu dieser freien Haft in Rennerod auf Ehrenwort, weil ich Rieseners sittliche Strenge kannte. Eben diese seine Strenge hat uns Pflichten aufgeladen, die wir gegen ihn erfüllen müssen, wie er die seinigen gegen uns erfüllt hat. Ich bin mithaftbar dabei. Bleibst du müßig, dann werde ich wenigstens meine Ehre zu retten suchen. Ich werde meinen letzten Schmuck verkaufen, um Lösegeld für Riesener zu gewinnen. Bei Gott, ich werde ihn loskaufen, so wahr ich Gräfin von Hadamar bin, so wahr ich in Ehre und Treue hinter keinem Manne zurückstehe!"

„Mache mir nicht zu warm," rief der Graf, „oder du verdirbst Alles. Ich will einen Pakt mit dir schließen. Den Pfarrer darfst du nun und nimmer loskaufen: das ist eine Privateinmischung in Staatsangelegenheiten, die ich auch von meiner Frau nicht dulde. Also, höre den Pakt! Ist Riesener unschuldig, kannst du mir seine Unschuld erweisen und vor Allem den wahren Verräther ausfinden, dann werde ich den Pfarrer von den Kölnischen zurückfordern — ohne Lösegeld — und sollte ich selbst darum den Fuß in den Steigbügel setzen. So weit gehe ich und keinen Schritt weiter. Hier meine Hand

darauf! Und nun genug von dem Pfarrer. Der Teufelskerl macht mir mehr zu schaffen, als meine übrigen Unterthanen alle mit einander."

Viertes Kapitel.

Das Morgenroth ging in tiefem Purpur auf über den flachen Bergen des Elbgrundes. Die Gräfin saß im Erker und schaute in die rothe Gluth und wie im Traum rannen ihr die Farbentöne des unheimlich grell leuchtenden Himmels zu allerlei abenteuerlichen Bildern zusammen, daß sie sich die Augen rieb und sich fast schämte, kaum erst erwacht, schon wieder zu träumen. Das Sinnenspiel des Traumes verwandelte sich ihr dann in ein mystisches Spinnen und Weben, in ein träumendes Grübeln über die Dinge jener Welt, und oftmals blickte sie in den immer goldener glänzenden Lichtschein und sprach dabei vor sich hin Verse von dem himmlischen Morgenroth und dem Sonnenaufgang über dem neuen Jerusalem, wie sie aus den mystischen Dichtern des ersten Jahrhunderts der protestantischen Kirche in Fülle ihr in den Sinn kamen. Schwachen Leibes, aber um so erregter im Gemüthe — denn sie hoffte binnen Kurzem wieder Mutter zu werden — ergab sie sich neuerdings immer häufiger solch dämmerigem Dichten und Klingen der religiösen Phantasie.

Ein heftiger innerer Kampf erwuchs ihr heute aus ihrem beschaulichen Sinnen. Sie fragte sich, ob denn nicht auch jetzt noch, wie in alten heiligen Zeiten, Gott mit unmittelbarer Eingebung den brünstig Betenden begnade, wenn er so tief und fest in das göttliche Wesen zu schauen versuche, wie sie eben in das schon fast blendende Morgenroth, das ihr ein Sinnbild des göttlichen Lichtes war? Sie spann die Frage weiter und verband dieselbe mit dem Gedanken, von denen sie seit gestern, da der Graf den Pakt wegen Riefeners mit ihr geschlossen, unablässig verfolgt war. Sollte Gott nicht

hier, wo alle Menschenweisheit zu Schanden zu werden drohte, unmittelbar ein Zeichen geben, daß die Unschuld des Verfolgten an den Tag käme? Und wenn sie selber das schwache Werkzeug wäre, das Gott sich zu diesem Gnadenwerk erlesen?

Die ersten Strahlen, der oberste schmale lichtsprühende Rand der Sonne blitzte über den Bergen auf, als die Gräfin eben am tiefsten in diesen Gedanken versunken war. Und es ward Licht! Von den Bergen ergoß sich der goldene Strom ins Thal, und auch in dem Geiste der Gräfin ging die Sonne auf. Es däuchte ihr plötzlich ein Frevel, daß sie sich ganz besonders würdig gehalten eines unmittelbaren Verkehrs mit Gott, ein Frevel, daß sie da schon die letzte Hülfe eines göttlichen Zeichens fordere, wo der Eifer und Scharfsinn menschlichen Forschens noch lange nicht erschöpft war.

Sie blickte hinab auf das rauschende Flüßchen, auf die friedlichen, immer noch leidlich wohl erhaltenen Häuser der Stadt, aus deren Schornsteinen eben der erste Rauch in die reine Luft aufwirbelte, sie gedachte des Segens, den Gott ihrem und ihres Gemahls frommem und klugem Walten geschenkt, daß sie die Stadt und die Grafschaft bis dahin in so erträglichem Zustande hatten erhalten können, während der Krieg schon alle anderen Herrschaften ringsum in Grund und Boden hinein verwüstet hatte; da fand ihr Geist auch vollends den scharfen Blick für die Dinge dieser Welt wieder. Und was ihr vorhin durch unmittelbare göttliche Eingebung nicht gekommen war, das fuhr ihr jetzt bei kurzem, klarem Besinnen mit einem Schlage wie ein Blitz in die Seele. Sie jubelte auf im Stillen. Sie hatte einen Haltpunkt gefunden, wo sie sicherlich erfolgreiche Forschungen über den Verräther der katholischen Priester anknüpfen konnte.

Kaum konnte die Gräfin die späteren Morgenstunden erwarten, um sogleich ihre Untersuchung zu beginnen.

Sie ließ den Rath Sprenger rufen.

Der alte Diplomat, der gerade nicht sonderlich in Gunsten bei seiner Herrin stand, war etwas betroffen von dieser Citation

zu so ungewöhnlicher Stunde. Indessen wußte er die scharfen Falten seines spitzen Fuchsgesichtes doch so glatt und freundlich zu machen, daß ihm kein Mensch die innere Beklommenheit angemerkt hätte.

Die Gräfin hieß ihn niedersetzen; denn sie wollte viel und gründlich mit ihm reden.

Sie begann, dem Rath ganz einfach und ehrlich die gegenwärtige Lage der Riesener'schen Angelegenheit darzulegen. Sprenger wußte bereits Alles, was sie ihm sagte; allein die Klarheit und Ordnung, in welcher der wunderbar helle Geist dieser Frau die Thatsachen übersichtlich zusammenfaßte, verglich und in ihren Motiven verknüpfte, machte doch einen sichtlichen Eindruck auf den zähen Graukopf. Jetzt, wo diese Begebenheiten, die er bisher nur vereinzelt kritisirt, in ihrem innern Zusammenhang vor ihm aufwuchsen, trat ihm auch die sittliche Würde Rieseners so imponirend entgegen, daß es ihn inwendig schüttelte, daß es ihm ward, als müsse er sich vor dem Pfarrer beugen.

Als die Gräfin mit ihrem Rückblick auf die Thatsachen zu Ende gekommen, heftete sie plötzlich ihr großes schwarzes Auge durchdringend auf den Rath. „So stehen die Sachen. Ich kenne nur Einen Menschen, der noch mehr davon weiß, der namentlich über die Wegführung der Priester genauer unterrichtet ist, und dieser Einzige seid — Ihr!"

Dies sprach sie mit einer Bestimmtheit, daß der Angeredete zusammenfuhr und vor ihrem durchdringenden Blicke die Augen niederschlug, als habe er in die Sonne gesehen. „Ich bin ein Mann der Schreibstube," sagte er ausweichend. „Mein gnädigster Herr betraut mich mit seinen Geheimnissen und ich bewahre sie; eigene Geheimnisse habe ich keine. Ich komme wohl viel ihm Lande umher, aber Jedermann verschließt sich vor dem gräflichen Diener —"

Die Gräfin unterbrach ihn mit fast drohender Strenge. „Sprenger, in diesem Tone reden wir nicht mit einander. Ihr wißt Näheres über die Wegführung der Priester. Ich

weiß es. Ihr selbst habt Euch verrathen, als der Graf bei Tafel die erste Nachricht empfing. Kaum hörtet Ihr zu, als er die Thatsache erzählte. Denn Ihr wußtet sie schon, Ihr wußtet mehr, als in dem Briefe stand. Wie hätte sonst unser Rath Sprenger die Ohren gespitzt bei einer solchen Neuigkeit! Ihr wußtet um den Vorgang und habt Eurem Herrn keine Meldung gemacht. Ihr habt Euch damals übel mit einem Witze herausgeholfen. Warum behieltet Ihr ein Geheimniß, was zuerst mitzutheilen Euch Gunst gewonnen hätte? Ich sage ein schweres Wort, Sprenger, aber ich sage es nach redlicher Prüfung vor Gott aus voller Ueberzeugung: Ihr schwiegt, weil Ihr selber mit verstrickt seid in diese Geschichte! Ihr habt ja überall die Hand im Spiel, warum nicht auch hier? Blickt mich an! schaut mir offen ins Auge! Seht! Ihr seid ein so gewürfelter Diplomat und könnt es nicht! Es soll Euch kein Leids geschehen, bei meinem fürstlichen Wort! Bekennt offen, damit die Unschuld nicht länger verfolgt werde, damit meine Seele Ruhe gewinne und — Sprenger — auch die Eure."

Der Rath erwiderte gefaßt, kaum merklich erregter als sonst: „Ich habe nichts zu bekennen. Spannt mich auf die Folter: ich kann kein Wort weiter berichten, als was Ihr selber schon erzählt habt."

„Ihr bekennt jetzt nicht zum erstenmale, Sprenger, Ihr habt schon bekannt, Ihr habt Euch schon verrathen!" rief die Gräfin und die schwache Stimme der kranken Frau war furchtbar anzuhören, wie des gewaltigsten Richters. „Habt Ihr Euch damals nicht schon als einen Wissenden verrathen, da Ihr, aus Eurer Achtlosigkeit erweckt, von dem Raub des Jesuiten Holthausen Kunde gabt, die Niemand wußte, die Niemand erfragt hatte? Seht, damals hat Euch der Teufel einen Strick gelegt, und trotz all Eurer Schlauheit habt Ihr damals bekannt, was, wie Ihr jetzt sagt, Euch selbst die Folter nicht herauspressen soll."

Ruhig erwiderte Sprenger: „Meine hohe Herrschaft kann

meinen Kopf fordern und ich muß ihn hingeben; aber keine Sylbe einer Antwort werdet Ihr mir abzwingen mit einer solchen Inquisition."

Die Gräfin schwieg. Sie fühlte, daß es auf diesem Wege nicht gehe. Mit tiefem innerem Widerwillen schlug sie andere Saiten an. Denn wie sie eben gesprochen, das war der Ton, wie er ihr jetzt so recht von Herzen ging. Sie bezwang sich um der Sache willen.

„Ihr seid ein alter Freund Riefeners?" fragte sie ruhiger und milder.

„Wir waren Schulgenossen und haben durchs ganze Leben zusammengehalten."

„Und erkennt Ihr es nicht als eine Pflicht der Freundschaft, mit mir gemeinsame Sache zu machen, daß ich siegreich für Euren Freund aus diesem Kampf wider seine übermächtigen Gegner hervorgehe?"

„Nein! gnädigste Gräfin. Ich habe für ihn gethan, was Freundespflicht war. Ich habe ihn gewarnt. Nun der phantastische Moralist aus reiner Grille seinen Kopf freiwillig in die Schlinge gesteckt, halte ich mich nicht verpflichtet, aus reiner Freundschaft den meinigen auch noch dazu zu stecken."

Die Gräfin überlief es kalt. Es dauerte eine Weile, bis sie das Gespräch fortsetzen konnte.

„Irre ich nicht, Sprenger, so seid Ihr Protestant?"

„Das ist eine kitzliche Frage. Kein Mensch, als Ihr, gestrenge Herrin, würde eine runde und klare Antwort darauf aus mir herausbringen. Es sind wunderliche Zeiten. Die beiden Religionen mengen sich im Lande noch immer stark durcheinander. Nichts als Kraut und Rüben, trotz des katholischen Eifers unsers gnädigsten Herrn. Da mache ich nun das Ding mit, so lange es geht. Meine Religion hat sich auch noch nicht recht abgeklärt, gerade wie die des hadamarischen Landes. Verbreitete ich nicht einen starken katholischen Geruch um mich, so hätten mich ja die Patres Jesuiten längst aus dem Kabinet Seiner gräflichen Gnaden hinausgebissen.

Aber um nun eine runde und klare Antwort zu geben, Euch — und Euch allein: — eigentlich bin ich ein Reformirter. Noch nie habe ich eine Messe besucht. Und vermuthlich werde ich auch für die nächste Zeit reformirt bleiben. Man hat doch auch seine Ueberzeugungen und so eine gewisse Anhänglichkeit an den ererbten Glauben, wie an einen alten Sessel, einen alten Tisch aus dem väterlichen Hause. Das Gewohnte ist immer das Bequemste, namentlich für ältere Leute."

Die Gräfin hatte den Rath um seine Religion befragt, weil sie voraussetzte, daß er Protestant sei, und ihn beschwören wollte, um des bedrängten Glaubens willen den Glaubensgenossen wenigstens retten zu helfen, wenn er den Freund nicht retten wolle. Allein als sie jenes wunderliche Bekenntniß vernommen, wandte sie sich voll Abscheu hinweg. Nach ihrer strengen Auffassung hätte eine solche Lästerung den Tod verdient, so gut wie Raub und Mord, und sie wußte nicht was schrecklicher sei, solche Glaubenslosigkeit selber, oder der leichtfertig spöttische Ton, in welchem der Rath sein Bekenntniß abgelegt hatte. Diese Vortragsweise, die oft zur übermüthigsten Satyre ausartete, war ihm aber ganz zur andern Natur geworden; denn durch den leichten Spott, den er über alles ausgoß, hatte Sprenger zuerst des Grafen Gunst gewonnen, der vor allen Dingen heiter angeregt sein wollte. Er durfte sich zuletzt auch das Keckste herausnehmen, wenn es nur witzig war und etwas zu lachen gab. Blos in Sachen der Religion mußte er seinem Spott und Witz den festesten Zaum anlegen. Hier verstand der Graf keinen Spaß, namentlich seit der Bekehrungseifer über ihn gekommen. Darum erschrak der Rath doch ein wenig, als er seine Rede beendet und den üblen Eindruck auf die noch viel strengere Gräfin wahrnahm. Allein die Worte waren einmal heraus, kein Mensch konnte sie wieder einfangen, und Sprenger beruhigte sich nach seiner Weise sehr rasch.

Nicht so die Gräfin. Sie konnte das Gespräch nicht weiter

führen. Doch trieb sie's, noch ein ernstes Wort dem verlorenen Manne zu sagen.

„Ihr habt nicht gestanden um der Wahrheit, nicht um der Gerechtigkeit willen, Ihr wollt Eurem Freunde nicht helfen um der Freundschaft willen und wenn man bei Eurem Bekenntniß Euch auffordern wollte, dem Glaubensgenossen beizuspringen, so würde das Hohn und Frevel sein. Aber sehet Euch für! Ihr werdet in dieser Verstocktheit nicht beharren. Das Gewissen ist wie das Auge, das kleinste Stäubchen, das hineinfliegt, schmerzt und brennt, gleich einer großen Wunde, und wir gewinnen keine Ruhe, bis die Ursache des Uebels wieder entfernt ist. Ihr werdet den großen Staub in Eurem Gewissen bald fühlen, Sprenger, ja Ihr fühlt ihn vielleicht jetzt schon. Kommt wieder zu mir, wenn Ihr ihn empfindet; obgleich wir jetzt in Groll und Bitterkeit scheiden, will ich Euch doch in Liebe wieder aufnehmen."

Dem Rath zuckte es seltsam um die Lippen. „Ihr seid eine Frau ohne Gleichen!" rief er — und es war als ob nun ein ganz Anderer spreche. — „Ich kann Euch heute nichts weiteres sagen, und wenn Ihr noch so gewaltig an mein Gewissen pocht. Aber Ihr sollt Alles erfahren, wann die Zeit gekommen ist — in den nächsten Tagen schon. Ich habe schon Manchem Widerstand geleistet, der sich dessen nicht versah; Ihr aber biegt und hämmert auch den härtesten Gesellen weich, wie der Schmied das feurige Eisen."

„Morgen sehen wir uns wieder!" rief die Gräfin.

Der Rath verbeugte sich schweigend und ging.

Der nächste Morgen kam. Der Rath ward ängstlich im Gemache der Gräfin erwartet; er kam nicht. Man sandte nach ihm; er war nirgends zu finden. Der Graf vermißte seinen vertrauten Diener bei der Tafel. Man gerieth in Unruhe; man ließ nach Sprenger suchen. Alles blieb erfolglos. Die nächsten Tage vergingen. Der gräfliche Rath war spurlos verschwunden. Auf seinem Zimmer fand man Alles wohlgeordnet wie gewöhnlich. Er war in früher Morgenstunde

ausgeritten in den Wald gegen die westliche Gränze der Grafschaft. Seitdem hatte ihn Niemand wiedergesehen. Die schlimmsten Gerüchte kreuzten sich. Der alte Mann sollte da und dort verunglückt sein, erschlagen; am wahrscheinlichsten war es noch, daß er gleich den Priestern weggeführt worden war von einem holländischen Streifcorps.

Den größten Schrecken erregte Sprengers Verschwinden bei der Gräfin; sie harrte auf jede Kunde über den Verkommenen, wie wenn er ihr Sohn gewesen wäre. Sprenger war der Einzige, der neues Licht in die Niesener'sche Angelegenheit bringen konnte; er war mürbe geworden, er hatte es zugesagt — nun war mit einemmale jede Spur von ihm verloren und damit auch für die Gräfin jede Hoffnung, daß sie von ihrem Gemahl die Zurückforderung des geraubten Pfarrers jemals zu Recht fordern könne.

Nach fünf in bangem Warten verschwundenen Tagen begann die Gräfin in tiefe Betrübniß zu versinken; nur religiöser Trost vermochte sie noch aufzurichten.

Da brachte ein reitender Bote aus Hachenburg einen Brief an Gräfin Ursula von Nassau-Hadamar. Er lautete wie folgt:

„Ew. hochgräflichen Gnaden habe ich, da Sie am letzten Mittwoch so heftig in mich drangen, Aufschlüsse versprochen über die Sache des Pfarrer Niesener. Hier gebe ich sie. Der Pfarrer ist ganz unschuldig. Er lebte in seinen Büchern und wußte nichts von dem Versteck und den Verkappungen der katholischen Priester, wie er überhaupt von der Welt nichts weiß. Ich allein im ganzen Lande kannte den Plan, der zum Schutze der Priester entworfen war, im Einzelnen so genau wie im Ganzen. Denn ich allein habe den Plan gemacht und Seine hochgräfliche Gnaden, meinen Herrn ausgenommen, war er vor keines andern Menschen Auge gekommen. Einzelne vertraute Männer wußten wohl, wo und wie einzelne Priester versteckt waren, von Allen wußte ich es allein. So bin ich es denn auch gewesen, der die Pfaffen den Hol-

ländern verrathen hat. Die Bekehrungsseuche, die statt der Pest, der spanischen Schwachheit und anderer Krankheiten, womit wir in vorigen Jahren heimgesucht waren, jetzt über das Land hereingebrochen ist, ärgerte mich, und zwar um so mehr, als ich als Protestant bei Hof die katholische Maskerade spielen mußte. Um meinem Aerger Luft zu machen, zeigte ich den Holländern das Versteck der Priester an, damit es auch bei uns einmal eine recht lustige Pfaffenhetze gäbe, gleichsam ein ganz kunstreich eingestelltes Jagen auf dieses Schwarzwild, so jagdgerecht, wie man's noch nirgends erlebt. Es gelang bewundernswürdig. Dies ist die Wahrheit; ich schwöre es Euch.

Ich sage Euch, gnädigste Frau Gräfin, wie meinem gnädigsten Herrn Grafen, meinen unterthänigsten Dank für die vielen Gnaden, die ich an Dero Hofe genossen. Nach meinen Kräften bin ich doch wohl eifrig in meinem Dienste und meiner Herrschaft treu ergeben gewesen, wenn ich auch manchmal den Schalksnarren spielte, und meinen Humor, den der Herr Graf im Wort so sehr liebte, hinter seinem Rücken auch mitunter in die That übersetzte. Ich wäre gewiß noch lange in Hadamar geblieben. Aber wie Ihr mir am Mittwoch so schonungslos den Spiegel vorhieltet, wie Ihr mir so mächtig ins Gewissen hinein redetet, da ergriff mich's, daß ich's für eine Schande hielt, länger als ein zwiegefärbter Mann an Eurem Hofe mein Spiel zu treiben. Und daß ich den Streich mit den Pfaffen eingestehe, auch dies habt Ihr allein zu Wege gebracht. Gäb' es einen Pfarrer, der Einem das Herz umwenden könnte mit einer langen Predigt, wie Ihr mit drei Worten, ich ginge wahrhaftig jeden Sonntag in die Kirche. So wie ich aber gestand, war natürlich meines Bleibens in Hadamar nicht mehr. Ich beschlief die Sache noch einmal, doch Eure Worte dröhnten mir immer mächtiger in den Ohren, und so ritt ich des andern Morgens auf und davon. Ich bin hier auf sicherem Boden. Mehrere protestantische Fürsten haben mir ihre Dienste angetragen.

Meinen Dank für Eure Huld und Gnade, Gottes Lohn für Eure Vermahnungen, und Gottes Segen auf das ganze gräfliche Haus von Nassau-Hadamar.

Ew. hochgräflichen Gnaden
unterthänigster Diener
M. Christoph Sprenger,
weiland gräfl. nass. Rath."

Eine nähere Untersuchung bestätigte die Wahrheit von Sprengers Geständniß. Der Graf war so großmüthig, oder so politisch, seinen ehemaligen Rath, der seit Jahr und Tag um alle seine Geheimnisse wußte, nicht weiter zu verfolgen. Ja er schickte ihm seinen in Hadamar zurückgelassenen Hausrath mit freier Fuhre nach Hachenburg hinüber, um den Rath Sprenger vollständig, wie er sagte, mit Sack und Pack los zu sein.

Vierzehn Tage nachdem Sprengers Brief in Hadamar eingelaufen war, erhielt Riesener in Köln von seinem Kerkermeister die Freiheit angekündigt. Johann Ludwig hielt Wort. Der Kurfürst war anfangs zäh wie Sohlenleder und that wie wenn er statt des Pfarrers von Rennerod den höchsten protestantischen Reichsfürsten ausliefern solle. Aber der Hadamarer donnerte so gewaltig, daß der Kurfürst voll Aerger und Verwunderung nachgab. Der Graf fühlte sich nämlich um so freier in der Sache, als er eben ein förmliches Jesuitencollegium in Hadamar anzulegen begann, und bei einem so glänzenden Beweis seines katholischen Eifers einem Kurfürsten von Köln schon auch einmal wegen eines einzelnen reformirten Pfaffen auftrumpfen konnte.

Riesener eilte sofort zurück in die Heimath, zu Fuß, ohne Bedeckung, Gottes Schutz vertrauend. Das war ein großes Wagestück in jenen Tagen; aber es ließ dem Pfarrer nicht Ruhe, Tage oder Wochen auf eine sichere Gelegenheit zu warten. Nur sein geistliches Gewand hatte er mit dem Rocke eines Kölner Bürgers vertauscht, sonst wäre er schwerlich eine Meile weit gekommen. Wo ihn im Dickicht oder bei sinken-

der Nacht die Furcht überfiel, da sprach er vor sich die Worte des Psalms: „Ob ich schon wandere im finstern Thal, fürcht' ich keinen Unfall; denn der Herr ist bei mir," — und ward wieder stark und muthig.

So kam er am Abend des dritten Tages nach Hadamar. Mit dem Staub des Weges auf seinen Schuhen, eilte er, ungesehen, Niemand begrüßend, in das Schloß, um der Gräfin, die ihm allein die Freiheit gewonnen haben konnte, seinen Dank darzubringen und Gottes Segen zu verheißen.

Als er die Treppe zu den Gemächern der Gräfin hinaufstieg, war er erstaunt, einen Hellebardirer vor ihrer Thüre aufgestellt zu finden. Er rief der Wache zu, die gleichfalls verwundert auf den staubbedeckten Wanderer schaute, daß er zur gnädigen Frau Gräfin geführt zu werden wünsche, und als ihn die Wache noch immer erstaunt und fragend ansah, statt zu antworten, fügte er mit erhobener Stimme bei, er sei der Pfarrer Niesener von Rennerod, man werde ihm gewiß eine Audienz von wenigen Augenblicken nicht versagen.

Da öffnete sich eine Seitenthüre, der Graf Johann Ludwig trat heraus, faßte den Pfarrer bei der Hand, die er, der stolze Graf, in schweigender Erwiderung auf Nieseners Begrüßung wie die Hand eines Freundes drückte, und führte ihn selber in das Zimmer der Gräfin.

Kerzen flammten in dem dunklen, schwarz ausgeschlagenen Gemach, Blumen hauchten einen betäubenden Duft, ein Sarg stand in der Mitte des Zimmers, und um den Sarg knieete betend der Gräfin Hausgesinde und ihr Hofprediger einträchtig neben den Jesuiten des Grafen. Im Sarge lag der entseelte Leib der Gräfin Ursula, die hohen, adeligen Züge unentstellt, nur friedlicher und versöhnter als im Leben.

Niesener brach bei diesem Anblick in Thränen aus, und der Graf weinte mit ihm und stützte sich auf den Arm dessen, den er bis dahin seinen Todfeind genannt, als seien sie ihr lebenlang Todfreunde gewesen.

Als Beide sich gesammelt hatten, knieete der Pfarrer

nieder an dem Sarge und betete lange im Stillen, dann sprach er vernehmlich die Worte: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, sie ruhen aus von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach." Auch die Jesuiten sprachen „Amen!"

Niesener erhob sich, verneigte sich gegen den Grafen und entfernte sich schweigend.

Eine verfrühte Niederkunft hatte der Gräfin den jähen Tod gebracht. Noch kurz vor ihrem Ende hatte sie, ihres Versprechens gegen Niesener eingedenk, denselben ihrem Vater zu einer Pfarrei im Lippe'schen empfohlen. Der vielgeprüfte Mann fand in der That dort Ruhe für den Rest seines Lebens.

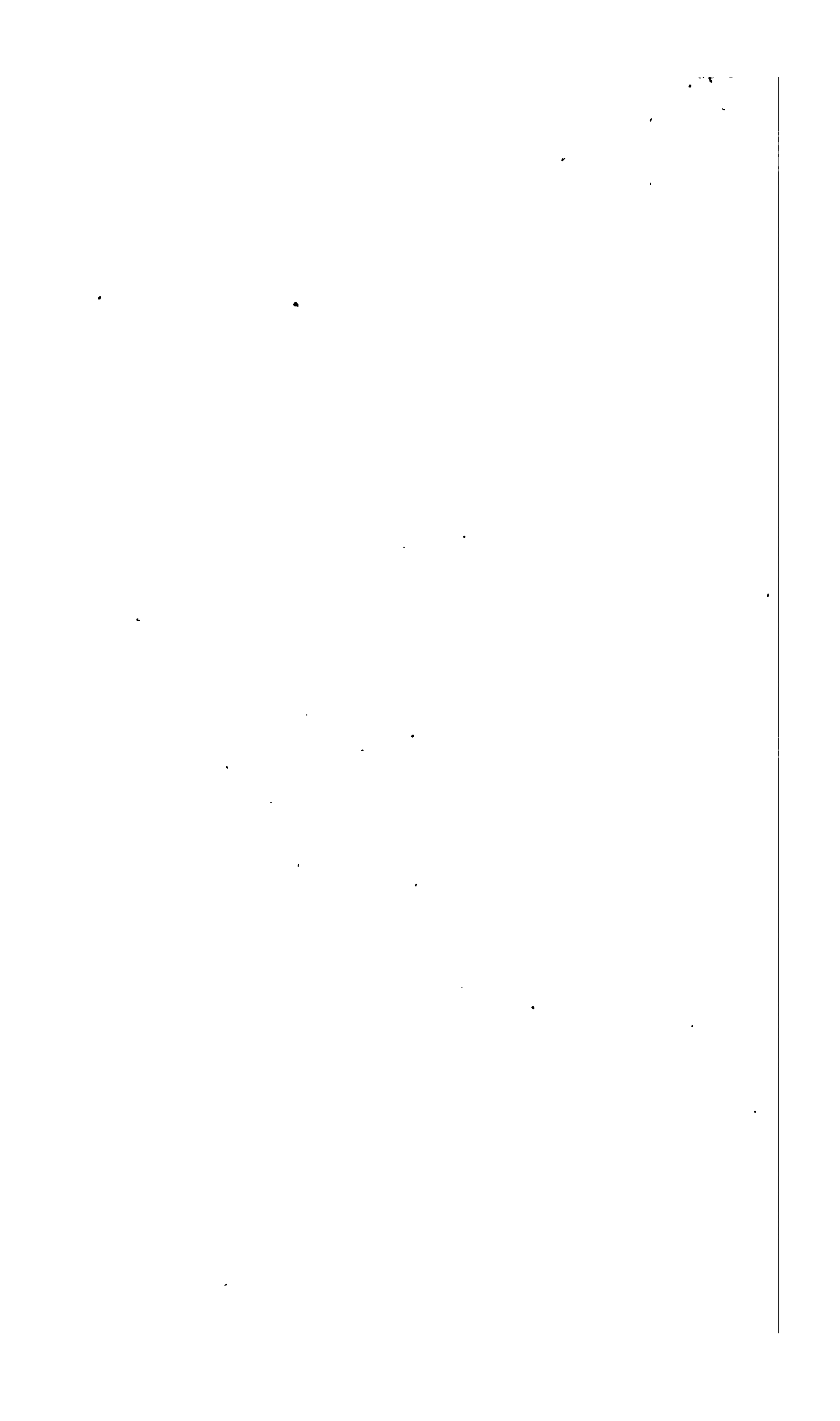
Als der Zustand der edlen Frau hoffnungslos zu werden begann, begehrte sie die Tröstungen ihres Predigers. Aber statt dessen schickte man ihr drei Jesuiten, die an dem schmerzhaften Sterbelager ihre ganze Beredsamkeit, die vereinte Kunst ihrer Dialektik und Sophistik aufboten, um diese Seele wenigstens noch in der letzten Stunde der katholischen Kirche zuzuführen. Groß im stillen Dulden ertrug Gräfin Ursula die Geistesmarter der dreifachen Bekehrungsversuche neben den körperlichen Leiden. Während die Patres demonstrirten, betete sie leise für sich in den Formeln des Glaubens, der ihr von Gott zur Stütze ihres ganzen Lebens geschenkt worden war. Das Kind, welches sie gebar, ward, obgleich es nicht eine Stunde lebte, und obgleich eine Prinzessin, doch von den Jesuiten geschwind nach katholischem Ritus getauft, und so wenigstens diese Eine Seele gerettet. Die Mutter aber starb, wie sie gelebt, getreu ihrem Wahlspruch:

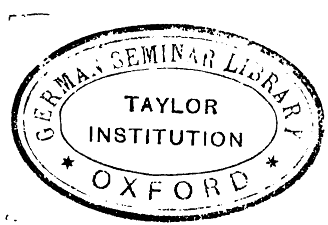
„Im Glauben fest."



Meister Martin Hildebrand.

(1847.)





Einen würdigeren Greis habe ich niemals gesehen als den alten Schlossermeister Martin Hildebrand, den Patriarchen meiner Vaterstadt; in kräftigeren Jahren gewaltig mit Zange und Hammer, in alten Tagen gewaltig im Rath und in der Rede und in traulicher Erzählung aus vergangener Zeit.

Der alte Hildebrand war der letzte Mann im Orte, der noch einen Zopf trug, den einzigen ächten Zopf, den ich noch mit meinen Augen geschaut. Kein böser Bube hätte ihn drum zu höhnen gewagt.

Vornehm und Gering hatten Respekt vor dem Meister, und unter den Handwerksleuten galt er dazu für ein Licht der Gelehrsamkeit. Doch war ihm dieser Ruf erst mit der Muße des Alters gekommen, denn vordem hatte er keine Zeit gehabt, gelehrt zu werden. Als ihm aber die Schlosserarbeit zu sauer ward und sein Sohn ein tüchtiger Meister im Geschäft geworden war, begann der Alte fleißig zu lesen, namentlich in alten Chroniken und in geistlichen Büchern.

Die Gottesgelahrtheit hätte er gerne ausergründet; denn er war ein heftiger lutherischer Christ, und ein strenger Wächter der reinen Lehre. Darum hatte ihm die Vereinigung des lutherischen und reformirten Bekenntnisses viel Gewissensangst gemacht, und wenn am Reformationsfeste, das zugleich zu einer Feier der Union geworden, der Pfarrer ausgangs der Predigt die beiden großen Reformatoren mit Namen anrief, dann paßte der alte Hildebrand auf wie ein Hechelmacher, ob er Luther zuerst nannte oder Zwingli.

Allein so viel er auch grübelte über Gottes Wort und

sich seine eigenen Gedanken darüber machte, so schwieg er doch meist von diesen Dingen vor Anderen, und wo man ihn fürwitzig darüber ausfragen wollte, antwortete er höchstens durch ein Lächeln, gleich als wolle er sagen, er könne wohl wunderbare Geheimnisse verkünden, aber die Siegel seines Geistes sollten verschlossen bleiben. Oder er fuhr auch die Fragenden hart an, hieß sie arbeiten und beten, und das Weitere in Demuth unserm Herrgott anheimgeben.

Ein ganz anderer Mann war aber der alte Hildebrand, wenn man ihn im Kreis der Freunde des Hauses auf die Erlebnisse seiner früheren Jahre brachte. Da redete er wie ein Buch, und oft auch herrlicher wie manch ein Buch, und die Zuhörer, wenn sie gleich dieselbe Erzählung schon sechsmal von ihm gehört, hingen doch an seinem Munde, als künde er ihnen die neueste Mähr. Denn man spürte, der Erzähler war ein ganzer Mann, der ein reiches Leben durchgekämpft mit hellem Aug' und muthigem Herzen, darum, wenn man eine von seinen kleinen Geschichten anhörte, so war es Einem, als schaute man zugleich auf ein Blatt aus der großen Menschengeschichte, denn hier wie dort hatte der Finger Gottes sichtbar sein Zeichen eingeschrieben.

Da pflegte dann wohl der alte Mann zu sagen, stolz über den Beifall seiner Zuhörer: wenn er nur einmal seine Erinnerungen, und was ihm so mit diesen durch die Seele ziehe, niederschreiben könne, das solle doch eine ergötzliche Chronik geben, wohl werth, an den langen Winterabenden darein zu lesen.

Nun geschah's, daß der alte Hildebrand, der nie ernstlich krank gewesen, im achtundsechzigsten Lebensjahre plötzlich von einem Fieber überwältigt wurde, welches ihn, eben weil er kein Gewohnheitspatient, um so furchtbarer schüttelte. Schwer und langsam genas der Alte, monatelang mußte er das Bett und Zimmer hüten.

Da lag oder saß er träumend, Gedanken spinnend so manchen lieben langen Tag und durfte kein Glied rühren,

auch nicht viel sprechen. Und oftmals leuchtete sein Aug, als schaue es hinein in unaussprechliche Herrlichkeit, oft rollte es unstät und fast zornig, gleich als ergrimme der Geist darüber, daß er so hohe und heimliche Dinge schaue und sie doch nicht gestalten, nicht festhalten und keiner andern Menschenseele mittheilen könne.

Als er sich allmählig zu erholen begann, griff er zum Schnitzmesser und machte allerlei drollige Holzfiguren zum Spielzeug für seine Enkel. Aber sein Geist war nicht bei dieser Arbeit. Er schob sie darum wieder bei Seite, und wo er eine heimliche Stunde fand, da holte er sich nun Papier und Feder zu seinem Großvatersitz am Ofen und schrieb oft halbe Tage lang, ganz im Stillen, und sagte und zeigte Niemanden, was er schrieb, und nicht einmal seiner Frau, der er sonst alles sagte und zeigte. Wann er aber geschrieben hatte, dann kam allemal eine selige Ruhe und Versöhnung über sein Gemüth, so daß seine Frau oft sprach, es scheine, ihr Martin schreibe sich gesund, das sei ihr genug, und sie wolle gar nicht weiter wissen, was er eigentlich schreibe.

So ging es den langen Winter hindurch. Als aber das Frühjahr kam, war der alte Hildebrand wieder bei vollen Kräften. Da machte er auch dem Schreiben ein Ende.

Am Abend des Ostersonntags sprach er zu seiner Frau: „Wie ich so zwischen Leben und Sterben lag, gebrochenen Leibes, da wurde es wunderbar helle vor meinen inneren Sinnen. Ich schaute zurück in die vergangenen Tage, und alle die Geschichten, die ich euch so oft erzählt, zogen wieder an mir vorüber, aber weit deutlicher und genauer als je vorher. Ja ich entsann mich nun des Kleinsten, was ich längst vergessen, ich lebte meine ganze Jugend noch einmal durch, und jeder Tag der alten Zeit lag vor mir wie im lichtesten Sonnenschein. Aber auch ergötzliche Traumbilder traten hinzu und verschlangen sich mit meinen klaren Erinnerungen wie zu einem Mährchen oder Gedicht. Es waren

keine eitlen Träume, denn gerade in ihnen war die Führung Gottes durch meinen ganzen Lebenslauf versinnbildet. So ungefähr muß es im Himmel oder auch in der Hölle sein, daß wir klar wieder schauen jeglichen Tag, den wir auf Erden verlebt, doch aber nicht im irdischen Licht, sondern im Glanze der himmlischen Herrlichkeit oder im Widerschein des höllischen Feuers. Als ich nun genas, da wühlte es in mir, und ich hatte nicht Ruhe, bis ich diese Erinnerungen alle aufgezeichnet, wie sie in meinem Geiste neu und verklärt auferstanden waren, während mein Leib in Schmerzen gefesselt lag. Da überströmte mich das selige Gefühl der Genesung, das ich nie zuvor gekannt — gleich wie Einer, der sich nie auf die Haut naß regnen läßt, gar nicht weiß, welche Wonne es ist, trockene Kleider anzulegen."

Mit diesen Worten übergab der Meister seiner Ehefrau die Handschrift; sie führte den Titel: „Chronik des Meisters Martin Hildebrand."

Mitten aus den Blättern aber nahm er vorerst einen Abschnitt heraus, von dem er der Frau sagte, sie möge ihn für sich ansehen wie eine Widmung des Buches. Und nachdem sich die beiden Alten die Sessel zurecht gerückt, begann der Meister zu lesen, was folgt.

I. In der Herberge.

Ich, Martin Hildebrand, habe mir auf den linken Arm drei Buchstaben eingeritzt — A. E. S. — und um die Buchstaben ein Herz als Rahmen gezeichnet. Das that ich in meinem zwanzigsten Jahre, da ich von Hause weg auf die Wanderschaft ging. Die Buchstaben heißen Anna Elisabeth Schaufflerin, und alle Linien waren mit Pulver ausgeätzt, daß sie nicht zuwüchsen, und ich den lieben Schatz in der Fremde niemals vergessen möchte.

Sechs Jahre lang bin ich umhergezogen und bis ins

Ungarland, Mähren und Böhmen gekommen; durch Sachsen und Thüringen aber zurückmarschirt. Von der ganzen großen Wanderschaft hab' ich weiter nichts mitgebracht als das rechte Gerück und Geschick in der Werkstatt, was den Meister macht, und beinahe einen Schnurrbart, den ich mir bei den Ungarn wachsen ließ: ein solcher war damals in deutschen Landen noch eine große Rarität.

Bei all dem Wandel und Wechsel in der Fremde ist mir nichts treu geblieben als mein lustig Gemüth und der schwere Knotenstock, den ich mir vor dem Ausmarsch in unsern Westerwälder Bergen von einer Eiche geschnitten und, wie's einem Schlossergesellen zukommt, mit fingerslanger eiserner Zwinge selbst beschlagen habe.

Ich will dir aber jetzt eine Geschichte erzählen, die mir im letzten Jahre vor der Heimkehr begegnet ist. Wenn ich daran denke, wird mir's zu Muth, wie wenn man auf dem Kirchhof umhergeht und auf den Kreuzen liest und nach einem bekannten Namen sucht.

Als Sinnspruch will ich dieser Geschichte die Bitte aus dem Vaterunser vorsetzen: „Führ' uns nicht in Versuchung!"

So mir's recht gedenkt, war es im August 1779, als ich mit einem guten Kameraden, einem Schreinergesellen aus Holstein, die Werra hinab gen Münden zog. Der Fluß hat gar friedliche, liebliche Ufer; niedrige Berge, aber hier ein Wäldchen, dort eine Wiese, eine Burg, ein Dorf. In einem schönen Land ist der Wandersmann leicht guter Dinge. Darum plauderten wir recht vergnüglich, sangen, pfiffen und schritten im Takte drauf los, als wir am schönsten Sommermorgen das Städtchen Witzenhausen erreichten.

Es sieht etwas altmodisch aus, und gerade deshalb um so traulicher. Auf den Hügeln jenseit der Brücke wächst der bekannte Wein, mit dem man in ganz Hessenland den Kindern droht, wenn sie nicht zur Schule wollen. Als wir durch den Thorthurm schritten, ließen die Sträflinge, die oben hinter den Gittern saßen, eine abgeschnittene Strumpfferse an einer

langen Schnur vor uns herunter, um von unserer Mildthätigkeit ein paar Pfennige zu angeln. Die Thorwache saß daneben, den Pfeifenstummel im Mund und schaute gemüthlich dem Fischzuge zu. Es war damals noch kein so gestrenges Regiment wie heute, und die Welt stand fest, so wie so.

Die Schlosserherberge in Witzenhausen führt als Zeichen einen großen Schlüssel über der Hausthür. Sanct Peter könnte ihn zum Himmelsschlüssel brauchen.

Drinnen in der Schenkstube hängt ein seltenes Kunststück am Deckbalken, das vor langen Jahren ein wandernder Schlossergesell gestiftet hat, der seine Zeche nicht bezahlen konnte. Es ist eine wunderliche Verschlingung von geraden und krummen Linien, die Kreuz und die Quer, alles in Eisen gearbeitet. Sieht man den Knäuel nur obenhin, dann wird man nirgends Gesetz und Sinn entdecken, wonach die Linien geführt seien; verfolgt man aber den Linienzug vom Mittelpunkte aus, dann kann man die Frakturbuchstaben des ganzen ABC's entziffern, die der Reihe nach in eine Figur gelegt sind.

Nur wer rechtschaffen gewandert ist, weiß, wie süß die Einkehr schmeckt; — wenn man vor der Hausthür zuerst forschend in die Tasche fühlt, ob da auch noch Kreuzer genug beisammen sind, einen guten Trunk zu zahlen, dann mit stolzer Zuversicht eintritt, den schweren Tornister abwirft und auf der Ofenbank die müden Glieder dehnt — es geht nichts über dies erkämpfte Behagen!

Das sollten wir hier nicht lange schmecken.

In der Herberge war eine seltsame Bewegung. Der Herbergsvater und seine Frau gingen in der Stube auf und ab, rathlos, wie es schien, zuweilen halblaut mit einander streitend. Dabei warfen sie häufig bald zornige, bald ängstliche Blicke auf zwei Frauenspersonen, die in dem hintersten Winkel der Stube saßen, von allen Gästen gemieden, von Allen argwöhnisch beobachtet.

Dort aber gewahrte ich ein ächtes braunes Zigeuner-

mädchen, schöner, als ich je eines bei diesen verfluchten Heiden gesehen. Um das pechschwarze Haar hatte sie ein feuerfarbenes Tuch wie einen Turban geschlungen, während arme Lumpen ihren Körper deckten. Ein älteres Weib ihres Stammes saß neben ihr.

Daheim in unsern Bergen kann man die Kinder dieses Volkes alle Tage sehen. Halbe Dörfer sind von Zigeunern bewohnt; sie reden freilich nicht mehr so wälsch und sind nicht mehr so diebisch wie die Wanderhorden. Aber wie diese seßhaften Zigeuner früher gewandert sind gleich den andern, so müssen sie dereinst auch wieder von ihren Sitzen fort, wann ihre Zeit erfüllet ist; denn das Wandern ist den Zigeunern als Gottes Fluch auferlegt, und so gab er dem Volke den Namen Zigeuner, indem er zu ihm sprach: Zieh einher! Wo aber in meinen jungen Tagen eine Wanderhorde der Zigeuner in ein offenes Dorf kam, da läutete man Sturm und die Bauern standen auf, als sei der Feind da und bewehrten sich, um Hab und Gut zu schützen.

Wir hatten kaum Platz genommen, da erhob sich das alte Zigeunerweib. „Kocht uns eine Suppe!" rief sie befehlend. Man kehrte sich nicht an ihren Ruf.

„Ich gebe Euch einen guten Rath fürs Vieh!" fügte sie nach einer Pause einschmeichelnd bei.

Aber die Wirthsleute blinzelten gegen einander und thaten, als ob sie nichts gehört hätten.

Das alte Weib merkte das und mochte leicht den Sinn errathen. „Wir haben Geld," rief sie hastig, „wir bezahlen so gut wie andere Leute." Und bei diesen Worten zog sie ein ledernes Beutelchen und ließ der Reihe nach wohl zehn blanke Thaler durch die knochigen Finger gleiten.

Aber die Wirthin faßte sich ein Herz und sagte: „Ihr könnt hier ausruhen und, wenn Ihr wollt, auch in unserm Stalle schlafen, aber Essen und Trinken haben wir nicht für Euch."

„Das sind böse Leute," sprach die Zigeunerin zu uns

herüber, „und uns hungert gar sehr, junger Bursche." Hierauf begann die Alte mit dem Mädchen rasch und heftig in ihrem Rothwälsch zu reden, welches der Teufel besser versteht als ich.

Ich ging zur Wirthin und fragte sie, warum sie denn den Weibern fürs Geld nichts zu essen geben wolle, da sie ihnen doch, was viel mehr sei, eine Schlafstätte angeboten habe?

Die Wirthin gab zur Antwort: „Man weiß nicht, ist es schlimmer grob sein oder freundlich sein gegen dieses Volk, das Einem der Satan ins Haus schickt. Sind wir ihnen grob, dann verhexen sie uns das Vieh, sind wir ihnen freundlich, dann stehlen sie uns die Herberge aus. Wo aber ein Zigeuner schläft, da stiehlt er nie; dagegen wo er ißt oder trinkt, beraubt er den Wirth. Wäret Ihr nicht von heute, junger Freund, dann wüßtet Ihr wohl, daß auf weit und breit kein Mensch diesem Volke etwas zu essen geben mag, und zeigte die Hexe gleich eben so viele Goldstücke, als sie vorhin gestohlene Thaler gezeigt hat."

Ein Handwerksbursche, der schon oft Hunger gelitten, weiß, daß der Hunger auf der Wanderschaft ein doppelt bitteres Kraut ist. Darum, als die Wirthin mir und meinem Kameraden den Tisch deckte, konnte ich's doch nicht übers Herz bringen, und winkte den Zigeunerinnen herbei, daß sie mit uns essen sollten.

Sie waren auch nicht träg', die Einladung anzunehmen.

Aber nun hättest du die Wirthin sehen müssen! Wüthend kam sie herbeigesprungen und riß uns sammt den heidnischen Weibern die Schüssel weg und rief: „Ihr seid so wenig werth, daß Ihr etwas zu essen kriegt, wie das Zigeunervolk; denn Ihr wollt sie zum Diebstahl in meinem Hause verleiten." Und zu gleicher Zeit faßte mich der Herbergsvater bei der Halsbinde. Da aber sprang mein Kamerad auf, wie der gehörnte Siegfried im Heldenbuch und brüllte den uralten Kriegsruf der Handwerksbursche, wenn's zum Prügeln geht: „Auf ihn, er ist von Ulm!" und hobelte als der tapferste

Schreinergesell den Herbergsvater mit seinen beiden Fäusten weidlich ab. Die andern Leute aus der Schenkstube aber sprangen dem Wirth zu Hülfe. Hei wie schlugen wir da drein und zeigten dem Gesindel, daß ein deutscher Handwerksbursche nicht bloß mit dem Hut in der Hand, sondern auch mit den Fäusten fechten kann! Aber bald war ich Hammer und Ambos zugleich, allmählig mehr Ambos als Hammer, und nach acht Minuten standen wir beide unter Sanct Peters Himmelsschlüssel vor der Hausthür, und die Zigeunerweiber mit uns, und auf meinen zerrissenen Rock deutend, von dem die Fetzen abfielen und auf meine blutende Nase, rief mir der Herbergsvater höhnend aus dem Fenster nach: „Wo man haut, da fallen Späne."

So zogen wir fürbaß, und schon kam mir die Reue, daß ich den Burgfrieden der Herberge meines eigenen Zeichens gebrochen hatte.

Die Alte bot uns zum Danke, gleichsam als Feldzulage nach bestandener Schlacht, ein Stück Geld an. Wir nahmen's aber nicht, obgleich es eine gar verlockend glitzernde funkelneue Münze war.

Da trat das braune Mädchen zu mir, drückte mir die Hand, schaute mich mit den großen schwarzen Augen durchdringend an und flüsterte mir ein paar Worte ins Ohr.

Die hab' ich nicht verstanden. —

Aber ihren Blick habe ich verstanden und den Druck der Hand. Solch ein Zigeunermädchen war mir wahrhaftig noch nicht vorgekommen.

Die Alte fragte, wohin wir unsern Weg zu nehmen gedächten. Der Holsteiner aber sprach: „Ich will Euch mit einem Zigeunerspruch antworten: Wir gehen, wohin uns unsre große Zeh weist. Euch aber bitte ich, lasset die Eurige nach einer anderen Weltgegend schauen. Denn prügeln ließen wir uns wohl für Euch, aber Kameradschaft mit Euch machen, mögen wir nicht."

So trennten wir uns.

Mein Kamerad aber rieb sich im Marschiren noch lange den Rücken, den ihm die wuchtigen Fäuste der Witzenhäuser braun und blau geschlagen, und wir schritten aus im Takte der Verse, die er dazu sang:

„Können wir uns nicht vertragen,
So thun wir uns brav schlagen
Und alles mit der Hand:
— das ist der Handwerksstand."

II. Beim Wildhüter.

Von Witzenhausen zieht sich ein mächtiger Wald gegen Kassel hinüber. Es müssen hohe Stämme dort stehen und dichtverschlungenes Gebüsch; denn als wir in der stillen Mitternacht durch die langgedehnten Forste wanderten, konnten wir kaum den Pfad unter unsern Füßen erkennen, obgleich der Himmel ganz sternhell war, und stießen bald wider die Aeste, bald wider die Wurzeln, so tief dunkel schattete das Laubwerk. Der Tag war schwül gewesen, und hätten uns nicht die ungastlichen Witzenhäuser zum Nachtmarsch gezwungen, so würden wir diesen wohl erquicklich gefunden haben: denn ein Gewitter hatte inzwischen die kochende Luft gekühlt. Das Gras war noch naß, und wenn ein Luftzug ging, schüttelte er schwere Tropfen von den Blättern, sonst aber ist's wieder ganz still und feierlich geworden über das weite Land hin, und hier und dort hat sich sogar ein verspätetes Johanniswürmchen, das den Juni und Juli überlebte, nach dem Regen hervorgemacht, und leuchtete freundlich aus dem dunkeln Grase.

Mein Kamerad, der Holsteiner, war in der Gegend wohlbekannt, denn er hatte früher einmal hier in Arbeit gestanden. Er wußte rechts und links Bescheid und konnte fast von jedem Plätzchen eine Geschichte erzählen, bald traurig, bald lustig, wie sie in den Spinnstuben von Mund zu Mund gehen.

Gedenk' ich jetzt solcher Schnurren und Wandergeschichten, dann geht mir das Herz auf, wie's einem alten Fuhrmann durch alle Glieder zuckt, wenn er mit der Peitsche klatschen hört; aber damals verwünschte ich die Historien des Holsteiners, denn ich hatte meine eigenen Gedanken im Kopf, denen ich nachhängen wollte. Besonders kam mir das Zigeunermädchen nicht aus dem Sinn. War mir's doch, als ob ich sie schon einmal gesehen hätte, — ich glaub' im Böhmerwalde, wo sie mit einer Truppe zog, die in den Scheunen für Geld Kunststücke machte. Jetzt aber hatte ich eine merkwürdige Aehnlichkeit entdeckt zwischen ihr und der Schaufflerin, meinem Schatz, namentlich war es die Nase des Heidenkindes, die mich erschreckte, denn sie war der Nase meiner Anna Elisabeth gleich wie ein Ei dem andern. Und dann ergrimmte mich's wieder recht bis in die Eingeweide hinein, daß man den hungrigen Wanderern nichts zu essen gegeben und uns allesammt geprügelt und vor die Thüre geworfen hatte. Solch ein Schimpf war mir noch in keiner Herberge widerfahren.

Mein Kamerad hatte eben ein erbauliches Nachtstück von einem benachbarten Galgen erzählt, den er ganz allein um Mitternacht erklettert hatte, um von dem dorrenden Gerippe eines dort aufs Rad geflochtenen Diebes die Finger zu stehlen (denn ein Diebsfinger ist zu mancherlei Dingen nütze); und als wir an Kauffungen vorbei gingen, hatte er von diesen Fingern einen ganz natürlichen Uebergang gefunden zu den Fingern jener Nonne von Kauffungen, die dreißig Jahre lang deutlich abgedrückt zu sehen waren auf dem Backen der Aebtissin ihres Klosters, nämlich in Folge einer ungeheueren Ohrfeige, welche die Nonne ihrer Aebtissin gegeben, weil dieselbe über dem Mittagessen allezeit Messe und Prozession versäumte. Da fügte es sich denn auch wieder ganz natürlich, daß mein Kamerad von dieser Ohrfeige auf die feuerfesten Großallmenroder Schmelztiegel zu reden kam, denn von fernher schimmerten uns eben die Lichter des fleißigen Ortes entgegen.

Plötzlich aber hielt er an.

„Habt Ihr nicht eine dunkle Gestalt da vorn über den Hügel schleichen sehen?“ fragte er, als wir an ein Plätzchen gekommen waren, wo der Wald sich lichtete.

Ich hatte nichts gesehen.

Aber der Kamerad hatte genug gesehen, um sogleich wieder eine neue Geschichte daran zu knüpfen. „Der Hügel,“ sprach er, „ist mir wohl bekannt. Wenn ich früher an Sonntags Nachmittagen nach Allmenrode ging, führte mich der Fußpfad darüber hin. In den sechziger Kriegsjahren warf dort ein hessischer Grenadierlieutenant einen französischen Reiterhauptmann im Scharmützel nieder. Als der Franzose am Boden lag und die Degenspitze des Hessen auf seiner Brust spürte, rief er jämmerlich um Pardon. Da zog der Hesse seinen Degen zurück, der Franzose aber raffte sich auf, zog sein Pistol und schoß den Mann, der ihm eben erst das Leben geschenkt, von hinten meuchlings durch den Kopf. Doch sollte ihm der Frevel keinen Gewinn bringen, denn am andern Tage ward er von den Luckner'schen Husaren niedergemacht. Jetzt reitet der Franzose Nachts um in diesem Wald, manchmal bin ich ihm begegnet“ — und er zog seine Korbflasche und nahm einen herzhaften Schluck Branntwein und betheuerte: „Dieser Trunk soll Gift sein, wenn ich dem Franzosen nicht begegnet bin“ — und fuhr dann fort: „Oben auf dem Hügel ist ein kleiner Stein, darauf steht die ganze Geschichte zu lesen. Vor ein paar Jahren war er halb versunken und bereits mit Moos überwachsen. Da machten wir uns — ein Paar Allmenroder Patrioten und ich — eines Sonntags früh auf, zogen mit Hacke und Stemmeisen heraus, richteten den Stein wieder gerade und kratzten das Moos ab, damit dem verrätherischen Reitersmann seine Schande auch für die Zukunft nicht geschenkt sei.“

Während der Holsteiner noch erzählte, brach ein Lichtschimmer durch die Zweige, der uns stutzig machte. Es war, als ob ein Feuer auf dem Hügel lodere, ungefähr bei dem

Denkstein. Bei meinem Kameraden aber war der Teufel los, als er den räthselhaften Feuerschein sah, denn er hatte Courage im Leib, war wirklich mitternachts allein auf den Galgen gestiegen, und wohl dürstete kein zweiter Schreinergesell im heiligen römischen Reich gleich ihm nach Abenteuern. Er blies sofort zum Angriff. Denn daß das Feuer kein irdisches sei, sondern mit dem französischen Reiter zusammenhänge, schien sonder Zweifel. Wir legten unsere eisenbezwingten Knotenstöcke ein, als seien es Lanzen, und brachen durchs Dickicht, den Hügel hinan, als säßen wir hoch auf dem Streitroß.

Oben auf dem freien Raume des Hügels angekommen, fanden wir nur ein verlassenes, schon verglimmendes wirkliches Feuer, welches keinerlei Spur höllischer Bestandtheile zeigte, dessen Rauch aber allerdings durch einen besonderen Geruch ausgezeichnet war: es roch nämlich, als ob in der Asche Kartoffeln brieten.

Seitwärts stand ein Wildhüterhäuschen. Von dorther hörten wir eine Weiberstimme. Da entbrannte dem Schreiner aufs neue die mannhafte Lust am Abenteuer. „Den Wildhüter kenne ich," rief er, „wer zum Teufel mag die Dirne sein, die er sich bei Nacht in seine Hütte eingethan? Halloh! Halloh!" — und er blies durch die hohle Hand ein Jagdsignal — „dem Wildhüter wollen wir sein Wild aufscheuchen!"

Tollen Muthes sprangen wir hinzu. Ich kam ihm vor und stieß mit dem Knotenstocke wider die schiefe Thür der Hütte. Es war eigentlich nur um anzuklopfen; allein im Sturm hatte ich den Stoß so übermüthig geführt, daß er zugleich die Thür aus allen Fugen riß.

Ein altes Weib mit einer Laterne sprang hervor und zog einen gewaltigen Stock zum Streiche aus. Aber als sie zu gleicher Zeit mir mit der Laterne ins Gesicht leuchtete und scharf mir Aug' in Auge geschaut, ließ sie den Prügel sinken.

„Ihr seid es?" rief sie erstaunt und änderte die streit-

gerüstete Stellung. „Ihr sollt mir allezeit freundlich gegrüßt sein, auch wenn Ihr Euch unfreundlich anmeldet!"

Es war die alte Zigeunerin, und das Mädchen mit dem feuerfarbenen Tuch saß in der Hütte.

„Tretet ein," fuhr die Alte mit einer Artigkeit fort, die nicht ohne Würde war. „Vorhin wolltet Ihr Euer Mahl mit uns theilen, jetzt theilen wir das unsrige mit Euch."

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen, und drückten uns in das Innere der Hütte, wo kaum Platz war, daß sich vier Personen lagern konnten.

Diese Wildhüterhäuschen sind ganz wie Indianerhütten gebaut in Gestalt eines Zuckerhutes, dessen Spitze ein großer Schirm von Flechtwerk mit Lehm bekleidet überragt, um das Einschlagen von Wind und Regen in den Rauchfang zu verhindern. Mit Lehm und Rasenstücken ist dann auch der ganze übrige Bau bedeckt. Innen ist höchstens eine Feuerstatt und eine Bank. Zu Zeiten schlägt der Wildhüter dort sein Lager auf, um von Stunde zu Stunde mit Schreien, Schießen und dem Gebell seiner Hunde das Hochwild zu verscheuchen, wenn es zur Atzung schaarenweis in die angrenzenden Saatfelder zieht. In solch eine verlassene Hütte hatten sich also für heute Nacht die beiden Zigeunerinnen einquartiert.

Unsere Wirthinnen theilten vor allen Dingen zur Besiegelung der Freundschaft ihr Mahl mit uns. Es waren Frühkartoffeln, die sie vermuthlich am Wege gestohlen und dann in dem geheimnißvollen Feuer gebraten hatten und breite Schnitten eines köstlichen Schinkens, den sie wohl auch nicht gekauft, gefunden oder geschenkt erhalten haben mochten.

Die alte Hexe trug meinem Kameraden das Mahl auf. Der schüttelte sich ein wenig, als er den Schmutz der Alten und der Hütte sah, murmelte aber dann das Sprüchlein, welches bei solchen Gelegenheiten herkömmlich ist: „Besser eine Laus im Gemüs als gar kein Fleisch" — und griff tapfer zu.

Mir aber legte das niedliche Mädchen die Speisen so anmuthig und reinlich vor, daß mir's köstlicher schmeckte, als hätte ich an des Fürsten Tafel gegessen.

Diese Zigeunerinnen — sonst so mißtrauisch und verschlossen gegen Jeden, der nicht ihres Stammes ist — waren gegen uns zuthunlich und liebreich geworden. Ihre freundliche Dankbarkeit däuchte mir wie die eines herrenlosen Hundes, dem man Brod gegeben hat, und der uns dann die Hand leckt und wedelnd hinter uns drein läuft. Und damit will ich nichts Schlimmes gesagt haben; im Gegentheil, es soll ein großes Lob sein. Ich meine, die Dankbarkeit dieser Zigeunerweiber erschien so hingebend mit Leib und Seele, wie man das leider nur noch bei den Hunden findet.

Besonders erzeigte mir das Mädchen mit dem feuerfarbenen Tuch im pechschwarzen Haar jeden erdenklichen Liebesdienst, redete mir so freundlich zu und schaute mich stets so dankbar an mit den großen glühenden Augen, daß mir das braune Heidenkind fast so schön wie das schönste Christenmädchen erscheinen wollte, besonders weil ihr die Nase meiner Elisabeth zwischen den funkelnden Augen saß.

Als wir satt gegessen hatten, faßte sie mich am Arm und sprach: „Ich will Euch die Schicksale Eurer Wanderfahrt prophezeien," und begann in den Linien meiner Hand zu lesen. Weil sie nun den Linienzug bis zur Handwurzel verfolgen wollte, so streifte sie mir den Rockärmel — es war am linken Arm — ein wenig zurück, und ihr scharfer Blick gewahrte das in den Arm geätzte Herz mit den Buchstaben A. E. S.

„Was bedeuten die Buchstaben?" fragte sie hastig.

Ich aber erwiderte mit besonders festem Nachdruck: „Das ist der Name meines Schatzes, der Anna Elisabeth Schaufflerin, daheim auf dem Westerwalde."

Und es war mir im Augenblicke, als sei das Herz mit den drei Buchstaben ein lichtstrahlender Engelschild, vor dem der Teufel zurückweichen müsse, und das heidnische Hexlein

stand da, als ob sie wie verblendet sei von den drei Buchstaben, schlug die Augen nieder und sprach kein Wort.

„Aber du hast mir ja nichts prophezeit?“ fragte ich.

„Ihr habt mich verwirrt — ich kann es jetzt nicht!“ rief sie, und ihre Stimme zitterte, daß ich erschrak. Sie fing hell zu weinen an, setzte sich in die hinterste Ecke des Raumes, verhüllte ihr Gesicht und redete kein Wort mehr.

Der Holsteiner hatte sich inzwischen so festgefahren bei der Alten, daß ich um guter Kameradschaft willen den Gedanken schon aufgeben mußte, heute Nacht noch weiter zu wandern. Die Zigeunerin erzählte ihm nämlich die seltsamsten Historien und Abenteuer, wie sie nur solches Volk an der Straße auflesen kann. Das war dem Schreinergesellen eine gemähte Wiese. Nie in seinem Leben hat er dem Pfarrer so andächtig zugehört wie der Hexe, und er sammelte in dieser einen Nacht Vorrath genug, um damit ein ganzes Jahr lang in allen Herbergen den lustigen Patron zu spielen.

Ich legte mich in einen Winkel und versuchte zu schlafen. Da erhub sich ein großer Kampf in meiner Seele. Vor meine Augen trat meine Elisabeth. Aber seltsam genug, wenn ich mir recht lange und getreu ihre Züge vorbildete, dann verwandelten sich dieselben, von der schönen Nase anfangend, allmählig in die Züge des Zigeunermädchens. Dann schalt ich mich selbst einen Esel, faßte mich, riß die Augen weit auf, schaute fest in die Ecke, wo das Kind saß. Sie hatte ihr Gesicht verhüllt, ich konnte die Nase nicht sehen, und der Spuk war vorbei. Ich dämmerte wieder ein und das Blendwerk begann von Neuem. Dergleichen hat noch kein Mensch erlebt. Denn wenn wir uns Gestalt und Gesicht einer abwesenden Braut oder des fernen Weibes recht getreu in der Seele vorbilden, dann ist dies sonst die kräftigste Stärkung der Treue, ja ein solches Bild ist ein wahrer Schild wider die Anfechtung. So lange wir uns dieses Bild noch recht klar ausmalen können, sind wir noch gar nicht

reif zur Treulosigkeit. Nun hatte ich's gerade umgekehrt: je schärfer ich mir das Bild der Braut auseinanderlegte, um so gewisser ward mir, daß diese Zigeunerin ja ganz die gleichen Züge habe, und was allen Andern ein Schild wider die Anfechtung, das ward mir ein Zauberspiegel der Versuchung. Und immer hub die teuflische Gaukelei wieder bei den verschwisterten Nasen an. Da begann ich meine Gedanken anders zu wenden. Wie sonst schlaflose Leute zwölfmal das Einmaleins sprechen, so wollte ich so lange und so genau meine ganze Liebesgeschichte mit der Schaufflerin noch einmal durchdenken bis ich darüber eingeschlafen oder des verhexten Zigeunergesichtes gänzlich quitt geworden wäre.

Also fing ich bedächtig von vorn an.

Elisabeth war die Tochter des fürstlichen Amtmannes Johannes Schauffler — das klingt gar hoch — und ich war nur ein Schlossergesell. Aber ich war guter Leute Kind und der Amtmann hatte zwölf Kinder und wo — ohne weiteren Vergleich — der Spanferkel viele sind, da fällt das Gespülicht dünn. Trotzdem ging die Sache, wie zu erwarten stand. Der alte Amtmann war teufelmäßig dazwischen gefahren, als er etwas von der Freundschaft zwischen seiner Tochter und dem Schlossergesellen verspürte. Denn er gehörte zur Dienerschaft und mein Vater zur Bürgerschaft; das war so gut als adelig und bürgerlich. So ward uns aller weitere Verkehr gewehrt.

Aber ein Schlossergesell läßt sich nicht so leicht aus dem Feld schlagen. Reden konnte ich nun nicht mehr mit meinem Schatz; wir konnten uns nur noch verstohlen und aus mäßiger Entfernung sehen, am Fenster, im Garten. Aber kann man nicht auch mit dem Mund zum Auge reden? Ich machte mir so meine eigenen Gedanken darüber. Der Mund spricht in doppelter Weise. Innen bildet er die Tonformen des Wortes aus, aber zugleich spiegelt sich in dem fein abgestuften Gestaltenwechsel der bewegten Lippen nach außen sichtbarlich die Tonform. Wer taub ist, der sieht's den Leuten am Mund

an, was sie sprechen. Und meint ihr, die Leidenschaft, welche unsere Sinne nicht nur wunderbar verwirren und trüben, sondern auch eben so wunderbar schärfen kann, vermöchte dem Auge nicht die Kraft zu geben, daß es, auch ohne einen Laut zu hören, dem Geliebten dennoch jedes Wort am Munde absieht?

So sprachen wir fast täglich geisterweise mit einander. Elisabeth stand am Fenster, schaute in die Landschaft hinaus oder begoß ihre Blumen; ich aber hatte mich in unverdächtiger Entfernung an einem alten Baumstamme aufgepflanzt und die Zwiesprach begann sofort mit Hand- und Lippe.

Die stumme Sprache war uns in kurzem so natürlich, so werth geworden, daß wir Beide im Stillen dachten, nur dies könne die einzig ächte Redeweise der Liebe sein.

Solches stellte ich mir nun recht lebhaft vor, um das Bild der Elisabeth rein und treu in meinen Sinnen zu halten und zur Abwehr des Zigeunergesichts. Aber was hatte denn das braune Kind zu mir gesprochen? Doch nur wenige, bedeutungslose Worte. Und dennoch hatten auch wir geisterweise viel tieferes zusammen geredet. Nicht ihre Worte, nein, die dankbare Ergebenheit ihres Blickes, das Zittern ihrer Lippen, die stumme Sprache war es gewesen, womit auch sie mir es angethan. Dort saß sie in der Ecke, — das unstäte Licht der verglimmenden Kienspäne zitterte über ihre traumhafte Gestalt, — sie verhüllte das Haupt und schwieg. — Wie viele Herzenspein mochte dieser Mantel decken, darein sie sich hüllte! Wie viele Worte mochten in dem bloßen Zittern dieser Lippen verborgen liegen! — An wessen Lippen dachte ich? — Mit ihrem Schweigen richtete sie — die Zigeunerin nämlich — mir all die Marter an, daß ich hätte aus der Haut fahren mögen. Wenn ich nur ihre verteufelt schöne Nase wieder sehen könnte, nur um des Vergleichs halber! Wessen Nase? der Elisabeth oder der Zigeunerin? —

Da war ich wieder bei der Nase angekommen, und durch

den neuen Spruch, womit ich das Gespenst bannen wollte, hatte ich es abermals erst recht herauf beschworen.

Ich legte mich auf die andere Seite, schloß die Augen fest, und führte meine Gedanken mit Gewalt wieder zurück zur ächten Elisabeth.

Die stumme Zwiesprach genügte nicht auf die Dauer. Also mußten Briefe geschrieben werden. Das war leicht, aber sie zu besorgen war schwer.

Das Amthaus befand sich im alten Schlosse, welches weiland mit Wall und Graben tüchtig befestigt gewesen. Jetzt hatte sich freilich Mauerwerk und altes Geröll zu hohen Haufen im tiefen Graben angesammelt und den Wall bedeckte wucherndes Buschwerk. Das Fenster von Elisabeths Kämmerlein ging auf den Graben. Wenn man aber nicht vorn über die alte Zugbrücke zum Thor des Amthauses gelangte, dann war es immer noch sehr mühselig, ja gefährlich, dicht unter die Mauern des Gebäudes zu steigen. Doch das sollte meinen verliebten Muth nicht schrecken.

Ich bin zu Hause im elterlichen Hause, ganz gewiß, nicht in der verzauberten Wächterhütte. Mitternacht ist vorüber. Ich hatte mich bisher in den Kleidern auf meinem Lager gewälzt, und ob ich gleich nach dem heißen Tagewerk der Ruhe gar sehr bedurft hätte, doch kein Auge zuthun können. Jetzt bläst der Nachtwächter Ein Uhr: — das längst erwartete Zeichen. Ich springe auf; zum Fenster geht's hinaus und über die Hofmauer hinüber auf die Straße. Dort ist's jetzt todtenstill. Das dumpfe Getute des Nachtwächters verhallt in der Ferne. Nur ein Brunnen rauscht emsig in der einsamen Nacht. Kennt ihr diesen wundersamen Ton, das leise Gemurmel des Wassers im tiefen mitternächtigen Schweigen? Es klingt, als ob uns selber ein altes halbverklungenes Lied melodisch durch die Brust rausche.

Das alte Schloß ist rasch erreicht, der Wall rasch erklettert. Ich weiß genau, wo ich an den gefährlichen Stellen den Fuß einzusetzen, wo ich mich an einer Wurzel, wo an

den Aesten zu halten habe. Das Dunkel der Nacht kann mich nicht hemmen, denn ich habe mir den Pfad noch nie anders als unter ihrem Schutze gebahnt.

Aus den Thälern ringsum dampfen, Gespenstern gleich, die weißen Nebel auf, am Himmel ist kein Mond, kein Stern zu sehen, dickes wolkiges Gewölk hängt schwer über der Stadt und dem Walde.

Das alte Schloß ist ein unheimlicher Bau! wohl Wenige würden sich in dieser Stunde allein hierher wagen. Seht ihr dort oben am Dache den Vorsprung mit dem kleinen Fensterchen? Glitzert da nicht etwas ganz matt? Vielleicht ist's nur ein neuer blanker Blechbeschlag, vielleicht auch faules Holz. Aber es ist ein unheimliches Fenster. Vor hundert Jahren wohnte droben ein verführtes und verlassenes Mädchen. In der stillen Nacht, vielleicht gerade jetzt zu dieser Stunde, überkamen das arme einsame Weib jene Schmerzen, unter denen sich ein neues Leben dem alten entwindet, und als sie gegen die Morgenfrühe in ihrer Verzweiflung das Kind im Schooße wimmern hörte, erwürgte sie es, und schleuderte den Körper durch jenes Fenster in den Graben herab. Hätten wir Mondschein, ihr würdet drüben am Waldsaume den alten steinernen Galgen sehen können. — Das Dachstübchen ist, seit hundert Jahren unbewohnt, in demselben Zustande verblieben, worin es war, da die Kindsmörderin zum Verhör und zum Galgen geführt wurde; es sieht grauslich aus in dem engen Kämmerchen.

Allein was kümmert mich dieses Nachtgespenst? Wohnen doch da unten hinter Elisabeths Fenster alle guten Engel.

Jetzt habe ich unter diesem Fenster festen Fuß gefaßt. Ich werfe mit einem Kieselsteinchen ganz leise wider die Scheiben. Gutes Zielen thut noth, denn nebenan schlafen Sechse von des Amtmanns Zwölfen. Das Fenster öffnet sich; ein herabgelassener Bindfaden wird die Briefe befördern. Seht, jetzt erscheint sie selber am Fenster, kaum schattenhaft erkennbar in der dunkeln Nacht. Aber das um den Kopf

gewundene feuerfarbene Tuch sieht man doch ganz deutlich! — Das feuerfarbene Tuch? Der Zigeunerin? Ja wahrhaftig, und der Galgen da drüben paßt ganz lustig zu ihrer Erscheinung.

Und fort ging's abermal im wilden Taumel der Gedanken auf dem betretenen Pfad. Elisabeth und die Zigeunerin flossen aufs neue in Eine Gestalt zusammen, und zwischendurch grinste mich das Gespenst der armen Sünderin an, die ihr Kind in den Schloßgraben schleudert. Es war die rechtschaffene Liebe, die da kämpfte mit wüstem Liebesrausch und Treubruch, dazu aber war es auch das Bild der göttlichen Rache, das drohend herniederschaute aus dem öden, grauslichen Dachstübchen.

Dieser Gedanke packte mich plötzlich mit furchtbarer Gewalt. Und abermals schalt ich mich einen Esel und sprach zu mir: Martin Hildebrand heißest Du. Das sind zwei tapfere Namen. Martinus schrieb sich Doktor Luther, der kampfgerüstete Gottesmann, der dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf warf; Hildebrand war ein großer Held in alten Ritterzeiten, der auch nicht den heidnischen Zigeunermädchen nachgelaufen sein wird. Ei, wer so ritterliche Namen trägt, muß selber auch ein guter Ritter sein. Und siehe, mit dem Segen meines Namens bannte ich das Trugbild, und fühlte mich wie der Erzengel Michael, da er den Teufel unter seinen Füßen hat.

Da wachte ich auf.

Hell leuchtete die Morgensonne durch die Thür und den Rauchfang in die Hütte. Tief schlafend lag mein Kamerad neben mir. Aber die Zigeunerinnen waren verschwunden.

Ich weckte den Holsteiner, und wir rüsteten uns zum Aufbruch. Da fanden wir auf unsern Ranzen noch zwei gewaltige Stücke von dem Schinken liegen, den uns die Frauen zurückgelassen.

„Es ist doch noch Tugend bei diesen Spitzbuben," sagte der Schreiner, indeß er den Schinken in den Ranzen schob,

„und wenn gestohlene Katzen am besten mausen, dann wird uns gewiß auch dieser gestohlene Schinken als das köstlichste Frühstück schmecken.“

III. Auf der Grenze.

Dem Handwerksburschen ist in den Grenzstädten oft eine harte Prüfung vorbehalten — er muß sich über sein Reisegeld ausweisen. Der Grenzen aber gab's selbiger Zeit noch gar viele im heiligen römischen Reich, und überall war ein anderes Reisegeld gefordert. Der Satz, daß guter Muth halbes Zehrgeld sei, galt nur selten vor den Bürgermeistern und Stadthauptleuten; sie wollten nur immer das ganze Zehrgeld sehen und kümmerten sich nicht um den guten Muth.

So lange ich mit meinem Kameraden, dem Holsteiner, gewandert war, hatten wir uns mit einem altüberlieferten Handwerksburschenkniff durchgeholfen. Wir thaten nämlich vor dem Amthause das gemeinschaftliche Vermögen zusammen, und so mochte die Summe für den Einzelnen wohl genug sein. Standen wir dann auf der Polizeistube, so drängten wir uns recht dicht an einander, der Holsteiner zählte die Summe zuerst vor, fing mit den Hellern an und hörte, sofern wir gerade so grobes Kaliber führten, mit den Kronthalern auf. So wie er dann das Geld wieder wegnehmen durfte, reichte er mir's flink hinter dem Rücken zu, und zählte ich die gleiche Baarschaft noch einmal auf den Tisch, fing aber mit den Kronthalern an und hörte mit den Hellern auf. Die Büttel und Scharwächter müßten rechte Schafsköpfe gewesen sein, wenn sie das Kunststück nicht gemerkt hätten; aber es war altes Handwerksburschenrecht, und das überlieferte Herkommen muß die Polizei nicht antasten.

Der gute alte Brauch würde uns aber jetzt in dem ersten hannover'schen Städtchen jenseit der Weser wenig geholfen haben. Denn dort sollte sich Jeder über sechs Reichsthaler

Zehrgeld ausweisen, und wie wir nun auch die gemeine Baarschaft bei Heller und Pfennig zusammenzählen möchten, kamen doch niemals mehr als drei Reichsthaler heraus.

Vor dem Städtchen steht eine alte Linde mit dickem, knorrigem Stamm und rings um denselben zieht sich eine bequeme Steinbank. Dort saßen wir, zählten noch einmal und immer noch einmal, ob wir nicht die sechs Reichsthaler herauszählen könnten, allein es waren und blieben nur drei.

Das Wetter war zwar prächtig und der Weg, welcher zur Grenze herübergeführt hatte, wunderschön, aber eine vermaledeite Geschichte wäre es doch gewesen, wenn wir wegen mangelnder drei Reichsthaler binnen vierundzwanzig Stunden den wunderschönen Weg bei dem prächtigen Wetter wieder hätten zurückwandern müssen.

Mein Kamerad weidete sich eine Weile an meiner Verlegenheit. Dann sagte er plötzlich mit bedeutungsvollem Lächeln: „Du hast in dem Wächterhäuschen tapfer geschlafen, Bruder, indeß ich für uns Beide gewacht habe. Nimm mir Ranzen, Stock und Kittel hier in Verwahrung, daß ich mich wie ein Spaziergänger durchs Stadtthor einschleichen kann, und in einer halben Stunde hoffe ich mit dem fehlenden Gelde wieder hier zu sein."

Und ohne auf meine Fragen zu hören, sprang er davon. Aber seine Worte ließen mich schon ahnen, daß hier wieder die Zigeunerinnen im Spiel sein müßten.

Der Holsteiner brachte dann wahrhaftig nicht bloß die drei Reichsthaler herbei: er brachte ihrer neune mit, so daß wir beide diesmal nebeneinander unser Wandergeld gleichzeitig und vollzählig hätten auf den Tisch legen können.

Ich aber faßte den Kameraden am Rock wie der Scherg den Marktdieb, und nicht loskommen sollte er mir, bis er bekannt, wie er das Geld gewonnen. „Du hast es dem alten Weibe abgeschwatzt, während ich in der Hütte schlief, und ich rühre keinen Heller von dem Diebsgeld an!" —

— „Der Alten? Nein. Die ist zäh wie Lappleder. Sie

hat uns ihren Dank bereits gezahlt, und wenn der Pfarrer nur einmal predigt für Ein Geld, warum sollte eine Hexe zweimal uns dienen für Eine Freundlichkeit? Aber die Junge ist ein Prachtmädel. Höre, Westerwälder, nicht bloß das Glück kommt dir im Schlaf, sondern auch die Mädchen. Doch nun kein Besinnen! Nimm das Geld, und dann mit fliegenden Fahnen ins Städtchen eingezogen!"

Nun aber nahm ich das Geld erst recht nicht. Martin Hildebrand heiße ich nach zweien guten Kämpfern; darum wollte ich auch den guten Kampf jetzt tapfer zu Ende fechten.

Und unter dem Spott und dem zornigen Schelten meines Kameraden zog ich zum Thore hinein wie ein stolzer Sieger, und dennoch fiel mir auch das Herz bei jedem Schritt etwas tiefer gegen die Schuhe hinab; denn mein Siegerstolz war ja der eines Märtyrers, und die Ausweisung per Schub winkte im Hintergrund.

Der Thorwart rief Halt! Wir zeigten unsere Schreiben — Wanderbücher gab's dazumal noch wenige — und wurden sofort zur weiteren polizeilichen Behandlung aufs Amthaus geschickt.

Auf der Amtsstube schaute mich der Büttel zwar etwas grimmig und nachhaltig an; doch das ist man gewöhnt. Dann aber stellte er ganz höflich einen Stuhl hin und bedeutete mir schweigend, daß ich mich setzen möge. So viel Aufmerksamkeit hatte man mir noch auf keiner Amtsstube erwiesen, und ich freute mich im Stillen darüber, wie auch, daß man meinem übermüthigen Genossen keinen Stuhl geboten, obgleich mich doch auch wieder das geheimnißvolle Wesen des in Grobheit höflichen Büttels Wunder nahm, der uns sofort allein in der Stube ließ.

Nach langem Harren erschien er wieder und zwar in Begleitung eines Bartscheerers. Auch der sprach keine Sylbe, zog sein Geräth hervor, seifte mich ein, und — jetzt begriff ich den Sinn von des Büttels Höflichkeit: ich hatte den Schnurrbart ganz vergessen, den ich mir aus Ungarland mit-

gebracht! — Und der Barbier begann mir mit einem gräßlich stumpfen Messer den Schnurrbart herunter zu scheeren.

Er war erst mit der einen Hälfte fertig, da war aber mein stolzer Muth schon ganz wegrasirt. Wenn einen in Kur-Hannover der Büttel schon um eines unschuldigen Schnurrbarts willen aufs Blut schinden lassen durfte, was wird man da erst mit einem Handwerksburschen anfangen, der kein vollzähliges Wandergeld hat?

Ich streckte darum, während der Bartscheerer an des Schnurrbarts zweite Hälfte ging, ganz sachte die hohle Hand hinter den Rücken. Mein Kamerad verstand wohl das Zeichen, aber er ließ mich eine Weile zappeln, und erst als der Schnurrbart ganz herunter war, legte er mir die Thaler in die Hand. Als ich aber das kalte Geld fest packte, brannte es mich doch wie höllisches Feuer. Und ich zeigte es darnach mit einem solchen rasirten Armensündergesicht vor, als hätten mir die Hühner das Brod gefressen.

Erst als wir das Amthaus im Rücken hatten, holte ich wieder Athem aus tiefster Brust. Und abermals faßte ich den Kameraden am Rock, und nicht eher sollte er wieder loskommen, bis er versprochen hätte, mich zu dem Zigeunermädchen zurückzuführen, daß ich ihr das Darlehen heimzahlte, und als Zins wollte ich ihr dann einmal gründlich und herzbewegend die Meinung eines treuen deutschen Handwerksburschen sagen.

„Das geht nicht an,“ erwiderte der Schelm ganz gelassen. „Ich will dir reinen Wein einschenken. Heute Nacht erwog ich, daß wir mit unserer Armuth nicht einwandern könnten in den Kurstaat Hannover. Da trug ich mein christliches Bedenken der alten heidnischen Hexe vor; die aber hatte kein Geld mehr für uns. Allein die junge Hexe, die zwar den Mantel vors Gesicht zog, aber zwischen den Falten fortwährend nach dir hinüberschielte, hatte es gehört und nahm mich ganz verstohlen bei Seite, da die Alte den Aufbruch rüstete, und verhieß mir Geld hier in der Stadt, wo die ganze Horde

verborgen liegt. Doch mußte ich ihr mit Manneswort geloben, keiner Seele ihr Versteck zu verrathen, daß nicht der ganze Schwarm ins Unglück komme, noch jemals die Rückzahlung des Geldes zu versuchen. Also sind wir quitt und das Hexengeld soll uns eben so gut gedeihen, wie uns heute Morgen der gestohlene und geschenkte Schinken geschmeckt hat."

Da war vorerst nichts weiter zu machen. Ich aber schwur mir zu, das Geld nicht anzurühren. Die Dirne wird uns schon bald wieder begegnen, denn dieses Volk ist überall und nirgends, dann aber wollte ich ihr die Silberlinge vor die Füße werfen. Denn wer Martin Hildebrand heißt, der heißt nicht Judas Ischarioth, daß er seine Herrin und Meisterin um elendes Silber verrathen sollte. — —

— — Auf der Amtsstube hatte man uns Beiden ein rundes Stückchen Blech gegeben, darauf war die Ziffer II. eingeschlagen. Dieses Blechstück sollten wir auf der städtischen Rechenei abliefern, dann würde man uns zwei Weißpfennige zur Wegsteuer darauf auszahlen. Es war das eine uralte Stiftung. Vor vielen hundert Jahren hatte nämlich ein reicher Zunftmeister ein Kapital niedergelegt, von dessen Zinsen jedem durchwandernden Handwerksburschen zwei Albus Zehrgeld auf den Weg gegeben werden sollen. Auf meine Frage, warum man denn dieses Geld durch ein Blechstückchen anweise, erwiderte man mir, das stamme aus einer Zeit, wo den Leuten das Schreiben noch nicht so gut abgegangen sei, wie heutzutage. Auch sei die Anweisung in Blech ganz besonders bequem; denn mit zwanzig Blechzeichen, die an jedem Samstag aus der Rechenei als eingelöst wieder zurückgeliefert würden auf's Amt, kämen sie das ganze Jahr aus, während für diese Frist tausend geschriebene Zettel nicht langten.

Mein Kamerad, der Holsteiner, den das Zigeunergeld übermüthig gemacht, spottete über das gar geringe Zehrgeld und mehr noch über die blecherne Anweisung, weil sie genau so aussah wie jene Blechmünze, die man den Hunden umhängt zum Zeichen, daß die Hundesteuer entrichtet ist. Und als uns

des andern Tages ein Pudel in den Wurf kam, hielt er ihn fest und band ihm das Blechstück um den Hals zum großen Jubel der Gassenbuben.

Ich aber dachte, man müsse doch das Gedächtniß des alten Zunftmeisters ehren, der die schöne Stiftung gemacht, und trug mein Blech auf die Rechenei.

Dort mußte ich lange warten. Allein ich traf in der Vorstube den Büttel, der mich hatte rasiren lassen, der war nun eben so zuthunlich gegen den Handwerksburschen mit glattem Gesicht als er grob gewesen gegen den schnurrbärtigen, und erzählte mir viel von der Last seiner Geschäfte.

„Denkt Euch, heute Nacht um Zwölfe mußte ich noch einmal heraus! Unter der Stadtmauer hatte sich eine ganze Zigeunerhorde gelagert. Einige Bürger aber, die gegen Mitternacht an jener Stelle vorbeigegangen, hörten ein so furchtbares Schreien, Streiten und Jammern, als ob's Mord und Todtschlag gäbe, daß sie mir am Laden klopften und die Sache erzählten. Und wie ich dann mit der Schaarwache an den Platz komme, da muß ich eine gräuelhafte Geschichte sehen. Die wilden Kerle hatten ein schwaches, wunderschönes Mädchen beinahe erwürgt. Etliche aber nahmen Partei für das arme Ding. Und nun theilten sie sich, nach ihrer scheußlichen Art, Faustschläge aus; die Faust aber hatten sie dabei mit einem Tuch umwickelt, worin ihre zweischneidigen Messer verborgen steckten, so daß nach jedem Hieb das Blut hervorspritzte. Als wir aber einsprangen und die halbtodte Dirne ihren Händen entrissen, sagten sie, das Schandkind habe ihr gemeines Geld veruntreut und neun Reichsthaler an einen Handwerksburschen weggeschenkt. Ein grimmiger alter Kerl aber, anzuschauen wie der Teufel selber, rief, nicht genug noch habe die Dirne an den blutigen Hieben; die Verrätherin des Stammes müsse „Feuerspeise“ heißen. Wißt Ihr, was das bedeutet? — Die zwei ärgsten Peiniger des geschlagenen Geschöpfes konnten wir auf der Stelle fassen. Die Andern liefen davon, und das Mädchen muß sich, wer weiß in welchen

Winkel verkrochen haben, denn als wir wiederkehrten, war sie nirgends mehr zu finden. Die blutigen Spuren ihrer Mißhandlung könnt Ihr heute noch auf dem Platze sehen."

Es wurde mir bald gluthheiß, bald eiskalt über dieser Erzählung, und so wird mir's heute noch, wenn ich daran zurückdenke. Denn wie man sich erzählt, verbrennen die Zigeuner das Mädchen oder Weib, welches einem fremden Manne ihre Liebe zugewendet, und wen sie also dem Tode geweiht, den nennen sie „Feuerspeise."

Auf der Lagerstätte unter der Stadtmauer habe ich ziellos stundenlang vergeblich gesucht und nichts gefunden, als das zertretene Gras und die Blutspuren.

Wir wanderten weiter.

Ich mußte mich bald von dem Holsteiner trennen und sah und hörte nichts mehr von dem Zigeunermädchen.

Anfangs war mir's vor Zorn, Scham und Reue recht eigentlich, als müsse ich aus der Haut fahren. Im Kurfürstenthum Hannover brauchten sie damals viel Geld wegen der alten Kriegsschulden und warben Soldaten für englischen Dienst in Ostindien. Da kam mir manchmal der Gedanke, meine Haut den Engländern zu verkaufen, das wäre schier so gut gewesen als aus der Haut gefahren. Die vier Thaler tastete ich nicht an, obgleich mir mittlerweile manchmal der letzte Heller ausgegangen ist.

Endlich dachte ich: das Heidenkind wird wohl in selbiger Nacht todtgeschlagen worden sein, und als ich — mir däucht, es war in Westphalen — eines Tages an einer Kirchhofskapelle vorüberkam, wo sie eben das Todtengebet über dem Sarge einer Braut sprachen, warf ich die vier Thaler in den vor der Thüre aufgestellten Opferstock, kniete zu den Andern und betete für die Seele der armen Zigeunerin, die um meinetwillen todtgeschlagen worden war.

Und wie ich des brennenden Geldes ledig geworden, und für die Ruhe ihrer Seele gebetet hatte, kam auch meiner Seele die Ruhe wieder; ich konnte mir wieder rein und voll

das Bild meiner Elisabeth malen, und der Teufelszauber war von ihrer wunderschönen Nase genommen.

So wanderte ich denn getröstet weiter.

IV. Fastnacht.

Köln ist immer eine lustige Stadt gewesen, namentlich aber in den Tagen meiner Wanderschaft. Die Bürger lebten herrlich und in Freuden und das übrige Volk bettelte gemüthlich in den Kirchen und Straßen und fuhr auch nicht schlecht dabei. Die Schildwachen an den Thoren bettelten die einziehenden Reisenden an, und da die Stadt für eine Freistätte verdächtiger Personen aus den angränzenden Ländern galt, so gab Jeder den Löffelsoldaten gern ein Almosen, bald aus guter Laune, bald aus Furcht.

Ein ganzes Jahr hatte ich in Köln gearbeitet. Es hielt mir anfangs schwer, unterzukommen, da man die lutherischen Ketzer nicht gerne sah in der heiligen Stadt, wie wir auch zwei Stunden weit nach Mühlheim in die Kirche gehen mußten. Aber als ich einmal meinen Meister gefunden, ward ich bald heimisch bei ihm, und hatte dort gute Tage. Denn die reichen Kölner, für die wir arbeiten, sind Leute, die's lang hängen lassen, wenn sie's lang haben, und nirgends bekam der Gesell und Lehrjunge ein so cavaliermäßiges Trinkgeld, als bei den Kölner Prälaten und Domherrn. Da ging es denn hoch her unter dem jungen Handwerkervolk. Ja, eine lustige Zeit war sie doch, die gute alte Zeit! Wenn die Maurer damals den Grundstein eines Hauses legten und herkömmlicher Weise eine Flasche Wein hineinmauern sollten, dann tranken die Gesellen flugs den Wein weg und mauerten die leere Flasche ein für künftige Geschlechter. Die neuen französischen Papiertapeten kamen eben in Mode in den reichen Häusern von Köln und das Aufkleben derselben ward von

den Tapezierern für ein besonderes Kunststück und Geheimniß ausgegeben, und die Gesellen verlangten für jedes Zimmer fünf bis sechs Maß Wein, um ihn unter den Kleister zu mischen, der nach einem geheimen Recept zusammengesetzt werde. Dann kamen wir Bauhandwerker alle zusammen bei den Tapeziergehülfen und tranken den Wein, indeß der Kleister das nöthige Wasser trank. O wie ist es verkühlt und verhärtet das gluthflüssige, funkensprühende Erz meiner lustigen Jugendzeit!

Also ein ganzes Jahr hatte ich in Köln gearbeitet, und nun wollte ich fortziehen aus den alten Mauern. Da war es mir denn recht gelegen, daß vor Thorschluß noch die tolle Fastnacht kam.

„In drei Tagen geht es auf dem geraden Weg zurück nach dem Westerwald, die Wanderschaft hat ein Ende, und wenn ich einmal in unsern Bergen festsitze als Meister, dann gibt's für mich in zwanzig Jahren nicht wieder eine kölnische Fastnacht." So dachte ich, als ich am Morgen des fröhlichen Tages meinen Bratenrock anlegte, nämlich den rothen Rock mit den gelben bocksledernen Buchsen, worin ich confirmirt worden bin, und mein seliger Vater war auch darin confirmirt worden.

Da trat die Frau Meisterin zu mir, ein wohlgenährtes, rothbackiges ächt kölnisches Kind, festlich aufgeputzt. Um den Kopf aber hatte sie über die Haube allezeit ein weißes Tuch gebunden, denn ob sie schon aussah wie das Leben, litt sie doch stark an der Kopfgicht.

Die gute Frau hielt große Stücke auf mich und vertraute mir manchmal ein Geheimniß. Schien es doch, als ob sie auch heute so etwas auf der Seele habe.

„Wie geht's mit der Kopfgicht, Frau Meisterin?" fragte ich wie alle Tage, so auch heute, zum Morgengruß.

Und jedesmal erwiderte sie: „Wie's Gott gefällt, aber doch herzlich schlecht." So hatte sie mir ein ganzes Jahr geantwortet. Heute jedoch sprach sie: „Wie's Gott gefällt;

aber es wird bald ein Ende haben. Das ist meine Fastnachts=freude, Martin, daß endlich ein Mittel wider das heillose Uebel gefunden ist. Heute ist ein Tag gekommen, wo wir's anwenden können."

Und sie zog mich in die Ecke und flüsterte: „Der Meister darf um nichts wissen; er ist hinausgegangen die Gecken zu sehen, und alle die Andern laufen gleichfalls auf den Gassen herum. Das Mittel läßt sich nur ganz geheim anwenden: — ich brauche Sympathie!"

„Nun, Frau Meisterin," sagte ich, „und ich will meine Narrenkappe aufsetzen — das ist auch Sympathie — und mit den Gecken durch die Straßen fahren." Im Stillen wünschte ich aber der guten Frau, daß ihr die Sympathie nicht auch zur Narrenkappe werden möge. Denn sie war eine herzens=gute Seele, aber viel Grütze hatte sie nicht im Kopf.

Auf der Straße begegnete ich dem Meister, der nahm mich mit in die Trinkstube der Zunft. Er wußte wohl, daß er einen rechtschaffenen Gesellen an mir gehabt hatte, drum führte er mich heute — es war zum erstenmale — nicht nur in die Trinkstube, sondern er bedeutete mir auch klar, wie hoch er diese Auszeichnung anschlage, denn seine Einladung schloß er mit dem feierlichen Wort: „Darnach der Mann ist, darnach wird ihm die Wurst gebraten."

In der Trinkstube aber durfte ich mich an das unterste Ende des großen Tisches setzen; denn oben saßen die Meister, und einmal wurde mir sogar von meinem Meister über den ganzen Tisch hin zugetrunken, was großes Aufsehen er=regte.

Darnach trat der Meister zu mir und sprach ganz ver=traulich: „Ich will dir noch eine Freude machen, Martin. du sollst die Kölnische Fastnacht recht gründlich gesehen haben, darum will ich dich nachher auf den Gürzenich mitnehmen. Zuvor aber gehe mit nach Hause, ich muß noch ein Stück Geld zu mir stecken für alle Fälle, und dann wollen wir's lustig treiben bis tief in die Nacht hinein."

Als wir ins Haus traten, begegnete mir die Frau Meisterin auf der Flur.

„Wie geht's mit der Kopfgicht, Frau Meisterin?“ fragte ich herkömmlicher Weise.

„Wie's Gott gefällt, doch aber herzlich schlecht.“ Das sprach sie laut; leise flüsterte sie mir dann zu: „Wann heute bei Sanct Aposteln die Vesperglocke läutet, dann fliegt die Kopfgicht zum Fenster hinaus.“

Der Meister war in die Stube gegangen, um das Geld zu holen.

Seh' ich doch noch leibhaftig das versteinerte, vergeisterte Gesicht vor mir, mit welchem der dicke ehrliche Mann zurückkam, ein Säcklein in der Hand schüttelnd, und es klang, wie wenn lauter Steine darin wären!

„Weib! ist das nicht unser Geldsäckchen? Wo ist das Geld?“

„Jesus, Maria und Joseph!“ rief die Meisterin, in deren rundbackigem Gesicht nun auch die Versteinerung und Vergeisterung anfing, sprang hinzu, riß dem Meister das Säcklein aus der Hand — — da rollten lauter Steine auf die Erde, lauter schöne glatte Rheinkiesel!

Das war zu viel für eine Fastnacht, selbst für eine kölnische. Mir kam die Verwechslung fast vor wie jene von Wasser und Wein bei den Tapezierergesellen.

Der Meister konnte eine gute Weile nichts weiter herausbringen als lauter „Hölle“ und „Teufel,“ und die Meisterin nichts erwidern als „Jesus, Maria und Joseph!“

Endlich fand sie gebrochene Worte, um zu bekennen, sie habe Sympathie als Mittel gegen die Kopfgicht gebraucht; — zwei Zigeunerinnen hätten ihr das Mittel zugerichtet — den Zauber gesprochen, — und zu dem Ende — hier kam das Bekenntniß nur noch tropfenweis in großen Pausen heraus — habe das Weib einen irdenen Topf gefordert, worin sie Kräuter abkochen wolle; — auf daß aber der rechte Zauber während des Kochens über die Kräuter gesprochen werden könne, müsse

ein Säckchen — nämlich ein Säckchen mit wenigstens zwanzig Thalern gefüllt, in den Dampf des Gebräus gehalten werden; — das Säckchen solle nur für den Zauber hergeliehen sein. „O nun hat der Teufel das Geld in Kieselsteine verwandelt. Ich wollte ja anfangs nicht volle zwanzig Thaler herleihen. Da sagte die junge kleine Hexe: Ihr Christen sprecht: darnach das Geld, darnach die Seelmess'; so sagt der Zigeuner auch: darnach das Geld, darnach der Zauber. Wollt Ihr blos den schwachen, den kleinen Zauber, dann geht es auch mit dem kleinen Geld —"

„So sagte die junge, die kleine —" rief ich hinein —

„Ach ja, das kleine Weibsbild."

„Mit dem pechschwarzen Haar und dem feuerfarbnen Tuch?"

„Ja, wie einen Turban um den Kopf gewunden —"

„Und die Alte hatte eine große Warze auf der Nase? —"

„Wie ein Groschenstück!"

„Und die Kleine hatte auch eine Nase — eine Nase —"

„Wie? Was? eine Nase —"

Ja die Nase war es, die unheilvoll schöne Nase, die mich schon so oft verblendet hatte, und ich sah sie jetzt wieder in höllischer Klarheit und lief davon, als stürze das Haus brennend über meinem Kopf zusammen. Und ohne eigentlich selber zu wissen, was ich wollte, lief ich stundenlang die Straßen auf und ab, bis mir die Gedanken wieder ein wenig zur Ruhe kamen.

Erst in der Dämmrung kam ich wieder gegen das Haus des Meisters. Es war aber nahe der Stunde, wo von Sanct Aposteln die Vesperglocke läuten sollte.

Da sehe ich, daß mir Jemand in einiger Entfernung nachfolgt. Ich bleibe stehen — die Gestalt nähert sich mir. Es war eine feine, vornehme Frauenmaske.

Als sie vor mir stand, nahm sie die Larve herunter. Jetzt kam das Versteinern und Vergeistern auch an mein Gesicht. Das war meine Elisabeth wie sie leibte und lebte. Die Gestalt aber sprach mit der feinen Stimme, die mir schon

seit länger als einem Jahre, seit ich das Zigeunerkind todt geglaubt, wie der verschwebende Orgelton aus einer Gespensterkirche im Ohr geklungen hatte: „Ist das Eures Meisters Haus?"

An dieser Stimme erkannte ich, daß es wirklich die Zigeunerin sei; denn das Dämmerlicht und das ordentliche christliche Kleid des Heidenmädchens hatten die täuschende Aehnlichkeit mit meiner Braut ganz vollendet.

Ich antwortete „Ja," wie ein Schulbube im Examen.

Da zog sie zwanzig Thaler hervor und sprach: „Hätt' ich voraus gewußt, daß jenes Weib Euere Meisterin ist, ich würde sie um aller Welt Güter nicht bestohlen haben. Ich erfuhr es erst, als sie selber davon plauderte, und da war es zu spät. Nehmt das Geld und bringt es ihr zurück."

Jetzt kam mir Verstand und Muth und die Sprache wieder.

„Wer sich des Stehlens getraut," rief ich, „der muß sich auch des Galgens getrauen!"

„Wer am Galgen stirbt," erwiderte sie, „der braucht nicht im Bette zu sterben!"

„Und weißt Du nicht, daß Stehlen Sünde ist?"

„Den Fremden bestehlen ist keine Sünde. Den eigenen Stamm bestehlen ist schwere Sünde; diese habe ich verübt, aber nur dir zu Liebe."

„Und wo willst du hinaus mit dieser Liebe zu mir?"

„Du sollst das Pflegkind unsers Stammes werden, du sollst mit mir ziehen durch Wald und Haide, nach Nord und Süd, frei und flüchtig wie der Wind, der mit uns über die Haide braust, die Narren verachtend, die sich in Städten und Dörfern selber ihre Kerker bauen. Zum Wanderer bist du geboren, aber noch hast du nicht geschmeckt, wie selig der freie Wanderer ist, der Zigeuner!"

Kein Komödiant hat jemals schöner geredet und kein Pfarrer beweglicher. Denn es rieselte mir über den Rücken, als sie so gesprochen und in der Dämmerung verschwand, ich weiß

nicht wie, und das Geld hielt ich auch in den Händen und wußte nicht, wie ich es gewonnen.

Aber stolz war ich doch, daß ich den Muth gehabt, dem verwahrlosten Mädchen den Text zu lesen über das Stehlen. Hätte ich nicht an dem Tage gerade den rothen Rock getragen und die gelben bockslebernen Buchsen, worin ich und mein seliger Vater confirmirt worden sind, ich hätte mich schwerlich so tapfer ins Zeug geworfen.

Als ich aber der Frau Meisterin das Geld wieder gebracht und Lob und Dank die Fülle von ihr und dem Meister gewonnen hatte, — denn sie glaubten, ich sei den ganzen Tag mit den Polizeidienern umhergelaufen, um die diebischen Weiber aufzuspüren — da fragte ich, nicht ohne einige Bosheit: „Nun, Frau Meisterin, wie geht's mit der Kopfgicht?"

„Mit der Kopfgicht?" fragte sie und besann sich und fühlte an den Kopf, als suche sie was und könne es nicht finden.

Da läutete die Vesperglocke von Sanct Aposteln: — die Kopfgicht war in der That zum Fenster hinausgeflogen. Im Schreck hatte sie die Frau verloren und vergessen.

Und sie rühmte ihr Lebenlang die Sympathie der Zigeuner als den heilbringenden Zauber, wodurch sie der bösen Kopfgicht quitt geworden sei.

V. Hohe Fluth.

Nach drei Tagen war der Ranzen gepackt.

Es war eine böse Zeit fürs Wandern. Der Rhein ging so hoch, daß kein Wagen mehr auf der Landstraße längs dem Ufer fahren konnte, und die Eisschollen trieben so wild in der übermächtigen Fluth, daß sich auch kein Schiff auf den Strom wagte. Im Kölner Hafen stand das Wasser drei Fuß hoch in den Waarenschuppen und war so plötzlich über Nacht zu der verderblichen Höhe gestiegen, daß ganze Schiffs-

ladungen Oel und reiche Vorräthe anderer Waaren in den offenen Hallen vernichtet worden waren.

Alle Freunde drangen in mich, doch nur ein paar Tage noch auszuhalten, bis die hohe Fluth sich verlaufen habe. Ich aber hatte einmal meinen Kopf darauf gesetzt, auf den 28. Februar zu gehen, und also ging ich und wenn es Pflastersteine geregnet hätte.

O wie mächtig sehnte ich mich nach unserm öden, neblichten und doch so trauten Westerwald. Keinen Tag länger würde ich's in Köln ausgehalten haben. Sechs Jahre lang war ich unterwegs und wußte niemals was vom Heimweh und in den letzten drei Tagen kommt mir's, daß ich hätte greinen mögen wie ein Kind, wenn ich an die Westerwälder Nebel dachte!

Am Nachmittage zog ich aus und wanderte selbigen Abend noch bis Bonn. Das ging ganz gut. Das hohe Wasser hatte mich wenig angefochten, und schon dachte ich ebenso leicht des andern Tages bis Koblenz marschiren zu können.

Aber weiter stromaufwärts sah es anders aus. Schon am Rolandseck, wo sich die Felsen eng zusammendrängen, war keine Uferstraße mehr gangbar. Da galt es, bergauf und bergab zu klettern, hier durch die Weinberge sich zu winden, dort durch wildverwachsenes Dorngestrüpp auf immer neuen Umwegen, je nachdem die gewaltige Ueberschwemmung sich tiefer in das Land hineinreckte oder eng gepackt in jähen Strudeln dahinschoß.

Hei! das war mir eine Lust, so mit dem Weg und dem Sturm zu kämpfen und die gierige Fluth zu betrügen, wenn sie mir da und dort den Weg vertrat! Da brauste mein Wandermuth auf wie ein junger Wein, und wie ich so ein Hemmniß um das andere zu nichte machte, fühlte sich auch mein inwendiger Mensch mächtig stark, und es ward mir wie einem Genesenden, und ich spottete meiner selbst, daß ich mich so gemartert um die Zigeunerdirne. Aber wie? War es nicht auch derselbe junge Wein der Wanderlust, den

mir die Zigeunerin verheißen hatte? Was anders fühlte ich denn jetzt, als die Seligkeit, die sie mir verkündet, durch Wald und Haide zu ziehen, frei und flüchtig wie der Wind, der mit uns über die Haide braust? Zum Wanderer sei ich geboren — so hatte sie gesagt, ja und ich fühlte es jetzt, und alte, böse Gedanken überkamen mich, auch eine Hochfluth, und ich gedachte wieder, wie ich mich den Hannöverschen Werbern hatte verkaufen wollen, um bequemer aus der Haut zu fahren. Wahrlich es war mir wiederum ergangen, wie mit den Gesichtszügen meiner Braut, wie mit dem Traum von unserer stummen Liebe: mit meinem Wandermuth hatte ich den Teufel bannen wollen und mit meinem Wandermuth hatte ich ihn erst recht beschworen. Und wäre die Dirne mir in dem Augenblick in den Weg gekommen, ich wäre mit ihr bis zur Hölle gelaufen, rein um der Seligkeit des Laufens willen.

Am Rolandseck stand ein schwer bepackter Frachtwagen mitten im Wasser, wohl fünfzig Schritt weit in der Fluth; die Pferde waren längst ausgespannt und gerettet; aber die hohen Wogen steigen bereits über die Räder, und wenn ein tüchtiger Trieb Eisschollen kommt, dann schwankt die ungeheure Last des Wagens rechts und links auf ihren Achsen. Ich hatte eine Minute den Blick abgewandt von dem Wagen, denn der schlüpfrige Pfad unter meinen Füßen forderte ein wachsames Auge. Als ich wieder zurück blickte — war der mächtige Frachtwagen spurlos in den Fluthen versunken.

Bei Remagen hatten sich die größten Schiffe mitten auf der Koblenzer Landstraße vor Anker gelegt und ihre Taue an den Alleebäumen zu beiden Seiten befestigt, und doch mochten sie sicher noch ein paar Fuß Wasser über Noth unter dem Kiel haben. Die wilden Wogen brandeten aller Orten zerstörerisch in den Baumpflanzungen und Gärten. Bei Linz, wo die Ufer weit und flach sich hinlagern, sah ich einen kleinen Kahn, der über das überfluthete Ackerland hinausfuhr. Aber auch da noch waren die Strudel so wild, daß der Kahn bald

rund im Kreise herumgerissen, bald pfeilschnell ein Stück stromabwärts gestoßen wurde, während sich die rastlos Rudernden vergebens müheten, das Ufer zu erreichen.

So woget das Herz des Gottlosen stets ungestüm und kann nicht stille sein, gleich der hohen Fluth — wie die Schrift sagt. Hörst du's, wanderlustige Zigeunerdirne! und die Diebe zählen auch zu den Gottlosen! Aber sie weiß ja nicht, daß Stehlen Sünde ist — wie sollte sie eine Gottlose sein?

In der Brohl hatte ich ein kleines Kind gesehen, wie es, fest in die Wiege gebunden, vom Strome angespült wurde. Das Kind war todt, unversehrt, kaum merklich blaß und lächelte wie im Schlaf. Selbst die umstehenden Schiffer, steinharte Männer, vom Wetter und der Sonne braun geglüht, wurden weich bei diesem Anblick.

Wo ich in ein Wirthshaus trat, da saßen die Leute zusammen und fragten mich aus, wie es weiter unten stehe, und kaum wollten sie mir's glauben, daß ich den bösen Weg habe überwinden können, und prophezeiten mir immer, ich komme gewiß keine halbe Stunde mehr über das Dorf hinaus und doch bin ich mit Gottes Hülfe stets rüstig weiter gedrungen.

Wo ich einsprach, da hatte ein Jeder von seinem Unglück zu erzählen. Dem Einen war die Fluth so jählings in den Keller gedrungen, daß sie ihm alle Fässer an die Decke drückte und zersprengte, und nun der ganze Keller gleichsam ein großer Kübel war voll Rheinwein mit Rheinwasser gemischt. Der Andere hatte seine Kühe auf den Speicher schleppen müssen; den Dritten hatte das Wasser ganz aus dem Hause vertrieben, und in der That war ich an manchem sonst stattlichen Bau vorbeigegangen, der jetzt nur noch mit der Dachfirst einen Fuß hoch über die Wellen ragte.

Eine Stunde Wegs unter Andernach waren alle tieferen Pfade überschwemmt, daß ich bis zum Kamm des steilen Bergzugs hinansteigen mußte, so hoch, daß mir zuletzt selbst

der hohe Hammerstein auf der andern Seite tief unter den Füßen lag. Der Sturm da oben auf der kahlen felsigen Höhe faßte brausend meinen flatternden Kittel und zerrte und wüthete ihn mir zu entreißen; ich selbst aber, mit dem schweren Ranzen beladen, vermochte kaum, den Windstößen Stand zu halten und fest auf den Beinen zu bleiben.

Als ich den Gipfel der jähen Steige erklomm, rastete ich eine Weile und blickte noch einmal in die Tiefe hinunter. Da sah ich ein Weib hinter mir den Pfad heraufsteigen; — sie winkte mir, — rief mir zu, — aber ihre Worte verschlang der Sturm.

Ja, ich erkannte es gleich, das feuerfarbene Tuch, welches um ihren Kopf flatterte — — es erfaßte mich eine gräßliche Angst. Als eine Hexe fährt sie daher im Sturm und hat dir's angethan, daß dir ihr Landstreicherleben jetzt so herrlich dünkt, und eine Diebin so schön, und daß du sie vor Gott entschuldigen willst und sagen, sie habe gestohlen und sei doch nicht gottlos. Darum, weil sie eine Hexe ist, erblaßte sie, als sie das Herz mit den Buchstaben A. E. S., das Zeichen einer treuen und frommen Liebe, auf deinem Arme eingeätzt sah.

Und ob mir's gleich bleischwer in die Beine fiel, und der buckligte Pfad in den Klippen jeden Augenblick einen Sturz bringen konnte, und bald da, bald dort ein Dornstrauch mich am Rocke zurückhielt, rannte ich doch davon, als sei mir ein Mörder auf den Fersen. Sie lief mir eine Weile nach, winkte und rief immer lauter — es klang mir wie eine Warnung — aber wer konnte die Worte verstehen in dem rasenden Sturmgeheul? Nicht bloß dem Mädchen wollte ich durch das Laufen entrinnen, mehr noch der Versuchung, die mir im eigenen Herzen entgegenwinkte und entgegenrief. Zu Boden wollte ich sie laufen; zu Boden laufen meine grauenhafte, ziellose Wanderlust, Gift mit Gift vertreiben, und ich flog die Felsenpfade hinauf, hinunter wie der lüftige Teufel. Endlich mußte ich einen Augenblick verschnaufen. Ich schaute zurück. Das Mädchen war verschwunden.

Als ich da oben ging, sah ich tief unten auf dem übermächtigen Strome ein einziges Schiff, schwer beladen, pfeilschnell dahin fahren. Wer mochten die Waghälse sein, jetzt wo die keckſten Schiffer sich nicht auf's Wasser getrauten? Ich erkannte die rothe Flagge und sah eine bunte Menschenmenge auf dem Verdeck — es war ein Schiff mit Werbesoldaten. Und wenn ihnen die Kerls auch alle krepirten, die Seelenverkäufer können's nicht abwarten, bis sich die hohe Fluth verlaufen hat, und müssen in jedem Frühjahr die Schifffahrt eröffnen. So wie der Sturm eine Sekunde schwieg, hörte ich den Gesang dieser verzweiflungsmuthigen Verkauften gedämpft heraufklingen. Es war ein Soldatenlied eigener Art, ein Spott- und Klagelied, sie aber sangens mit lautem Jubel:

„Ach ich armer Werbsoldat,
Der nur den Tag drei Kreuzer hat
Und anderthalb Pfund Brod,
Wie leid' ich schwere Noth!

Für's Geld laß ich mir waschen
Mein Hemd und die Kamaschen,
Und wenn ich das nicht thu',
Krieg' ich noch Schläg' dazu."

Ein solches Lied, von solchen Leuten mit toller Lust gesungen, denen die gegenwärtige Stunde jeden Augenblick zur Todesstunde werden konnte, war grausig anzuhören. Und es war mir, als zögen hinter dem Schiffe her wie ein Gespensterschwarm die Klagen und Verwünschungen der verlassenen Eltern, Weiber, Kinder, Bräute, denen die meisten dieser Gesellen, gleichfalls in toller Wanderlust, freventlich fortgelaufen waren, und wenn die Wellen so hoch an dem Schiffe aufschlugen und die drängenden Eisschollen es oft mitten im Laufe quer schoben, dann wußte ich da droben nicht mehr, ob der Sturm im Augenblicke nur den Gesang verschlungen hatte oder des Wassers und der Hölle Abgrund auch die Sänger! Aber jetzt haben sie wieder gutes Fahrwasser gewonnen. Horch! man hört sie auch wieder singen —

„Und wenn ich das nicht thu',
Krieg' ich noch Schläg' dazu."

Da kam mir die volle Besinnung wieder, und ich gelobte mir fester als jemals, als ein ehrlicher Schlossermeister auf dem Westerwalde leben und sterben zu wollen.

Oben in den Schluchten des Bergzuges hatte ich mich verlaufen. Ich war entsetzlich müde, aber ich eilte unaufhaltsam vorwärts, die pfadlosen Steigen auf und ab; nur manchmal, wenn mich Hunger und Müdigkeit gar zu arg überwältigten, kniete ich auf die Erde nieder und raffte mir eine Hand voll halbgethauten Schnee zusammen, den ich gierig aufsog.

Endlich konnte ich wieder in's Thal hinabsteigen.

Da sah es traurig aus. In dem engen Wiesengrunde hatte mir die Fluth nur einen schmalen und gefährlichen Weg übrig gelassen, aber das Wasser stand hier ganz ruhig wie ein Landsee in dem geschlossenen Becken. Im Vordergrund lag ein rings umspültes altes Kirchlein, dichtes Weidengebüsch umgab den daran grenzenden Kirchhof, dessen Kreuze und Steine nur noch halb aus dem stillen Wasserspiegel ragten. Der Wind schwieg, und Schneegewölk und wolkige Nebelmassen hatten sich wie mit Einem Schlag von den Bergen niedergesenkt; sie wandelten den Tag in Dämmerlicht und hüllten das ganze Land in ein unabsehbares Grau, so daß ich, obgleich mir die Berge fast auf der Nase lagen, in ein weites Meer hinauszuschauen glaubte.

Ich konnte nicht vorwärts, nicht zurück und stand da wie von Gott und der Welt verlassen, wie mir's niemals auf der ganzen Wanderschaft begegnet war.

Da holte mich das Zigeunermädchen ein.

„Warum habt ihr auf mein Rufen nicht gehört? Ich wußte wohl, daß ihr den Weg verlieren würdet!"

Ich biß die Zähne zusammen und erwiderte kein Wort. Denn je mehr ich mich der Heimath näherte, um so fester ward mir der Sinn, um so reiner die Gedanken. Es war der Segen der Heimkehr, der jetzt schon halb auf mir ruhete.

Furchtbar wehe that es mir, also zu schweigen, und dem Heidenkind hat es wohl viel weher gethan, das las ich auf ihrem verstörten Gesichte.

Schweigend führte sie mich nun den schmalen Pfad mitten durch die Fluth, und manchmal dünkte sie mir wieder wie ein rettender Engel, vor dem die Wasser aus einander wichen. Bei einbrechender Nacht kamen wir nach Andernach.

Ich vermochte nicht in glatten Worten den Dank auszusprechen. War sie mir nicht wieder gefolgt mit der Treue und Dankbarkeit eines Hundes, den wir fortjagen und der immer wiederkommt, um uns freundlich anzuwedeln, mit seinem großen, räthselvollen Auge anzuschauen und unsere Hand zu lecken? Für solche herzbewegende Hundetreue fand ich keinen gangbaren Spruch des Dankes. Ich drückte ihr nur die Hand, wie man den Hund zum Danke streichelt.

Nun wir uns aber trennten, ging ihr noch einmal der Mund auf, und sie beschwor mich, um meiner eigenen Sicherheit willen heute Abend nicht weiter zu wandern. Ich sage dies, glaub' ich, gedankenlos zu, allein im stillen Sinne nahm ich mir dennoch vor, trotz der Dunkelheit bis zum nächsten Dorfe stromaufwärts zu gehen, denn in den Städten ist theure Herberge.

Vor Andernach kamen mir ein paar Bauersleute entgegen. „Ihr kommt keine Viertelstunde mehr vorwärts vor dem Wasser," riefen sie, „kehrt doch um!" Ich aber war trotzig und dachte: hab' ich heute schon so oft die Fluth betrogen, dann werde ich es jetzt auch zum letztenmale können, und schritt muthig in die Nacht hinein.

Ich hatte aber nicht bedacht, daß ein gar wildes Eifelwasser, die Nette, eine halbe Stunde über Andernach in den Rhein fällt, und so stand ich auf einmal wieder vor der Fluth, und hätte ich sie umgehen wollen, dann hätte ich wohl bis in die Eifel hinaufgehen können, denn die Nette ist das schlimmste Weib, wenn sie wild wird, wirft alle Brücken ab und füllt das ganze weite Thal aus.

Wie ich nun sehe, daß ich in eine Sackgasse gerannt bin und ganz verblüfft vor dem endlosen Wasser stehe — es war schon schwarze Nacht geworden — höre ich drüben eine Männerstimme meinem Rufen antworten: „Wartet eine Weile, ich komme mit dem Nachen und hole euch über die Nette!“

Also fasse ich mich in Geduld, lehne mich an eine niedere Gartenmauer — etwas seitab aber stand ein alter Nußbaum — und sehe ruhig zu, wie das Wasser von Minute zu Minute mächtiger aufschwillt und schon vor meinen Füßen zu plätschern beginnt.

Der Mann mit dem Nachen kam nicht.

Ich rufe, er antwortet nicht. Ich warte und warte, aber kein Nachen läßt sich hören. So mochten zwei, drei Stunden vergangen, es mochte gewiß zehn Uhr geworden sein.

Da sehe ich erst, daß das Wasser rings um mich her Alles überströmt hatte, und auch unter den Füßen begann mir's naß zu werden. Jetzt wäre ich gerne zurückgegangen; aber wie sollte ich den Weg finden? Konnte ich in der Nacht errathen, wo hier das Wasser zu durchwaten war, oder wo es mannstief stand?

Ich schwang mich auf die Gartenmauer. Hier war ich vorerst in Sicherheit. Meine Lebtage werde ich's nicht vergessen, wie grauenhaft schön die unendliche Wasserfläche in dem weiten dunklen Thale aussah. Dem stürmischen Tag war eine ganz stille Nacht gefolgt. Fern dort drüben erglänzte eine Reihe von Lichtern mitten in der Fluth, so friedlich glitzernd in dem dunklen, regungslosen Wasserspiegel, wie droben die Sterne im Himmelsraum. Es war das Städtchen Neuwied, welches ganz unter Wasser stand. Dazwischen hörte ich immerfort das leise unheimliche Geplätscher der ganz sacht aber sicher andringenden Wogen. Wie oft mühte sich mein Ohr, den rettenden Ruderschlag in dem Plätschern zu erkennen! Aber es war und blieb immer nur das eintönige, emsige Geräusch der öden Wassermasse.

Da überlief es mich wie Todesangst, denn schon stieg mir

das Wasser selbst auf der Mauer bis an die Füße heran. Ich begann eine Art Zwiesprach mit dem lieben Gott, worin ich ihm in Demuth vorhielt, wie wenig geeignet gerade der gegenwärtige Zeitpunkt sei, mich von der Welt zu rufen. Und wenn er, der liebe Gott, mich so wunderbar bis zur Nette geführt, dann könne er mich doch wohl auch noch ein paar Stunden Wegs weiter auf den Westerwald führen, da es nicht abzusehen sei, warum ich gleichsam vor der Hausthür nun noch im Hochwasser ersaufen solle.

Endlich raffte ich mich zusammen und schwang mich keck zu einem dicken Aste des Nußbaumes hinüber, der hinter der Mauer stand. Da saß ich nun in den Zweigen, für die Nacht geborgen, und obgleich ich noch jezuweilen meinen Ruf erneuerte, verfiel ich doch allmählig in einen fieberhaften Schlaf. Gottes Engel haben mich gehalten, daß ich nicht herabgestürzt bin.

War mir's doch im Traume, als ob meine zeitweilig erneuerten Rufe erst fernher, dann immer näher erwidert würden. Aber es klang wie von einer Frauenstimme. Und dann däuchte mir's, als komme das Zigeunermädchen als ein Meerweibchen, wie man sie auf den Stadtbrunnen sieht, zu mir herübergeschwommen und locke mich mit ihrem Gesang zu sich hinab in die Tiefe.

Die weibliche Stimme tönt immer lauter. Nein, es war kein bloßer Traum. Ich wache auf. Da sehe ich ziemlich weit von mir ganz vorn im Strome das Mädchen auf dem äußersten Endpunkte der Mauer sitzen. Sie schrie bald aus Leibeskräften um Hülfe, bald rief sie mir zu, mich aufrecht zu halten, denn sie mochte sehen, wie ich vom Schlaf auftaumelnd, auf meinem gefährlichen Sitze wankte und fast herabgefallen wäre.

Rasch erkannte ich ihre Lage.

„Komm' zu mir auf den Baum! Nicht eine Viertelstunde mehr wirst du auf der Mauer sitzen können. Das Wasser reißt dich weg; die Mauer stürzt ein!“

„Ich komme nicht!“ rief sie. „Wolf und Lamm werden Freunde auf dem schmalen Stückchen Rettungsland, wenn der Tod ringsum nach ihnen den Rachen aufsperrt, nicht aber Menschen, die sich fliehen. Dich zu retten bin ich hier, nicht mich!“ Und sie verdoppelte ihren Hülferuf in die schwarze Nacht hinein.

„Ich fliehe dich nicht,“ entgegnete ich, „ich bin dir gut, nur her zu mir!“

Da sprach sie, und es klang mir wieder beim Geplätscher der Wasser wie ein Gesang des Meerweibes in meinem Traume: „Meine Horde hat mich jetzt ausgestoßen um deinetwillen. Die Gottlose, die Verfluchte, die du mich genannt, bin ich jetzt ganz geworden um deinetwillen. Es gibt nur eine Erlösung für mich. Sei du mein! Laß uns selb zwei frei die Erde durchwandern. In Norwegen, in Spanien finden wir Stämme, die uns aufnehmen. Nur so du mir dies versprichst, komme ich zu dir auf den Baum. Schwur und Siegel unserer Verlöbniß sei es, daß ich in dieser Stunde der Todesnoth zu dir auf den Baum komme!“

Da erzitterte mir das Herz. Und es ward mir einen Augenblick fast zu Muth wie in jener Nacht in der Wildhüterhütte. Aber ich gedachte auch wie in jener Nacht an das Herz, mit den Buchstaben A. E. S., welches ich auf dem linken Arm trage und gedachte, daß ich Martin Hildebrand heiße. Und es war mir, als ob die zwei mannhaften Streiter dieses Namens jetzt leibhaftig mir zur Seite träten. Zur Linken stand Doktor Martin Luther, der geistliche Ritter und hielt seine große Bibel vor mich gleichwie einen Schild; zur Rechten stand der alte Hildebrand, der weltliche Rittersmann, und erhub wie zum Angriff seinen mächtig großen Ritterspieß — —

— — Und da kam die Hülfe, der Seele zumal und dem Leib!

In einer Mühle, die weiter aufwärts an der Nette liegt, hatte man des Mädchens Ruf vernommen. Der Ruderschlag



nahete. Ich sah, wie der Nachen, mit den Wirbeln kämpfend, mählich dem Baume zufuhr. Aber ich konnte meine Blicke nicht mehr rechts oder links schweifen lassen; denn zur Rechten und Linken standen wie Männer aus Erz die Gestalten der beiden tapferen Streiter; immer mußte ich das Auge geradeaus auf die Spitze des rettenden Nachens heften.

Ich hörte ein dumpfes Rollen — — wer gibt auf alle unheimlichen Töne acht in dieser schrecklichen Stunde.

Jetzt hat der Kahn den Baum erreicht. Ich springe hinein, der Schiffer stößt ab.

„Halt," rufe ich. „Erst dort hinüber an die Mauerecke, dort sitzt noch ein Weib, das wir retten müssen!"

„Ich sehe nichts!"

Auch ich konnte nirgends mehr das feuerfarbene Tuch erblicken.

„Aber steuert nur auf die äußerste Mauerecke zu!" rufe ich verzweiflungsvoll.

Der Schiffer blickte scharf hinüber nach der Stelle.

„Die Mauerecke ist verschwunden," spricht er: „als ich herüberfuhr, habe ich etwas rollen hören: das muß die einstürzende Mauer gewesen sein."

Wir suchten und riefen noch lange. — Wir erhielten keine Antwort. Nur das Wasser plätscherte und wirbelte etwas stärker über dem versunkenen Mauerstücke. — —

„So ist die Zigeunerin ertrunken!" sprach ich endlich halblaut und kaum vermochte ich das Wort über die Lippe zu bringen.

„Wie? nur eine Zigeunerin war's?" rief der Schiffer. „Und darum haben wir so lange gesucht? Das Gesindel kann ja gar nicht ersaufen. Werft eine Zigeunerin mitten in den Rhein und wenn sie schon nicht schwimmen kann, ersäuft sie doch nicht. Daran erprobt man ja gerade die Hexen, daß das Wasser sie nicht verschlingen mag, damit es für sich nicht raube, was dem Feuer oder dem Strick gehört!"

Und rasch wandte er den Kahn dem Lande zu.

Das ist geschehen am 28. Februar 1781, und jedes Jahr hab' ich mir für diesen Tag ein Kreuzlein in den Kalender gemacht.

Am andern Tag ging ich bei Koblenz über den Rhein und erreichte die heimathlichen Berge.

Da saß ich nun warm an meines Vaters Herd, und wo der Haas gehedt ist, da sitzt er gern. Ich hatte einen neuen Menschen angezogen; an der Nette war es mir armem Sünder ergangen, wie einem Größeren bei Damaskus. Aus dem unstäten, wilden Burschen war ich über Nacht ein gesetzter Mann geworden.

In Jahr und Tag hielt ich Hochzeit mit meiner lieben Anna Elisabeth, deren Gedächtniß ich so fest im Herzen getragen habe auf der ganzen langen Wanderschaft; zwar nicht ohne Anfechtung; aber der Herr ließ die Versuchung immer so ein Ende gewinnen, daß ich es konnte ertragen.

Wunderlich ging mir es aber nun, mit den Buchstaben A. E. S. auf meinem linken Arm. Wenn ich sie betrachtete, dann muß ich immer an die Zigeunerin denken (ganz ähnlich und doch anders wie vordem bei ihrer Nase an die Schaufflerin), an das braune Heidenkind, das mir so viel Treue und Dank erwies, das mir nachfolgte, dankbar wie ein Hund und von mir gestoßen, wie man nur einen Hund wegstößt. Ja, es ward mir bei der Geschichte noch manchmal wirr im Kopfe. Warum hat sie mir so viel Lieb's und Gut's erweisen wollen? Sieh', es war doch Alles nur Liebe, hervorgeblüht aus Dankgefühl für eine einzige ganz kleine, arme Freundlichkeit, — ich sage noch einmal: recht wie bei dem edelsten Hunde!

Wenn Zigeuner durch unsere Stadt ziehen mit ihren kleinen langhaarigen Schimmeln, die Männer das Haar in lange Zöpfe geflochten, jedes Weib einen schreienden kleinen Balg auf dem Rücken, voran die bösen Bullenbeißer mit den struppigen Haaren: dann schaue ich allemal zum Fenster hinaus, aber mein Zigeunermädchen ist nicht unter ihnen.

Dann klang mir auch lange noch das dumpfe Geroll der einstürzenden Mauer in den Ohren. Es lautete fast, wie wenn man die Schollen auf einen Sarg rollen läßt.

Und nun fällt mir noch ein: — ich habe niemals erfahren, wie das braune Mädchen geheißen hat, weder mit ihrem Zigeunernamen, noch mit dem Namen, welchen sie bei den Christen führte.

Meine eigenen Namen aber hielt ich seitdem besonders hoch in Ehren, und sah mich vor, sie nicht mit Schanden zu verunzieren, damit ich wohl bestehen könne vor meinen beiden Wächtern, dem Doktor Martinus mit seinem Glaubensschild, der großen Bibel, und dem alten Hildebrand mit seinem großmächtigen Ritterspieß.

Die Lehrjahre eines Humanisten.

(1856.)

Erstes Kapitel.

„Melancholie steigt auf aus dickem Geblüt. Was kann ich dafür, daß mein Blut schwarz und dick fließt? Da hilft kein Purgiren und Aderlassen. Alle Kräfte Himmels und der Erden wirken zusammen, um einen einzigen Menschen so zu machen, wie er ist: wie soll ich selber mich anders machen können?

Mit eigener Willensstärke soll ich mich erlösen aus meinem Trübsinn. Aber Wille ist ja nur bewußte Lebenskraft. Ich suche die verlorene Lebenskraft wieder: wie kann ich sie durch den Willen gewinnen, der nur aufkeimt aus der Lebenskraft, der in ihr enthalten ist und eins mit ihr?

Paracelsus schreibt: des Menschen Wille könne so stark werden, daß Einer durch den Geist allein, durch bloßes inbrünstiges Wollen, ohne Schwert einen Andern steche — aber das Recept zu dieser Willensstärke hat er uns nicht hinterlassen.

So bleibe ich preisgegeben der Melancholie, dem dicken Blut, dazu auch der Hypochondrie, die mir das viele Studiren in den Unterleib gehext hat.

Ueberall siehet der Mensch Krankheit vor sich, Elend an Leib und Seele, Noth und Tod. Nur im größten Leichtsinn mögen wir fröhlich sein. Die sichere Erkenntniß unserer Schwachheit ohne die sicheren Mittel ihr zu wehren, das ist der größte Fluch, der auf das Menschengeschlecht geladen ward. Das Thier erkennt nicht einmal seine Gebrechlichkeit: dennoch weiß es sicherer ihr zu steuern. Die Schlange, wenn

sie aus der Höhle kriecht, heilt ihr verdunkeltes Auge mit Fenchel; die Rebhühner und Krähen purgiren sich im Frühjahr, damit sie für den ganzen Sommer gesund bleiben, und der wirkliche vierbeinige Esel weiß mit Hirschzunge sicherere Kuren zu vollbringen, als mancher Esel von der medicinischen Fakultät mit einer ganzen Apotheke. Darum sind auch etliche Aerzte der Meinung, die Menschen hätten die Heilkunst eigentlich vom lieben Vieh gelernt.

Jetzt, wo ich zum erstenmal im Leben nicht Herr meines Körpers bin und mein schwacher Leib den Geist mit Schwermuth schlägt: jetzt begreife ich Calanus, den Gymnosophisten, der, als er die erste Leibesschwachheit verspürte und zum erstenmal im Leben ein wenig krank zu werden anfing, sich selber verbrannte. Freilich war Calanus damals dreiundsiebzig Jahre alt, und ich bin erst dreiundzwanzig. Will darum noch eine Weile zuwarten, mit dem Verbrennen."

So schrieb Johannes Piscator, der hypochondrische Philosoph, seine Gedanken nieder als ein Selbstgespräch und setzte auch gleich das Datum darunter: „am ersten März 1561."

Vor zehn Jahren schon war der jetzt dreiundzwanzigjährige junge Mann ein gelehrtes Wunderkind gewesen. Der dreizehnjährige Knabe nahm es mit jedem Professor im Disputiren auf und sprach griechisch und lateinisch wie Wasser; sein Gedächtniß war ganz gespickt mit Historien und Citaten aus den Alten und im sechzehnten Jahre schon ward er für würdig erachtet als Magister der freien Künste lehrend aufzutreten. Sein Ruhm ging durch ganz Schwaben, sein Heimathland, denn Keiner machte ja glänzender als der sechzehnjährige Magister den Spruch zu Schanden, daß die Schwaben erst mit dem vierzigsten Jahre gescheidt werden.

Aber nach kurzer Frist gerieth Johannes Piscator wieder in Vergessenheit. Aus dem frühreifen Knaben ward wirklich ein tüchtiger Gelehrter. Das war vielleicht ein noch größeres Wunder als seine Frühreife. Wäre er ein recht origineller Lump geworden, so hätten sich wohl Liebhaber gefunden, die

ihm von Zeit zu Zeit auf die Strümpfe geholfen und seinen Ruhm neu aufgefrischt hätten. Da er aber nur ein ordentlicher, fleißiger, gelehrter Mann, also etwas ganz gewöhnliches, geworden war, so ließen ihn seine früheren Gönner fallen. So stand denn der dreiundzwanzigjährige Johannes verlassen in der Welt, ein ungefreundeter Mann, ohne Eltern und Verwandte, ohne Geld und Gut, ohne Amt; aller Künste Magister, nur nicht der Kunst sich selbst zu beherrschen und sich selbst zu helfen.

Er war nach Ulm gewandert, um dort mit gelegentlicher gelehrter Frohnarbeit ein Stückchen Brod zu gewinnen. Da sich die reichen Herren von Ulm nicht sonderlich beeilten Freundschaft mit ihm zu schließen, so begnügte er sich einstweilen mit dem Umgang des Platon und Aristoteles, des Cicero und Tacitus. Er fand, diese seien doch seine besten Freunde, denn sie hielten buchstäblich aus als Freunde bei Salz und Brod.

Gar oft zog Johannes Piscator an den Sommernachmittagen hinaus in die nahen Wälder, um sich in den Himbeeren und Erdbeeren sein Mittags- und Abendessen zu suchen. Allmählig jedoch verspürte er bei dieser Lebensweise die Wahrheit des Spruches: „Lang gefastet ist kein Brod gespart." Denn die Kraft seines Körpers nahm sichtlich ab, und Trübsinn lagerte sich über seine Seele. Verlassen und allein, erschrak er plötzlich vor dem Gedanken, daß er krank werden könne. Bis dahin hatte er's nämlich noch gar nicht für möglich gehalten, krank zu werden. Die Bauern sagen: „es ist nichts ungesunder als krank sein." Ueber diesen Spruch grübelte Johannes Piscator so lange bis er krank war bei gesundem Leibe. Was er nur sah und hörte, erinnerte ihn fortan an Siechthum, Gebrechlichkeit und Tod. Er machte lieber eine Viertelstunde Umweg, als daß er am städtischen Spital vorbeigegangen wäre und kündigte seinem Flickschneider die magere Kundschaft, weil derselbe Kirchhof hieß. In der Physica des Simon Artopäus hatte der hypochondrische Gelehrte gelesen, daß jene Leute, von denen der achtzigjährige

Sohn eines Tages weinend vor der Hütte saß, weil er von seinem Vater Schläge erhalten, darum daß er seinen Großvater hatte aus dem Bett fallen lassen — daß jene Leute zu so hohen Jahren gekommen, weil sie neben einer Diät von Milch, Brod und Salz fleißig Hollunderbeeren gegessen. Darum begann er auch täglich Hollunderbeeren zu schlucken. Eine alte Schwäbin verrieth ihm dagegen, die ältesten Leute im Schwabenland würden diejenigen, welche allabendlich eine gebrannte Mehlsuppe verspeisten. Doppelt genäht hält besser. Johannes Piscator suchte darum, so oft es seine Mittel erlaubten, die Hollunderbeeren mit der gebrannten Mehlsuppe zu verbinden.

Bei dieser braunen Suppe saß er eben auf seinem Kämmerchen und hatte die eingangs gegebenen Betrachtungen niedergeschrieben; allein obgleich er in Wort und Schrift zu dem leidlich muthigen Schluß gekommen war, so blies er doch in Gedanken alsbald wieder Trübsal. Man hätte den krummgesessenen Gelehrten lebenssatt nennen können, wenn er sich nicht täglich krank geängstigt hätte um die Erhaltung seines Lebens.

Da kam polternd ein schwerbestiefelter Reiter die Treppe heraufgestiegen zu dem hohen Olymp der Dachstube und öffnete die Thür ohne anzuklopfen.

„Grüß dich Gott, Johannes!“ rief er. „Du erkennst mich nicht? Freilich! Der Bart und der Soldatenrock macht einen neuen Mann! Ich bin ja Hunold, der mit dir auf einer Schulbank gesessen. Wir wollten Beide Magister werden; du bist's, und ich bin jetzt Dienstmann des Grafen Albrecht von Löwenstein.“

Piscator schüttelte ihm herzlich die Hand. „Gäbst du mir deinen Sold, Freund, — ich gäbe dir gern meinen Magister dafür.“

„Das ist's ja eben, weßhalb ich von Heilbronn herüber geritten bin. Ich soll dir Sold bieten und den Magister sollst du dazu behalten.“ Er warf einen schweren Beutel voll

Geld auf den Tisch. „Seht her! hier liegt das Handgeld. Der Sold kommt später. O Freund, Sold ist ein schönes Wort und lauter Schönes reimt sich darauf: Gold, hold und“ — hier strich er sich selbstgefällig den Schnurrbart und pflanzte sich breit in stattlicher Manneshaltung vor den verkümmerten Humanisten — „Hunold.“

„Und du willst mich auch für euren Reiterdienst werben?“

„Daß Gott verhüte! Reite du fort und fort auf deinen Pergamentbänden; unsere Pferde sind uns zu lieb, als daß wir das Geringste derselben dir zwischen die Beine zu geben wagten. Aber fahren sollst du, fahren ins gelobte Land, nach Jerusalem. Ein venetianisches Schiff wird dich nach Joppe tragen, und höchstens auf Eseln wirst du dann sanft von einer heiligen Stätte zur andern gewiegt werden. Doch ich muß dir ausführlich und in der Ordnung meines Herrn Begehren kund thun.“

Sie setzten sich.

„Hast du keinen Trunk Wein, Johannes?“

„Wasser! Klares, kühles, köstliches Wasser, Hunold!“

„Hinweg damit! Ein Reitersmann muß auch in der Wüste fechten können: ich kann auch mit trockenem Mund meinen Auftrag ausrichten, und doch soll dir der Mund wässern, indem ich spreche.“

Hunold berichtete, daß sein Gebieter, Graf Albrecht von Löwenstein, entschlossen sei, mit seinem Bruder Friedrich und vierundzwanzig andern deutschen Rittern und Herrn, zu denen noch zehn vornehme Holländer stoßen würden, eine Wallfahrt nach Jerusalem und dem Berge Sinai anzutreten. Mit Gefolge und Dienerschaft werde man also wohl an hundert Mann stark sein. Große Fährlichkeiten seien zu bestehen; vor Jahr und Tag versehe sich Keiner der Rückkehr. Aber auch ewiger Ruhm vor der Welt und ewige Seligkeit sei die Krone der Pilgerfahrt. Der ganze Zug sei nun gerüstet; binnen heute und sechs Tagen würden alle Reisegenossen in Innsbruck versammelt sein, dann geht es unverweilt über die

Berge nach Venedig. Nur Ein Mann scheine seinem Herrn noch zu fehlen: nämlich ein Gelehrter, der lateinisch wohl zu sprechen und zu schreiben wisse, über alle merkwürdigen Orte und Antiquitäten in Italien, auf den griechischen Inseln und im heiligen Lande Auskunft geben könne, und dazu fähig eine genaue Chronik der Pilgerfahrt, Kindern und Kindeskindern zum Gedächtniß und zur Erbauung, in wohlgesetztem Deutsch oder Latein zu verfassen.

„Mein Herr hat von dir gehört, Johannes," — so schloß Hunold seine Rede, „er glaubt, du seiest tüchtig zu diesem Dienst wie Keiner; dazu ledig, kinderlos, freundlos, ein Mann, der jeden Tag sein Bündel schnüren kann. Hier liegt das Handgeld auf dem Tisch, womit du dich reisemäßig ausstatten sollst, wenn du einschlägst und diesen Brief unterschreibest. Schlag' ein, Johannes, es ist das beste Theil! Drei Tage hast du Frist, dich von Ulm los zu machen; dann aber mußt du flink auf die Beine, damit du zum Termin am Sammelplatz in Innsbruck bist."

Mit der ganzen Heftigkeit eines Melancholikers, bei dem die äußersten Affekte sich berühren, sprang Piscator auf, wie verwandelt, schlug ein, unterschrieb den Brief und griff, sonst ein so großer Geldverächter, mit gieriger Hand nach dem Beutel.

„Ich ziehe mit, Hunold! nicht um des ewigen Ruhmes und der ewigen Seligkeit willen, die du verheißest, sondern damit mich Hunger und Hypochondrie hier in Ulm nicht todtbeißen. Freund, hier habe ich's erfahren, daß der Hunger rohe Bohnen gar kocht! Besser der Türke schlägt mir den Schädel ein, als daß ich hier krepire vor Aerger über das Ulmer Krämerpack, das mich nicht kennen, nicht anerkennen wollte, das mich ohne Arbeit und Brod hätte sitzen lassen, bis die Hühner Zähne kriegen! Was werden die stolzen Kaufherrn für Augen machen, wenn sie von dieser Berufung des verlumpten Johannes Piscator hören! Ich werde meine drei Tage Frist noch in Ulm aushalten, nicht um meine Ange-

legenheiten zu ordnen (denn das wäre in einer halben Stunde geschehen), sondern um diese Krämer noch einmal recht zu ärgern, um vor ihnen einher zu stolziren, nun auch meinerseits mit dem Geld in der Tasche klimpernd, um ihnen ein Schnippchen unter der Nase zu schlagen. Heiliger Erasmus und Melanchthon, heiliger Camerarius und Reuchlinus, in welcher Barbarei sind diese Geldsäcke gefangen! Euklid lief bei Nacht fünf Meilen weit, um den Sokrates zu hören; ich kam ihnen bei Tag ins Haus und sie hörten mich nicht. Freund, du machst dir kein Bild von dem Ingrimm, der mich in Ulm ergriffen hat über alles Kaufmannsvolk der Welt! Wie Cicero gegen den Catilina donnere ich oft stundenlang einsam auf meiner Stube lateinisch gegen die Krämer. Hinweg aus diesem Krämernest! Das Sprüchwort sagt: ein armer Jud' kann nicht wuchern, aber auch der ärmste Ulmer wuchert doch. Ueber die Thür ihres Kaufhauses sollten sie ihr Motto schreiben:

Lügen und Trügen seind so werth,
Daß man ihr' zu allen Käufen begehrt.

Als der Teufel seine fünf Töchter an die Stände der Menschen verheirathete, gab er dem Adel die älteste Tochter, Arrogantia, die Mutter der Hoffahrt; den Bauern die zweite, Falsitas, die Mutter der Verschmitztheit und des Betrugs; den Handwerkern das Zwillingsschwesterpaar Invidia und Avaritia, von denen der Neid und der Geiz ausgegangen; endlich den Geistlichen die Jungfrau Hypokrisis, die Heuchelei. Da nun für die Kaufleute eine sechste Tochter nicht mehr vorhanden war, so erlaubte er ihnen zu buhlen mit allen fünfen, also daß sich sämmtliche Teufelei auf Erden: Hoffahrt, Betrug, Neid, Geiz und Heuchelwerk bei den Kaufleuten einträchtig zusammengefunden. Sieh, Hunold, diese Geschichte, die halb in den vitis Patrum steht, halb meine eigene Erfindung ist, habe ich in die schönsten lateinischen

Verse gebracht, und zum Abschied von Ulm würde ich sie an der Rathhausthüre anschlagen, — wenn die Dummköpfe, die es treffen soll, lateinische Verse lesen könnten!"

Hunold sprach: „Das Wasser, das du trinkest, muß Weines Kraft haben, denn so trunken wie heute habe ich dich nüchtern noch niemals donnern hören."

Johannes verkühlte sich aber eben so rasch wieder, als er heiß geworden, und da er bei weiterer Erkundigung hörte, daß Hunold nicht mitziehe nach Jerusalem, und da es sich gar bei Aufzählung sämmtlicher Reisegenossen fand, daß der gelehrte Humanist von allen nicht einen Einzigen persönlich kenne, ward es ihm sogar sehr kühl. Denn als ächter Stubensitzer fürchtete er sich vor fremden Gesichtern. Doch Wort und Handschlag war gegeben, das Handgeld eingestrichen, die Unterschrift geschrieben; also stand die Sache fest und die Freunde trennten sich, Hunold vergnügt, seinen Auftrag so gut vollzogen zu haben, Johannes zwischen Freude und Besorgniß schwankend, aber doch voll Hoffnung auf bessere Tage.

In großer Aufregung ging Piscator den ganzen Abend in seiner Kammer auf und ab, immer auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem begriffen, und als er sich zu Bette legte, war er doch noch nicht weiter gekommen, als bis zur Einschiffung in Venedig und einer heiteren Landung an den jonischen Inseln. Als ihn der Schlaf bewältigte, spann der wirkliche Traum den Faden der wachen Träume weiter. Ein gewaltiger Sturm erhob sich, da sie kaum wieder einige Meilen in See waren. Welch Dröhnen, Pfeifen, Heulen, Krachen! Alle Winde waren aus ihren Schläuchen gelassen, gegen einander wüthend, wie in der Aeneide, oder nach einander, wie in der Odyssee.

„So durch den Meerschwall trieben Orkan' ihn dorthin und dorthin;
Bald daß stürmend ihn Notas dem Boreas gab zur Verfolgung,
Bald daß wieder ihn Euros des Zephyros Sturme zurückwarf."

Das Schiff flog aus dem Abgrund zum Himmel und vom Himmel zum Abgrund, wie in Ovids Klageliedern. Von den Stürmen aus allen Klassikern ward der arme Schläfer im Bett umhergeworfen. So etwas träumt man nur Einmal im Leben. Die Matrosen fluchten und die Pilger lagen betend auf den Knieen; die Einen riefen die heilige Jungfrau an, die Andern wandten sich direkt an unsern Herrgott. Da trieb die Todesangst auch unsern Humanisten zum Gebet. Allein es fiel ihm kein anderes ein, als das Gebet aus Ovids Seesturm; und neben seinem Bücherschrein knieend sprach er mit tiefer Inbrunst:

„Dî maris et coeli — quid enim nisi vota supersunt? —
Solvere quassatae parcite membra ratis!“

„He da! Auf die Beine! Gearbeitet statt gebetet!“ rief der Schiffspatron mitten in die kassische Andacht hinein, und zog den Betenden unsanft am Arme in die Höhe. „Das Schiff muß erleichtert werden! Alle Fracht über Bord! Flugs hier mit Eurem Bücherplunder angefangen!“

Und mit Seufzen und Jammern begann der Aermste seine Heiligthümer in die Fluth zu werfen. Auf den Wellen tanzten Cicero und Sallust, Homer, Virgil, Plato und Aristoteles, die er allesammt bequemlichkeitshalber zu einer Reise nach dem Berge Sinai mitgenommen. Und die Bücher, welche Piscator hinauswarf, wurden ihm schwer in den Händen wie Blei, daß er sie kaum über Bord bringen konnte, und wie viel Bücher er auch davon trug, mehrten sie sich doch immer wieder in dem Schrein; zuletzt warf er ganze Stöße von Schriftstellern ins Wasser, deren Namen er in seinem Leben nicht gehört hatte und zu allerletzt zwanzig Bände seiner eigenen sämmtlichen Werke, die noch gar nicht erschienen waren. Als er aber solchergestalt alle seine köstlichsten Schätze geopfert, glättete sich das Meer, als hätte man Oel auf die Wogen gegossen, der blaue Himmel brach aus dem zerrissenen Gewölk und nach langer ruhiger Fahrt liefen die Pilger end-

lich in einen Hafen der Insel Cypern ein. Da lief auch der Träumer in den Hafen eines eisernen, traumlosen Schlafes, aus dem ihn erst der späte Morgen weckte.

Es war kein erquickliches Erwachen. Johannes fühlte seine Glieder kalt und steif, den Kopf schwer, die Nase verschnupft, daß er niesend in die Höhe fuhr. Da schaute er rings um sich gräuelvolle Verwüstung. Als er im Sturme die Bücher über Bord warf, hatte er fast sein sämmtliches Bettzeug weit in die Stube hinausgeschleudert (darum waren ihm auch die Bücher im Arm so schwer geworden); und nackt und bloß hatte er die ganze kalte Märznacht auf dem Strohsack gelegen!

Jammer und Reue überkam ihn, wie er nun in aller Nüchternheit eines schlechten Morgens seiner verbrieften Verpflichtung von gestern gedachte. „Wenn ich bei dem bloßen Traum von einem Seesturm einen solchen Rheumatismus davontrage, was wird erst aus mir werden bei einem wirklichen Sturme! Was mir gestern Abend der gescheidteste Streich meines Lebens däuchte, war, wie es scheint, der dümmste. Da wir uns für Weise hielten, sind wir zu Narren worden, wie Paulus an die Römer schreibt. Aber ein Mann, ein Wort! Was man geladen hat, muß man auch fahren. Und den Ulmern muß ich entrinnen und meinen krank gesessenen Unterleib kuriren! Ja, und jetzt will ich ausgehen und trotz meinem Schnupfen die Ulmer ärgern drei Tage lang. Zum Teufel mit allen Bedenken, wenn man die Rathhaustreppe herabsteigt und sein Wort gesprochen hat!"

Es ging doch nicht so leicht ab mit den drei Tagen. Piscator ärgerte die Ulmer, aber der Reue über seine Voreiligkeit entrann er darum nicht. Als ihn die Rache nicht zerstreuen wollte, suchte er wieder Trost bei seinen Büchern. Er nahm den Philosophen Seneca vor, er las Boëthius de consolatione philosophiae. Vergebens. Auch die Philosophie des „letzten Römers" tröstete ihn nicht.

So trat er dann am vierten Tage recht trübselig seine Wanderschaft über Augsburg nach Innsbruck an. In seiner

Ledertasche trug er ein halbes Dutzend Klassiker und etwas weiße Wäsche. Allein auch die kleine Last drückte den des Tragens und Wanderns Ungewohnten, und er war kaum drei Stunden gegangen, da schlich er bereits so elend dahin, als habe er den härtesten Tagemarsch zurückgelegt, ließ den Kopf hängen und sah zu Boden wie ein Hühnerdieb.

Am Rande eines steilen Abhanges, der sich jäh zur Donau nieder zog, setzte er sich zur Rast auf einen Stein. Die Gegend ist wild und rauh, und kahl und langweilig dazu. Ihr Anblick, selbst im Morgenschein der Märzsonne, vermochte den hypochondrischen Pilger nicht aufzuheitern.

Die Donau, hier noch als ein verheerender Bergstrom über die Hochfläche brausend, benagt die felsenlosen Sandhügel, daß sie zu steilen Hängen abstürzen, und breitet auf dem andern Ufer hundert Arme zu einem verwirrten Knäuel von Bächen und Altwassern in die Ebene, uferlos, um nach jeder Schneeschmelze, jeder Regenwoche sich ein neues Bett zu wühlen und unter neuen Geröllbänken fruchtbares Land zu begraben. Die von den Wasserarmen umschlungenen Auen deckt undurchdringliches Gestrüpp, üppigster Baumwuchs, dem keine Axt naht, eine Urwildniß, deren vom Sturm gefällte, vom Wetter gebleichte Stämme bekunden, daß nie ein Kahn diese tückischen Strudel durchschneidet und keines Menschen Fuß die Inseln betritt.

Auf der Landseite schweifte der Blick unseres Wanderers über die endlose kahle Hochfläche und die graugrüne Sumpfniederung des Ulmer Rieses. Wer noch nicht melancholisch ist, der kann es bei diesem Anblick werden. Nur manchmal bei besonderer Gunst von Luft und Licht erhalten die öden Gründe einen prächtigen Abschluß. Es steigen dann, von leisem, blauem Dufte überhaucht, die vielgestaltigen Gipfel und Kämme der vorarlberger, allgäuer und bayerischen Alpen am Saume des Himmels auf, ein Traumgebilde der zartesten Farben und Formen. Und mit jener geheimen Macht, womit uns die Dichtung dem gemeinen Leben entrückt, zieht uns

dieses verschwimmende Bild des Hochgebirges zu sich hinüber, daß wir uns selbst aus der umliegenden Oede hinweg dichten zu waldbeschatteten Alpenseen, auf lichte Matten, unter die Riesendome des Urgesteines, von deren Kuppen der ewige Schnee seine Quellen, Bäche und Wasserstürze vieltönig ringsum niederbrausen läßt.

Johannes Piscator, der jetzt auch die Schneegipfel am Horizont erblickte, dachte nicht an die Landschaftspracht des Gebirgs, sondern an das was hinter den Bergen lag — an Innsbruck; an die Straße, die über diese Joche ging — nach Venedig und so weiter. So ward es ihm nicht leicht und frei beim Anblick der Alpenkette, sondern nun gar erst recht schwül und beklommen.

Da kam von Augsburg her ein Wanderer des Weges, der schritt anders aus, wie vorhin unser unglückseliger Gelehrter! Das ging vorwärts wie der Wind und mit einer Kraft und Leichtigkeit der Bewegung, daß es eine Lust war, dem Burschen nachzuschauen.

Der Humanist erschrak über die kraftgedrungene Gestalt, die so recht im griechischen Heroenschritt auf ihn zugestiegen kam; denn keine Menschenseele war sonst weit und breit, und der schnellfüßige Achilles wandelte sich dem furchtsamen Magister rasch in einen Gauner und Straßenräuber. Doch als der stattliche Jüngling dem Rastenden ein treuherziges „Grüß Gott!“ entgegenrief, schwand demselben die Furcht; denn es war ihm, als ob Einer, der in Gottes Namen grüßt, nicht Raub und Mord sinnen könne.

Ein paar Worte wurden hin und her gewechselt, die sich bald zu einem Gespräch ausspannen, und der neue Ankömmling fand es endlich bequemer, sich gleichfalls niederzusetzen, als stehend die Unterredung weiter zu führen.

Er bot dem Magister einen Schluck aus seiner Feldflasche und einen Bissen Fleisch und Brod.

Piscator lehnte dankend ab. „Ich frühstücke niemals. Natura paucis contenta.“

„Ihr müßt ein Schulmeister sein, Freund," entgegnete der Andere. „Einmal, weil Ihr auf der Reise nicht eßt, wann Ihr etwas kriegt, obgleich Ihr hungrig seid, wie Schulmeister gewöhnlich sind, und wie ich's Euch auch jetzt an den Augen ansehe; und dann weil Ihr schon bei dem dritten Wort mit den verfluchten lateinischen Brocken um Euch werft."

Mit gutmüthigem Lächeln nickte Piscator bejahend.

„Nun seht, da gibt es gleich eine Verwandtschaft zwischen uns," rief der Fremde. „Mein Vater ist auch ein Schulmeister. Er ist so gelehrt, daß er seinen ehrlichen deutschen Namen, Fischer, nicht mehr tragen mochte und sich selber in einen Piscator übersetzte. Er wollte mich auch gelehrt machen, aber ich widerstand hartnäckig. Da that er mich zu einem Küfermeister in die Lehre: dem lief ich davon; darauf zu einem Schlosser: den hätte ich beinahe selbst in einem Streite zu Blech gehämmert. Endlich versuchte man, ob ich nicht durch den als den gröbsten Mann in ganz Franken bekannten Lebzelter Sturm in Nürnberg zu einem brauchbaren Bürger zu erziehen sei. Darüber bin ich dreiundzwanzig Jahre alt geworden, habe wirklich bei dem alten Sturm volle zwölf Monate als Lehrling ausgehalten und will jetzt mein Glück weiter versuchen bei der löblichen Lebzelter- und Wachszieherzunft in Ulm."

„Ihr heißet Piscator," rief der Gelehrte: „so schreibe ich mich auch; — Johannes Piscator aus Beutelsbach, der freien Künste Magister."

„Gerhard Piscator, aus Schweinfurt, einjähriger Lebzelterjunge!" fügte der Andere hinzu.

„O wenn ich doch in Eurer Haut stäke, Vetter Gerhard, wie in Eurem Namen! Die Lebzelterei ist wohl ein recht friedliches, harmloses, ungefährliches Geschäft?"

„Das eben ist zum Verzweifeln, Vetter Johannes. Wenn Ihr Euch kein heißes Wachs auf die Finger tropfen laßt, so hat's gar keine Gefahr bei dem Handwerk. Doch wo

drückt Euch denn der Schuh so stark, daß Ihr aus der Haut fahren möchtet, Magister?"

Ich habe mich dem Grafen von Löwenstein als Reisebeschreiber verdungen zu einer Fahrt nach Jerusalem" —

„Wie? Ihr seid Einer dieses berühmten Zuges? O könnte ich mit Euch ziehen über Land und Meer, statt in Ulm Lebkuchenmänner zu backen!"

„Der Magister sprach trocken: „Ich bin ein ruhiger Mann, den Büchern ergeben, die ich daheim lassen muß, den gelehrten Arbeiten, für die eine deutsche Dachkammer und nicht ein venetianisches Schiff oder ein palästinensischer Reitesel die rechte Werkstatt ist. Fährlichkeiten liebe ich nicht. Mir graust vor der Seefahrt" —

„Auf die See möcht' ich ums Leben gern!" rief der Lebzelter begeistert. „Mitten hinein in den ärgsten Sturm! Und einen Schiffbruch möchte ich erleben, wo das Schiff mitten entzwei bricht wie ein verbackener Lebkuchen! Alle meine Genossen ertrinken vor meinen Augen; ich allein werde nackt und bloß auf eine Klippe geschleudert" —

„O Freund!" rief der Magister hohen Tones, „Ihr würdet anders sprechen, wenn Ihr jemals einen Seesturm miterlebt hättet!"

„Ihr habt also einen erlebt, Magister? Ihr seid zur See gewesen?"

„Ja! Halb und halb. Nämlich der bloße Traum von einem Seesturm hat mir einen bodenlosen Rheumatismus gebracht: nun denket erst, wie mir's bei einem wirklichen Sturme ergehen mag! Ersaufen wir aber auch nicht, dann wird die Landreise noch gefährlicher wie die Seefahrt. Türkische Raubschaaren umschwärmen uns" —

„Ha! Bruder Johannes von Beutelsbach, einem Türken den Kopf zu spalten wäre mir lieber, als wenn ich die größte Wachskerze in der ganzen Christenheit gegossen hätte!"

„Wer dem Türken entrinnt, den frißt die Pest!"

„Die kriege ich nicht! Ich bin pestfest. In Nürnberg

hat sie mir Meister Sturm jeden Tag zwanzigmal auf den Hals gewünscht, und sie ist doch nicht gekommen!"

„Ei, zum Teufel, ritterlicher Lebzelter, wenn dir das Alles so wohl gefällt, dann gehe du doch nur gleich statt meiner nach Jerusalem. Ein Piscator um den Andern! Ob der Beutelsbacher mit dem Schweinfurter und der Johannes mit dem Gerhard verwechselt ist, wen kümmert das? Wenn die Fische im griechischen Meer nur einen Piscator zu fressen kriegen, so ist meiner Ehre schon genug gethan. Es gilt Gerhard! Ein Magisterdiplom gegen einen Lehrlingsbrief!"

Der Lebzelter erwägte ernstlich. „Nein!" rief er endlich, „es geht nicht an. Seht, den Magister könnte ich schon machen, nicht aber Ihr den einjährigen Lehrjungen. Wo wollt Ihr dazu Kenntnisse und Geschick hernehmen?"

Dennoch ward die Sache weiter durchgesprochen; aus dem Scherz ward Ernst. Keiner der Pilger kannte den erwarteten Gelehrten. Gerhard mochte bis zur Einschiffung in der That ganz gut den Magister spielen, und nachher konnte man ihn nicht mehr zurückschicken. Nach Ulm durfte Johannes nun freilich nicht als Lebzelter gehen; allein auch in Augsburg wußte sein neuer Freund einen offenen Platz; dahin wollte er den Humanisten empfehlen. Endlich schlugen sie ein. Der abenteuernde Bursche nahm das Diplom und das Handgeld, der verzagte Philosoph den Brief und des Lehrjungen drei Batzen. Der Lehrling nahm den Hut und Degen des Magisters, und der Magister die Mütze und den Stock des Lehrjungen. Nur seine Klassiker gab Johannes nicht heraus. Nähere Verhaltungsmaßregeln wollten sie auf dem gemeinsamen Marsche austauschen; denn Beide mußten ja jetzt gegen Augsburg ziehen.

Gerhard begann sofort ein Examen mit dem Magister. „Wie wirst du dich nun einführen, wenn du nach Augsburg zu Meister Furtenbacher, dem Lebzelter, kommst?"

Johannes wollte demselben schlechtweg guten Tag sagen, sein Schreiben vorzeigen und ihn um die ledige Lehrlingsstelle bitten.

Da wäre Gerhard fast geborsten vor Lachen und ließ den gelehrten Mann gar nicht ausreden. „Mit Spott würde man den einjährigen Lehrjungen fortjagen, der so unkundig alles Zunftbrauches! Zuerst mußt du dir in Augsburg einen Bürgen suchen, der gut steht, daß du Alles bezahlst, was du deinem Meister etwa verderben oder veruntreuen könntest."

„Wer aber wird mir bürgen wollen?"

Gerhard schaute den Genossen mit der Miene überlegener Pfiffigkeit an. „Ich gebe dir ein Briefchen an die alte Magd deines Meisters. Bevor du ihn besuchst, schleichst du dich abends ungesehen in die Küche und übergibst der Alten den Zettel. Sie wird dich zum nächsten Abend wiederkommen heißen, und ein schönes, junges Mädchen wird dich dann vermuthlich zu dem Manne führen, der für dich bürgen soll."

„Das ist ein abenteuerlicher Eingang!" seufzte Johannes.

„Freilich, Vetter! Vielleicht erlebst du bei der Lebzelterei mehr Abenteuer, als ich auf meiner Reise nach Jerusalem. Doch weiter. Vorgestellt durch den Bürgen machst du dann dem Lehrherrn deine Reverenz und einigst dich mit ihm über Aufgeld und Lehrgeld."

„Wie? Ich soll auch noch Lehrgeld zahlen?"

Gerhard blieb stehen und rief: „Heiliger Michael, Patron der Lebzelter, erbarme dich dieses Menschen, der Magister ist und noch nicht weiß, daß man für Alles, was man auf der Welt lernt, Lehrgeld zahlen muß!"

Dann griff er in die Tasche und fuhr fort: „Vetter, du hast allzu gutmüthig mir vorhin all deine klingende Habe ausgeliefert; nimm hier zehn Gulden zurück, damit du Aufgeld und Lehrgeld zahlen kannst und deinen Bürgen und das schöne Mädchen nicht zu Schaden bringst. Also, nachdem Vorgedachtes vereinbart ist und dein Meister dich gedungen hat, gehst du anderen Morgens mit dem Meister und dem

Bürgen zu dem Führer der Lebzelter-Hauptlade, damit dich derselbe einschreibe und dir die Handwerksordnung zustelle. Hierauf hast du allen andern Zunftmeistern einen Respektsbesuch zu machen. Der Führer der Hauptlade wird dich dann auf den nächsten Sonntag berufen, daß du unter seinem und deines Meisters Vortritt in die St. Annakirche gehest, um dort in den Stühlen der Lebzelterinnung den göttlichen Segen auf deine Augsburger Lehrzeit herabzuflehen, und am Abend dieses Sonntags mußt du dann den Gesellen des Hauses ein Tractament geben, so reich als es dein Beutel erlaubt. Hierbei aber sind wiederum viele besondere Regeln genau zu merken, die ich dir jetzt einzeln aufzählen will."

Dem Magister wirbelte der Kopf schon von den bisherigen Vorschriften. Die ganze Angst eines Stubengelehrten vor dem Eintritt in eine neue, geregelte und doch verwickelte, ganz nüchtern praktische Lebensführung überfiel ihn wie ein Fieber. Jetzt däuchte es ihm wieder bequemer, nach Jerusalem zu ziehen, als Lehrjunge bei den Lebzeltern zu werden, und nahezu hätte er den Tausch bereut.

Als die Wanderer spät Abends nach Zusmarshausen kamen, war Gerhard eben bei den Vorschriften angelangt, wie sich ein Lehrjunge beim Feilhalten von Lebkuchen und Wachsarbeiten auf den Jahrmärkten zu benehmen habe. Er machte nur eine Pause im Dociren, zuerst um zu essen, dann um den geheimnißvollen Brief an die alte Magd des Meisters Furtenbacher zu schreiben. Er war jetzt in der That der Magister, und Johannes Piscator der zu seinen Füßen sitzende Lehrjunge geworden.

Als sich Beide ermüdet auf die Streu gestreckt hatten, sprach Gerhard noch tief bis in die Nacht hinein über die leichteste Art den Backofen zu heizen, und über die sicherste, die Wachsbleiche zu bewachen und doch dabei zu schlafen. Ueber der letzten Untersuchung war Johannes ins Schnarchen gerathen. Gerhard zog darum nun auch endlich die wollene Decke übers Ohr und indem er vor sich hinmurmelte: „Ein

Glück, daß ich diesen Magister als Lehrjungen zu Furtenbacher schicken kann; er wird im Hause hülfreich und nützlich sein, — meinen Platz in der Werkstatt für mich offen halten, falls mich die Lust anwandeln sollte, später wieder einmal bei den Honigtöpfen zu sitzen, — und, was das Wichtigste, Galanterien sind von ihm nicht zu fürchten: — der gute, dumme Vetter; er ist auch nicht schuld, daß die Frösche keine Schwänze haben!" — indem er solches murmelte, schlief er ein.

Zweites Kapitel.

Als Johannes Piscator in Augsburg angekommen, that er pflichtlich, wie ihm sein Namensvetter geheißen. Aber er that es in einer Stimmung, die gar nicht zu beschreiben ist. Da er zur alten Magd des Lebzelters schlich, um ihr den Brief zu übergeben, biß ihn die Reue, daß er ein Gesicht schnitt wie — nach Bauernrede — ein Topf voll Teufel. In die Lechkanäle, die in raschem Gewoge die Stadt durchfluthen, hätte er springen mögen trotz seiner Wasserfurcht, so unwürdig erschien er jetzt sich selber. War die Verschreibung zur Pilgerfahrt schon eine große Narrheit gewesen, dann war der Einzug in die Lebzelterwerkstatt eine noch viel größere. Schwer belastete jetzt der Betrug sein Gewissen, mit welchem er den edlen Rittern einen schweinfurter Lebzelter als Archäologen, Latinisten und Schriftsteller aufgebunden. Der andere Piscator, um den sich Verwandte und Freunde kümmerten, nahm es sorglos hin als einen lustigen Streich, als eine Abenteuerei, die in den Grundrechten der Jugend verbrieft ist, davonzulaufen nach Jerusalem. Auch Trotz und Grimm und Hoffnungslosigkeit machten ihm, wie wir später sehen werden, den Abzug leicht. Johannes dagegen, der

einsame, freundlose Mann, der Niemand in Sorgen setzte, wenn er jetzt ein einzigesmal in seinen jungen Jahren einen tollen Jugendstreich begann, wollte verzweifeln über seinen eigenen Leichtsinn.

Es geschah, wie Gerhard vorgesagt. Nachdem die Magd das Brieflein gelesen — eine Magd, die lesen gelernt, war damals noch eine Rarität — und ein zweites, eingeschlossenes, sorgfältig aufgehoben hatte, hieß sie den Magister morgen zur selben Stunde wiederkommen, und als er wiederkam, stand das verheißene schöne Mädchen schon am Platz, tief in den Mantel gehüllt, bereit, den Fremden zu seinem Handwerksbürgen zu führen. Sie grüßte mit stummer Verbeugung, und auch als Johannes von dem Mädchen und der Alten begleitet durch die Straßen schlüpfte, fiel von keiner Seite ein Wort. An einem großen Haus, welches fast wie der Flügel eines Klosters aussah und an eine Kirche angebaut war, pochte die Magd ans Thor und blieb dann auf dem Vorplatz zurück.

Durch ein alterthümlich überwölbtes Treppenhaus stiegen die Beiden hinauf zu den bewohnten Räumen. Piscator, der zu irgend einem Zunftmeister zu kommen wähnte, erstaunte nicht wenig, als sie in die Stube eines Gelehrten traten. Da waren Bücher die Fülle an den Wänden aufgestellt, daß dem Magister Lebzelter das Herz pochte, und Wohlstand und Behagen schien auch hier einmal die Frucht der Erforschung der Weisheit geworden zu sein. Eine ehrwürdige Gestalt, ein Mann von wohl sechzig Jahren mit langen silbergrauen Locken erhob sich gegen die Eintretenden. Als Johannes den Gelehrten im weitfaltigen, pelzbesetzten Hausgewand gebieterisch vor sich stehen sah, war es ihm, als steige die Erscheinung eines der humanistischen Wissensfürsten seiner Universitätsjahre vor ihm aus der Erde, und er selber müsse versinken vor Scham über die Maske, in der er jetzt einem solchen Manne gegenüber trat.

„Vetter," rief Judith in munterem, fast schalkhaftem Ton, „hier bringe ich Euch den Lehrjungen, dem Ihr Bürge

sein wollt. Macht's unter einander ab; ich plaudre derweil mit Eurer Schwester." Und im Fortgehen warf sie dem Magister die Worte zu: „Es ist mein Vetter, der Herr Scholarch Caspar Rotthaft, der hier vor Euch steht."

Der Scholarch erhob das Licht und musterte seinen Empfohlenen vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blick, als wolle er ihn durch und durch sehen. Da er die struppigen Haare, die unordentliche Kleidung wahrnahm, lächelte er freundlich. Das Lächeln ward noch freundlicher, als er des Lehrjungen Gesichtszüge prüfte: — eine starke Nase, viel zu energisch, um schön zu sein; tiefliegende, blöde graue Augen, aus denen Einer bei dem berühmten Gelehrten Piscator das versteckte Funkeln des Geistes herausgelesen hätte, während der Scholarch bei dem Lehrjungen Piscator nur Schüchternheit und Einfalt aus demselben Blick entzifferte; die von der Arbeit der Gedanken gerunzelte Stirn — der Scholarch sah bei dem Lebzelter nur die Runzeln, nicht die Gedanken —; überhaupt einen reif durchgebildeten Kopf, der aber das Gelehrtenprivilegium der Häßlichkeit etwas stark für sich in Anspruch genommen hatte. Als aber vollends der Scholarch die zusammengesessene Gestalt unseres Johannes wahrnahm und die mageren Beine, deren Linienführung keineswegs dem griechischen Ideal entsprach, drückte er ihm unter freundlichstem Lachen die Hand und sprach: Ich will Euer Bürge sein, Piscator. Ihr wißt, es ist das bei uns nur noch eine leere Form, und seit Menschengedenken hat kein Handwerksbürge für einen Lehrjungen wirklich mit dem Geldbeutel eingestanden. Aber hier in Augsburg übt der Bürge auch noch eine andere Pflicht. Er soll des Lehrlings Patron werden, der ihn schirmt vor Uebervortheilung durch gaunerisches Volk, vor Mißhandlung durch die Mitgesellen (wenn der Meister gegen diese nicht Schutz geben will); er soll sein zweiter Vater, gleichsam sein Handwerkstaufpathe sein, und wo der Meister ein gewissenloser Mann wäre, soll der Lehrjunge bei dem Bürgen selbst gegen den Meister Recht finden

bei Mißhandlung, Betrug und Ueberbürdung in der Arbeit."

Da der Scholarch eine Weile einhielt, so nahm Piscator des Augenblicks wahr, um nun doch auch einmal ein Wort zu reden und sprach: „Wenn sich nämlich der Ueberbürdete nicht selbst hilft gleich den Ochsen von Su —" (er wollte sagen: Susa, besann sich aber sofort) — „von Sulzbach, die täglich hundert Eimer Wasser führten; als man jedoch den hundertundeinsten noch zufügen wollte, waren sie nicht mehr von der Stelle zu bringen."

Der Scholarch horchte auf und dachte bei sich: „Wie doch die Geschichten der alten Autoren Gemeingut werden! Es erzählt sich also jetzt der Schweinfurter Pfahlbürger diese Anekdote ganz wie sie uns in den Klassikern berichtet wird, nur daß er statt Susa die Variante Sulzbach macht!" Dann sprach er laut gegen den verkappten Magister: „Ich zähle Euch meine Pflichten als Bürge nicht auf, damit Ihr etwa meint, Ihr könntet den trefflichen Meister Furtenbacher bei mir verklagen, wenn Ihr lüderlich und faul seid. Allein es gibt gewisse Menschen, die sich nun schlechterdings nicht allein forthelfen können, die durch ihre Gutmüthigkeit Jeden herausfordern, daß er sie rupfe und ausbeute: solche Menschen bedürfen der Vaterschaft eines mannhaften Bürgen. Meister Furtenbacher kann sich nur um die Lebzelterei bekümmern; ich will für das übrige sorgen. Meine menschenfreundliche Base hat mir schon ungefähr gesagt, auf welcher Seite es Noth thut, Euch eine Krücke unterzustellen. Ihr seid mir ein wildfremder Mensch. Dennoch bürge ich für Euch — die Weiber haben mir wahrlich den ganzen Tag genügend darum im Ohr gelegen," dachte er im Stillen, fuhr aber laut fort: — „damit Ihr seht, daß es doch noch Leute gibt, die einen gutmüthigen, der Welt unkundigen Menschen für Gotteslohn beschützen, statt ihn zu rupfen und zu betrügen. — Und hiermit gute Nacht!"

So entließ er den verblüfften Johannes, dem nun eine,

wenn auch noch sehr schwache Lichtdämmerung auf die seltsame Art und Weise fiel, wie er in Augsburg zu einem Bürgen gekommen war.

Auf dem Vorplatz fand er die Magd, die ihm den Heimweg zeigte, da Jungfer Judith die Abendstunden noch mit der Schwester des Scholarchen verplaudern werde.

Heldenmüthig bestand Piscator in den nächsten Tagen die verwickelten Aufnahmeförmlichkeiten in die Lebzelterwerkstatt. Selbst das Tractament, welches er den Mitgesellen zu geben hatte, lief glatt vom Stapel, und ob der Magister schon über allerlei Unanstelligkeit einen kleinen Spott einstecken mußte, so kam er doch, wie man so sagt, glücklich mit dem blauen Auge davon.

Als dieser Sturm überstanden, ward es ihm mit jedem Tage ruhiger zu Muthe. Zum erstenmale begann er den Frieden des Hauses zu schmecken. Der Zwang zur Ordnung, den er gefürchtet, erquickte ihn. Von Handwerksarbeit kam noch wenig in seine Hände, da der Meister auf den ersten Blick sein Ungeschick erkannte. Er konnte kaum begreifen, wie Einer ein ganzes Jahr bei dem gestrengen Meister Sturm in Nürnberg gelernt und doch eigentlich gar nichts gelernt habe, und raisonnirte dann über die schlechte neue Zeit, wo man den Lehrjungen zum Hausknecht mache, ihn nur in der Küche, im Feld und unter dem Gesinde arbeiten lasse und darüber die Unterweisung im Handwerk versäume. Da er aber fürchtete, der ungeschickte Bursche möge am Backofen mit dem Feuer Unheil stiften, die Honigtöpfe nicht rein fegen, die irdenen Gefäße zerbrechen, Taig in den Modeln sitzen lassen, daß die Ritter und Frauen auf den nächsten Lebkuchen etwa ohne Hände und Füße zum Vorschein kämen, und wohl gar in Gedanken den Honig selber trinken, statt ihn in den Taig zu gießen: so machte er's gerade so, wie er's bei Meister Sturm tadelnd voraussetzte, und gebrauchte unsern armen Magister fast nur zum Stubenkehren, Stiefelschmieren, Wassertragen, zum Hacken und Graben im Garten

und im Acker. Allein Johannes befand sich hiebei wohler als in der Werkstatt, er fühlte den Segen der Handarbeit und lernte im Haus und für das Haus leben.

Wenn er so an Sonntag Nachmittagen manchmal stundenlang allein in des Meisters Stube sitzen durfte, dann ward es ihm ganz selig im Gemüthe. Die Frühlingssonne schien durch die achteckigen Scheiben so lustig in das helle, reinliche Gemach. Crescenz, die alte Magd, die lesen konnte — denn sie war von guter Herkunft und selbst eine entfernte Verwandte des Hauses — sorgte für eine Reinlichkeit, die ein Holländer bewundert hätte. Der Boden war blüthenweiß gescheuert, und das Täfelwerk am Wandsockel und an der Decke stets so glänzend im nußbraunen Lack gehalten, als sei es gestern erst gefirnißt worden; um tausend Gulden wäre kein Spinngeweb in den Ecken zu finden gewesen, und die metallenen Prunkgeräthe auf dem kunstreich ausgeschnitzten Schrein spiegelten das Licht blendend zurück, daß sie leuchteten, wie die goldenen Schalen, Schüsseln und Becken im Tempel Salomonis. Judith, des Meisters einziges Kind, verwaltete das Hauswesen gemeinsam mit Crescenz in getheilter Herrschaft; die Mutter war gestorben. Wenn Crescenz rein hielt, dann sorgte Judith für den Schmuck des Hauses, wie sie selber des Hauses schönster Schmuck war. In den Fensternischen hatte sie kleine Wintergärten angelegt, die jetzt im März in voller Blüthe standen. Die Distelfinken, Drosseln und Amseln, mit ihren Käfigen eine halbe Wand füllend, waren ihrer besonderen Pflege empfohlen. Ueberall ordnete und schmückte ihre Hand; der Eindruck des Wohlstandes, des Behagens, der sonnigen Heiterkeit, den die Wohnstube wie das ganze Haus machte, war ihr eigenstes Werk. Da war es denn kein Wunder, daß der Meister an Sommer- und Winterabenden am liebsten friedlich in seiner trauten Stube saß, mit seinem Geschwisterkindsvetter, dem Scholarchen, der das tägliche Brod im Hause war, ein Glas Wein leerte, und sich ruhig, und nur selten den Mund öffnend, von dem

vielerfahrenen Mann über Gott und die Welt unterhalten ließ. „Weit von unserm Haus ist nah' bei unserm Schaden!" pflegte Meister Furtenbacher den Freunden zu erwidern, die ihn manchmal zu einem Gelag hinauslocken wollten. Allein er hatte gut predigen; denn in einem Hause wie dem seinen, war es in der That heimlicher und bequemer wie in irgend einer Schenke der Welt.

Wenn nun der Meister am Sonntag Nachmittag im Festkleid in seinen Garten spaziert war und Johannes so allein in der Stube saß, da befiel ihn wohl eine Ahnung von dem Heiligthum, in welches er hier gekommen, und von der Heiligen, die über diese Räume einen so verklärenden Schein ergoß — von Judith. Es ward ihm dann ganz fromm ums Herz. Er vergaß den Klassiker, den er sich zur heimlichen Lectüre in die Tasche gesteckt, und gedachte wohl gar der Eindrücke, die er heute Morgen aus der Kirche mitgenommen, aus derselben Kirche, wo auch Judith gebetet hatte. Vorher hatte er nicht viel aufs Kirchengehen gehalten; seit er Wunderkind gewesen, hatte er etwa jährlich einmal eine Predigt gehört. Allein die ehrsame Lebzelterzunft war strenge in diesem Stück. Da mußte gebetet werden beim Aufstehen und Schlafengehen, vor Tisch, nach Tisch, beim Schiedläuten und bei der Vaterunserglocke. An allen hohen Festtagen mußten Gesellen und Lehrlinge communiciren, und daß sie an jedem Sonntage wenigstens einmal zur Kirche gingen, verstand sich ganz von selber. Anfangs war dieses fromme Wesen dem Humanisten etwas gegen den Strich gegangen, allein allmählig fand er ein Gefallen daran, nicht weil er sofort im Innern davon ergriffen worden wäre, sondern weil ihm die Stätigkeit der religiösen Formen wohlthat und die Ordnung, die Würde, welche durch dieselbe in das Haus kam, und weil er sich in diesen religiösen Uebungen den andern Familiengliedern näher gebracht fühlte.

Seltsame Gedanken überkamen ihn auch manchmal, wenn er so allein in der Stube saß und die einzige bildliche Dar-

stellung betrachtete, die an den Wänden angebracht war. Sie bestand in einem Kunststück der Wachsbildnerei, welches Furtenbacher selbst verfertigt hatte, als Meisterstück und zugleich als Brautgeschenk für seine verstorbene Frau; denn Meisterwerden und Heirathen folgten bei ihm Schlag auf Schlag. In einem breiten Rahmen stand ein reicher Blumenstrauß, frei aus buntfarbigem Wachse geformt; ganz versteckt aber hinter den Blumen, dem flüchtigen Beschauer kaum sichtbar, zeigte sich ein Kreuz mit dem Gekreuzigten, und rings um den Rahmen liefen die Verse:

„Manch' schöne Blum' dein Auge sicht:
Die Blume des Lebens siehst du nicht."

Das deutete sich der Humanist aus in dem allegorisirenden Geschmacke seiner Zeit. Waren nicht seine trauten heidnischen Poeten, die schönen Blumen, welche ihm die Blume des Lebens verbargen? Und konnte nicht das Kreuz harmonisch neben der Antike stehen, wie der Gekreuzigte neben den Blumen auf diesem Bild? Mußte er — Johannes — die klassischen Heiligthümer seiner Jünglingsjahre daran geben, um die christlichen Heiligthümer seines Knabenalters, da er noch so fromm mit der seligen Mutter betete, wiederzugewinnen? War nicht auch der Scholarch Caspar Notthaft ein gewaltiger Latinist und Gräcist und doch auch ein exemplarischer Christ dazu? Ging er nicht jeden Sonntag in die Kirche und sang mit seiner Base Judith aus Einem Gesangbuch?

„Aber beim Zeus!" fügte Piscator diesen Betrachtungen in lautem Selbstgespräche bei: — „Es wäre mir lieber, der reiche Mann schaffte sich ein eigenes Gesangbuch an; es ärgert mich, die Beiden aus Einem Buche singen zu sehen, und ich weiß selbst nicht warum!"

Der Meister und seine Tochter, der Scholarch und die alte Magd gewannen den stillen traurigen Lehrjungen täglich

lieber, und obgleich er als angehender Zwanziger aussah wie ein angehender Vierziger und in Küche und Werkstatt manches Unheil stiftete, ward er doch das Schooßkind der ganzen Familie.

Um so aufsäßiger wurden ihm die Gesellen. Der schweigsame Bursche war den lustigen Kameraden unausstehlich. Als sie auf dem Gelag, welches ihnen Piscator bei seinem Einstand gegeben, den Wein maasweise soffen, eingedenk der Regel, daß der Wein der beste ist, welcher nichts kostet, da war es dem hypochondrischen Philosophen im Unmuth entfahren, daß er die Zecher als „Epicuri de grege porci“ — (Schweine von der Heerde Epicurs) — anrief. Die Gesellen versicherten seitdem, es sei ein Hauptspaß, den Lehrjungen angetrunken zu sehen; denn alsdann spreche er lateinisch. Sie versuchten darum auf alle Weise, ihn ins Wirthshaus zu locken; allein vergebens. Da es in Güte nicht ging, wollten sie ihn mit Drohungen pressen. Ein Lehrjunge hat nach der Zunftordnung den Gesellen mancherlei Dienst zu leisten, ja er ist in vielen Stücken recht eigentlich der Gesellen Knecht, und sie reden ihn mit „Du“ an, während er ihnen mit „Ihr“ antworten muß. Die Gesellen versprachen unserm Johannes wenigstens die Hälfte seiner Dienstlasten zu schenken, wenn er mit ihnen am Sonntag ins Wirthshaus gehe. „Und etliche Seidel Bier darfst du uns auch setzen für die Ablösung deiner Servitute,“ rief Einer. „Wer gut schmiert, der gut fährt!“ ein Anderer. „Freilich,“ sagte ein Dritter, „wir werden in Zukunft die weitere Verleihung unserer Gnaden nach deiner Freigebigkeit messen: Darnach das Geld, darnach die Seelmeß!“

Piscator aber wich nicht vor den Andringenden, hielt ihnen ein kleines Büchlein, betitelt: Ordnung der wohlehrsamen augsburgischen Lebzelter-Hauptlade, wie einen Schild entgegen und sprach: „Wollt Ihr Gesellen, daß der Lehrjunge Euch lehre, was Handwerksrecht ist? Hier steht geschrieben im dreizehnten Hauptstück: Es ist einem Lehrjungen verboten,

mit den Gesellen zu zechen oder zu spielen, auf widriges Betreten ist sowohl der Gesell als Lehrjung strafwürdig."

Mit diesen Worten kehrte er ihnen den Rücken. Die Gesellen aber ärgerten und höhnten ihn von da an, wo sie nur konnten.

Die Gelegenheit fand sich bald, wo dem armen Piscator für seine Anwendung des Zunftgesetzes die Hölle recht heiß gemacht wurde. Ein wandernder Gesell aus Franken sprach bei Meister Furtenbacher ein. Er war schon bei allen andern Zunftmeistern der Stadt gewesen, hatte ihnen den Handwerksgruß geboten, aber bei Keinem Arbeit gefunden. Da behielt ihn endlich unser Meister aus Mitleid auf ein paar Wochen probeweise, obgleich er seiner nicht bedurfte.

Als der Franke in die Werkstatt trat, den Degen an der Seite und den Mantel über das Felleisen auf beide Schultern zurückgeschlagen, wie es die Zunftordnung will, reichte ihm Piscator freundlich die Hand und sprach: „Seid mir in Gott willkommen von wegen des Handwerks" — genau wie das Alles im zwölften Hauptstück der Ordnung der augsburgischen Lebzelter-Hauptlade vorgeschrieben steht. Dann bat er ihn niederzusitzen und zog ihm die bespritzten Stiefeln aus; denn es war sehr schmutzig. Alle diese Nebenzweige des Lebzelterhandwerks hatte der gelehrte Mann bereits unter den Fußtritten und Rippenstößen der Gesellen vortrefflich erlernt, auch im Stiefelschmieren eine Virtuosität gewonnen, auf die ein Hausknecht hätte reisen können. Der Fremde, dem die Frechheit auf die Stirn geschrieben stand, hatte von Anbeginn den alten Lehrjungen höhnisch angeschaut, und da ihm die anderen Gesellen mittlerweile zugewinkt, daß er denselben ein wenig zum Besten haben solle, so setzte er der Bescheidenheit Piscators die ausgesuchteste Unverschämtheit entgegen. Als dieser das Amt des Stiefelausziehens vollendet hatte, forderte der grobe Gesell auch die Abnahme des Mantels. Piscator that, wie befohlen. Nun setzte sich der Franke noch einmal so breit in den Stuhl und begehrte,

daß ihm der Lehrjunge auch Degen und Mütze abnehmen solle. Die andern Gesellen lachten und kicherten bereits über das Schauspiel. Da hielt der schriftgelehrte Lehrjunge plötzlich ein, richtete sich auf aus seiner Demuth und sprach: „Es stehet wohl geschrieben im Zunftbuch, daß ich Euch Mantel und Stiefel abziehen müsse; aber von Degen und Mütze stehet dort nichts geschrieben: seid darum so gut und greift jetzt selber zu.“

Die Rede rief einen fürchterlichen Tumult hervor. Der Franke drohte mit Faustschlägen; die anderen Gesellen hielten ihn zwar ab von solchem Friedensbruch der Werkstatt, schrieen jedoch den Lehrjungen an wie die Dachmarder. Dieser aber schwieg und stand fest in der Brandung: — „Saevis tranquillus in undis!“ sprach er lächelnd bei sich, des Wahlspruchs seines großen Zeitgenossen gedenkend. Allein der Meister war nicht zu Hause, und Prügel blühten dem gelehrten Dulder jedenfalls im Schlußakt.

Da trat Judith in die Werkstatt. Die rohen Gesellen verstummten vor dem lieblichen Mädchen, und selbst der Franke verwandelte seine Rauferstellung fast willenlos in eine tiefe Reverenz. Sie fragte nach der Ursache des Streites. Nun erst kam Piscator zu Wort und erzählte so gewandt und bescheiden den Hergang, daß die Andern nichts zu erwidern wußten. Mit herzbewegender Huld nahm sich das Mädchen des Gekränkten an und hieß ihn mitgehen in den Garten, wo er arbeiten könne bis zu des Vaters Rückkehr. Johannes sah den Goldschein um das Haupt seiner Heiligen heller strahlen als je, aber er hatte nur Blicke des Dankes für sie, nicht Worte.

Judith berichtete sofort dem heimkehrenden Alten. Der gestrenge Zunftmeister ließ den fremden Gesellen vorfordern, zahlte ihm aus Gnaden einen Wochenlohn und befahl ihm, sich ohne Säumen marschfertig zu machen; denn solche Flegel und Händelstifter dulde er nicht über Nacht in seinem Hause.

Da sprach der Franke in gleißnerischem Ton: „Herr Meister, dieser Lehrjunge, der seinem Alter nach wohl mein Vater sein könnte, dieser ist es, der Händel in Eure Werkstatt bringt, denn alle Gesellen sprechen gegen ihn, wie aus Einem Mund. Traut dem Burschen nicht. Er nennt sich Gerhard Piscator aus Schweinfurt" — hier sah der Ankläger den armen Magister mit stechendem Auge an — „der Name ist gefälscht. Ich habe den Gerhard vor Jahren gekannt, er war ein Teufelskerl, ein flinker, lustiger, schneidiger Bursch, groß gewachsen, ein Eisenfresser, o ein höchst fideles Haus! Wie könnte er ein solcher krüppeliger Duckmäuser geworden sein? Die Jahre ändern viel, aber niemals machen sie eine Nachteule aus einem Adler. Vielleicht" — er sprach leise — „hat dieser Patron meinen Freund Gerhard auf der Landstraße ermordet, und sich mit dessen Papieren bei Euch eingeschlichen" —

„Schweig, trunkener Bube!" donnerte der Meister dazwischen. „Ich dulde nicht, daß ein hergelaufener Raufbold wie du in meinem eigenen Hause einen Hausgenossen boshaft verläumde, der sich mir längst als fromm und ehrlich ausgewiesen hat. Ich habe mehr als meine Schuldigkeit gegen dich gethan und will dich auch noch nach Handwerksbrauch vors Stadtthor geleiten lassen. Dann aber siehe zu, daß du in der nächsten Dorfschenke deinen Rausch ausschläfst und mir nicht wieder unter die Augen kommst."

Wenn Meister Furtenbacher donnerte, war noch Jeder verstummt. So machte es auch der Franke und schlich ganz still zur Thüre hinaus. Der Meister aber befahl dem Lehrjungen, daß er den fremden Gesellen zunftgemäß aus der Stadt geleite und ihm das Felleisen vors Thor trage. Doch nicht dem Raufbold zu Ehren drang der Meister diesmal aufs Geleite, sondern weil er weiteren Scandal abschneiden und das Herumlungern des bösmäuligen Franken in den Herbergen verhüten wollte.

Piscator, der wie Butter an der Sonne gestanden, ath-

mete wieder auf, da er seinem Feinde jetzt eben so demüthig das Felleisen durch die Straßen vortrug, wie er ihm vorhin die Stiefel ausgezogen. Als sie vors Thor gekommen waren, verabschiedete sich der Lehrjunge von dem Gesellen mit dem vorgeschriebenen Zunftspruch: „Mein werther Gesell, ich wünsch Euch viel Glück auf die Reise; haltet mir nichts für ungut; habe ich Euch was Leids gethan, verzeihet mir's."

Da erwiderte der Gesell: „Und ich will mich hängen lassen, wenn du der Gerhard Piscator von Schweinfurt bist. Glück auf die Reis' ins Dreiteufels Namen!" — und gab dem Magister eine so ungeheure Ohrfeige, daß dieser mit einem ganz rothen und einem ganz weißen Backen in die Werkstatt zurückkehrte; der Gesell schritt eilends davon.

Piscator gestand nachgehends, als ihn der fränkische Gesell bei seiner Anklage so scharf angeschaut, da sei es ihm wohl gewesen, wie Paracelsus schreibt, als ob Einer den Andern durch Willen und Blick allein — ohne Schwert — wirklich erstechen könne.

In der Nacht nach diesem bösen Tage hatte der Magister die Wache bei der Wachsbleiche und dem Backofen; denn es ward scharf gearbeitet.

Das waren selige Stunden, wenn Johannes Abends allein war und ganz heimlich wieder in den Alten lesen konnte, — etwa beim Mondlicht: denn Wachs, Oel oder Talg ward vom Meister nicht gereicht. O wie gar süß und köstlich schmeckte ihm jetzt, was ihm sonst trocken wie das tägliche Brod gewesen! Seit er leben gelernt, begann er auch erst lesen zu lernen.

So zog er jetzt bei dem Schein des Feuers verstohlen seinen Homer in der kleinen Herborner Duodezausgabe unter dem Schurze hervor und las die Gesänge, welche den Aufenthalt des Odysseus bei den Phäaken erzählen. So mächtig hatte ihn die Lieblichkeit und die Größe dieser Bilder noch nie ergriffen, wie hier in der stillen Nacht bei dem rothglühenden Scheine des Ofens. Der Magister hatte nur den

klassischen Autor Homer gelesen; der Lebzelter=Lehrjunge las jetzt zum erstenmale den Dichter Homer. Da er noch ein menschenscheuer Schulmeister war, ganz besonders aber kein Weib auch nur von weitem ansah, war ihm Nausikaa, „des hohen Alkinoos Tochter," nur eine Figur, worüber man die Scholiasten vergleichen und Erklärungen aufbauen mußte, wie über Eumäos, den Sauhirten und Melanthios, den Ziegenhirten und die ganze übrige homerische Gesellschaft. Jetzt hatte er Judith kennen gelernt, jetzt ging ihm ein Licht auf über die Frauen, und Judith, das gutmüthige, schalkhafte Lebzelterkind gab ihm den Schlüssel für Nausikaa, das adelige Königskind. Ja es war ihm, als sei er selber auf seiner Irrfahrt in den seligen Frieden der Phäakeninsel gekommen, nämlich in das Haus des Meister Furtenbacher, und er vergaß Stiefelschmieren und Wasserholen, die Lebkuchenmänner und Wachskerzen zusammt der Ohrfeige des Gesellen aus Franken, und Judith däuchte ihm die Nausikaa dieser Insel.

— „an Wuchs und reizender Bildung
Einer Unsterblichen gleich."

(Nur konnte man von ihrer Magd, der alten Crescenz, nicht sagen, daß sie gleich den zwei Mägden der Fürstentochter geschmückt sei „mit der Chariten Schönheit.") Dann aber ergriff es ihn wieder gar wehmüthig und es war ihm, als müsse auch er, gleich Odysseus im Schlummer an diese selige Insel getragen, im Schlummer wieder von dannen segeln, Nausikaa zurücklassend, und ein Nebel verhülle ihm wohl das Land, wohin er steuere, aber keine Athene komme vom Olymp herab, um auch ihm endlich ein Ithaka aus dem Nebel heraufzuführen. Schon sah er im Geiste den Tag, wo er die Maske ablegen und seinen Phäaken die Irrfahrten seines Lebens erzählen werde, und dann gleich dem scheidenden Odysseus, scheidend Frieden und Gedeihen herabwünschen auf das gastliche Dach, nicht ohne den heimlichen Gedanken späteren frohen Wiedersehens: —

— — „jungkräftig müss' ich den Meister
Wiederfinden im Haus' und wohlbewahret die Tochter!
Lebt und waltet in Freude, und segnende Götter verleihn Euch
Tugend und Heil; und nie sei hier einheimisch das Unglück!"

Hier fuhr Piscator in die Höhe, durch einen kräftigen Rippenstoß des Altgesellen aufgeweckt: er war eingenickt über den göttlichen Homer und hatte nun doch die Wachtstunde verschlafen. —

So verging unserm Johannes in wunderlich anziehendem Wechsel und doch in friedlicher Stetigkeit ein Monat um den andern. In der Küche, in der Werkstatt, auf der Straße war er halb Lehrjunge, halb Hausknecht; auf der einsamen Dachkammer der ächte deutsche Gelehrte. Auch in Gesicht und Haltung ward er von Tag zu Tag jünger, im Gespräch lebendiger. Manchmal erschrak er über sich selbst, daß er gar nicht mehr an seinen kranken Unterleib, geschweige denn an den Tod dachte. Die Klassiker las der Lehrjunge jetzt mit einer phantasievollen Wärme der Auffassung, daß der gelehrte Humanist manchmal seinem Doppelgänger mit dem kritischen Zeigefinger drohen mußte. So klassisch aber seine Studien waren, so romantisch blieb sein Minnedienst. Er schien hier streng nach dem provençalischen Liebescodex des dreizehnten Jahrhunderts verfahren und das Noviziat der Liebe nach den dort vorgeschriebenen vier Graden durchmachen zu wollen. Bis jetzt war er freilich immer noch bei dem ersten Grade stehen geblieben, in welchem nur verstattet ist, „daß der Werber in der Stille verehre, ohne seiner Sehnsucht Worte zu geben." Allein was bedurfte es der Worte? Judith war so gut und freundlich, zeichnete ihn vor Allen durch ihre Güte aus, schützte ihn, erfreute ihn, wo sie nur konnte. Manchmal lachte sie ihn auch aus und neckte ihn. Was sich liebt, das neckt sich. Johannes kehrte den Satz flugs um und sprach: Was sich neckt, das liebt sich.

Weihnachten nahte heran; neun Monate waren es schon,

seit der Magister die Welt und seinen Frieden in den engen Räumen des Lebzelterhauses gefunden, da begab sich eines Tags in diesem Hause eine seltsame Geschichte, die bald Lärm durch ganz Augsburg, ja durch ganz Schwaben machen sollte.

Der Altgeselle hatte nämlich dem Meister berichtet, er habe zum öfteren den Lehrjungen belauscht, wie er nächtlicher Weile beim Feuer des Backofens oder beim Mondschein in Büchern lese, die mit einem Gewimmel von räthselhaften Zauberzeichen erfüllt seien, und lange unverständliche Zaubersprüche vor sich hinmurmle, bis er zuletzt in der Regel in einen ekstatischen Schlaf voller Traumgebilde, Ausrufungen und Verzückungen verfalle. Der Meister möge sich vorsehen. Dieser Lehrjunge, aus dem Niemand klug werde, sei ein Hexenmeister; mit seinen zauberischen Bestrickungen aber scheine er es besonders auf Jungfer Judith abgesehen zu haben. Denn unter den sinnlosen Ausrufungen, die er schlafend von sich gebe, laute je das dritte Wort: „Judith!"

Dem Meister lief es nun doch heiß über die Stirn. Das Zeugniß des Altgesellen konnte er doch nicht schlechtweg verwerfen. Etwas Geheimnißvolles, Absonderliches hatte Piscator immer an sich gehabt. Dann fiel dem ehrlichen David Furtenbacher die Anklage des fränkischen Gesellen ein, der steif und fest behauptet hatte, der Lehrjunge sei gar nicht der rechte Schweinfurter Piscator. Auch war es dem Meister nicht entgangen, daß derselbe auf den Dulten stets die Buden der Schweinfurter Handelsleute mied, wie wenn sie die Pest zum Ausverkauf mitgebracht hätten, und daß er unsichtbar wurde, so wie er nur Leute aus Franken im Hause witterte, und die Grüße und Nachrichten nach Hause immer nur mündlich und durch den Donauwörther Boten besorgen ließ, der sie dann an seinen Collegen von Nürnberg zum Weiterspediren abgab, so daß diese Mittheilungen Gott weiß wann und wie! — nach Schweinfurt kommen mochten.

Das Alles überdachte der Meister jetzt zum erstenmale im

Zusammenhang und beschloß, noch heute Abend seinen Staats- und Gewissensrath, den Scholarchen, darüber zu consultiren.

Der gelehrte Vetter legte nicht viel Gewicht auf die Frage, ob dieser Piscator wirklich der ächte Schweinfurter Piscator sei oder nicht. Dagegen lockte es ihn, die Zauberbücher kennen zu lernen, die Zaubersprüche zu erfahren. Er war mit sich selbst nicht eins, ob er an Zauberei glauben dürfe. Die erleuchtetsten Geister der Zeit nahmen die Möglichkeit einer teuflischen Magie an; die größten Gesetzgeber der Kirche, der protestantischen wie der katholischen, geboten, daß man die Zauberer tödten, daß man die Hexen verbrennen solle. Allein bei dem Scholarchen, wie bei andern Humanisten, regte sich doch manchmal das dunkle Gefühl, als ob Jemand, der sich mit der lichten Lebensweisheit der Alten gesättigt, der in dem sonnigen Tagesschein römischer und griechischer Dichter gelustwandelt, zuletzt kaum mehr ein Verständniß habe für das Eulengeschrei über die teuflische Magie, wie es aus Nebel und Finsterniß klagend herüber halle. Doch auch die gelehrtesten Schulmeister sind Kinder ihrer Zeit, und der Scholarch Caspar Notthaft versprach in gespanntester Erwartung, den Lehrjungen vorerst einmal im Stillen zu prüfen, um zu sehen, in wie weit Jener ein Hexenmeister sei.

Des andern Morgens schon ward Piscator auf die Studierstube des Gelehrten beschieden.

In der Doppelwürde eines Pädagogen und eines Richters zugleich saß der Alte in seinem Lehnsessel. Johannes trat unbefangen vor den Hausfreund und Bürgen, der ihm immer treu gesinnt gewesen.

Notthaft begann sein Examen rundweg: „Du liesest des Nachts beim Feuer des Ofens oder beim Mondschein manchmal in Büchern, Gerhard? Ist's nicht also?"

Piscator schwieg verwirrt. Allein der Scholarch löste ihm die Zunge: „Leugnen hilft nichts! Während du hier vor mir stehest, durchsucht der Meister deine Kammer, und alsbald werden jene Bücher auf diesem Tische liegen. Der Altgeselle

hat sie als Zauberbücher erkannt, wimmelnd von fremdartigen zauberischen Zeichen, und Zaubersprüche murmelst du vor dich hin, indeß du die Bücher dem Gluthschein des Ofens oder den Strahlen des Mondes entgegenhältst. Gesteh' es ein; denn der Altgeselle ist ein unverwerflicher Zeuge."

Da riß dem verkappten Magister Geduld und Selbstbeherrschung und er rief: „Der Altgestellte ist ein Esel, so dumm, — so dumm — wie ich es auf deutsch gar nicht ausdrücken kann: stultior Melitide! Griechische Verse sind es, die der Obscurant für Zauberzeichen angesehen hat."

„Halt!" rief der Scholarch, — „mir schwindelt der Kopf! Das ist wahrhaftige Zauberei! Wie kommst du zu dem lateinischen Spruch? Auf welchem Honigtopf, auf welchem Lebkuchenmodel hast du ihn gelesen? Steckt etwa auch ein magischer Doppelsinn in dem Spruch? Woher weißt du etwas von Melitides?"

„Aus dem Plutarch," erwiderte Johannes ruhig und trocken; „denn dieser erzählt uns seine Schwänke und Dummheiten. Doch würde ich den Melitides schwerlich im Plutarch gefunden haben, wenn ihn nicht lange vorher ein größerer schon unsterblich gemacht hätte."

„Was weißt du Näheres von Melitides?"

Mit der gemessenen Würde eines Mannes, der mit dem Degen umgürtet um den Doktorhut disputirt, entgegnete der Lehrjunge: „Melitides war der größte Esel des klassischen Alterthums: wenn daher die Alten Jemanden als übermenschlich dumm bezeichnen wollten, so sagten sie: stultior Melitide, er ist noch dummer als Melitides. Als Melitides eines Abends, während schon Licht angezündet war, heftig von den Flöhen gestochen war, löschte er rasch das Licht aus, weil er meinte, die Flöhe würden ihn nun im Dunkeln nicht mehr finden. Er wußte nicht, ob ihn sein Vater gezeugt und seine Mutter geboren, oder ob ihn seine Mutter gezeugt und sein Vater geboren habe. Soll ich Euch auch die Geschichte von seiner Brautnacht erzählen?"

„Nein! Ich kenne sie schon. — Also griechische Verse sind es, die du Nachts beim Lebkuchenbacken liesest?"

„Allerdings; homerische Verse. Die Bücher, welche man Euch bringen wird, sind eine kleine Auswahl ganz derselben Autoren, die ich hier Euern Schrein schmücken sehe: Homer, Virgil, Tacitus und Sallustius — das sind meine Zauberbücher."

„Und verstehst du diese Bücher?"

„Gewiß! sonst würde ich sie nicht lesen."

„Und durch welche teuflische Zauberei hast du Latein und Griechisch gelernt, während du Stiefel schmiertest und die Werkstatt fegtest?"

Piscator faßte sich rasch. „Die Lüge erzeugt das Lügen," dachte er, „doch wenn ich mich nur erst aus meiner einzigen Hauptlüge herausgelogen habe, dann will ich gewiß zur Wahrheit halten mein Lebenlang." Er erzählte: „Ich bin, wie Ihr wißt, eines armen Schweinfurter Schulmeisters Sohn, der mir frühe schon einige lateinische Brocken zuwarf, von denen er selber jedoch nicht satt werden konnte, und ich ebensowenig. Ich hatte noch nichts gelernt, als ich schon zu einem Küfermeister in die Lehre gegeben wurde. Doch den Ehrgeiz brachte ich von Hause mit, daß nur in den gelehrten Studien der höchste Ruhm zu gewinnen, daß nur ein lateinischer und griechischer Mann ein ganzer Mann sei. Da fiel mir die Grammatik Melanchthons in die Hände; schier lernte ich sie auswendig. Ich verkaufte meinen Sonntagsrock, um mir dieses kostbare Buch zu kaufen und andere Bücher dazu. Ich studirte so fleißig, daß mich der Küfer aus der Lehre jagte. Drauf that man mich, wie Ihr wißt, zu einem Schlosser. Träge schwang ich meinen Hammer auf dem Amboß, aber auf die Alten hämmerte ich los wie ein Cyklope. So hatte ich lauter Lehrmeister, bei denen ich nichts lernte, und in dem einzigen Stück, worin ich etwas gelernt, keinen Lehrmeister. Nicht durch die weiße oder schwarze Magie kam mir Latein und Griechisch angeflogen; ich habe mir's sauer

errungen, heimlich und ohne Unterweisung, in mondhellen Nächten, beim verglimmenden Lichtstümpfchen, weil ich so thun mußte, weil ich unglücklich gewesen wäre, hätte ich es nicht gethan. Est Deus in nobis, agitante calescimus illo!"

Man hatte inzwischen die angeblichen Zauberbücher des Lehrjungen dem Scholarchen übergeben. Während er dieselben durchblätterte und Johannes gleichzeitig erzählte, wuchs des Alten Staunen bald über das, was er hörte, bald über das, was er sah. „Junge!" rief er wie toll: „Von wem sind die schriftlichen Randglossen hier zum Homer?"

„Sie sind von mir."

„Und die lateinischen Verse vor dem Titelblatt?"

„Es sind meine Verse."

Da ließ er das Buch starr vor Verwunderung auf den Tisch fallen. „Ein Lebzelterjunge, der nichts gelernt hat und von allen Lehrmeistern fortgejagt ist, macht seinen lateinischen Gelegenheitsvers so glatt wie Eobanus Hessus und commentirt seinen Autor wie Lipsius und Scaliger!" Dann aber faßte den gewiegten Schulmann wieder plötzliches Mißtrauen. Er fuhr jäh auf. „Höre, Bursche! betrügen sollst du mich nicht! Ich will dich ins Gebet nehmen über deine selbsterrungene Weisheit. Setze dich neben mich. Aus dem richterlichen Examen wollen wir ein wenig ins gelehrte übergehen."

Und nun ging es in der That an ein scharfes Turnier. Mancher Magister und Doctor wäre von dem Scholarchen aus dem Sattel gehoben worden; allein Johannes saß so fest, daß sein Gegenmann beim Anrennen zuweilen selbst die Bügel verlor.

Erschöpft warf sich der alte Herr zuletzt in den Sessel zurück, reichte dem Lehrjungen die Hand und sprach: „Gehe still nach Hause. Sprich zu Niemanden ein Wort über das, was zwischen uns vorgefallen. Sage übrigens dem Meister, ich hätte weder an deinen Büchern noch an dir etwas Schlimmes erfunden. Ich bin dein Handwerksbürge; ich will auch dein

Bürge in der Gelehrtenzunft werden. Laß mich einsam sinnen, was hier zu thun ist." Und als Johannes das Zimmer verlassen, rief der Scholarch mit erhobenen Händen: „Welch ein Wunder hat Gott an diesem Menschen gethan! Ein Lebzelterlehrling, den Niemand kennt, der ohne Schule aufgewachsen, ist einer der ersten Sprachgelehrten und Philosophen, einer der größten Humanisten Deutschlands!"

Dann sprach er leise vor sich hin, im Zimmer auf und niedergehend: „Giotto von Bondone war ein Hirtenknabe. Indeß er seine Heerden weidet, zeichnet er mit dem Stabe ein Agnus Dei in den Sand. Da kommt Cimabue zur Stelle und siehet, daß ein ungelernter Hirtenjunge leichthin in den Sand zeichnet, was ihm, dem größten Meister, kaum in reifer Arbeit gelingen mag. Cimabue aber nimmt den Knaben mit nach Florenz, daß er alle Maler und ihn selbst überflügle. Ein Giotto ist dieser Lebzelterjunge, und bin ich auch nicht Cimabue, so bin ich doch sein Bürge, sein Handwerkstaufpathe: — jetzt will ich ihn zum zweitenmale aus der Taufe heben. Der Junge hat mich verzaubert. Bei Gott! er soll mir nicht länger Lebkuchen backen."

Drittes Kapitel.

„Melancholie steigt auf aus dickem Geblüt. Da hilft kein Purgiren und Aderlassen. Auf ein Jahr bei einem Lebzelter in die Lehre zu gehen, ist ein probateres Mittel. Alle Kräfte Himmels und der Erde wirken zusammen, um einen einzigen Menschen so zu machen wie er ist; dennoch macht sich ein Magister, der Lehrjunge wird und Stiefel schmiert und Wasser trägt, zu einem andern Menschen als er gewesen, trotz Himmel und Erden.

Mit eigener Willensstärke soll ich mich erlösen aus meinem Trübsinn. Aber Wille ist ja nur bewußte Lebenskraft. Ich suche die verlorene Lebenskraft wieder; wie kann ich sie durch den Willen gewinnen, der nur aufkeimt aus der Lebenskraft, der in ihr enthalten ist und eins mit ihr. — So schrieb ich vor einem Jahre. Jetzt füge ich hinzu: Als der Meister vor mir stand und drohte, die Gesellen mir zur Seite und mich vexirten, der Scholarch hinter mir und ermahnte, Judith vorüberschwebte und grüßend lächelte — da machten sie mir die Willensstärke, die ich aus mir selber nicht zu schöpfen vermochte. Das Leben außer uns zeugt die neue Lebenskraft in uns, daß wir dann erst aus uns selber einen neuen Willen gebären können.

Paracelsus hat Recht, wenn er schreibt, des Menschen Wille könne so stark werden, daß Einer durch den Geist allein, durch bloßes inbrünstiges Wollen, ohne Schwert einen Andern steche. Ich habe es vorgeschmeckt, als der Blick des bösen Gesellen aus Franken mein Blut stocken machte.

Aber auch durch die bloße Willenlosigkeit können wir uns selber leiblich tödten. Ich war krank, weil ich nicht mehr wagte gesund sein zu wollen. Mein Blut ward dick und träge, weil ich mich nicht ermannen konnte, ihm rascheren Fluß zu gebieten. In Jahresfrist wäre ich gestorben an Willenlosigkeit wie ein Anderer am Fieber.

Ein fünfzigjähriger Mann, der Leib und Geist schlaff hängen läßt, ist binnen zwei Jahren siebenzig alt; ein Siebenziger, der immer in Kraft und Arbeit jung hat bleiben wollen, ist ein Mann in seinen besten Jahren.

Indem ich aber meinen Leib errettete von dem Siechthum der Willenlosigkeit, ist meine Seele darin gefangen geblieben. Aus Willensschwäche verdingte ich mich zur Pilgerschaft, bereute den Pakt aus Willensschwäche, brach ihn und betrog die edlen Ritter aus Willensschwäche; ich belog den Lehrherrn, den Bürgen, die Gesellen, die ganze ehrsame Lebzelterzunft; eine Lüge gab die andere; um nicht als Lügner

erfunden zu werden, log ich, daß ich, Magister Johannes Piscator, der als Jünger zu den Füßen der größten Gelehrten gesessen, als ein Autochthone des Wissens unterrichtslos in den Werkstätten großgewachsen sei; ich belüge heute noch die ganze Stadt, ganz Schwabenland, da ich mich als ein Wunderspiel der Natur anstaunen lasse, als den ächten Lehrjungen, der aus sich selber ein großer Humanist geworden — Alles aus Willensschwäche! Noch kurze Frist, und mir droht bei gesundem Leibe abermals der Tod an dem Fieber der Willenlosigkeit —"

So schrieb Johannes Piscator, der hypochondrische Philosoph, am 1. März 1562, das Selbstgespräch parodirend, mit welchem er an demselben entscheidenden Tage vor einem Jahre seine schriftlichen Meditationen abgebrochen hatte.

Er führte jedoch, wie wir sehen, diesmal die Betrachtungen nicht zu Ende; denn es war ihm zu qualvoll, seine ganze Beichte schriftlich zu machen. Er warf die Feder weg und versteckte das Papier — aus Willensschwäche.

Da trat Judith ins Zimmer. Es war eben an einem der friedlichen Sonntagnachmittage; das ganze Haus war ausgeflogen, die beiden jungen Leute fanden sich allein.

Sie grüßte mit besonderer Wärme; Piscator war verlegen. „Ihr seid mir böse," begann sie, „denn seit vielen Wochen redet Ihr kaum mehr ein Wort mit mir. Das Lebzelterkind ist Euch wohl zu gering geworden und zu einfältig in ihrem Gespräch, jetzt, wo täglich vornehme Leute kommen, um den Lehrjungen zu bewundern, der über Nacht als ein Gelehrter aus dem Boden aufgewachsen ist. Sonst nanntet Ihr mich Eure Beschützerin und gabt mir manchmal ein Wort der Dankbarkeit; jetzt habt Ihr freilich größere Gönner."

„Ihr thut mir schweres Unrecht, Judith," entgegnete Johannes. „Sonst dachte ich, wenn es einmal offenkundig werde, daß ich doch noch mehr sei und Besseres wisse und könne, als ein ungeschickter verspotteter Lehrjunge, dann wolle ich Euch erst recht gut werden und vor Euch treten in

gerechtem Selbstgefühl, Euch danken für alle Güte in begeistertem Wort, Euch sagen, was ich nie bis dahin Euch zu sagen gewagt — — und jetzt, wo ich Anerkennung über das Maß täglich finde und meinem Ehrgeiz eine stolze Zukunft aufgeht, jetzt stehe ich beschämt vor Euch und kann nicht reden; ich kann Euch nicht mehr ins Auge sehen. Der ungelehrte Lehrjunge war heiter und fand sein Wort, der gelehrte Lehrjunge ist in Trübsinn verstummt."

„Und warum waret Ihr heiter, da es Euch schlecht erging, und seid traurig, da Euer Glück aufgeht?"

„Das werde ich seiner Zeit enthüllen — nur jetzt nicht, Judith. Allein warum waret Ihr so still betrübt, als ich ins Haus kam, und wurdet insgeheim immer betrübter — ich merkte es wohl, da es sonst Keiner merkte; — und seit einem Monat seid Ihr heiter und werdet immer heiterer?"

„Das werde ich Euch seiner Zeit enthüllen, Freund — nur jetzt nicht."

Meister Furtenbacher trat in die Stube. „Dein Vater ist hier in Augsburg angekommen," rief er unserm Johannes entgegen. „Die Kunde von der Gelehrsamkeit, welche Vetter Notthaft bei dir aufgedeckt, ist auch nach Schweinfurt gedrungen. Da ließ es dem alten Manne nicht länger Ruhe, und er hat sich auf den weiten Weg gemacht, um die Wunderdinge, die man sich von seinem Sohne erzählt, mit eigenen Augen zu schauen. Judith, richte ein gutes Abendessen in der obern Stube, der Schulmeister von Schweinfurt wird unser Geist sein."

Der Meister hatte kaum seine Freudenbotschaft beendet — dem armen Piscator klang sie fürchterlich ins Ohr — als die Thüre abermals aufging und der Scholarch eintrat, glühend vor Eifer und in fliegender Hast.

„Jetzt habe ich meine Schuldigkeit gethan als Bürge und kann mein Patronat in Ehren niederlegen," rief er. „Seit länger als zwei Monaten kenne ich kein anderes Geschäft als wegen dieses Burschen" — er deutet auf Piscator — „den

Leuten einzuheizen. Wahre Brandsignale habe ich für dich, Freund, über das ganze gelehrte Deutschland hin ertönen lassen, — an drei Universitäten habe ich deine philosophische Abhandlung de fato eingesandt und dein Gedicht Neptunus triumphans. Von der Untersuchung „über das Schicksal" sind die Wittenberger so tief ergriffen worden, daß sie dir hiermit das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie senden. Meister Furtenbacher! einen Lehrjungen, der Doktor ist, habt Ihr doch in Eurer ganzen Zunft noch nicht gehabt. Ihr müßt den Piscator jetzt wahrlich aus der Lehre lassen, sonst heißt er binnen acht Tagen in der ganzen Stadt der Lebkuchendoktor. — Der Neptunus triumphans hat in Heidelberg triumphirt, und besonders hat die Schilderung des Seesturms" — Piscator lächelte — „einen solchen Sturm der Bewunderung erregt, daß Kurfürst Friedrich den Lebzelterjungen einladen läßt, nach Heidelberg zu kommen, um seinem Gelehrtenkreise einen neuen Edelstein einzufügen — einen rothglühenden Rubin vom Backofen, einen Rauchtopas vom Feuerheerde der Crescenz. Endlich suchen die Ulmer einen Gelehrten für ihr Gymnasium. Die Proben deiner Leistungen, der Ruhm deines Namens ist auch nach Ulm gedrungen. Hier übergebe ich dir den Bestallungsbrief, den du nur zu unterschreiben brauchst. Es ist diese Berufung freilich die minder glänzende, und die Ulmer mögen wohl geahnt haben, daß auch andere Leute das Licht meines neu entdeckten Sternes über sich leuchten lassen möchten. Es sind daher drei achtbare Bürger persönlich herübergekommen, um dich im Namen des Rathes nach Ulm einzuladen und dir die Vorzüge eines gelehrten Amtes in ihrer Vaterstadt mit rechter grüner Farbe zu malen. Was nun die Wahl zwischen Heidelberg und Ulm betrifft —"

„Die Wahl ist entschieden!" rief Piscator. „Ich gehe nach Ulm. Jetzt will ich den verfluchten Ulmer Geldsäcken erst recht zeigen, wer ich bin! Vor einem Jahre haben sie mich verhungern lassen, jetzt holen sie mich im Triumph zurück!

Laßt ihre Deputation nur vorkommen. Zäh soll sie mich finden wie Lappleder, aber zuletzt werde ich dennoch nachgeben und mitgehen nach Ulm."

„Der Junge ist vor Freude übergeschnappt," rief der Scholarch. „Was phantasirst du von Ulm? Was haben dir die ehrenwerthen Ulmer Bürger Leids gethan, daß du so auf sie schiltst? Gib mir die Hand, Freund — sein Puls ist fieberfrei! — trinke einen Becher kalten Wassers und dann laß uns die Sache schrittweise und bedächtig durchsprechen. — Als alter Hausfreund und zwanzigjähriger Sonntagsgast, Vetter Furtenbacher, habe ich mir herausgenommen, die Ulmer Deputation auf heute Abend in Euer Haus zu laden. Ich hoffe, Ihr werdet Ihnen ein Glas Wein nicht versagen."

Der Alte nickte seine Zustimmung.

Nun aber erhob sich Johannes Piscator: „Ich will die Stricke des Betruges zerreißen. Ich bin nicht Gerhard Piscator von Schweinfurt: der Gesell aus Franken hat Recht gehabt, da er mich der Namensfälschung bezichtigte. Ich bin Johannes Piscator aus Beutelsbach, und Herr Caspar Rotthaft entsinnt sich vielleicht noch, daß ich vor zehn Jahren schon wegen meines frühreifen Wissens bekannt wurde. Man fütterte mich auf mit Schmeicheleien, um mich, da ich ernstlicher Arbeit mich hingab, schier verhungern zu lassen. In dieser Noth verschrieb ich mich zur Löwensteinischen Pilgerfahrt, und als mich das Ding gereute, tauschte ich mein Schreiben mit einem abenteuernden Lebzelterjungen, dem ächten Gerhard Piscator. Dieser ist nach Jerusalem gegangen, ich ging nach Augsburg. Hier habe ich den Segen des Hauses erkannt, die Heilkraft der strengen Zucht und Ordnung meines werthen Meisters. Nicht Lebkuchen backen, aber leben habe ich gelernt. Bei aller Weisheit war ich vordem ein scheuer, geängsteter Mensch gewesen. Hier habe ich erfahren, daß die Ergebung in den Willen Gottes und ein christlicher Wandel uns alle gemeinsam hinaufhebt über irdische Bekümmerniß. Ich habe noch nicht ganz ergründet,

warum man gerade beten und in die Kirche gehen muß: aber ich sehe es, es ist doch gut zu beten und in die Kirche zu gehen. Mein ehrwürdiger Bürge hat mir gezeigt, wie man ein Humanist und ein Christ zugleich sein kann. Verzeiht mir alle meine Lügen — ich hatte nichts Böses im Schilde, und in Reue, Scham und Verlegenheit that ich Buße fort und fort. Doch wer kann immer widerstehen die Leute anzuführen, wo sie darnach dürsten, angeführt zu werden? Da ich noch als Magister lehrte, verschmähten sie meine Gelehrsamkeit; ich bin ein Lebzelterjunge geworden, und nun will man meine Weisheit mit Gold aufwägen. Und die Ulmer gar, die den Magister haben fortlaufen lassen, schicken nun eine Deputation, um den Lebzelterjungen zurückzuholen. Dennoch haben diese Schwernöther nicht Unrecht: der Lehrjunge ist mehr werth, als der Magister.

Nun habe ich mit Euch noch ein Wort zu reden, Judith. Ihr fragtet vorhin, warum ich so ungesellig, so undankbar, so trübsinnig geworden in den letzten glücklichen Wochen? Ich versprach seiner Zeit darauf zu antworten: diese Zeit ist da. Seht, als ich meinen werthen Bürgen durch das Mährchen von meiner Selbsterziehung doppelt belogen und betrogen hatte, kam ein solches Bewußtsein meiner eigenen Unwürdigkeit über mich, daß ich nicht mehr wagte, die Augen vor Euch zu erheben. Ich konnte auch nicht mehr mit Euch sprechen und scherzen; ich war krank am Geiste. Jetzt bin ich wieder gesund; denn ich bin wahr geworden und will es bleiben. Jetzt ist mir auch die Zunge gelöst, daß ich sagen kann, was ich bis dahin niemals über die Lippen zu bringen vermochte. Ich liebte Euch schon lange im Stillen, Judith; der strenge, stittenreine Geist dieses Hauses schloß mir den Mund, daß ich, der ich als ein Lügner mich eingeschlichen, dir, der Wahrhaftigen und Reinen, meine Liebe nicht gestehen konnte. Jetzt bekenne ich sie wahr und frei, wie ich selber nun wieder wahr und frei bin."

Judith senkte das Haupt. Man sah, sie war bewegt;

das Weinen stand ihr nahe. Sie erwiderte: „Ihr habt meine Frage über Euren Trübsinn beantwortet. Ich will nun auch mein Versprechen lösen und Euch Rede stehen, weßhalb ich, da Ihr hierher kamet, im Stillen traurig war, in den letzten Wochen aber so fröhlich. Denn auch hierauf ist die Antwort jetzt an der Zeit. Vor zwei Jahren besuchte ich in Nürnberg meinen Oheim, den Lebzelter Sturm; dort lernte ich den Gerhard Piscator, den ächten Piscator, kennen. Ich fand ein Gefallen an dem wilden Burschen, der lange nicht so weisheitsvoll ist, wie Ihr, Johannes, aber doch eine treue, gute, edle Seele. Wir schieden mit dem stillen Gelöbniß der Liebe. Dem ungestümen Gerhard aber war die Werkstatt und fast die Welt zu eng, und die vierjährige Lehrzeit nebst den daranhängenden Gesellenjahren eine Hölle in Ewigkeit. So zog er ziellos aus, sein Glück zu versuchen. Es war mir bitterer Kummer, denn ich hielt ihn nun für einen verlorenen Mann. Da traf er auf der Ulmer Landstraße mit Euch zusammen. Aus Trotz und Verzweiflung ging er statt Eurer nach Jerusalem. Der Brief, den Ihr an Crescenz überbrachtet, schloß einen andern ein, worin Ihr als ein schwacher, gutmüthiger Mensch meinem Schutze empfohlen waret. Ich bat den Vetter Notthaft, daß er sich aus Menschenfreundlichkeit Eurer annehme und Bürgschaft leiste. Gerhards Bitte, Euch zu beschützen, habe ich redlich erfüllt. Ich that es um so eifriger und wärmer, weil es der einzige und letzte Wunsch war, den er mir ans Herz gelegt. So gefahrvoll Gerhards Pilgerfahrt sein konnte, war ich doch anfangs getröstet, denn ziellos, arbeitlos im Reiche auf gut Glück auszuziehen, schien mir für einen Mann von seiner Art noch viel gefahrvoller. In den ersten Wochen kamen Briefe. Die Maske des Gelehrten hatte nur für wenige Tage vorgehalten, allein die Ritter fanden Gefallen an dem lustigen Burschen. Plötzlich versiegte alle Kunde von den Pilgern. Da ward ich so betrübt im Stillen. Doch mit dem neuen Jahre kam auch neue Nachricht von Alexandria, von Venedig. Mit furchtbaren Leiden, mit Hunger

und Pest hatten die Wanderer zu kämpfen, und auf dem Rückweg in Syrien und Aegypten den Angriff räuberischer Horden zu bestehen. Gerhard, der in Nürnberg allemal der Letzte am Backofen, war immer der erste im Kampf. Der Bürgermeister von Kairo hatte die beiden Grafen von Löwenstein sammt dem Erblandmarschall von Pappenheim festhalten und in den Thurm werfen lassen, weil sie einen Kameeltreiber geprügelt. Es wüthete aber die Pest so gewaltig in der Stadt, daß ein Gefängniß so gut wie ein Grab war. Da gelang allein der Klugheit und Schmeichelkunst meines Gerhard, was vielleicht keinem Doktor und Magister gelungen wäre, daß er den Bürgermeister überredete, die Gefangenen frei zu lassen. Um solcher Thaten willen ward Gerhard den Herren werth wie ein leiblicher Bruder. Die Grafen von Löwenstein nahmen ihn als Feldhauptmann in ihre Dienste, und mit Ehren reich geziert ist der abenteuernde Lebzelterjunge als ein gestandener Mann zurückgekehrt. Auf der Pilgerfahrt fand er dasselbe, was der gelehrte Johannes Piscator im stillen Lebzelterhause gefunden hat. Um Euch aber die Fahrten und Abenteuer Gerhards vollständig zu erzählen, braucht es einen ganzen langen Abend. Seht, Johannes, seit Gerhard wieder in Venedig gelandet, ward ich heiter und immer heiterer; seit gestern ist er nun gar hier in der Stadt, — und da Ihr, lieber Vater, den Schulmeister von Schweinfurt zum Abendessen geladen habt, damit er seinen Sohn wiederfinde, so wird es doch wohl nöthig sein, daß ich auch für Gerhard ein Gedeck in der oberen Stube auflege."

„Der Alte wird ein kurioses Gesicht machen," meinte Rotthaft, „wenn er seinen verlorenen Sohn, der schon einmal Küfer-, Schlosser- und Lebzelterjunge gewesen, als großen Humanisten zu begrüßen glaubt und findet statt dessen einen Löwensteinischen Feldhauptmann, Kreuzfahrer und Türkenbezwinger, der sogar den Bürgermeister von Kairo überlistet hat."

Dem Meister Furtenbacher begann es zu schwindeln.

„Betrug überall," rief er, „in Kairo und in Augsburg! So hat mich also der Lehrjunge mit Reden hintergangen und die Tochter mit Schweigen. Aber dieser ganze Lebkuchen voll bitterer Mandeln ist noch nicht ausgebacken. Judith! Lege immerhin auch für deinen Gerhard ein Gedeck auf. Ist die Gesellschaft beim Weine versammelt, dann sollen alle Parteien reden, und ich will morgen alle Glieder der Familie Furtenbacher einberufen, damit wir eine Entscheidung treffen."

„Da wird wenig mehr zu entscheiden sein, wo zwei solche Helden wie Judith und dieser Pilger schon entschieden haben," meinte der Scholarch und schlich zur Seite, indeß er den Magister bei der Hand nahm. „Wir haben Beide Lehrgeld bezahlt, Collega," sprach er leise.

Piscator lächelte. „Ich verstehe Euch. Als Ihr mich bei meinem ersten Besuch mustertet und so behaglich gelächelt habt über meine Erscheinung —"

„Da wollte ich sehen," nahm ihm der Scholarch das Wort aus dem Munde, „ob Ihr mir niemals Eifersucht schaffen könntet. Denn bei Gott, wäret Ihr nicht so häßlich gewesen, ich hätte niemals Bürgschaft für Euch geleistet. Ich gestehe, ich selbst bin verliebt in das Teufelsmädchen; doch das ist nun vorbei. Wir zwei Schulmeister wollen zum Rückzug blasen vor dem palästinensischen Ritter."

„Und ich blase morgen zu Felde gegen Ulm!" rief, laut sich ermannend, der Magister. „Jetzt, wo ich wahr geworden, und frei und gesund, fühle ich mich erst als den rechten Ritter des Humanismus, der wahren und freien menschlichen Gesittung. Zuerst will ich jedoch heute Abend noch einmal beim Wein in der obern Stube die Ulmer Deputirten ärgern. Aus einem dicken Donaunebel wird mir Ulm als mein Ithaka aufsteigen. In Wehmuth verlasse ich dieses Haus, von dem ich einst am Backofen träumte, es sei mir auf meinen Irrfahrten eine Insel der Phäaken. Es ist mir mehr gewesen. Aber ich werde scheiden von diesem gastlichen Dach, wie damals im Traume, mit dem heimlichen Gedanken des Wiedersehens und mit den

Versen des göttlichen Sängers, wie ich sie vor mir hinsprach, als mich ein Rippenstoß des Altgesellen aus dem Schlummer weckte:

— — „jungkräftig müss' ich den Meister
Wiederfinden im Haus' und wohlbewahret die Tochter!
Lebt und waltet in Freude, und segnende Götter verleihn Euch
Tugend und Heil; und nie sei hier einheimisch das Unglück!"

Neues Novellenbuch.

Abendfrieden.

Eine Novelle als Vorrede.

(1867.)

Erstes Kapitel.

Wir Biebricher hatten den prächtigsten Schulweg, da wir als zehnjährige Knaben das Pädagogium (die Lateinschule) zu Wiesbaden besuchten. Früh morgens halb sechs Uhr sammelten wir uns in den Gassen; wer nicht bereits marschfertig vor der Thüre stand, der wurde mit dem Appell des nassauischen leichten Bataillons aus dem Hause gepfiffen, und dann stürmte die kleine Rotte lustig vom Rheine durchs Dorf und durch Mosbach über den Berg nach Wiesbaden, fast fünfviertel Stunden Wegs, in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter.

Im Winter war's besonders schön, da brachen wir erst um halb sieben auf, traten gar manchmal die erste Spur in den frischen Schnee und fanden es weit vernünftiger, bis an den Leib durch die Schneewehen des Chausseegrabens zu waten, als mit den andern Leuten oben auf dem Fußpfad zu gehn; mein besonderer Stolz aber war dann eine kleine Laterne, welche ich im Dunkel voranleuchten und trotz Morgenroth und Sonnenaufgang bis zu den römischen Ruinen der neuen katholischen Kirche fortbrennen ließ, um, wie man sagt, dem Tage die Augen auszubrennen. Jene Kirche im Style des Pantheon war übrigens, nebenbei bemerkt, von einem scharfen Theoretiker gebaut, welcher klar bewies, daß Fundamente ein höchst kostbarer Ueberfluß seien; er brachte auch den stolzen Säulenbau fast ohne alles Fundament nahezu

bis ans Kreuz auf dem Dache; da hatte die Kirche eines Nachts das Unglück zusammenzufallen.

Auf dem Rücken trugen wir kleinen Wanderbursche allesammt ein Ränzchen, unten mit Büchern gefüllt, oben mit Milchbrödchen, Aepfeln, Birnen, Nüssen, Kirschen, in der ganz schlechten Zeit aber blos mit zwei doppelten Butterbroden zur Aufbesserung des Mittagstisches im Wiesbadener Kosthause, welcher uns für acht Kreuzer die spartanische Blutsuppe pädagogisch veranschaulichte. Und leichteren Herzens und mit erleichtertem Tornister pilgerten wir dann um vier oder fünf Uhr Abends dieselbe Straße weit langsamer wieder heim.

Kinder laufen durchs Land wie die Hunde: sie sehen und behalten unglaublich scharf das Nächste, was an und auf dem Wege liegt; für die Fernen haben sie keinen Blick. Darum bekümmerten wir uns denn auch weit weniger um die herrliche Aussicht ins Rheinthal hinab, als um die großen Aepfelbäume an der Landstraße; die kannten wir alle und nannten sie alle mit Namen. Allein wir sahen blos nach den Aepfeln und griffen nicht darnach; denn es ging die Sage, wer bei den Aepfeln erwischt werde, der müsse nach nassauischem Feldrecht alle unersetzt gebliebenen Flurfrevel des ganzen Jahres bezahlen und sei solchergestalt ein armer Metzgerbursche für einen einzigen Apfel um 120 Gulden gestraft worden.

Doch nicht blos, daß uns dieses Obst zu theuer dünkte, wir hatten überhaupt viel wichtigere Dinge zu thun als nach Aepfeln zu werfen. Die Straße war uns Morgens Lernplatz, Abends Spielplatz, in der Frühe zeigte sie uns ihr Werktagsgesicht und ihr Sonntagsgesicht am Abend.

Sowie wir beim Ausmarsch früh Morgens das letzte Haus von Mosbach im Rücken hatten, trat Einer von uns vor und sprach laut die Versregel, welche aus Zumpts Grammatik oder die Fabel, welche aus Wagners „Lehren der Weisheit und Tugend" für den laufenden Tag auswendig zu lernen war, und die Andern sprachen's taktfest im Chore nach.

Mochte uns der Märzsturm da droben auf der Höhe packen und zausen, wir schrieen seinem Geheule kräftigst entgegen:

„Viele Wörter sind auf is
Masculini generis!“

und beschworen ihn mit „panis, piscis, crinis, cinis“ wie mit einer Zauberformel; mochten die Regenwolken in ganzen Geschwadern vom Binger Loch herüberziehen und uns auf die Haut durchnässen, das galt uns alles gleich, wenn wir nur unsere „Hausaufgaben“ in den Kopf trocken unter Dach brachten.

In diesen Morgenstunden war die Landstraße außer von Spatzen und Goldammern gewöhnlich nur von Leuten belebt, welche durch ihr Geschäft zur Stadt geführt wurden oder von Bauern, welche in den Acker gingen; wir gingen auch in den Acker, aber in einen lateinischen, und wie viel stolzer war unser Schritt, der nach Zumpts, Gellerts und Pfeffels Rhythmen einherschwebte! Da zogen die Gunsenheimer Gemüsweiber an zwanzig Mann hoch zu Markte; sie hatten ihre schweren Körbe bereits im Nachen über den Rhein gefahren und in Biebrich allesammt auf einen Wagen geladen, den der Hammartin, ein hinkender Fuhrmann, mit einem lahmen Gaule führte, und liefen neben dem Wagen her und schnatterten durcheinander, wie eine Gänseheerde: wir aber übertönten sie weitaus, Lichtwers „Thier' und Menschen schliefen feste“ im Chor sprechend. Was wußten die armen Weiber, was wußte der Hammartin von Lichtwer! Oder es kamen Biebricher Handwerker, welche in die Stadt gingen, Rohstoffe einzukaufen; wir erzählten uns, Einer dem Andern das Wort aus dem Munde nehmend, die Geschichte von Cyrus und Astyages, damit wir sie um zehn Uhr in der Geschichtsstunde wiedererzählen konnten. Was war diesen Schustern und Schneidern Astyages, ja was war ihnen Cyrus! Wir fühlten uns als die wahren Herren der Landstraße, und höchstens sank uns der Muth, wenn früh Morgens ein Hase über den Weg

sprang: da hemmten wir unsere Lichtwer'schen Trochäen und gingen erschrocken dreimal drei Schritte rückwärts; denn hätten wir solchergestalt nicht den bösen Angang zunichte gemacht, so würde uns sicher Strafarbeit im Laufe des Tages geblüht haben.

Außer den Hasen vermochte nur Eines noch unsere Studien zu unterbrechen: der Mainzer Schauspielerwagen. Wenn der kam, dann hielten wir allemal inne und schauten auf. Es war ein großer Omnibus, schwer befrachtet mit schönen Damen und Herren, mit der ganzen Oper oder Tragödie, welche heut' Abend über die Wiesbadener Bretter gehen sollte; denn Mainz und Wiesbaden hatten damals gemeinsames Personal für ihre zwei stattlichen Schauspielhäuser und die dramatische Kunst fuhr so herüber und hinüber, einen Tag um den andern, und nur im Winter beim Eisgang blieb sie solange an einem Orte liegen, bis der Rhein entweder eisfrei oder so fest gefroren war, daß er den Thespiskarren tragen konnte. Den Mainzer Schauspielerwagen aber ignorirten wir nicht vornehm wie den Gunsenheimer Gemüsewagen; wir begrüßten ihn mit lautem Jubel und Hurrah, denn warum soll die Wissenschaft die Kunst nicht begrüßen? Diese Frauenzimmer, welche so artig aus den Wagenfenstern blickten, fuhren auch zu ihrem Tagewerke, allein dasselbe war gleich dem unsrigen den Musen geweiht und also achteten wir die Passagiere des Theaterwagens für die einzige ebenbürtige Gesellschaft, welche sich Morgens mit uns auf der Straße bewegte.

Der Heimweg am Abend sah nun aber ganz anders aus; nicht nur unser Sinn und Gemüth, auch die Chaussee mit ihren Menschengestalten war völlig verwandelt. Zu jener Tageszeit ging es da ziemlich stille zu; denn im Sommer war der schattenlose Weg zu heiß, und im Winter hatte ohnedies halb Wiesbaden Feierabend. Geschäftlose, friedesuchende Menschen schlenderten vereinzelt des Weges, pensionirte Beamte auf ihrem täglichen Gange, alte Damen, die sich ohne männlichen Schutz bis zu den zwei großen Birnbäumen an

der „Umkehr" wagen konnten; vielleicht ritt auch ein Reiter bedachtsam vorbei, der wegen chronischer Unterleibsleiden im fünfzigsten Jahre zum erstenmal ein Pferd bestiegen hatte. Das bunte, aufregende Gewimmel der großen Kurwelt fluthete nach einer ganz andern Seite, nach den malerischen Pfaden des Sonnenberger und Nerothales und nicht einmal die Kuresel mit ihren feuerrothen Satteldecken kamen heraus auf unsere Straße. Höchstens daß im Winter ein einsamer Croupier dort müßigging, der in der kalten Jahreszeit nichts zu thun und vielleicht auch nichts zu essen hatte, eine wandelnde Elegie auf die Vergänglichkeit der Sommerpracht; denn in jenen vormärzlichen Tagen war die Roulette während des Winters geschlossen und erst das Jahr achtundvierzig brachte mit andern Errungenschaften den Fortschritt des „Winterspieles." Zwar rollte auch mitunter eine glänzende Equipage oder eine Extrapost ins Rheingau vorüber, allein das waren zur Stunde unsers Heimweges doch nur Ausnahmen: charakteristisch herrschten die schleichenden, stillen Feierabendgestalten, und unter ihnen die Krone von Allen, der Kasteler Franz, der armseligste von den damals wegen ihrer Armseligkeit weit berühmten Kasteler Einspännern: er hatte sein „neues" Pferd, an dessen Hüftknochen man den Hut aufhängen konnte, für drei Brabanter Thaler auf dem letzten Hochheimer Markt gekauft, und es galt für ein Wagniß bei ihm einzusteigen, nicht wegen des Durchgehens, sondern weil verschiedene Fahrgäste schon mit dem Boden seiner Kutsche durchgebrochen waren. Der Franz verstand keinen Spaß und hatte trotz seines Schneckenschrittes den wahren Feierabendfrieden allerdings noch nicht gefunden, und doch hätte jedes fühlende Herz wenigstens der keuchenden Mähre und dem wackeligen Marterkasten so gerne den ewigen Feierabend gegönnt.

Unter allen diesen friedlichen oder friedebedürftigen Gestalten schwärmten wir kleinen Wanderburschen nun anfangs recht wild und ruhelos umher. Auch wir fanden, gleich dem Kasteler Franz, den Feierabend in uns selber noch ganz und

gar nicht. Die Freude über den vollendeten Schultag mußte ausgetobt sein, und da lief dann der Eine vor, der Andere blieb zurück, man trieb allerlei Muthwillen, neckte sich, stritt, kriegte und balgte, kurzum beim Friedensscheine der Abendröthe fehlte jene einträchtig gemüthliche Kameradschaft, zu welcher uns Zumpt, Wagner und Kohlrausch doch in dem viel aufregenderen Morgenlichte unvermerkt verbündet hatten. Wir ärgerten uns, daß es des Morgens fast schöner war auf der Chaussee als am Abende, wo doch die Chaussee von rechtswegen am allerschönsten hätte sein sollen. Aber Keiner wußte den Grund von dieser verkehrten Welt.

Nun geschah es eines Tages, daß Einer der Genossen den Rinaldo Rinaldini mitbrachte, welchen er von ungefähr zu Hause gefunden hatte. Der glückliche Finder begann auf dem Heimwege den Roman vorzulesen, gleichsam als Gegengewicht gegen Wagners „Lehren der Weisheit und Tugend" beim Morgengange. Allein er kam nicht weit. Wir fanden das Buch grausam langweilig, hatten bei einem Räuberromane gleich auf Seite 1 ganz andere und zwar recht haarsträubende Dinge erwartet, und der Vorleser verstummte alsbald mißmuthig, weil ihm Niemand mehr zuhörte. Wir waren offenbar noch nicht reif für Vulpius.

„Da könnt' ich euch ganz andere Geschichten erzählen, weit schönere!" rief ich übermüthig, als Rinaldo wieder in den Ranzen seines Besitzers gewandert war. Die Kameraden staunten, freudig überrascht, und nahmen mich beim Wort; denn sie wollten heute Abend nun einmal etwas „Schönes" hören, und ich besann mich auch nicht lange und begann.

Was für eine Geschichte ich darauf erzählte, das weiß ich freilich nicht mehr. Allein sie muß gefallen haben, besser als Rinaldo Rinaldini; denn ich war von nun an der ausgemachte Rhapsode unserer Schaar und erzählte Monate lang allabendlich auf dem Heimwege lauter selbsterfundene Geschichten, gezeugt und geboren, erdacht und vorgetragen im nämlichen Augenblicke auf der Chaussee, einzelne oft acht bis

zehn deutsche Meilen lang, mit „Fortsetzung folgt" von heute auf morgen, Geschichten mit lauter Handlung, lauter Abenteuern, und auf jedes Dutzend Apfelbäume, welches wir abliefen, kam mindestens ein Scenenwechsel.

Es muß damals wunderlich genug in meinem kleinen Kopfe ausgesehen haben. Gelesen hatte ich noch gar keinen Roman, aber zerstreute Bilder und Charaktere aus dem Robinson, aus Mährchen, Sagen, Reisebeschreibungen, Volksbüchern, aus den Historien des Straßburger hinkenden Boten und aus Mengeldorffs „Exempelbuch der alten Zeit" schwirrten und tanzten vor meinem inneren Gesichte und ich verwob die bunten Bruchstücke zum seltsamsten Ganzen, schuf mir neue Helden, indem ich die alten nach Lust und Laune umbildete und ersann mir meine eigenen langen Romane, bevor ich irgend Geduld und Ausdauer besaß, auch den kürzesten fremden Roman gedruckt zu lesen. Das ist nun gerade nicht merkwürdig, aber daß meine Kameraden die Geduld besaßen, lieber jenes tolle Zeug monatelang anzuhören, als sich im Chausseegraben zu balgen oder den Chaisen nachzulaufen, das dünkt mir heute noch ein merkwürdiges Räthsel.

So berichtete ich denn naturgetreu, als wäre ich selber dabei gewesen, von Schiffbrüchen an wüsten Inseln, von Räubern, die in Höhlen oder auf hohen Eichbäumen wohnten, von tapfern Rittern, besonders Kreuzfahrern, von eingemauerten Mönchen und Nonnen, am liebsten aber von unermeßlichen Schlachten, und immer gelangte mein Hauptheld durch unsägliche Kämpfe und Nöthe zuletzt zu höchsten Ehren. Meine Geschichten führten stets in weit entlegene Zeiten oder Länder. Ahnet das Kindergemüth nicht auch bereits den verklärenden Zauber der Ferne, kraft dessen „alte Geschichten" an sich schon ein Stück unverdienter Poesie vor modernen voraus haben? Dazu spielte die Handlung wo möglich durchaus im Freien (Thürme, Rittersäle und Verließe abgerechnet); denn alles was unser tägliches Leben schön und abenteuerlich schmückte, das fanden wir ja auch im Freien,

nämlich zwischen den Apfelbäumen der Wiesbadener Landstraße.

Liebschaften und Frauenzimmer hielt ich für langweilig, sie kamen gar nicht vor in meinen Geschichten. Damit jedoch auch den zarteren Regungen des Herzens ihr Recht werde, lebte mein Held etwa in wahrer Bruderschaft mit seinem Pferde, oder hatte einen großen Hühnerhund zum Busenfreunde oder noch besser einen gezähmten, auf den Mann dressirten Löwen, der sich ihm des Nachts im Walde in Ermangelung einer Matratze dienstwillig als weiches und sicheres Lager unterbreitete.

Indem wir nun aber so erzählend und hörend heimwärts zogen, bekam die Landstraße ein völlig neues Gesicht, sie sah ganz sonntäglich aus, obgleich es doch immer nur Werktag war. Vordem zerstreut umherschwärmend, schlossen wir uns nun zur geordneten Gruppe wie am Morgen, einträchtig, als gemüthliche Kameraden; Keiner blieb mehr zurück oder lief vor, Keiner zerrte und neckte mehr den Andern, wir hatten Feierabend für uns und hatten Friede geschlossen mit Allem, was auf der Landstraße lebte und webte. Die Spatzen auf dem Wege, die Mäuse im Graben wurden nicht mehr gescheucht und verfolgt, der Kasteler Franz nicht mehr verspottet und selbst der fünfzigjährige Gesundheitsreiter hatte jetzt Ruhe auf seinem frommen Pferde, welches wir früher durch unser Springen und Schreien öfters um ein Haar scheu gemacht hätten. Eine Geschichte hören oder erzählen, das war uns Friede und Feierabend. Die Epik ist die Poesie des Friedens, selbst wo sie uns den trojanischen Krieg erzählt. Man denkt sich ans Herdfeuer, zu der Lampe, an den Lehnstuhl der Großmutter, wenn von dem seligen Frieden der Geschichten, Mährchen und Sagen die Rede ist, aber das Herdfeuer an sich bringt doch den Frieden nicht, sondern die Geschichte bringt ihn. Kocht die Mittagssuppe auf dem Feuer, dann dünkt uns der Herd nicht so gar friedlich, wohl aber am Abende, wann die Kohlen verglühen: bei den Geschichten

ahnen wir die Flamme der Leidenschaften in der stillen Gluth der verglimmenden Kohle, die Geschichte hat den Frieden, weil Alles bereits geschehen und vollendet ist und in der Ferne verschwebt; mag sie auf den heißesten Tag zurück blicken, sie kann es doch nur am Feierabend oder sie verdient nicht den Namen einer Geschichte. Darum fanden wir den heimlichen Zauber des Herdfeuers und der Lampe auf der offenen Landstraße, weil wir dort mit den Geschichten den Feierabend gefunden hatten.

Und wann wir nun so mit meinen Helden unter den syrischen Palmen umherirrten oder in den Urwäldern Amerika's und in altdeutschen Eichenhainen, dann deutete wohl Einer und der Andere fragend auf die fernen Waldhöhen des Taunus, ob die nicht auch noch solche Urwälder hegten, oder auf den weitab im blauen Duft verschwimmenden Donnersberg, ob dort nicht auch noch eine ungeheure Wildniß sei? oder wir späheten sehnsüchtig zu den Burgthürmen von Sonnenberg hinüber und zum Mainzer Dome, dessen Fenster im rothen Abendscheine leuchteten, als seien Lichter ohne Zahl im Schiff der Kirche angezündet: wir sahen unsern Weg plötzlich umlagert von tausend weit entrückten Geheimnissen, umkränzt von schönen, seltsamen, räthselhaften Erscheinungen, während es uns bis dahin das nüchternste und selbstverständlichste Ding von der Welt gewesen, daß man auf der Wiesbadener Chaussee den Rhein und den Taunus und Mainz und Sonnenberg sieht. Indem die Geschichten geträumte Fernen uns nahe rückten und offenbar machten, ahnten wir zum erstenmale den Zauber der Schönheit und des Geheimnisses, welcher die wirklichen Fernen umschleierte, die uns täglich vor Augen lagen.

Da aber kam urplötzlich jener bekannte Blitz aus heiterer Luft, der so oft aus dem blauen Himmel der Bücher niederfährt, ob er gleich, wie ich glaube, am ächten blauen Himmel noch gar nicht entdeckt worden ist, und schlug zerschmetternd in den Abendfrieden meiner Geschichten.

Zweites Kapitel.

Dies geschah an einem weichen blüthenduftigen Maitage. Die Sonne stand noch hoch, als wir um vier Uhr unsern Heimweg antraten. In lieblicher Pracht wogten die frisch aufsprossenden, treibenden Saatfelder zu dem breiten Silberstreifen des Rheines hinab, wir Knaben fühlten den beseelenden Frühlingsodem gleich dem andern jungen Volk der Vögel und Mücken, welches uns umschwirrte, wir waren heute ganz besonders aufgeregt und wußten nicht warum.

Ich erzählte wieder, und auch in meiner Geschichte trieb und gährte der Frühling gleich dem Wein im Fasse, wann die Traube blüht, das heißt, ich häufte Abenteuer auf Abenteuer, ich ließ meinen Helden wie einen Halbgott einherschreiten und die erhabensten Thaten vollbringen: kein Wunder, daß er auf einmal grausam ins Gedränge kam. Er ist abgeschnitten von den Seinigen, in zwanzigfacher Uebermacht sitzt ihm der Feind auf dem Nacken und vor ihm und seinem todmüden Rappen gähnt eine fünfzig Fuß breite thurmtiefe Felsenkluft. Der bedrängte Ritter aber besinnt sich nicht lange, befiehlt Gott seine Seele, schließt die Augen, spornt, daß es blutet, und im Fluge setzt das Roß über die Kluft und noch ein paar Ellen weiter; die Feinde aber, welche ihm nachspringen wollen, purzeln, Einer nach dem Andern, in den Abgrund, wie Bleisoldaten, wenn man sie mit der Hand vom Tische streicht, und unten am Boden lag ein ganzer Klumpen.

Ich verschnaufte eine Weile; der große Sprung hatte mich etwas außer Athem gesetzt.

Da rief mein Nebenmann, es sei unmöglich, daß ein todmüder Rappe über eine fünfzig Fuß breite Kluft setze; er wisse auch, wie weit Rappen springen könnten, denn sein Oheim habe einen solchen im Stall.

Ich fuhr auf; — das war die erste literarische Kritik, welche ich in meinem Leben erduldete — und entgegnete fest

und ernst, so recht lehrhaft: „In den Ritterzeiten sind eben die Pferde viel stärker gewesen, das Roß des Eppelein von Gailingen hat zu Nürnberg einen noch weit größeren Satz gethan als vorhin mein Rappe, des rabenschwarzen Pferdes der vier Haimonskinder gar nicht zu gedenken, und Karl der Große ist in drei Tagen von Ungarn nach Oberringelheim geritten; übrigens“ — so schloß ich mit trotzig gehobener Stimme — „übrigens habe ich mir den Ritter sammt dem Rappen selbst gemacht und lasse meine Ritter so viele Heiden todtschlagen, als mir beliebt, und meine Rappen springen, so weit ich will!“

Die Andern begriffen meine Rede nicht; sie fragten, ob denn die fünfzig Fuß wirklich im Buche stünden? Da regte sich zum erstenmal der Autor in mir und ich erwiderte: „Im Buche steht gar nichts, meine Geschichten stehen überhaupt in keinem Buche, sondern bloß in meinem Kopfe und sind alle mit einander hier auf der Chaussee gewachsen.“

Diese Erklärung wirkte wie ein Donnerschlag, und der Schlag entfesselte einen Sturm, eine Windsbraut. Meine Kameraden glaubten, was ich ihnen da seit Monaten erzählte, das stehe Alles irgendwo gedruckt und sei folglich wahr und wirklich geschehen: nun fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen und sie hielten sich für belogen und schändlich angeführt. Vergebens warf ich ihnen entgegen, daß ich ja niemals vorgegeben habe, gedruckte Geschichten zu erzählen, daß ich nur gesagt, ich wisse etwas „Schöneres“ als den Rinaldo Rinaldini, der doch auch vielleicht nicht wahr sei — das blieb Alles in den Wind gesprochen, sie hatten keine Ahnung von dem Schöpferrecht der Phantasie und hielten Dichten und Lügen für gleichbedeutend. Der Eine rief, ich dürfe niemals wieder eine Geschichte erzählen, der Andere, ich müsse aber auch für die bereits erzählten einen exemplarischen Denkzettel erhalten; — „da liegt der Denkzettel schon!“ schrie der Dritte und brachte ein schweres Holz herbei, das am Graben lag: den Klotz sollte ich bis Biebrich schleppen

zur Strafe für meine ungedruckten Geschichten. Die Andern fielen dem Vorschlage jubelnd bei; ich protestirte, wehrte mich, es kam zum Handgemenge: — ich war auf dem Punkte, der Uebermacht zu erliegen.

Da kam ein leerer vierspänniger Leiterwagen, ein herzogliches Fuhrwerk, hinter uns hergerollt; ich reiße mich los und springe dem Wagen nach, ein paar Hausknechte, die oben standen und wahrscheinlich das Abladen der Fracht in Wiesbaden besorgt hatten, sahen meine Noth, winkten mir herbei, es gelang mir, mich an dem rasch dahin sausenden Wagen hinten festzuklammern, die Männer packten mich unter den Armen, zogen mich hinauf, und ehe ich noch selber recht wußte, was geschehen, stand ich oben, rückwärts gekehrt, und fuhr wie ein Triumphator vierspännig davon, indeß meine Widersacher mit dem Klotze verblüfft auf der Straße standen und ihre Nachrufe im Gerassel der Ketten und Räder verhallten.

Einen Augenblick schwelgte ich in dem süßen Gefühle, welches Jeder kennt, der einmal bei eben ausbrechendem Platzregen ganz unverhofft noch ins Trockene gekommen ist. Aber bald wich dieses Behagen einer anderen Stimmung. Ich trug einen neuen Kittel von naturgrauem Linnen mit schwarz lackirtem Ledergürtel und stand am Hinterrade, wider die Leiterwand des Wagens gelehnt. Da zupfte es mich ganz leise hinten am Kittel; ich schaute um und sah Niemand. War das etwa die unsichtbare Hand des bösen Gewissens, welche Einen so von hinten am Kittel zupft? Ich hatte der Mutter fest versprochen; auf dem Schulwege niemals einem Wagen nachzulaufen, viel weniger mich anzuhängen, ja nicht einmal auf Einladung eines Kutschers mitzufahren. — Es zupfte schon wieder, merklich stärker. Siedend heiß lief mir's über das Gesicht. Das Versprechen war besonders feierlich gewesen, ohne alle Klausel, denn die Mutter ängstigte sich sehr wegen der Fährlichkeiten der Landstraße. Bisher hatte ich aufs strengste Wort gehalten und war vorhin doch auch

nur im drängenden Triebe der Rettung dem Wagen nachgesprungen, — aber mein Wort hatte ich nun doch gebrochen! — Jetzt zupfte es zum dritten Male, so derb, daß ich fast umgefallen wäre, und krach! that's einen Riß durch meinen ganzen Kittel: ein großer Fetzen der schönen neuen Leinwand hing am Wagenrade. Das Kleid war von einem hervorstehenden Splitter der Radspeiche erfaßt worden und ohne die feste Rücklehne der Wagenleiter würde ich wohl selber mit hinabgezogen und unters Rad gekommen sein.

Den zerrissenen Kittel sehen und denken: das ist die Sündenstrafe für das gebrochene Wort, und blind vom Wagen springen, — dies Alles war die Sache eines Augenblickes.

Da lag ich dann auf der Chaussee im dicksten Staube, die Arme weit ausgestreckt, ein ächter Büßer; denn bei dem jähen Sprunge war ich der Länge nach hingefallen. Vergebens baten mich die Hausknechte, wieder aufzusteigen; kein Demosthenes und kein Cicero hätte mich wieder auf den Wagen hinaufgeredet, geschweige ein Hausknecht.

Nachdem die Leute dann gesehen hatten, daß ich mich weiter nicht verletzt, fuhren sie davon; ich aber schlich einsam meine Straße und starrte bald in den Himmel, bald auf meinen zerrissenen Kittel. Es war die erste zerknirschende, bewußte Reue, welche jetzt mein kindliches Herz durchschnitt; ich war im Innersten betrübt, nicht weil ich Strafe fürchtete, sondern weil ich klar erkannte, daß ich gesündigt hatte. Da droben hinter den lichten Flockenwölkchen, die gegen den Donnersberg hinüber das endlose Blau anmuthig unterbrachen, glaubte ich, sehe jetzt Gott hervor, nicht der liebe Gott, sondern der HErr GOtt, wie er mit zwei großen Anfangsbuchstaben so strenge in der Bibel gedruckt steht, und halte Gericht über mich, und von irgend einer andern Ecke des Himmels schaue mein unlängst verstorbener Großvater herab, den ich sehr lieb gehabt, und ärgere sich über die dummen Streiche seines Enkels.

So sind wir großen und kleinen Kinder: als ich oben

auf dem Wagen stand in der Blüthe meiner Sünde, dachte ich nicht, daß Gott mich sehe; erst als ich herunter gefallen war, hatte er mich augenscheinlich entdeckt.

Ich verwünschte meine schönen Geschichten, die doch allein zuletzt das Unheil herbeigerufen hatten. Der Abendfrieden des Erzählens schien mir auf immer zerrissen und verweht, und hinter jener fünfzig Fuß breiten Schlucht, über welche der unselige Gaul gesprungen war, lag ein verlorenes Paradies.

Drittes Kapitel.

Zu Hause bekannte ich sofort mein Vergehen, von welchem ja der zerrissene Kittel schon klar genug zeugte. Nur den mildernden Umstand, daß ich auf der Flucht vor beschimpfender Gewaltthat dem Wagen nachgelaufen sei, verschwieg ich standhaft. Daran waren wieder die verhängnißvollen Geschichten schuld. Denn hätte ich den ganzen Hergang im Zusammenhange gebeichtet, so mußte ich doch auch meiner selbstgemachten Geschichten erwähnen und das wollte ich um keinen Preis; ich schämte mich, etwas Anderes gekonnt zu haben, als meine Kameraden, es war mir, als habe ich mit vieler Würde einen großen Cylinderhut getragen, während Schuljungen doch eigentlich bloskköpfig oder mit der Mütze gehen. So brachten mir die Geschichten, welche ich draußen erzählt hatte, das Unglück und die Geschichten, von welchen ich daheim schwieg, die Strafe.

Meine Eltern besaßen einen schönen Garten unterhalb Biebrich am Rheinufer, und es war uns Kindern immer ein besonderes Fest, wenn wir Abends dort spielen durften und dann in dem kleinen Gartenhäuschen das gemeinsame Abendbrod verzehrten. Heute gingen Alle hinaus, man hatte nur auf meine Ankunft gewartet, mich mitzunehmen und nun mußte ich zur Strafe ganz allein daheim bleiben. Das war mir leid genug; doch in den Schmerz über die blind darein

fahrende Strafjustiz mischte sich bitterer Groll, während jene freie Buße, wie ich sie vorhin einsam in mir selber durchgerungen, unsäglich qualvoller gewesen war, aber ohne Bitterkeit.

Als die Andern fortgegangen waren, hielt es mich darum auch gar nicht lange in der Stube; ich schlüpfte vor die Thür, ich brauchte Luft, um meine wallende Empfindung auskochen und ausdampfen zu lassen, nur einen kleinen Raum zum Vertoben, so ganz in der Nähe, wie man's bei milder Deutung einem Hausarrestanten nachsehen kann.

Nun wohnten wir aber in einem Nebengebäude des Schlosses, ganz nahe der Haupt-Auffahrt, welche aus dem Dorfe durch eine kleine Ecke des Herrengartens zu den herzoglichen Gemächern führt. Rechts von dieser Auffahrt stand eine Bank, beschattet von zwei Kastanienbäumen; dort pflegte allerlei müßiges Hofgesinde zu sitzen, Stallknechte, Frotteure, Lakaien, Haus- und Küchenmägde, und weil die Bank von jenen Leuten so besucht war als der bequemste Platz die Aus- und Eingehenden zu beobachten und zu bekritteln, nannte man sie die „Lästerbank."

Ich schlich um die Kastanienbäume hinter der Bank, scheu versteckt, denn da mein neuer Kittel zerrissen war, so hatte man mir ein verwachsenes und verwaschenes Kittelchen vom vorvorigen Jahre angezogen, eine Art Zwangsjacke zum Hausarrest; meine Hände aber starrten bis weit über die Knöchel aus den eng anliegenden Aermeln, also Grund genug zu Hause zu bleiben oder doch nur heimlich spazieren zu gehn. Indem ich nun so hinter den Bäumen ganz stille meinem Groll und Kummer, Trotz und Reue nachhing und die rothen Kastanienblüthen, welche am Boden lagen, aufhob und zerpflückte, kam ich unvermerkt ganz nahe an die Lästerbank. Sie bot sonst Raum für Viele, eben jedoch saßen nur zwei Leute dort: ein Frotteur, — das ist der gefährliche Mann, welcher die Parketböden glatt wichst und also veranlaßt, daß man bei Hofe so leicht ausgleitet und fällt —

und sein Schatz, das Eschborner Klärchen, die Küchenmagd; eine höchst corpulente Person, deren eindrucksvolle Figur mir's in späteren Jahren, als ich Goethe zu lesen begann, recht schwer machte, Egmonts Klärchen ohne Fettsucht mir vorzustellen.

Ich horchte nicht auf das Gespräch der Beiden, aber plötzlich vernahm ich, wie der Frotteur sich selbst unterbrach und mit erhobener Stimme dem Klärchen zurief: „Da kommt ein Mann, den müssen wir grüßen! — aufstehen! Front machen!"

Was mochte das wohl für ein hoher Herr sein? Ich schaute auf. Durch das Portal des Gartens schritt ein fremder alter Mann, eine stattliche aber gebeugte Gestalt, gestützt auf den Arm einer schönen jungen Dame, beide schlicht und einfach, doch fein und vornehm in Tracht und Haltung. Nur mühsam und mit dem rechten Fuße hinkend konnte der alte Herr sich fortbewegen und hielt alle paar Schritte inne zum Ausruhen, so daß ich die Nahenden lange und scharf ins Auge zu fassen vermochte.

„Das ist der Walter Scott mit seiner Tochter," sagte der Frotteur zum dicken Klärchen: „der Walter Scott, welcher alle die schönen Geschichten gemacht hat, den Ivanhoe und Quentin Durward, steh' auf, den müssen wir grüßen!"

Ich erwachte wie aus einem Traume. So also sehen berühmte Männer aus! Denn dies war der erste Mann, der viele Bücher geschrieben, der erste so eigentlich berühmte Mann, welchen ich in meinem Leben erblickte, und ob ich gleich noch keines dieser Bücher gelesen, wußte ich doch, daß die kleinen gelben Bändchen Walter Scott, wie sie alle vierzehn Tage auf Subscription in die Häuser kamen, durch ganz Biebrich und stellenweise sogar in Mosbach von Alt und Jung verschlungen wurden; ja ich hatte sogar bemerkt, daß sich die Dienstboten Sonntags Nachmittags zusammen setzten, um den Walter Scott zu lesen, welchen sie ihrer Herrschaft gestohlen hatten.

one darum an meinen alten Kittel zu denken, noch an
rotteur und sein Klärchen, trat ich vor und stellte mich
Reihe neben die Beiden. Walter Scott kam ganz
an die Lästerbank. Ach er sah so krank und müde aus
über seinen großen Augen lag es wie ein Schleier, als
h die neuergrünenden Kastanienbäume mit den rothen
enbüschen gar nicht mehr recht hell darin spiegeln könn-
Doch als er mir gegenüber stand, blickte er auf und
te gar gutmüthig, wie ein Lichtschimmer zuckte es über
ämmernden Augen, die schlaffen Züge bewegten sich, ja
laube sogar, er hat gelacht. Ich ahnte stracks weßhalb
erröthete bis über die Ohren: in dem verwachsenen ver-
enen Kittel machte ich neben dem dicken Klärchen eine
rst drollige Figur, und dazu trug ich eine abscheuliche
e von Roßhaarzeug, grau und weiß gesprenkelt, eine
annte Kümmel- und Salzkappe, die hatte ich im An-
en aufbehalten und riß sie nun ganz erschrocken vom
e, als mir der berühmte Mann ins Gesicht sah. Er
mir grüßend ein paar freundliche Worte zu, allein in
r Scham und Bestürzung verstand ich sie nicht und
stumm und vergeistert, indeß der Dichter lächelnd weiter

r Frotteur erklärte mir hierauf, daß Walter Scott sich
uf der Rückreise aus Italien befinde und daß der Herzog
Gast geladen habe. Doch den kranken Dichter, der
en vergebens Genesung gesucht, zog es ruhelos zur
, und wer mit dem Tod um die Wette reist, daß
eine Stunde früher nach Hause komme, der muß
stliche Gastfreundschaft dankend ablehnen, und so
die nothwendige Rast eines Nachtlagers den müden
Biebrich zurück.
m mir der Frotteur also in der Kürze erläutert,
er Scott so plötzlich zu uns in den Biebricher
en gerathen sei, fügte er hinzu: „Diesen Eng-
rt die ganze Dienerschaft, weil er uns schon so

oft erfreut hat, mag er nun im Uebrigen hoffähig sein oder nicht. Als hingegen neulich der alte Baron Rothschild zur Tafel geladen war, da grüßten ihn etliche Bedienten nicht und es gab großen Scandal darüber, ja ein Küchenjunge rief dem hebräischen Baron Spottverse nach, wofür er mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde. Das geschah ihm recht, denn so weit darf man's nicht treiben, und zuletzt stammen wir doch Alle von den Juden ab." (Weil nämlich Adam und Eva im alten Testamente stehen, hielt der Frotteur die Ureltern des Menschengeschlechtes für Juden.) „Den Rothschild habe auch ich nicht gegrüßt, aber den Walter Scott," so schloß er mit epischem Refrain, „grüßt die ganze Dienerschaft."

Als der Dichter zwischen den Bäumen und Büschen verschwand, kämpfte ich unschlüssig in mir selber, was ich nun thun solle? Ich wäre ums Leben gern ganz sachte nachgeschlichen, hätte hinter den Büschen gelauscht und sah im Geiste schon, wie der Herzog aus dem Schlosse treten, den Dichter höflichst unterm Arm nehmen und in seine Gemächer führen werde, um ihm dann wenigstens die Marmorsäulen im großen Rondell und die neue Stuccaturdecke in der Gallerie zu zeigen. So ungefähr dachte ich mir die Sache. Und der Mann hatte auch Geschichten erzählt wie ich, und war ihm doch nicht so schlimm dabei ergangen! Uebrigens dünkte mir's fast merkwürdiger, daß die ganze Dienerschaft den Walter Scott grüße, als daß ihm der Herzog das große Rondell zeige. Denn Lakaien sind weit spröder und vornehmer gegen irreguläre Größen, welche kometenhaft durch die Sternenbahnen des Hofes fahren, als die Fürsten selber; das wußte ich, als geborener Biebricher, auch schon mit zehn Jahren.

Sollte ich nun nachschleichen und lauschen? Es war mir überhaupt verboten, in jenem Reviere unmittelbar vor den Thüren der Herrschaft umherzustreifen, und vollends heute Abend! Den Hausarrest hatte ich ohnehin schon halb gebrochen und mich gar an der Lästerbank aufgepflanzt, was

mir ein für allemal untersagt war: sollte ich mir durch Ungehorsam über Ungehorsam ein zweites Strafgericht auf den Kopf ziehen, schlimmer noch als das erste? Die Reue von der Landstraße wirkte nach, das Gewissen zupfte mich wieder ganz leise, diesmal am verwachsenen Kittel und ohne Riß: ich überwand mich und ging langsamsten Schrittes nach Hause.

Aber den „großen Unbekannten“ wollte und mußte ich heute Abend doch noch näher ins Auge fassen, und suchte sofort nach den kleinen gelben Bändchen — mit den fürchterlichen Lithographien und den zahllosen Druckfehlern; Stuttgart bei Gebrüder Franckh. Ein blinder Griff brachte mir den Guy Mannering in die Hände. Ich setzte mich in die Fensternische und las.

Gleich der Anfang gefiel mir nicht übel, denn er spielte im Freien, ganz wie meine eigenen Geschichten, und der junge Engländer, welcher bei einbrechender Nacht in den Mooren von Dumfries irre reitet, erinnerte mich genau an unsere Winterabende auf der Wiesbadener Chaussee; denn obgleich wir nicht ritten, uns nicht verirrten, auch keine Engländer waren und die Chaussee kein Moor, so war es doch in beiden Fällen dunkel. Nur ging mir die Geschichte viel zu langsam und ich wäre beinahe, ähnlich dem Reiter, in jenem Moore völlig stecken geblieben, wenn mich's nicht immer aufs Neue gereizt hätte, Worte gedruckt zu lesen, die ein Mann verfaßt, welchen ich so eben erst mit eigenen Augen gesehen hatte. Es war mir vorher nur ein einziger Mensch zu Gesicht gekommen, und zwar in einem Wirthshause in Schierstein, den ich als gedruckte Berühmtheit staunend angeschaut, das war Theodor von Haupt gewesen, welcher das Textbuch der „Stummen von Portici“ und den „Hochverrathsproceß der Minister Karls X.“ ins Deutsche übersetzt hat. Aber was war Theodor von Haupt gegen Walter Scott, was waren sämmtliche Minister Karls X. gegen den einen Guy Mannering, was war ein Autor, welcher übersetzt und in

Schierstein einkehrt, gegen einen Autor, der übersetzt wird, und den der Herzog zu Gaste lädt!

Diese Gedankenkette brachte mich wieder in Zug, die Erzählung gedieh zu rascherem Flusse, sie packte mich fester und immer fester, schon schüttelte mich jenes Lesefieber, in welchem man Zeilen und Seiten nur so mit den Augen verschlingt, — — da klopfte mir mein Vater auf die Schulter, den ich, sammt der übrigen Familie, in meiner Selbst- und Weltvergessenheit gar nicht hatte hereintreten hören.

Er fragte, wie ich denn zu diesem Buche komme? „Weil ich vorhin den Walter Scott selber gesehen habe." Ein strafender Blick traf mich; denn der Vater, welcher von der Anwesenheit des Dichters in Biebrich nichts ahnte, hielt die unlogische Antwort für eine muthwillige Schnurre. Doch fragte er unwillkürlich: „Wo hast du ihn gesehn?" — „An der Lästerbank." — „Und wie durftest du dich zur Lästerbank wagen?" — „Weil ich meine Strafe verdient und doch auch unverdient erhalten hatte; das konnte ich im Hause nicht zusammenreimen und bin also nur ein klein wenig vor die Thür gegangen, ob sich's draußen etwa besser reime."

Jetzt sah ich eine gewaltige Ohrfeige heranziehen, die mir ohne Zweifel den Kopf aufräumen sollte, daß ich statt solch verworrenen und trotzigen Geredes vernünftigere Antworten gäbe. Allein ich wich mit geschickter Wendung links aus und rief: „Jetzt will ich alles erzählen," — und nun kam ich erst recht in Fluß und berichtete die Erlebnisse des ganzen Abends von Anfang an, und ob nun gelacht wurde über meine selbst erfundenen Romane oder nicht und über die kritischen Bedenken meiner Zuhörer obendrein, das war mir jetzt völlig gleich. Walter Scott hatte ja auch über mich gelacht und doch hätte ich in diesem Augenblicke schon jenes Lachen um keinen Preis wieder hergeben mögen.

Meinen Vater ergötzte die Sache in der wunderlichen Art, wie ich sie vortrug, so sehr, daß er zuletzt selber ins Lachen kam und mir Alles verzieh.

Mir war ein schwerer Stein vom Herzen genommen, ich hatte Generalbeichte gethan und Generalablaß erhalten, ich fühlte wieder jenen Abendfrieden, der mir verloren gegangen war, da ich vom Leiterwagen fiel. Allein es war mir, als habe doch eigentlich schon der kranke, gebeugte Dichter, wie er mich so freundlich lächelnd anblickte und unverstandene Worte sprach, den ersten Schimmer jenes Friedens mir wiedergegeben.

Nun hätte ich gar zu gerne noch fortgelesen im Guy Mannering. Die Uhr hatte neun geschlagen und ich mußte ins Bett. Doch ins Bett zwar kann Einen die väterliche Gewalt zwingen, aber nicht zum Schlafen. Und so schwebte dann vor meinen wachen Sinnen ein seltsamer Reigentanz von allerlei Schlüssen und Folgerungen auf und nieder. Ich war versöhnt mit meinen Geschichten, die ich vor wenigen Stunden noch verwünschte; denn hätten sie mir nicht die Püffe des kritischen Handgemenges und den drohenden Klotz eingetragen und den zerrissenen neuen Kittel dazu, so würde ich ja heute Abend in unsern Garten gegangen sein und den Walter Scott nicht gesehen haben; ich war auch versöhnt mit dem verwachsenen alten Kittel und der Kümmel- und Salzkappe, denn Beiden verdankte ich's ohne Zweifel ganz allein, daß der Verfasser des Waverley über mich gelacht und mir vermuthlich einen schönen guten Abend gesagt hatte, zu alledem aber war meine Schuld gesühnt und vergeben, und die ganz regelrechte friedliche Novelle, welche ich an diesem Abend durchlebt, schloß in der denkbar friedlichsten Weise, nicht mit der Heirath, sondern mit dem Einschlafen des Helden.

Als ich nach einigen Tagen mit den Kameraden wieder unsere Landstraße heimwärts zog, faßte ich im Drange meiner gehobenen Stimmung einen großherzigen Entschluß. Ich bot den Kritikern, die mich zum Klotztragen verdammt und mir alles weitere Erzählen verboten hatten, aus freien Stücken eine neue Geschichte an, und zwar eine gedruckte, und er-

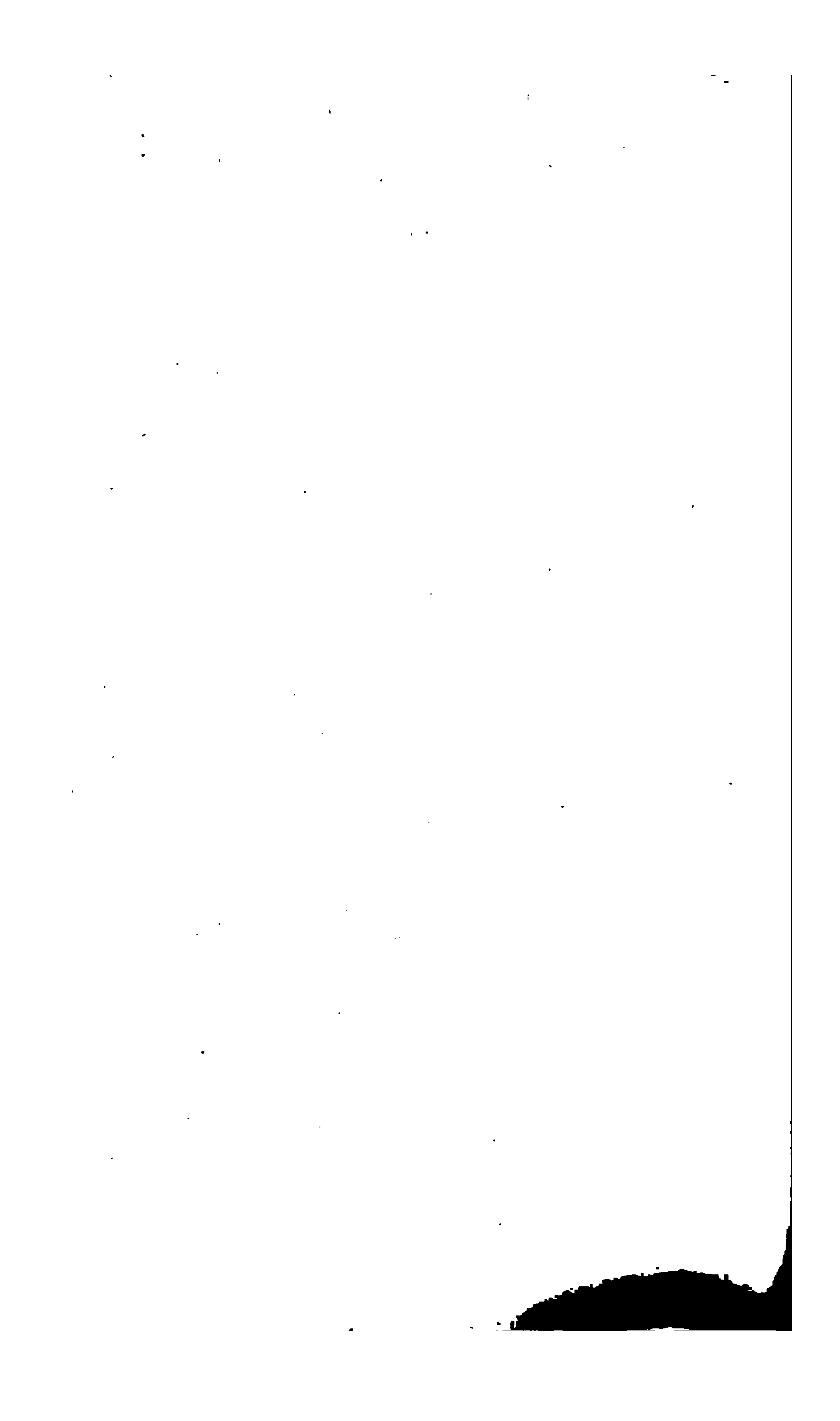
zählte nun, da sie mir freudig zufielen, den Guy Mannering, wie ich ihn eben in den späten Abendstunden zwischendurch selber las. Und als ich nach Wochen endete, gestanden mir Alle, die Geschichte sei viel schöner als meine früheren selbstgemachten sammt und sonders. Das freute mich ungemein; hätten Jenen meine eigenen Erfindungen besser gefallen als mein Walter Scott, so würde mich's tief verstimmt haben. Denn weit leichter ertragen wir's, daß die Welt uns selber gering ansieht, als daß sie uns einen vergötterten Freund herabsetze.

Den großen schottischen Dichter hatte ich seit jener Stunde, wo er mir in den Büschen vor dem Schlosse entschwunden war, völlig aus dem Gesicht verloren. Nach Jahr und Tag las ich im „Pfennig-Magazin," feuchten Auges, daß Walter Scott vom Rheine eilends nach London zurückgereist, daß er dort mit fürstlichen Ehren empfangen worden sei, allein wie er sich der herrlichen Natur Italiens und des Rheines entrissen hatte, so entfloh er auch der Huldigung seines Volkes in der Weltstadt, — er eilte in die stille Heimath seines geliebten Abbotsford und kam dort gerade noch zurecht zum Sterben. Sein Bild aber blieb mir für immer umgeben von jenem Friedenszauber des milden Maiabends im Biebricher Schloßgarten; und wie die plötzliche Erscheinung des Mannes den ersten Seelenkampf meines kindlichen Alters zum versöhnten Ausgange gewendet hatte, so ruhete mir der Geist eines Friedebringers auch fort und fort verklärend über seinen Dichtungen. Gar reiches, buntes Leben, oft derb und breit, mitunter auch ungleich und unfertig gezeichnet, gar mancher Kampf, gar manches dunkle Schicksal ziehet über die Bühne seiner erdichteten Welt, allein der Abendfriede des gemüthlichen Erzählers ruhet doch versöhnend und heiter erhebend auf allen diesen Schöpfungen. Dies ist das Wahrzeichen des ächten Epikers.

Was ich auf der Wiesbadener Landstraße begonnen, das habe ich seitdem in Büchern fortgesetzt; ich habe am Feier-

abend erzählt. Im ernsten Tagewerke scheue ich den Kampf nicht; in der Novelle suche ich den rein und heiter abgeschlossenen Stoff, das still anregende, nicht das wild aufregende Spiel des Lebens, und mir dünkt, eben wenn die Kämpfe des Menschenherzens vor den Sinnen des Hörers am heißesten entbrennen, dann soll er doch in Ton und Stimme des Erzählers schon die kommende Versöhnung ahnen. Andere mögen Anderes in der Novelle erstreben; es sind ja auch nicht alle Novellisten von Biebrich nach Wiesbaden zur Schule gegangen. Mich hat der Heimweg am Feierabend zur Novelle geführt und der nachwirkende Eindruck, welchen der größte Erzähler der neuen Zeit meinem Kindesherzen machte, da ich ihn mit Augen sah, als er eben auch den Heimweg zum Feierabend ging und in seinen erlöschenden Zügen doch das heitere Lächeln des Humoristen noch nicht verloren hatte.

In dieser Kindergeschichte liegt der Schlüssel zum Verständniß meiner Novellen. Und wenn mich die Leute manchmal fragen, warum ich so dann und wann immer wieder „Geschichten“ schreibe und unzeitgemäße alte Geschichten obendrein und nichts Gescheidteres thue, so antworte ich, weil ich des Vergnügens in Frieden zu erzählen nicht entbehren will und weil ein Jeder seinen Feierabend nach seiner Weise haben darf.



Das Spielmannskind.

Eine Volksgeschichte aus dem 15. Jahrhundert.

(1865.)

I.

Vor langer Zeit lebte im Oberelsaß ein Graf Gerbot, der war berühmt wegen seiner ungezählten Reichthümer, aber mehr noch wegen seines leutseligen Sinnes. Wenn ihn ein Knecht grüßte, so dankte er nicht wie ein Herr, sondern wie ein Freund, und wenn ihm eine arme Wittwe bei ihres Mannes Tod die beste Kuh als „Sterbfall“ brachte, so nahm er die harte Steuer zwar an, auf daß dem Rechte nichts vergeben werde, schenkte der Frau aber Tags darauf zwei Kühe dagegen. Darum liebten ihn denn auch seine Unterthanen aufrichtig und gaben ihm den Beinamen „das guot Herrle!“ die benachbarten Edeln aber konnten ihn in der Seele nicht ausstehen, nannten ihn den Bauerngrafen und sagten, er verwöhne das Volk und mache den gemeinen Mann so übermüthig, daß sie's auch bei ihren eigenen Leuten spürten.

Doch grämte es Gerbot wenig, sich beneidet zu wissen wegen der Schätze, die er in Kisten und Kasten hütete, und verspottet wegen des Schatzes, den er im Herzen barg. Allein er gedachte, daß er ein gebrechlicher Mensch sei und einmal sterben müsse, und fürchtete, sein Sohn und Nachfolger möge dann nicht gleichfalls ein „guot Herrle“ werden, wie er selber gewesen, sondern so ein „gnädiger Herr“ wie die Andern. Dem wolle er bei Zeiten vorbauen. Nun sah er aber, daß die adeligen Herren zumeist darum so hoffärtig sind, weil sie glauben, ein Bürger und Bauer sei von ganz anderem Fleisch und Blut als ein Edelmann, und werde wohl auch dereinst mit seinem bischen unsterblicher Seele nur in den Bürger- und Bauernhimmel kommen. Die Vornehmen würden aber

nicht so denken, hätten sie selber einmal in eines geringen Mannes Haut gesteckt. So meinte Gerbot und ließ demgemäß seinen einzigen Sohn Hugo schon in den frühesten Kinderjahren recht knapp und einfach halten, mehr als ob er eines Dienstmannes, denn eines Grafen Sohn sei. Und als Hugo vier Jahre alt geworden und seine Mutter schon gestorben war, schickte ihn der Alte nach Straßburg in das Haus eines braven Bürgers und Handschuhmachers. Es geschah dies ganz heimlich, und die Freunde und Leute des Grafen glaubten, der mutterlose Knabe befinde sich zur Erziehung am böhmischen Hofe, wo Gerbot Verwandte besaß, Hugo selbst aber ward in dem Glauben gehalten, daß er der Neffe jenes Straßburger Handschuhmachers sei. Der Graf überwachte aus der Ferne treuen Auges sein Kind, von welchem er sich gar schwer getrennt hatte, besuchte auch manchmal, vorgeblich als ein fremder Kaufmann, die Pflegeeltern Hugo's und freute sich, wie der Junge so kräftig gedieh, zufrieden in der kleinen Welt, die ihn umgab, und doch zu Zeiten träumend, als habe er vordem auf einem großen Schlosse in goldglänzenden Zimmern gespielt und sei getragen worden und geliebkost von Männern und Frauen, die alle Tage weit schöner geputzt gewesen, als der Handschuhmacher mit seiner Frau am Pfingst- und Weihnachtsfeste. Doch sagte des Bretzelbäckers Hans, ein Spielgenosse Hugo's, es dünke ihm auch zuweilen wie im Traum, als sei er früher einmal unter Palmen gewandelt, und er war doch sein Leben lang keine drei Meilen über seines Vaters Krautgarten hinausgekommen, also konnte es dem Hugo ja wohl auch von dem wunderschönen Schlosse träumen, welches er mit leiblichem Auge so gewiß nicht gesehen, wie Hans die Palmen.

Graf Gerbot gedachte nun seinen Sohn am neunzehnten Geburtstage heimzuholen und ihn, da er Leid und Freud eines kleinen Bürgerhauses zur Genüge durchgelebt, auch in die Arbeit und Ehre seines glänzenderen Berufes einzuführen. Allein die Sache verschob sich noch eine Weile.

II.

Um diese Zeit war es, wo Gerbots böse Nachbarn die Ohnmacht des Kaisers und die Verwirrung im Reiche benützten, um ohne alle Absage heimlich in des Grafen Gebiet einzufallen und dessen Bauern durch Raub und Brand zu belehren, daß man's unter einem guten Herren gerade so schlecht haben könne wie unter einem gnädigen.

Gerbot hatte keine Ahnung von der drohenden Gefahr und jagte harmlos in dem Grenzwalde, durch welchen eben die Rotten seiner Gegner hereinbrachen. Es war schon Abend geworden und dämmerte im Dickicht; der Graf hatte sich im Eifer des Jagens von seinem Gefolge getrennt und sann wieder auf den Heimweg. Da kam ein furchtbares Gewitter; weißgraue Wolken stiegen starr wie Felsen im Osten auf, und bald hörte man zwischen den Donnerschlägen das Prasseln des Hagels nah und näher, die Bäume bogen sich und stöhnten unter der Faust des Sturmes, Zweige und Aeste krachten nieder, altersmorsche Eichstämme stürzten, und Blitze von rechts und links schnitten schwertscharf durch das Waldesdunkel. Der jüngste Tag schien im Anzug, und alle Thiere flohen zitternd in ihre Schlupfwinkel, wo Wild und Waidmann einen Augenblick hätten beisammenstehen können, Eines des Andern vergessend, so erschrecklich tobte das Unwetter, der dritte gemeinsame Feind.

Graf Gerbot suchte Schutz unter zerklüfteten Felsen, die hochgethürmt wie eine Burg mitten im Walde emporwuchsen. Da hörte er ein kleines Hündchen anschlagen und drauf eine weibliche Stimme, welche das Thier beschwichtigte. Ein junges Mädchen, schlank und hochschüssig von Gestalt, trat aus einer Felsenspalte hervor und fragte verwundert, wer da komme?

„Ein Jäger, dem der Hagel zu grob wird," erwiderte der Graf. — Bei diesem Worte beleuchtete ein Blitz sein Gesicht, und das Mädchen fuhr erschreckt zusammen, als habe es ein Gespenst gesehen. Doch rasch sammelte sie sich, faßte

den Grafen bei der Hand, gebot ihm Schweigen und zog ihn zurück in den Schatten des Felsens.

Dann deutete sie zur Seite, wo der Graf im Flammen der Wetterstrahlen Waffen schimmern und hundert Männer im Geklüft verstreut lagern sah. Er erkannte sie wohl und errieth ihre Absicht; denn es war nicht das erstemal, daß die Nachbarn wie Katzen in sein Land geschlichen kamen, um nach etlichen Beutegriffen noch rascher wieder um die Ecke davon zu springen.

Das Mädchen flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn wir Euch jetzt fingen, so wäre unser Raubzug siegreich beendet, bevor er recht begonnen hätte. Aber ich will nicht, daß wir Euch fangen sollen. Drückt Euch klein zusammen und folget mir sacht!“

Bei diesen Worten schlüpfte sie, an die überhängenden Felswände geschmiegt, glatt und leicht, wie ein Wiesel dem Grafen voran, welcher auf den Zehen, scheu rings umschauend, mit gezogenem Schwerte folgte. Und ehe er noch genau darüber nachgedacht, ob es denn klug sei, sich so blind der Führung des unbekannten Kindes zu vertrauen, war er schon aus dem Bereich seiner Feinde auf einer offenen Waldwiese.

Da erhob der Graf seine männliche Gestalt wieder und athmete frei und tief auf. Er war gerettet.

III.

Das Unwetter ließ nach, zwischen den zerrissenen Wolken tauchte der Mond empor und warf sein weißes Licht, kommend und verschwindend, auf die beiden Wanderer, daß Eines nun des Anderen Züge genau ins Auge fassen konnte. Das Mädchen hatte ein gar treues und freundliches Gesicht, obgleich es recht keck um sich blickte und eher wie ein wilder Bube als wie eine sittsame Jungfrau neben dem Grafen in die Nacht hinein lief.

„Woher kennst du mich denn?“ fragte dieser, „und warum retteteſt du mich vor deinen eigenen Leuten?“

„Ich kenne Euch,“ erwiderte sie, „weil Ihr das gute Herrle seid, aller armen Leute Freund, und da ich Euch als das gute Herrle erkannte, hätte ich's nicht mit ansehen können, daß Ihr vor meinen Augen gefangen und gebunden wurdet. Schwieg doch selbst mein Hündchen gleich stille, das sonst wie rasend bellt; denn ein Hund wittert die Herzensgüte eines Menschen.“

Das Mädchen war aber, wie schon die seltsamen Abzeichen ihres Kleides auswiesen, eine fahrende Sängerin, und gehörte also zu jenen freiesten Künstlern, die gaukelnd, tanzend und singend in Schlössern, Städten und Dörfern aufzogen. Sie galten als ehrlos und rechtlos und wenn sie ja beleidigt worden waren, so durften sie nur dem auf die Wand fallenden Schatten des Beleidigers eine Ohrfeige geben, nicht aber dem Manne selber, und je kräftiger sie also zuschlugen, um so weher thaten sie der eigenen Hand.

Trotz ihres verachteten Standes führte übrigens das Mädchen einen recht vornehm hochtönenden Namen, wie es bei solchen Gauklern gewöhnlich ist, und nannte sich Beatrix. Sie war mit einer kleinen Bande ihres Schlages den Kriegsleuten gefolgt, um sie auf dem Marsche zu belustigen und dann, mit irgend einem Abfall der gehofften Beute bereichert, ihr Glück wieder anderswo zu probiren.

Da sich nun Gerbot außer Gefahr sah und auf dem geraden Weg nach Hause, so wollte er von seiner Führerin Abschied nehmen und bot ihr seinen Dank, aber nicht blos den hohlen Dank schöner Worte. Er sann vielmehr, ihr etwas recht Liebes und Gutes zu erweisen, und also sagte er, sie möge sich einen Lohn erbitten und nicht blöde sein, was sie so recht von Herzen wünsche, das werde er ihr geben, sofern es in seiner Macht stehe.

Beatrix besann sich nicht lange und war auch nicht blöde. Sie rief: „So gebet mir Geld, viel Geld, gebet mir einen

rechten Schatz von Gold und Edelsteinen! Ich bin nun achtzehn Jahre arm gewesen und möchte ums Leben gern auch einmal reich sein."

Gerbot war etwas betroffen von diesem so höchst natürlichen Wunsche; er hatte hinter dem schönen Gesicht einen edleren Sinn und von den feinen Lippen eine feinere Bitte erwartet. Aber freilich, das Mädchen war ja eine Sängerin, die ums Geld sang, die Geld für Ehre nahm, die Jeglichem für Geld den Narren machte, für Geld feil wohl gar mit Leib und Seele. Und er schämte sich, daß er sich vorher von der Dirne so schmeichelhaft habe anlügen lassen, als ob sie ihn blos darum gerettet habe, weil er das gute Herrle sei, Güte rein mit Güte vergeltend. „Nein!" dachte er bei sich, „sie hat schlau berechnet, daß ich ihr mehr zahlen werde, weil sie mich gewarnt, als ihre Genossen, wenn sie mich verrathen hätte."

Doch sprach er laut nach kurzem Besinnen: „Geld und Schätze, um dich reich zu machen, kann ich dir nicht hier aus der Faust geben; ich trage meine Schatzkammer nicht in der Jagdtasche. Allein gehe mit mir auf mein Schloß, so soll dein Wunsch erfüllt werden."

Gerbot dachte aber so gerne gut von allen Menschen, daß er meinte, das Mädchen müsse bei näherem Erwägen sich doch eines anderen besinnen und besseres fordern, als Geld und Schätze; er wußte aber selbst nicht recht zu sagen, was sie denn eigentlich fordern solle.

IV.

So kamen sie aufs Schloß. Gerbot rief sogleich seine Mannen unter die Waffen und rüstete eifrig die ganze Nacht hindurch. Beatrix dagegen schlief in einer Scheuer den gesunden Schlaf der Jugend bis in den hellen Tag hinein, als ob das Abenteuer, welches sie hierher geführt und der Zaubersegen der erbetenen Schätze, dem sie entgegen sah,

ihren Gleichmuth nicht einmal im Traum zu erschüttern vermöge.

Als sie endlich durch den Waffenlärm der ausrückenden Mannschaft erweckt wurde, schlüpfte sie neugierig in die offenen Gemächer des Schlosses und bestaunte wie ein Kind alle die Pracht und Herrlichkeit. Ganz besonders gefielen ihr die Teppiche und Sammetkissen und der Kronleuchter des hohen Saales, und auch die silbernen und goldenen Pokale und Schaugefäße, welche auf der Tresure standen, däuchten ihr nicht übel, nur zum Mitnehmen etwas zu schwer, sonst hätte sie sich dieselben gleich schenken lassen. Einen gar seltenen Gegensatz zu dem gediegenen Glanze ringsum bildete aber der Aufzug der Sängerin selber, ein prahlerischer Putz und Flitter, zerfetzt und geflickt, Prunk und Elend durcheinander, und auch ihre Haltung zeigte das gleiche Gemisch von Prinzessin und Bettlerin. Die Diener gingen ihr scheu aus dem Wege, weil sie die rechtlose Dirne an ihren Abzeichen erkannten, gleichwie man den Juden an seinem gelben Ringe erkennt; Beatrix aber schaute ihrerseits so stolz über die Diener hinaus, als ob diese vielmehr ihres Blickes nicht werth seien.

Sie mußte aber dennoch ihre Freude über alle die schönen Sachen aussprechen und redete darum zu dem kleinen Hündchen: „Sieh da, mein Freund! diesen grünen Zindal: in solches Gewand wirst du mich bald gekleidet sehen! Oder diesen Mantel von schwerem Pfellel mit Hermelin verbrämt: solchen Stoff breite ich dir künftig Nachts zum Kissen aus, daß du darauf schläfst, statt auf Heu und Stroh! Aus einer silbernen Schale, wie diese hier, sollst du mit mir trinken: — zuerst gieße ich sie voll Wein für mich und dann voll Milch für dich.“

Das Hündchen aber blickte sie für die guten Worte gar vergnüglich an, sprang spielend an ihr auf und wedelte mit dem Fahnenschweife. Und so entbehrte sie doch nicht ganz der Herzensansprache eines Freundes in ihrem Glücke.

Da trat Graf Gerbot herzu, gerüstet und bereit in den Bügel zu steigen. Er wollte aber vorher des Versprechens gegen seine Retterin quitt werden, und also fragte er sie noch einmal wie gestern Abend, was sie zum Dank begehre? Und Beatrix erwiderte wie gestern: „Gebet mir Gold und Kleinodien, so viel, daß ich reich werde!“

Gerbot aber fragte weiter, warum sie denn so plötzlich reich werden wolle? „Um frei und fromm zu werden,“ entgegnete das Mädchen. Nun hielt ihr Gerbot vor, daß uns plötzlicher Reichthum ganz im Gegentheil knechte und verderbe, und bot ihr an, als Dienerin in seinem Hause zu bleiben; es solle ihr an nichts fehlen. Und indem sie ein seßhaftes Leben führe, werde dann der Makel der Rechtlosigkeit von ihr genommen, und indem sie häuslich arbeite und sich zu allem Guten heranbilde, könne sie nach der Hand noch eines braven Mannes Frau werden.

Beatrix aber wollte nichts wissen von alledem. „Meine Mutter sagte oft, wenn man ihr diesen und jenen Fehltritt vorhielt: wäre ich reich, ich wollte leicht fromm sein! Und das ist gewißlich wahr; denn Ihr könnt Euch gar nicht denken, Herr Graf, zu wie viel Schlechtigkeit die Armuth verlockt. Möglich, daß ich auf Eurem Wege fromm und frei würde, aber auf dem meinigen geht's jedenfalls lustiger und geschwinder. Und also bitte ich blos um recht viel Gold und Edelsteine und will Euch dann weiter gar nicht mehr belästigen.“

Da nun Gerbot sah, daß der Sinn des Mädchens nicht zu wenden sei und er am Ende in den Verdacht kommen könne, als biete er ihr seine guten Lehren nur darum so eifrig an, daß er sein gutes Geld spare, so ließ er ein Kästchen mit den reichsten Kleinodien bringen und gab ihr das und auch noch etliche Hände voll gemünzten Goldes dazu.

Beatrix dankte freundlich, hielt dann aber auch ihre Ledertasche hin und bat recht unbefangen, der Graf möge ihr doch auch diese noch füllen. Gerbot, starr über solche Unersättlich-

keit, hatte ein strafendes Wort auf der Zunge, und hielt wieder ein, denn eines Herrn Dank soll nicht karg scheinen; — da fuhr Beatrix fort: „Gib mir nicht Gold in diese Tasche, sondern schlechte Heller.“

Der Graf begehrte den Grund der seltsamen Bitte.

„Ich muß klein anfangen,“ erwiderte die Sängerin, „ich muß mir mit den Hellern erst das Recht erkaufen, die Goldstücke ausgeben zu dürfen. Biete ich den Leuten gleich Gold und Juwelen, so hält man's für gestohlenes Gut. Mit den Hellern aber will ich mich schrittweise verwandeln, daß ganz Elsaß und Lothringen zuletzt glauben soll, ich sei in eine goldene Wiege gelegt worden, gleich da ich auf die Welt kam.“

Da erkannte der Graf, wie klug das thörichte Mädchen sei, ließ ihr die Tasche mit Hellern füllen und bedauerte nur, daß so wenig adeliger Sinn und edles Gemüth bei so feinem Verstande wohne.

Beatrix aber verbarg das Kästchen in ihren Mantel und wanderte sofort von dem Schlosse nordwärts ins Weite, der Graf aber zog nach Süden dem Feinde entgegen.

V.

Erst als Beatrix mit ihrem Hündchen so querfeldein lief, erwog sie genauer, was sie nun beginnen solle. Zurückkehren zu ihren alten Genossen durfte sie nicht: die würden ihr den Schatz wohl bald verschleudert und verpraßt oder gar gleich vorweg mit Gewalt abgenommen haben, und sie wäre ihre Lebtage keine vornehme und hochgeehrte Dame geworden, und dieses eben dünkte ihr doch erst das Salz in der Schüssel des Reichthums.

Niemand durfte mehr wissen, was sie bisher gewesen, ja sie selbst mußte sich einbilden, daß sie das Leben der fahrenden Sängerin nur geträumt habe. Das ist leicht gesagt und schwer gethan. Reich und vornehm sein will gelernt werden,

gerade so gut wie arm und gering sein. Allein Beatrix hatte schon so oft vor vornehmen Leuten geschauspielert, daß sie sich's wohl auch unter vornehmen Leuten getraute.

Sie hatte aber gehört, daß Straßburg die reichste und schönste Stadt im ganzen Elsaß sei, wo man für Geld und gute Worte Alles haben könne, was das Herz begehrt, und darum eigentlich Silberstadt heiße, und schon dieser bloße Name klang ihr gar verlockend. Also beschloß sie dorthin zu gehen, und wenn sie in der Silberstadt Rang und Reichthum ausgelernt und ausgekostet, dann gedachte sie noch weiter rheinab zu wandern nach Mainz, welches man gar das goldene hieß, und wo sich's folglich wohl noch viel stolzer und üppiger leben mußte.

Nun ist es zwar von Gerbots Schloß nicht gar weit nach Straßburg — höchstens zwölf Gehstunden; — allein einmal kannte Beatrix die kürzesten Streckwege nicht, denn sie war eine Ueberrheinerin und erst vor Kurzem in dieses Land gekommen; dann aber ging sie auch geflissentlich ein wenig um, damit sie die Tasche voll Heller vorerst los werde.

In Colmar kaufte sie zum guten Anfang ein paar neue Schuhe und brauchte die alten nicht wegzuwerfen; denn sie war bis dahin barfuß gegangen. Hierauf zog sie nach Schlettstadt und vertauschte dort ihren bunten Narrenrock mit einem sittsamen dunkeln Kleide, zu welchem sie auch nachträglich in Breisach ein Hemd und in Markolsheim ein paar Strümpfe fügte. Doch war es ihr dortherum nicht recht geheuer; denn ganz nahe links in den Bergen lag die Burg Rappoltstein und die Herren dieser Burg hießen die „Geiger-Könige,“ weil sie das Schutzrecht hatten über alles fahrende Sängervolk. Um dieser unangenehmen Erinnerung aus dem Wege zu gehen, fuhr Beatrix darum rechts über den Rhein, dingte sich in Freiburg eine Dienerin (hier waren die Heller ausgegeben und sie mußte bereits zum ersten Goldstücke greifen), kaufte in Lahr ein silbernes Halsband für den Hund und in Offenburg zwei leichte Pferde, miethete einen Stallknecht dazu und

ward solchergestalt in jeder Stadt ein Stückchen vornehmer. Als sie endlich mit ihren Dienern in Straßburg einritt, ahnte kein Mensch, wie sich aus der fahrenden Sängerin so ganz allmählig und stationsweise das zierliche Fräulein herausgeschält habe.

Sie hatte aber unterwegs schon eingesehen, welch besondere Schwierigkeit es für ein einzelnes Mädchen habe, sich ganz frei und fessellos zugleich als vornehm zu behaupten. Nach der Sitte der Zeit konnte ein Fräulein nicht allein leben, für sich allein ein Haus machen. Dann hätte sie wohl die vornehme Dirne spielen mögen, nicht aber die vornehme Dame. Und auf letztere zielte doch der Ehrgeiz der Beatrix.

Sie erdichtete sich darum schon auf der staubigen Landstraße zwischen Colmar und Schlettstadt eine höchst rührende Lebensgeschichte, durch welche sie ihre verlassene abenteuerliche Ankunft in Straßburg erklären, ja so beweglich begründen wollte, daß sie wohl bald die ehrsamsten Schützer und Freunde fände. Es war nämlich unlängst der berühmte schwäbische Ritter Ulrich von Steben im Kampfe mit den Städtern erschlagen und seine Burg verbrannt worden. Bei diesem Brande aber war seine einzige Tochter spurlos verschwunden, und die Meisten glaubten, sie sei mit der Burg zu Grunde gegangen, nur Wenige, sie könne doch auch entflohen sein. Beatrix benützte die letztere Lesart und beschloß, als nicht verbrannte Beatrix von Steben, welche von allen Schätzen ihres Vaters nur das Kästchen mit den Kleinodien gerettet, in Straßburg Zuflucht zu suchen. In schwäbischen Dingen wußte sie für ihren Zweck hinlänglich Bescheid, und Friedrich Barbarossa selber hatte bei Lebzeiten nicht kräftiger geschwäbelt, als Beatrix zu schwäbeln verstand.

Kaum hatte sie daher im nächsten Busche hinter Schlettstadt das sittsame schwarze Kleid angelegt und ihre Sängerlumpen in die Ill versenkt, so glaubten ihr die Leute das Mährchen ihrer Herkunft so geschwind, daß sie selbst darüber erschrak.

Sie sprach zu ihrem einzigen Vertrauten, zu dem Hündchen: „Ich habe als Sängerin schon so viel gedichtet und gelogen, daß ich dessen jetzt wohl hoffte überhoben zu werden; allein ich sehe, daß auch reiche Leute lügen müssen, und daß es doch nicht so leicht ist, fromm zu sein, wenn man nur reich ist.“

VI.

Zur selben Zeit wohnte die verwittwete Herzogin von Lothringen in Straßburg, die hörte von dem armen schwäbischen Fräulein, welches seinen Vater so grausam verloren und aus der brennenden Burg so wunderbar entronnen sei und nun ganz verlassen hier leben müsse, und ließ Beatrix zu sich kommen und empfing sie gar huldreich.

Da aber Beatrix fürchtete, sie möge etwas Verkehrtes sagen und sich verrathen, so war sie sehr schüchtern und zurückhaltend, ganz gegen ihre sonstige Art, und als die Rede auf ihren erschlagenen Vater kam, schluchzte sie und hielt die Hände vors Gesicht und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Denn weil sie nichts Rechtes wußte von dem Manne, so dachte sie: durch Schweigen verredet sich Niemand.

Dieses tiefbetrübte Wesen rührte die Herzogin so sehr, daß sie der armen Waise anbot, in ihrem Hause zu wohnen, ganz wie ein Kind des Hauses. Beatrix ging halb vergnügt, halb erschrocken darauf ein: vergnügt — denn als Gast einer Herzogin war sie nun doch gewiß ein vornehmes Fräulein, und erschrocken — denn in dem vornehmen Hause war der Boden gar glatt und ihre Füße konnten leicht ausgleiten.

Nachdem ihr aber Schweigen und Zuwarten so sicher hinweggeholfen über die verfänglichste Stunde, erkannte sie, daß im Schweigen und Zuwarten überhaupt der Schlüssel zum unvermerkten Erlernen höfischer Sitte gegeben sei. Darum beobachtete sie fort und fort, wie es die Andern machten, wartete, bis sie gerufen wurde, und trat dann fest an den

angewiesenen Platz, schwieg, bis man sie fragte, und antwortete darauf rasch und kurz. Denn vornehme Leute können den verwickelten Satzbau nicht vertragen. Sonst war Beatrix vorlaut gewesen und redselig; jetzt war sie zurückhaltend und wortkarg, und lernte also klugen Sinnes aus Hoffart bescheiden zu sein.

Im Grunde hatte sie ein gutes Herz, nur ließ sie sich widerstandslos vom Teufel der Eitelkeit und Genußsucht reiten. Allein für die größere Eitelkeit: als ein geborenes Fräulein zu bestehen, opferte sie willensstark alle kleineren Eitelkeiten. Sie ging Tag für Tag in jenem schwarzen Kleide, welches sie sich zu Schlettstadt gekauft, und hätte doch viel lieber in Roth und Blau und Gold geschillert wie ein Paradiesvogel. Allein sie bemerkte, daß vielmehr diejenigen Leute sich putzen, welche vornehm sein wollen, als jene, welche vornehm sind. Also blieb sie mit schwerem Herzen dem schwarzen Kleide treu.

Bei der herzoglichen Tafel gelüstete sie's oft grausam, nach früherer Gewohnheit, gleich eine halbe Pastete auf einmal zu essen oder einen ganzen Becher Weins in einem Zuge zu leeren. Sie sah aber, daß die andern Fräulein nur so am Becher nippten und an den Speisen pickten wie die Vögelein, und daß es vornehm frauenhaft sei, gleichsam von der Luft zu leben. Also machte sie's nach, aß und trank noch weniger als die Uebrigen und hungerte, damit sie recht gründlich lernte reich und vornehm zu sein. Ihr einziger Kummer war nur, daß sie trotzdem nicht blaß und mager wurde nach adeliger Frauen Art, sondern gegentheils immer voller und rothbackiger bei der mäßigen Kost. Denn obgleich sie vornehm aß, so verdaute sie doch immer volksmäßig; man legt eben innerlich seinen Geburtsstand niemals so geschwind ab, als man's auswendig vermag.

Vordem hätte es ihr wohl das größte Vergnügen gemacht, allein und frei wie ein Bursche durch die Straßen der Stadt zu schweifen. Allein was die Sängerin gedurft, das ziemte ja dem Fräulein nicht. Also ging sie nur selten,

von der Dienerin gefolgt und tief verschleiert, durch die Stadt, langsamen Schrittes, und wagte ganz nonnenhaft kaum die Augen aufzuschlagen. Ja sie nahm nicht einmal ihr Hündchen mit; denn hätte dasselbe etwa eine altbefreundete Gauklerbande gesehen, so wäre es den Leuten wohl gar verrätherisch nachgesprungen. Kam dann Beatrix wieder heim, so tröstete sie das Thier, daß es hatte zu Hause bleiben müssen, und sprach zu ihm: „Du leidest mit mir unter der Last von Rang und Reichthum. Meine Mutter hatte Recht: es ist leicht, fromm zu sein, wenn man reich ist. Aber sie hat nicht gewußt, wie schwer es ist, reich zu sein, eingeschnürt in den Zwang der feinen Sitte. Ich hätte auch meiner Lebtage nicht gedacht, daß der Hof dem Kloster so nahe verwandt sei, und wer der Welt entsagen will, der kann es nach Auswahl entweder als Prinzessin probiren oder als Bettelnonne. Die Eine kasteit sich und rührt keinen Finger nach eigenem Willen aus der Eitelkeit der Hoffart, die Andere aus der Eitelkeit der Demuth."

Indem sich Beatrix so geheimnißvoll in sich selbst verschloß, damit das größere Geheimniß ihres früheren allzu öffentlichen Wandels nicht an Tag komme, reizte sie jedoch doppelt die Theilnahme und Neugier der ganzen Stadt, und die Sage dichtete zu dem Gedicht der Sängerin noch viel Schönes und Seltsames hinzu über das räthselhafte unglückliche Fräulein aus Schwaben.

Mancher vornehme Jüngling trachtete vergebens, sie zu sehen, mit ihr zu reden oder eine ritterliche That vor ihren Augen zu vollbringen. Doch Keiner von Allen hatte begieriger jedem Gespräch über das schwäbische Mädchen gelauscht, als der Eingangs erwähnte junge Hugo, Gerbots Sohn, der vermeintliche Neffe des Handschuhmachers in der Münstergasse. Und als er nun gar, vom Glück begünstigt, Beatrix ein paarmal flüchtig gesehen hatte, ja ihr, da sie auf scheuem Pferde durch die Straßen ritt, mit helfender Hand beigesprungen war, wurde seine Theilnahme für das geheimniß-

volle Fräulein so brennend heiß, daß er an gar nichts Anderes mehr denken konnte, als an sie.

Und obgleich er oft genug sich selber schalt, da er, gewöhnlicher Bürgersleute-Kind, ja niemals die Liebe der adeligen Freundin der lothringischen Herzogswittwe gewinnen könne, so vergaß er doch in der nächsten Minute alle Unmöglichkeiten, ward in seinem kühnen Muthe doppelt begeistert, das Vermessenste zu wagen, und sann nur, wie er es anfange, einmal mit Beatrix unter vier Augen zu reden.

Dazu bot ihm ein glücklicher Zufall rasch die Gelegenheit.

VII.

Es war nämlich der Kaiser Sigismund nach Straßburg gekommen auf seiner Heimfahrt aus Italien und von den Bürgern der Stadt aufs herrlichste empfangen worden. Ein Festtag folgte dem andern, und zuletzt lud eine Gesandtschaft der vornehmsten Frauen den Kaiser, als den Frauen besonders hold, zur glänzendsten Feier, welche sie ihm nächsten Tages auf der Stube zum Hohensteg geben wollten.

Der Kaiser sagte zu, behauptete aber lächelnd, den Weg nicht zu wissen, also müßten ihn die Frauen wohl abholen und geleiten. Nun wählte man die schönsten Edelfrauen und Fräulein, hundert an der Zahl, daß sie dem Kaiser den Weg zeigten, und Beatrix sollte auch unter diesen Führerinnen sein; ja sie wäre gewiß die allerschönste gewesen. Allein ob sie gleich eine gewaltige Lust verspürte, im Festzuge mitzugehen, so fürchtete sie doch gerade bei solchem Anlaß, wo gar viele „Künstler" in Straßburg zusammenströmten, von alten Fachgenossen erkannt zu werden, und erklärte also unter hellen Thränen, nicht mitgehen zu können. Die Thränen weinte sie blos, weil es ihr so erschrecklich leid that, daß sie sich die Freude und den Triumph versagen mußte, im weißen Festgewand, mit Rosen im wallenden Haare durch die Straßen zu ziehen; die Herzogin aber glaubte, sie weine,

weil ihr der Freudentag die Trauer um den Vater wieder doppelt lebhaft in die Seele rufe, und pries ihren edlen Sinn.

Früh morgens um sechs Uhr holten die hundert Edelfrauen den Kaiser ab; da derselbe aber noch nicht völlig angekleidet war und doch als artiger Herr die Frauen nicht wollte warten lassen, so warf er seinen Mantel über und zog barfuß durch die Straßen unter dem Vorantritt von Trommlern und Pfeifern und umringt von den Frauen, die singend in zierlich gemessenen Reigen einher tanzten. In der Korbergasse kauften sie dem Kaiser ein Paar Schuhe, hörten darauf mit ihm die Frühmesse im Münster und geleiteten ihn dann auf die Stube zum Hohensteg.

Unter dem tausendköpfig anwogenden Volke machte sich vor Allen der junge Hugo mit kräftigen Armen Platz, blickte jedoch kaum auf den Kaiser, desto mehr auf die Frauen, und forschte vergebens nach der Schönsten unter ihnen, nach Beatrix. Er fand sie nicht. Und als er schweren Herzens sich überzeugt, daß sie gewiß nicht im Zuge sei, schlich er zu dem Hause der Herzogin, um wenigstens, wie er täglich pflegte, sehnsuchtsvoll nach gewissen Fenstern zu spähen.

Dort war Alles todtenstill und verlassen, und da Hugo die Thüre des Hausgartens offen sah, schlüpfte er hinein, und er war kaum zehn Schritt gegangen, als Beatrix vor ihm stand, welche mit ihrem Hündchen hier auf- und niederging, betrübt wie ein Kind, daß sie sich nicht getraut hatte, im Festzuge zu erscheinen, dessen verwehte Jubeltöne leise vom Wind herübergetragen wurden, ihrem Ohre ein Klagegesang.

Hugo stand wie eingewurzelt; denn die kaum gehoffte Erscheinung war ihm etwas zu geschwind und zu nahe gekommen. Als ihn aber Beatrix fragte, was er suche? nahm er rasch seine fünf Sinne zusammen und antwortete: „Ich habe so eben den Kaiser sammt seinen hundert schönen Führerinnen gesehen; doch die Schönste war nicht darunter. Da

suchte ich die Einsamkeit, und nun führt mein gutes Glück mir gerade die Schönste entgegen."

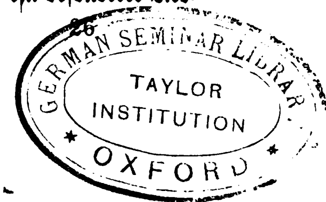
Beatrix war lange genug bei Hofe, um vor einer geschraubten Anrede nicht zu erschrecken; allein sie wußte nicht, was nun höfisch sei: dem jungen Manne gleich geschraubt zu antworten, oder ihn recht ungeschraubt aus dem Garten zu weisen. Da sie sich aber getroffen fühlte von dem edlen Gesicht und der zitternd bewegten Stimme des Jünglings, so that sie weder das Eine noch das Andere, sondern ging schlicht und freundlich auf den Ton seiner Worte ein, der wärmer war als die Worte selbst, und sprach mit ihm, sie wußte gar nicht wie, ob adelig oder bürgerlich?

Leider wurde sie durch ihre Dienerin gestört, als das Gespräch eben in guten Zug zu kommen begann, und der junge Mann verabschiedete sich mit einem Blicke, der wie auf Wiedersehen dreinschaute.

Die Dienerin (es war dieselbe, welche Beatrix in Freiburg gedungen) hatte auch bereits so viel vom vornehmen Gesindeton gelernt, daß sie ihrer Herrin recht naseweise Worte über die Begegnung mit dem hübschen Bürgerssohn zu hören gab. Beatrix aber gerieth darüber in so hellen Zorn, daß sie sich ganz als Sängerin fühlte und die Hand zu einer Ohrfeige anzog. Im selben Augenblick entsann sie sich jedoch, daß sie ja ein Fräulein sei, darum ließ sie die Hand wieder sinken und rief: „Wär' ich nicht eine vornehme Dame, ich hätte dir eine Ohrfeige gegeben!" Die Dienerin schlich davon und murmelte: „Mit der Vornehmheit muß es nicht so weit her sein: denn die vornehmsten Leute reden gar nicht davon, daß sie vornehm sind."

Darüber erschrak Beatrix sehr und beschloß, in Zukunft nicht mehr zu prahlen und noch viel sanfter und milder zu werden als bisher.

Der Kaiser hatte aber hinterdrein gehört, daß die schönste Jungfrau von ganz Straßburg bei dem Zuge gefehlt habe, weil sie zugleich die unglücklichste sei. Als ein besonderer Lieb-



haber weiblicher Schönheit ließ er darum Beatrix noch nachträglich zu sich laden, empfing sie mit höchster Huld, und da er einer jeden der Frauen, welche ihn zum Hohensteg geführt, einen schlichten Goldring zum Andenken verehrt hatte, so wollte er jene Einzige, die trauernd zu Hause geblieben, auch nicht leer ausgehen lassen und schenkte ihr einen weit prächtigeren Ring mit einem Edelstein.

„Dieser Stein," sprach er zu Beatrix, „ist ein Diamant von der wunderbarsten Eigenschaft. Er blitzt um so heller im klarsten Farbenspiel, je reiner und wahrhaftiger das Herz dessen ist, der ihn trägt; gewänne aber Lug und Trug in deiner Seele die Oberhand, so würde er immer matter werden und zuletzt wie schlechtes Glas zersplittern."

Beatrix jubelte vor heimlicher Freude über die Gnade des Kaisers und den zauberhaften Ring. Als sie aber daheim tiefer nachdachte über den Stein und über ihr eigenes Herz, erschrak sie vor dem Geschenk und verbarg den Ring ganz unten in ihrem Schmuckkästchen.

Die anderen Frauen waren anfangs neidisch, daß das fremde Mädchen den schönsten Ring gewonnen; doch als Beatrix gar nicht mit demselben prahlte, ja ihn nicht einmal am Finger trug, lobten Alle ihre Bescheidenheit.

VIII.

So ward Beatrix täglich fester in der Gunst und Achtung der besten Leute, und trotz der Hauptlüge, welche ihr insgeheim das Gewissen drückte, ward sie selbst auch immer besser, während sie doch nur so eifrig sich bezwang, um im starren Bann der Sitte als wirklich reiches und vornehmes Mädchen zu bestehen, ja sie ward auch schöner von Gesicht und wuchs gleichsam in Gang und Haltung. Denn dem Reichen ist es nicht blos leicht, fromm, sondern auch schön zu sein. Das stätige äußere Maß der Bewegung macht die

Züge und Gebärden feiner, wenn auch noch so grobe Sünden dahinter lauern sollten.

Je mehr ihr aber gehuldigt wurde, um so gemessener erschien Beatrix. Um die armseligste Gunst hatte die fahrende Sängerin jahrelang gebettelt; jetzt war es ihr süßester Stolz, so viele unerwartet gebotene Gunst zu verschmähen.

Zwei vornehme Jünglinge warben um ihre Liebe. Allein während sie vordem solch feinen, schönen Herren eher seufzend nachgeblickt als sie zurückgewiesen hätte, nahm sie jetzt ganz kühl von oben herab die Huldigungen entgegen, zeigte im spröden Versagen, welch eine wahrhaft höfische Dame sie geworden sei, und ließ zur Abwechslung einmal die Andern nach ihr seufzen.

Nur Einer rührte sie, daß sie nicht stolz thun konnte, und dies war jener arme, bürgerliche und doch so edelfeine Hugo, den sie an dem Kaisertage im Garten gesprochen. Sie erschrak und erröthete aber, so oft sie ihn wiedersah; denn sie fand in seinen Zügen immer größere Aehnlichkeit mit dem Gesichte ihres Wohlthäters, des Grafen Gerbot, und auch im Klang seiner Stimme. Diese Stimme machte sie zittern, wie das böse Gewissen, und doch zitterte sie auch wieder bei dieser Stimme, weil ihr dieselbe gar so süß ins Herz hinein sang. Wenn Hugo nur ihr Hündchen streichelte und liebkoste, meinte sie schon, das Hündchen werde ihm ihr Geheimniß verrathen. Hugo aber sah in dem Erröthen der Beatrix niemals das Erröthen der Furcht, sondern immer nur das Erröthen der Liebe.

Doch weil er sich selber und der Welt nur für ein Bürgerskind galt, so glaubte er, Beatrix halte sich trotz eines unverkennbaren Herzenszuges so scheu zurück, weil sie ja doch mit dem armen und geringen Jungen keine andere Gemeinschaft als des herablassenden Wohlwollens haben könne. Und er klagte, wie schlimm es überall dem Armen gehe, und wenn er nur vornehm und reich sei, dann wolle er schon bald glücklich sein.

Beatrix aber fühlte sich noch weit unglücklicher. Sie liebte ihn, sie begegnete ihm öfter, als sie wollte, sie ließ ihn reden, wo sie ihm Schweigen zuwinkte, sie vergaß mitunter alle Vorsicht ihrer höfischen Rolle. Sie liebte ihn und durfte ihn doch nicht lieben. Sowie sie Ernst machte, aus dem bisher blos angedeuteten Spiele der Neigung, konnte sie auch ihre wahre Herkunft nicht länger verborgen halten. Sie hätte Hugo ja wohl ebenso glücklich noch eine Weile täuschen mögen, wie sie alle Welt bisher getäuscht hatte, und doch meinte sie, ihn allein könne und dürfe sie nicht betrügen, wenn sie auch alle die Andern betrog. Daran mochte man wohl erkennen, daß sie ihn wahrhaft liebte und mit allem Ernst einer ersten Liebe. Denn wem man sich nur zeigen kann ganz, wie man ist, wem man sich nur durchaus wahr zeigen kann, den liebt man auch wahrhaft. Sie hatte ihn so gern, daß sie's dem ehrlichen Bürgerssohn nicht hinterrücks anthun wollte, ein unehrliches Mädchen zu heirathen.

Jetzt erkannte sie hell, was sie schon gar manchmal dunkel empfunden, daß es dem Reichen zwar viel leichter ist, äußerlich gerecht zu wandeln, als dem Armen, und das nennt die Welt fromm sein, daß aber auch das inwendige Elend des Reichen unendlich viel schmerzhafter einschneidet als das Elend des Armen. Sie besaß allen äußern Glanz des Glückes, wie sie ihn nur jemals geträumt, und war unvermerkt reiner und besser geworden, wovon sie früher nicht geträumt hatte, aber in dem Lichtschimmer des Reichthums war ihr Gewissen erwacht, sie fühlte, daß sie fromm geworden sei auf Grund einer Lüge, daß ihrem glatten Rechtthun die letzte Wahrheit fehle, und daß darum doch ihrem Glück das Höchste ewig versagt sei: die Liebe. So hungerte sie sich satt bei Leckerbissen — und nicht blos an der herzoglichen Tafel, — während sie früher sich satt gegessen bei Schwarzbrod.

Hugo, des edlen Grafen Sohn, dachte, er sei von Stande zu gering, als daß er auf Gegenliebe hoffe, Beatrix, die

fahrende Sängerin, sie sei im Herzen zu gering, als daß sie Gegenliebe bieten dürfe.

Aber die Liebe verschlingt doch zuletzt alles Nachdenken, und die Gluth der Leidenschaft verzehrt auf Stunden und Tage selbst den Brand eines bösen Gewissens, wie ein Feuer das andere frißt; — in andern Stunden facht sie jenen Brand dann um so heller wieder an.

Die Gluth der Liebe war aber mächtiger noch bei Beatrix als bei Hugo. Arm und rechtlos hatte die fahrende Sängerin früher jedem Gelüsten den Zügel schießen lassen und sich eben darum wenig gegrämt, wenn so mancher Wunsch unbefriedigt blieb; jetzt besaß das gefeierte Fräulein scheinbar Alles, was die Sängerin je begehrt, und mußte doch immer sich selbst bewachen und zurückhalten, ihre Wünsche rastlos beschneiden und unterdrücken. Da ward sie von dem einzigen unerfüllten Hauptwunsche, von der ersten wahren Leidenschaft um so widerstandsloser überwältigt.

Endlich trug sie's nicht länger; sie mußte diese Qual zerreißen. „Wenn ich wieder arm wäre? Arm und rechtlos dazu? — Aber würde ich dann glücklicher sein? — Ich würde wenigstens allen Menschen mein wahres Gesicht zeigen können, und das ist auch eine Art von Glück. Uebrigens brauchen nicht Alle dieses wahre Gesicht zu sehen: — aber Einer soll es sehen!" — — —

Sie hielt ein in dem Selbstgespräche: die klaren Gedanken vergingen ihr. Nur ein Gedanke tauchte immer wieder auf: sie wollte Hugo sagen, wer sie eigentlich sei. Was dann weiter komme? Sie wußte es nicht. Sollte sie entfliehen, sich verstecken? Es war ihr Alles gleich. Aber Hugo wollte sie ihre Liebe bekennen mit der vollen Wahrheit im Munde; mit dem wahren Gesichte wollte sie ihm ihre Liebe zeigen und die Kraft dieser Liebe besiegeln durch dieses wahre Gesicht. Freilich konnte er dann diese Liebe kaum mehr brauchen. Allein die wahre Liebe fragt nicht darnach, ob man sie hinterdrein auch brauchen kann. Sie muß sich offenbaren und dar=

bringen, und sollte dieses Darbringen auch Geburt und Tod der Liebe in Einer Stunde sein.

IX.

Beatrix schlief ein mit diesem Entschlusse und erwachte mit ihm. Doch kam es ihr vor, als sei es im hellen Morgensonnenscheine schwerer, sich auf der Höhe ihres Vorsatzes zu behaupten, als gestern bei Mondlicht. Sie ging in den Garten und suchte den Platz, wo sie zum erstenmale mit Hugo gesprochen. Es war ganz still, nur die Bienen summten und die Vögel sangen, Beatrix aber glaubte jene vom Winde verwehten lustigen Töne des Festzuges, nur viel leiser, wieder zu hören, die damals wie ein Klagelied an ihr Ohr geschlagen hatten.

Sie bückte sich hinab zu dem Hündchen, streichelte es und sagte ihm, dem einzigen Vertrauten, ihr Leid, wie sie schon so oft gethan. Das Thier aber sprang plötzlich auf und bellte, ganz wie in jener Sturmnacht unter den Felsen. Da sah Beatrix das Bild ihres wachen Traumes, Hugo, der durch den Garten ihr entgegen schritt, aber nicht scheu und betroffen, wie an jenem Festtage, sondern fest, ja ungestüm. Auch Gruß und Anrede war ganz anders wie sonst, freier und muthiger, doch mitten im Wort brach ihm die Stimme; aber rasch faßte er sich wieder und erklärte offen seine Liebe, die er bis dahin nur schüchtern, nur so von fernher, nur dem wiederliebenden Auge bemerkbar, anzudeuten gewagt.

Beatrix schwieg versteinert, ihr Blick irrte umher, ihre Lippen bewegten sich lautlos, als suchten sie eine Antwort und könnten sie nicht finden.

Da erzählte ihr Hugo — und die Worte flogen nur so — wie im Sturme — daß er hinweg müsse von Straßburg, heute noch, aber er sei heute ein Anderer als er gestern gewesen. „Gestern Abend," rief er, „kam ein Eilbote des Grafen Gerbot, des guten Herrle's, der am Tode liegt, und

ich bin Gerbots einziger Sohn, nach meines Vaters räthselhaftem Willen hier erzogen als ein armes Bürgerskind. Jener fremde Kaufmann, der uns so oft besuchte, war mein Vater; ach, er kam niemals mit leeren Händen und immer mit so freundlichem Herzen! An seiner eigenen Hand sollte ich demnächst zum Schlosse zurückkehren, da warf ihn eine tödtliche Krankheit nieder, und nun kann er nur noch auf dem Sterbebette bekennen, daß ich sein Sohn sei. Wohl schmerzt es mich, daß ich den Vater nur finde, um ihn zu verlieren, und doch habe ich noch Raum für eine Freude neben meinem Schmerz, — ob es gleich eine Sünde sein mag: — denn nun darf ich als gleich und ebenbürtig um Eure Hand werben und will Euer Ja mit auf den Weg nehmen, damit ich noch den Segen des Vaters für uns Beide gewinne."

Beatrix blieb stumm wie zuvor; — vergebens flehte Hugo um ein lösendes Wort, vergebens faßte er ihre Hand und schaute ihr verzweiflungsvoll ins Auge, als könne er dort das Wort geschrieben lesen. Endlich brach sie in Thränen aus und rief: „Ich kann und darf nicht Ja sagen; gehet und vergeßt mich für immer!"

Hugo bestürmte sie um Grund und Ursache, aber Beatrix verharrte wieder in starrem Schweigen. Er wehklagte: „Als ich arm war und gering, da durfte ich wenigstens hoffen; jetzt, wo ich reich bin und edlen Blutes gleich dir, nimmst du mir Aermsten auch die Hoffnung!"

Da sprach Beatrix: „Endlich muß ich doch heraus! Ich bin nicht edlen Blutes, ich bin ein unehrliches Spielmannskind. In wüster Jugend aufgewachsen war ich arm und sündigte; ohne mein Verdienst gewann ich Reichthum und wurde fromm, weil ich reich war, und doch nicht fromm genug." Sie erzählte ihm dann ihre Geschichte, und wie sie sich so fein verstellt und im Zwang strenger Sitten besser geworden sei, und wie Niemand um ihr Geheimniß gewußt habe als Gott und das verschwiegene Hündlein. Allein die Wahrheit komme zuletzt doch an den Tag.

Im Sturme der Leidenschaft wollte aber Hugo trotzdem nicht lassen von seiner Liebe, obgleich ihm die Worte der Beatrix wie Dolchstiche ins Herz gingen. Allein gerade in diesem Kampf der Hoffnung und Verzweiflung steigerte sich ihm noch der Reiz des seltsamen Mädchens. Wie ein verzaubertes Frauenbild aus einem Mährchen stand sie vor ihm, und ihm selber war es seit gestern, als wandle er in einem Mährchen. Viel Wunderbares war ja geschehen; er war über Nacht aus einem armen Bürgerskind ein reicher Grafensohn geworden, demnächst wohl gar ein mächtiger Graf und Herr, — das Unmöglichste war wirklich geworden; warum sollte es ihm nun unmöglich sein, dieses unehrliche Mädchen, welches sich selbst ehrlich gemacht, zu lieben und in Ehren zu gewinnen?

Die Stunde drängte. Er überredete, bat, beschwor. Doch Beatrix brachte immer nur die Worte hervor: „Du begehrst Unmögliches! Ich kann dich nur elend machen! Wir dürfen uns niemals wiedersehen!“

Freilich war jedes dieser Worte von dem wärmsten Hauche leidvoller Liebe durchweht.

Das gab Hugo endlich den Muth, in geheimer Hoffnung zu scheiden; er verhieß rascheste Rückkehr. Aber Beatrix betheuerte, er werde sie nicht wiederfinden.

X.

Noch am nämlichen Abende trat Hugo vor das Bett des todtkranken Vaters. Es war ein erschütterndes Wiedersehen.

Graf Gerbort hatte noch lange zu leben gehofft und sah jetzt mit Schrecken, daß er keine Zeit mehr habe, zum zweiten Theil seines Erziehungsplanes, nämlich den Sohn, der im fremden Hause so langsam die Schule der Armen durchgemacht, nun auch im eigenen Hause in die Schule der Reichen und Mächtigen einzuführen.

Er wollte ihm so Vieles und Wichtiges noch sagen von

der Herrschaft, die er nun verfrüht in seine unerfahrenen Hände legte. Aber Hugo hörte kaum, was der Vater sprach. Endlich konnte er sich nicht länger halten und erzählte die Geschichte seiner Liebe und den mährchenhaften Lebensgang des wunderbaren Mädchens.

Der Alte hört mit wachsendem Staunen, und als er erfährt, daß es jene goldgierige Sängerin gewesen, die ihn einst gerettet und nun den Sohn bestricke, ruft er: „Dieses Mädchen habe ich schon damals als die klügste Hexe erkannt und nicht begriffen, wie sich so viel Verstand mit so wenig edlem Gemüthe verbinden möge.“

Der Sohn aber entgegnete: „Nein! Alle Klugheit wurde bei ihr ja zuletzt vom edlen Gemüthe aufgesogen!“ Und erzählte dann, wie sie durch den Reichthum zu immer tugendhafterem Wandel geführt und so gut geworden sei, daß sie um der Liebe willen ihre erste und letzte und klügste Lüge, und mit dieser Lüge Liebe und Glück selbst geopfert habe.

Als der Alte dies vernahm, brach er zusammen, verhüllte sein Gesicht und rief: „Jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen und ich erkenne den ungeheuren Fehltritt, welchen ich gemacht! Diese Dirne hat gelernt reich zu sein und dadurch den Fluch des Reichthums überwunden, ohne daß sie's wollte und merkte; — ich Thor ließ dich lernen, arm und gering sein, damit du Reichthum und vornehme Hoffart verachten mögest. Aber der Arme und Niedrige verachtet ja Rang und Reichthum nicht, sondern er ersehnt und erträumt ihn. Im Zwang des vornehmen Standes hättest du deine Schule machen müssen, wie diese Sängerin! Jetzt wirst du wie im Traume der reichste Graf im Elsaß, jetzt kannst du fessellos und doch vornehm leben, Alles kommt deinen Wünschen entgegen, Macht und Schätze sind dir jetzt ein freies köstliches Geschenk, und du kannst zu Grunde gehen, bevor du die furchtbare Last dieses Geschenkes erkannt hast.“

Schnell entschlossen fiel Hugo ins Wort: „Habe ich nicht gelernt, reich zu sein, so gebet mir Beatrix zur Frau, die

es so unübertrefflich gelernt hat, daß sie mich hinwieder die schwere Kunst lehre!“

Der Vater aber sprach: „Das gehet nun und nimmermehr. Dein Volk und deine Vasallen würden sich wider dich empören, wenn du ihnen eine unehrliche Dirne zur Herrin geben wolltest, dein ganzes Haus würde durch dich in Schmach versinken. O Thor, der ich war, da ich der Weiseste sein wollte! Und doch werde ich deinen Willen nicht beugen können, du wirst — —.“ Der Sterbende wollte sichtbar noch Vieles sagen, aber die Stimme erstarb und nach wenigen Augenblicken hauchte der gute Herr seinen letzten Athem aus.

Verwirrt, rathlos, von Widersprüchen zerrissen und unsäglich traurig begrub Hugo den Vater und ergriff die Zügel der Herrschaft. Zugleich schickte er einen Boten mit Briefen an Beatrix. Wer weiß, was darin gestanden hat? Allein Beatrix war nicht mehr zu finden. Am selben Tage, wo Hugo abgereist, war sie ganz heimlich aus dem Hause der Herzogin entwichen, nur von ihrem Hündchen begleitet. Niemand hat sie wiedergesehen.

Graf Hugo lebte in der neuen Welt wie ein Träumender. Die neue Hoheit hatte keinen Zauber für ihn, der Glanz des Reichthums schien ihm matt und kalt wie die Wintersonne; er sehnte sich zurück nach den warmen Frühlingstagen, wo er arm gewesen. Da raffte er sich plötzlich auf und suchte den Trost, wo er einzig zu finden war: in der Arbeit, im treuen Sorgen und Mühen für sein Land, im ritterlichen Kämpfen und Ringen.

Den redlichen alten Freunden und Räthen seines Vaters fiel ein schwerer Stein vom Herzen. Denn als der junge Graf so plötzlich zur Herrschaft kam, wie im Mährchen, gestern ein armer Knabe, heute der mächtigste und reichste Mann, da bangte ihnen, wie er wohl diesen jähen Uebergang vom Dunkel ins grellste Sonnenlicht ertragen werde. Nun aber sahen sie, daß Hugo stumpfer war für die Lockungen der Herrschsucht, der Hoffart und der Sinnenlust als gar mancher

Kaiser und König, der in der Kinderstube schon mit der Krone gespielt, und priesen die Weisheit des alten Gerbot, welcher allein richtig gerechnet und den Sohn in niederem Stande habe aufwachsen lassen, damit er gleichgültig werde gegen Fürstenherrlichkeit.

Allein so war es ganz und gar nicht. Was Beatrix in Straßburg so tief empfunden, das empfand jetzt auch Hugo: den Zwang und Druck von Reichthum und Würde, welcher den heißesten Wunsch seines Lebens unerfüllbar machte. Obgleich er nun Beatrix mit leiblichen Augen niemals wiedersah, so erblickte er sie doch täglich im Geiste. Und dieses Bild hielt ihm stets jene drückendste Schranke vor Augen, welche seinem Willen gerade durch Rang und Reichthum gesetzt war, und lehrte ihn die tausend anderen Genüsse verachten, die sich schrankenlos ihm darboten.

Gar manchmal sprach er darum zu sich selbst: „Meinen Vater hat Beatrix aus dem Verderben geführt, welches ihm die Bosheit seiner Feinde bereitete, mich aber führte sie aus dem Verderben, welches mir nahezu die Liebe meines Vaters bereitet hätte. Und sie war doch nur ein unehrliches Spielmannskind!“

Das Theaterkind.

Eine Memoiren-Novelle aus der Gegenwart.

(1867.)

Warnung.

Für neugierige Kinder ist diese Novelle nicht erzählt.

Ich meine für Kinder, welche gar zu gerne wissen möchten, wer denn die handelnden Personen eigentlich gewesen sind, wer hinter der Maske steckt, wer dem Erzähler Modell gesessen.

Solchen Lesern läßt sich keine Memoiren-Dichtung aus der Gegenwart frisch und frei vortragen, und so neugierige Leute sollten eigentlich verurtheilt sein, nur Novellen lesen zu dürfen, die in der Zeit der Völkerwanderung oder des Lykurg und Solon spielen.

Darum hüte man sich, nach jenem „Ich" zu forschen, welches hier erzählt und fort und fort Ich und Nicht-Ich zugleich ist, trotz Fichte; oder in Hinrichs Katalog nachzuschlagen, wie denn jener junge Nationalökonom geheißen, der 1850 sein musterhaftes Buch „über den Credit" in einer soliden Buchhandlung erscheinen ließ; vor allem aber, wer denn jene schöne Sylvia Rutland eigentlich gewesen, welche im November 1848 beim Wiesbadener Hoftheater fürs naive Fach engagirt wurde. Sylvia Rutland hat im Leben viele gescheidte Leute gefoppt, sie würde dann im Buche auch noch Thoren foppen.

In dieser Novelle ist Alles erlebt; aber die Novelle ist nicht erlebt.

Novellen zu schreiben mag eine leichte Kunst sein, und Novellen zu lesen ist jedenfalls eine noch weit leichtere. Wer aber bei einer Novelle nichts Besseres zu fragen weiß, als was daran wahr sei und was erfunden, der zeigt, daß er eine Novelle nicht einmal zu lesen versteht.

Erstes Kapitel.

Auf dem Direktionsbureau des Wiesbadener Hoftheaters stand ein Kanape, mit krebsrothem Wollenstoff überzogen und so groß, daß eine ganze Familie darauf hätte Platz nehmen können. Augenfällig gehörte es gar nicht hieher; denn die übrigen Möbel des Zimmers waren ganz kanzleimäßig, das krebsrothe Kanape hingegen war bühnenmäßig. Und in der That stammte es auch von der Bühne, war aber dort in Ungnade gefallen und ins Direktionszimmer verbannt worden.

Ich habe in meinem Leben kein so großes Kanape gesehen, dafür sollte es eben auch ein „mittelalterliches Kanape“ sein (auf dem Theater gibt's dergleichen), und man hatte es für Spohrs Faust aus besonderen Gründen eigens so ungeheuer lang machen lassen.

Bei der Scene nämlich, wo Fausts Zaubermantel den Doctor mit seinen Genossen durch die Decke des Saals in die Lüfte entführt, mußte jenes Kanape die Aufstellung des Flugapparates maskiren. Dieser Aufflug machte sich nun allemal dadurch besonders schön, daß Einer der Freunde Fausts, ein kleiner Sänger, aber ein großer Turner, beim Aufsteigen der Gruppe selbstvergessen einen Augenblick stehen blieb, dann aber, als der Mantel auf Manneshöhe vor ihm schwebte, plötzlich wie erwachend hinzusprang, den letzten Zipfel mit beiden Armen packte und solchergestalt frei schwebend mit emporstieg.

Unlängst jedoch war es bei dieser malerischen Scene seltsam zugegangen.

Der kleine Sänger faßte eben den massiven untersten Theil des Flugwerks, welches den Mantel darstellte und begann aufzuschweben, als er entsetzt gewahrte, daß noch ein zweiter verspäteter Fahrgast am gegenüberstehenden Zipfel des Mantels hängend hinten nachkam: das krebsrothe Kanape begann gleichfalls ganz sachte mit aufzusteigen — ein Haken des Flugwerks hatte sich in dem Wollenzeuge verfangen, —

die Maschine seufzte und stöhnte unter der übermäßigen Last und drohte zu brechen, dem Doctor Faust war es sichtlich selbst nicht mehr geheuer bei seiner Zauberei, das Publikum schwankte zwischen Angst und Lachen, der kleine Tenorist am untersten Mantelzipfel aber klammerte sich mit den Armen immer fester und wehrte mit den Beinen verzweiflungsmuthig das große Kanape ab, welches wie ein Pendel schwingend ihn hinabzustürzen drohte; allein je kräftiger er dasselbe zurückstieß, um so gewaltiger fuhr es ihm in die Beine. So waren sie gegeneinander ringend schon fast bis zur Höhe der Suffitten gekommen, — da riß das Wollenzeug des Sophas, worin sich der Haken verfangen hatte, und mit lautem Gekrach stürzte das unselige Möbel aufs Podium und brach nebenbei zwei Füße. Die plötzlich erleichterte Flugmaschine aber schnellte nun doppelt rasch in die Höhe und brachte den Doctor Faust sammt seinen Genossen heil und sicher auf den Schnürboden, zum großen Jubel des aufathmenden Paterres.

So war das große Kanape in Ungnade gefallen und für alle Zeit von der Bühne ins Direktionszimmer verbannt worden.

Wie oft habe ich nicht in den Jahren 1848 und 49 nachdenklich vor diesem heillosen Kanape gestanden und in melancholischem Ernste jener Faustscene gedacht, welche das Möbel hierher gefördert hatte! Sie erinnerte mich gar zu lebhaft an unsere Bühnenleitung, sie war deren dramatisches Sinnbild.

Doch ich muß zunächst erzählen, was das denn für eine Bühnenleitung gewesen ist, und wie ich mit zu derselben gekommen bin. Das Wiesbadener Hoftheater hatte in der vormärzlichen Zeit bedeutende Zuschüsse aus den Privatmitteln des Herzogs erhalten. Mit der Revolution von 1848 hörten dieselben auf, und das Theater würde zu Grunde gegangen sein, wenn nicht der Landtag eine jährliche Subvention von 20,000 Gulden aus Staatsgeldern bewilligt und die Gemeinde gleichfalls in den Säckel gegriffen hätte. Allein Beides nur unter dem Beding, daß die alte Kavaliers-Intendanz aufhöre, daß

die Bühne reformirt, idealisirt, daß sie constitutionell verwaltet, das heißt unter eine Oberleitung von Vertrauensmännern gestellt werde, welche dem Ministerium und durch dieses dem Landtage verantwortlich seien. „Vertrauensmänner" gab es damals überall, warum nicht auch im Theater? Diese Vertrauensmänner nannte man die Theater-Commission.

Sie war aber nicht bloß ein Beirath, sondern sie dirigirte wirklich, mit Hülfe der Regisseure, sie ersetzte die gefallene Intendanz. Im ächten Geiste jener Tage war sie verantwortlich nach allen Seiten: nach oben dem Ministerium, nach unten dem Publikum, nach links dem Landtage und nach rechts dem Magistrat. Woraus man vielleicht folgern möchte, daß diese Commission vor lauter Verantwortlichkeit kein Glied habe rühren können; allein wir schrieben 1848, und damals hatte freie Hand, wer den Muth besaß, Kopf und Hand zu gebrauchen. Und diesen Muth besaßen wir.

Die Mitglieder unsers revolutionären Bühnen-Direktoriums waren Leute von allerlei Beruf und Zeichen: ein Chemiker, ein Jurist, ein Weinhändler, ein Schriftsteller, ein Philologe und ein Mann der von seinem Geld lebte. Wenn so mancherlei Geister vereint dem Theater nicht helfen konnten, so war ihm augenfällig überhaupt nicht mehr zu helfen.

Wir theilten uns derart in die Arbeit, daß der Chemiker, der Jurist, der Weinhändler und der Kapitalist die Oekonomie und die Finanzen überwachten, indeß der Philolog und der Schriftsteller (letzteres meine Wenigkeit) die künstlerischen Zügel zur Hand nahmen. Aecht republikanisch walteten wir unsers Amtes ohne alles Entgelt und trieben die Strenge der Uneigennützigkeit so weit, daß wir nicht einmal unsern Frauen einen Freiplatz gönnten; wir wollten und sollten bloß ehrenhalber Theater dirigiren. Aeußere Ehre trugen wir aber demungeachtet blutwenig davon. Wir sind meines Wissens während drei Jahren niemals in einer Zeitung gelobt, desto öfter hingegen getadelt worden, und mußten uns also mit der inneren Ehre begnügen.

Wahrlich, wir hatten einen harten Stand. Der Hof mied das Theater, ohne Zweifel weil er in der neuen Leitung vorab einen groben Protest gegen die alte erblickte; die Demokraten murrten wider uns, weil ihnen das Repertoire zu zahm war, weil wir lieber die Iphigenie gaben als „Keine Jesuiten mehr," lieber den Wallenstein als den ewigen Juden, lieber den Don Juan als „das Weib aus dem Volke" und überhaupt die Grille hegten, daß die Bühne ein Tempel der Kunst und nicht der Parteipolitik sei. Die Spielpächter mit ihrem mächtigen Anhang wurden uns gram, weil wir Ifflands „Spieler" zu geben wagten, während bis dahin jedes Stück, welches seine Spitze gegen die Spielwuth kehrte, vom Wiesbadener Theater verbannt gewesen war. Mancher alte Theaterfreund ward zum Theaterfeinde: denn warum hatte man ihn nicht vor Allen in die Commission gewählt? (Thörichte Leute, die sich's so gar reizend vorstellen, das Scepter in dem kleinen Königreiche des Theaters zu führen, namentlich wegen der schönen Schauspielerinnen und Sängerinnen! Keinem Menschen erscheinen diese Schönheiten weniger schön als einem Theaterdirektor.) Die zahllosen ehemaligen Freibillete räsonnirten über uns, weil sie in voller staatsbürgerlicher Gleichheit nun ebenfalls zahlen sollten. Das parteilose Kurpublikum endlich blieb im Sommer aus wegen der unruhigen Zeit und folglich kamen im ruhigen Winter auch die meisten Wiesbadener nicht ins Theater, weil ihnen der Sommer kein Geld gebracht hatte. An gar manchem schönen Theaterabend hätte man im Parterre Purzelbäume schlagen können, und der Kassierer trug die Tageseinnahme in der Westentasche heim.

Trotzdem blieben wir immer hochgemuth und hoffnungsfreudig. Die mit den Finanzen betraute Hälfte unserer Commission betrachtete sich als eine Art Rettungsmannschaft, der es auch durch strengen, knappen Haushalt gelang, das Schifflein durch die Klippen des Bankerotts zu steuern. Aber für solch verdrießliche Knickerei darf man keinen Dank erwarten. Uns beiden künstlerischen Führern dagegen, jungen Männern

in den sonnenhellsten Jahren, stand der Sinn nach idealem Ziele, nach einer reinen Priesterschaft des Schönen; man schwärmte damals im deutschen Parlament, in den Kabinetten und auf der Gasse für so vielerlei reine Priesterschaft, warum sollten wir im Wiesbadener Theater nicht auch für dergleichen schwärmen?

Auf Fausts Mantel flogen wir zum Aether empor, aber das krebsrothe Kanape, der garstige Realismus jeder Bühnenleitung, dieses unbemerkt sich einhakende Gespenst, stieg mit uns in die Höhe, und im schönsten Aufschwung sahen wir's entsetzt zu unsern Füßen baumeln, die Flugmaschine ächzte und stöhnte unter dem unberechneten Ballast, und je muthiger wir ihn zurückschleuderten, um so gefahrvoller schlug er uns wider die Beine.

Nun werden meine Leser begreifen, warum ich so manchmal seufzend vor dem großen Kanape auf und nieder ging; und wenn sich die Commission, um Raths zu pflegen, auf das rothe Ungeheuer setzte, dann war es mir allemal, als reite St. Georg auf seinem eigenen Lindwurm, noch bevor er ihm den Rest gegeben.

Zweites Kapitel.

Zu selbiger Zeit hielt sich ein feiner junger Leipziger in Wiesbaden auf, ein eigenthümlicher Mensch, anziehend und abstoßend — je nach Umständen. Als Kurgast war er im Sommer 1848 gekommen, dauerte aber auch durch Herbst und Winter aus. In Nassau hat Jedermann seinen Spitznamen, er müßte denn ein so ganz unbedeutender Mensch sein, daß er nicht einmal eines schlechten Witzes werth wäre. Jener Fremde hieß „der Lord“ und so soll er auch in dieser Geschichte heißen. Er galt für reich und unabhängig, Niemand wußte recht, was er eigentlich trieb und beabsichtigte, fast Alle aber ließen sich seine mancherlei Unarten gefallen, weil

er sie so äußerst ungezwungen verübte — Grund genug, ihn Lord zu taufen, auch wenn er sonst in Tracht und Haltung einem vornehmen Engländer weniger ähnlich gesehen hätte, als es wirklich der Fall war.

Der Lord nannte, großstädtisch von oben herabblickend, Wiesbaden ein „nettes" Landstädtchen, wo sich im Winter ländliche Stille mit städtischem Comfort höchst anmuthig vereine, eine Stadt ganz gemacht zum winterlichen Mußesitz für einen wahren Philosophen, unter der wahren Philosophie aber verstand er die Philosophie des Reichthums. Er war Nationalökonom, hatte auf mehreren Universitäten gründlich studirt, hielt durchweg auf strenge Schule und behauptete, sein Fach sei das verheißungsvollste der Gegenwart, Niemand habe gewissere Aussicht auf eine rasche und glänzende Laufbahn als der Volkswirth; denn er lehre die Kunst reich zu werden, und reich werden wolle jetzt Jedermann. Obgleich unser Lord nun aber Zahlen für das allein Gewisse hielt, wohlgeordnete statistische Tabellen für den schönsten Anblick und die Gesetze des Marktes für den bewegenden Herzschlag aller menschlichen Entwickelung, so hatte er doch nebenbei noch eine ganz besondere Vorliebe für das weibliche Geschlecht. In diesem einzigen Stücke war er entschiedener Gefühlspolitiker.

Ich wurde bekannt mit ihm, ich weiß selbst nicht wie, und seinen zahllosen übrigen Bekannten ist es vermuthlich eben so ergangen. Dem weltläufigen, geschmeidigen jungen Manne genügte eine Begegnung, ein Wort, um rasch den zwanglosesten Verkehr daran zu knüpfen. Er hatte dann die Gewohnheit, Einem unvermuthet und zu beliebiger Tageszeit mit seinen Besuchen ins Haus zu fallen, gewöhnlich, wann man ihn am wenigsten brauchen konnte, ganz wie ein vornehmer Herr. Allein er blieb nicht „kleben," sondern verschwand wieder wie er gekommen, ehe man sich's versah, und das ist die Lichtseite von solch vornehmer Art.

So pflegte der Lord auch manchmal urplötzlich bei mir im Theaterbureau aufzutauchen, that ganz wie wenn er dort

zu Hause sei, warf sich in eine Ecke des krebsrothen Kanape's, kümmerte sich wenig, ob ich Notiz von ihm nahm oder nicht, that ein paar neugierige Fragen, sprudelte ein halbes Dutzend meist treffender Einfälle heraus und ging wieder seiner Wege.

Eines Morgens, es war im November 1848, dehnte er sich bei einem derartigen Besuche eben auch wieder auf fünf Minuten in der Sophaecke, als ein Fremder aufs Bureau kam, eine verwilderte, proletarische Erscheinung und sich in französischer Sprache als Flötist vorstellte, welcher in unser Orchester eintreten wolle. Wir hatten nämlich durch die Theateragenten das erledigte Pult der zweiten Flöte zur Bewerbung ausschreiben lassen.

Ich fragte den Franzosen vor Allem, ob er deutsch spreche, und da er dies verneinte, so setzte ich ihm in deutscher Sprache, aber recht langsam, klar und höflich auseinander, daß es ihm dann wohl schwer fallen dürfe, in einem deutschen Theaterorchester fortzukommen. Allein der Unglücksmensch sprach nicht nur kein deutsch, er verstand auch nicht einmal die langsamst gesprochenen deutschen Worte.

Diesen entscheidenden Mangel sollte er von selbst erkennen, darum sprach ich nun erst recht kein Wort französisch, sondern wiederholte noch langsamer, klarer und höflicher in deutschen Hauptsätzen, daß wir ihn als Stockfranzosen nicht brauchen könnten, auch wenn er der beste Flötist von der Welt sei, und begleitete meine Rede mit so lebhaft bedauerndem Achselzucken, verneinendem Kopfschütteln und abweisender Handbewegung, daß mich selbst ein Chinese hätte verstehen können. Der Franzose aber deutete meine Geberden falsch, er glaubte, ich zweifle an seiner Kunst und übersprudelte meine langsamen Worte in pfeilgeschwindem Redefluß, der mir seine staunenswerthe Kraft im Blasen deutlich machen sollte, und wenn ihm die Flötenläufe nur halb so leicht perlten wie die Phrase des Selbstlobs, dann war er in der That ein ausgemachter Virtuose.

Zum Ueberfluß hatten wir auch noch Orchesterbegleitung

bei diesem internationalen Duett: nebenan im Bühnenraume war Hauptprobe von Meyerbeers Hugenotten, und wo so ein rechtes Tutti drein wirbelte, da wuchs auch unsere Zwiesprach zum Fortissimo.

Der Lord in seiner Sophaecke folgte mit eiserner Ruhe der seltsamen Unterhaltung, bei welcher Rede und Antwort zusammen paßten, wie die Faust aufs Auge, und nur zuweilen lächelte er behaglich in sich hinein. Endlich wurde es aber auch ihm zu bunt und er rief: „Schicken Sie doch den Mann hinüber ins Orchester, lassen Sie ihn nur einen Akt mitblasen.“

„Um keinen Preis!“

„So reden Sie drei Worte französisch: der arme Teufel versteht Sie ja keine Sylbe.“

„Eben dadurch wird er zur Selbstbescheidung kommen: ich rede, um nicht verstanden zu werden.“

Und in der That, dem Franzosen ging ein Licht auf; er fragte mich plötzlich im artigsten Tone, ob ich denn gar kein französisch spreche?

Darauf erwiderte ich in grimmigem Französisch: „Wenn wir Deutsche nach Frankreich gehn, so lernen wir vorher die Sprache Ihres Landes; reist also ein Franzose nach Deutschland, so soll er auch vorher die Sprache unsers Landes lernen!“

Mit diesen Worten hatte ich jedoch dem Franzosen erst recht die Zunge gelöst. Er rief, die Sprache der Musik sei eine Weltsprache, kein Mensch im ganzen Theater höre es seiner Flöte an, ob sie deutsch oder französisch geblasen werde, — „aber der Kapellmeister,“ unterbrach ich ihn, „spricht deutsch, schult sein Orchester deutsch, die Sänger singen deutsch, die Stichworte des Recitativs stehen deutsch in Ihrer universellen Flötenstimme! —“

Da ich aber einerseits reden wollte, um nicht verstanden zu werden — zum Zwecke der Abschreckung, andererseits jedoch auch wieder verstanden sein wollte, um den Einwand

meines Gegners zu widerlegen, so mischte ich halb deutsch halb französisch durcheinander, und der Zuhörer in der Sopha-ecke hatte seinen boshaften Spaß, meinem deutschen Worte rasch die französische Uebersetzung nachzurufen.

Wir standen mitten im schönsten Kreuzfeuer; da war die Orchesterprobe rechts nebenan gerade zu jenem lärmenden Marsch-Chor des ersten Finales gekommen, der sich in allen Kunstreiterbuden besonders eingebürgert hat, weil die Pferde so gut darauf gehen, und zugleich dröhnte links von der Straße ein anderer Marsch herüber (genau einen halben Ton höher); denn die Bürgerwehr, das damalige Volk in Waffen, zog vom Uebungsplatze heim. Wir steigerten unsere doppelsprachige Unterredung zum Geschrei, um dieses disharmonirende Doppelconcert zu übertönen. Es war ein Höllenlärm.

In diesem Augenblick erschien eine hübsche junge Dame, — der Franzose verschnaufte gerade so lange, daß sie ihren Namen nennen konnte — eine fremde Schauspielerin, Fräulein Sylvia Rutland, naives Fach und lyrisch sentimentale Partieen. Ich bat sie, einen Augenblick sich zu gedulden und auf dem großen Sopha Platz zu nehmen. Da begann der Flötist schon wieder mit erhobener Stimme: „Hören Sie die Hugenotten? hören Sie Meyerbeer, unsern gemeinsamen Landsmann? seine Musik ist Weltbürgerin, sie redet alle Zungen, deutsch, französisch, italienisch, oder auch gar keine, wie Sie wollen! Auch ich bin Weltbürger" — —

„Sprächen Sie so gut deutsch," fiel ich ein, „wie Meyerbeers Musik, leider Gottes, französisch spricht, dann sollten Sie gleich Probe blasen." —

„Lassen Sie ihn blasen, nur blasen, bester Freund! Ungesäumt hinüber mit ihm in die Opernprobe!" drängte der Lord.

„Unterbrechen Sie mich nicht!" — — Doch da unterbrach mich schon wieder der Franzose von der andern Seite: „Ich bin Weltbürger und wir sind es allesammt, denn wir Alle sind jetzt Kinder der Revolution. Ah! hören Sie da

draußen die Kriegsmusik der Revolutionsgarde?" — er sprang ans Fenster und blickte auf unsere harmlose Bürgerwehr, die gar nicht aussah, als wolle sie heute noch Revolution machen — „Wir Alle stehen auf dem Boden der Revolution! seid ihr nicht auch eine revolutionäre Theater=Commission? Ich verlange von euch zur Concurrenz gelassen zu werden kraft meines angebornen Rechtes auf Arbeit — den Satz sprach er mit so dröhnendem Vollklang, als werfe er nun erst sein Trumpf=Aß auf meine Karten; — „ich zähle zum Bunde der ouvriers égalitaires. Heute geht es nicht mehr wie in der despotischen alten Zeit, wo man dem Proletarier die Entfaltung der Arbeitskraft willkürlich wehrte!"

Nun riß mir dann doch der Geduldfaden. Dem Manne mußte ich den Widersinn seiner socialistischen Lehre vernichtend darthun, ich mußte ihm recht deutsch zeigen, daß seine Theorie vom Rechte auf Arbeit gar nicht auf unsere zweite Flöte passe, und also sprach ich jetzt durchweg französisch im vollsten Flusse und ich habe, glaube ich, in meinem Leben nicht so geschwind französisch gesprochen. Meine Worte verstand nun freilich der Franzose, nur faßte er jetzt leider wiederum den Sinn derselben nicht, und je länger wir stritten, je dunkler wurden wir uns gegenseitig. Unser Zuhörer aber rief fort und fort dazwischen: „Lassen Sie den Socialisten doch um Gotteswillen Flöte blasen!"

Zuletzt blieb mir nichts anderes übrig, als dem Rathe zu folgen: meinem Gegner war wirklich der Mund nicht zu stopfen, außer man steckte ihm eine Flöte zwischen die Lippen.

Also bat ich das Fräulein vom naiven Fache um Geduld für noch eine kleine Weile und führte den blasenden ouvrier égalitaire ins Orchester. Der Lord ging mit, als ob er auch dazu gehöre. Solche Noth hatte man in jener Revolutionszeit bei einem zweiten Flötisten; nun denke man sich, wie es erst zugehen mochte, wo es das Engagement eines Helden oder eines Tyrannen und Bösewichtes galt, oder wenn

gar eine Primadonna ihr angeborenes „Recht auf Arbeit“ behauptete!

Ich ersuchte unsern etwas erstaunten Kapellmeister, er möge den fremden Flötisten nur ein wenig die zweite Stimme blasen lassen, das Weitere werde sich schon finden und stellte mich mit dem Lord in den Hintergrund des Parterres. Was vorauszusehen war, geschah: schon nach zehn Minuten legte der Franzose ganz sacht die Flöte aufs Pult, um ohne Abschied im Halbdunkel des Corridors zu verschwinden. Er ist auch nicht wiedergekommen. Er hatte weder den Kapellmeister verstanden noch die deutschen Stichworte der Recitative, und, was das Merkwürdigste von Allem, er hatte nicht einmal ordentlich Flöte blasen können.

Mein Begleiter triumphirte, — doch nur im Stillen; denn er war ein zu feiner Weltmann, als daß er sich äußerlich etwas hätte merken lassen; um so beschämter ging ich an seiner Seite aus dem Theater. In gutem Deutsch und schlechtem Französisch hatte ich so lebhaftes nationales Selbstgefühl bekundet, ich hatte so gute Gründe entwickelt und die socialistische Lehre vom Rechte der Arbeit so beredt widerlegt: dennoch gelang mir's in einer Stunde mit tausend Worten nicht fertig zu bringen, was diesem nüchternen Leipziger ohne ein einziges Wort in acht Minuten gelungen war.

Allein ich beschloß, meine Niederlage zu rächen; der nächste Anlaß mußte erlauscht werden, um dem Lord einen Gegendienst zu leisten, der ihm zeige, daß auch ich überlegenen Mutterwitz besitze. Und ich kannte jene schwache Seite, wo nun er wiederum Gefühlspolitiker war.

Unter diesen Gedanken beschlich mich aber ein geheimes Geständniß eigener Art. Wir wissen doch Niemand gleißnerischer zu belügen und zu betrügen als uns selbst. Ich hatte vorhin so stolz darauf gepocht, wie man den Franzosen klar machen müsse, daß sie in Deutchland deutsch zu lernen haben. Und ganz gewiß mit aus diesem Grunde drängte ich anfangs jedes französische Wort von meinen Lippen zurück. Allein

der Grund war leider nicht der einzige gewesen. Ich war einmal mit einem Franzosen über den Bodensee gefahren, und gleich bei der Abfahrt reichte mir derselbe die Speisekarte des Dampfbootes, auf welcher ganz unten „Wurst" geschrieben stand und fragte mich was Wurst sei? und ich sann und sann, wie Wurst auf französisch heiße und zermartete mein Gedächtniß über die ganze Breite des Bodensees, und als wir in Rorschach ausstiegen, wußte ich immer noch nicht, wie eine Wurst auf französisch heißt. Jeder Handlungsreisende hätte das Wort augenblicklich gewußt, aber wer auf gelehrten Schulen französisch gelernt hat, dem ist dieses geheimnißvolle Wort gar nie vorgekommen. Man hatte uns zur idealen Literatur, vorab in die Hallen der großen Tragiker geführt und Corneille und Racine konnte ich halb auswendig; in der klassischen Heldensprache des siebzehnten Jahrhunderts hätte ich mich mit dem Franzosen nicht blos über die Breite, sondern auch über die ganze Länge des Bodensees unterhalten können, und die Worte, wie fatal hymen, beau feu, pudique flamme, crime, supplice, succès déplorable, innocent et coupable wären mir nur so von selber zugeströmt, allein von einer Wurst war in den erhabenen Alexandrinern niemals die Rede gewesen.

Seit jenem Erlebnisse fürchtete ich mich ein wenig vor dem leichteren französischen Conversationston, denn derselbe konnte unversehens zu Würsten und ähnlichen Dingen führen. Ehrlich gesagt, war es dann vorhin auch eben diese heilige Scheu, welche mich neben meinem deutschen Selbstgefühle bewogen hatte, dem französischen Flötisten anfangs kein französisches Wort zu gönnen. Dieses Selbstgeständniß machte ich mir aber nur ganz in der Stille: der kluge Leipziger brauchte nichts davon zu wissen. Zugleich wurde mir der volle Gegensatz seiner realistischen und meiner idealistischen Natur bei diesem einen Zuge recht leuchtend klar. Und diesen Mann wollte ich in praktischem Mutterwitz besiegen?

Ich sah ihn fragend an, recht als müsse ich ihm meine

stille Frage ins Gesicht hinein schauen. Er bemerkte etwas verwundert den großen Blick, der auf seinen Augen ruhte, und forschte nach dem Grunde.

Ich trat einen Schritt zurück und fragte: „Wissen Sie, wie „„Wurst““ auf französisch heißt?“

Und richtig, ohne sich eine Sekunde zu besinnen, antwortete er ganz gelassen: „saucisse,“ — als ob das so gar nichts wäre!

Da hatte ich's! Dieser Lord hatte nicht halb so viele französische Dichter, Philosophen und Historiker des großen Styles gelesen wie ich, und doch wußte er augenblicklich wie eine Wurst auf französisch heißt, und würde ich ihn weiter gefragt haben, wie denn ein Schwartenmagen heiße, er hätte es ohne Zweifel auch gewußt.

Mir sank der Muth, ob ich einem solchen Manne Schach bieten könne! Dennoch beschloß ich's zu wagen.

Er trat nun aber auch seinerseits einen Schritt zurück und sah mir mit großem, durchdringendem Auge ins Gesicht. Errieth er wohl meine Gedanken? Doch nein, es war etwas Anderes. „Hüten Sie sich vor dieser Sylvia Rutland!“ sprach er, „sie ist eine ganz mittelmäßige Schauspielerin.“ Mit dem Warnungsrufe verschwand er zwischen den Säulen der Vorhalle.

Was der Lord nicht Alles wußte! Ich hatte bis zum heutigen Tag in meinem Leben noch von keiner Sylvia Rutland gehört; aber ihm war Alles bekannt, saucisse und Sylvia Rutland und was man sonst nur zu wissen begehrte.

Ihm zum Trotz beschloß ich jedoch, Sylvia Rutland vor der Hand für **nicht** mittelmäßig zu halten und ging mit diesem wohlwollenden Vorsatze zu der verlassenen Dame ins Direktionszimmer zurück.

Drittes Kapitel.

„Die Rutland,“ wie man im Theaterstyle spricht, harrte geduldig in Hut und Mantel auf dem krebsrothen Sopha; das nette Hütchen war nur so weit zurückgeschoben, daß man eine seltene Fülle blonder Locken halb sah, halb ahnte — ächte Locken ohne Zweifel, reines eigenes Haar. Die Wünsche der fremden Künstlerin erriethen sich leicht: sie wollte bei uns spielen, wenn's glückte, auf Engagement.

Man fragt da natürlich vorab nach der bisherigen Stellung, nach den bereits „stehenden“ Rollen und, will man artig zum Selbstlobe das Wort geben, nach errungenen Erfolgen, an welchen es ja, wenigstens in der Einbildung der Künstler, niemals fehlt.

Merkwürdigerweise besaß Sylvia Rutland solche Erfolge nicht einmal in der Einbildung. Sie war nur erst auf kleinen Bühnen aufgetreten und gastirte augenblicklich in Mainz; „aber ach,“ fügte sie hinzu, „ich habe leider das Unglück, dort nur Wenigen zu gefallen, und, ehrlich gesagt, ich wurde in meinem Leben noch niemals durch allzu lauten Beifall betäubt.“ Sie sprach das höchst anmuthig, halb lächelnd — prächtige blendend weiße Zähne! — halb erröthend.

Diese Art, sich zum Gastspiele zu empfehlen, war mir noch nicht vorgekommen. Sonst zählen Einem die Damen wohl dar, wie viele Lorbeerkränze ihnen „geworfen“ worden sind, auch war mir schon öfters ein Album von Lobrecensionen überreicht worden, aus den Zeitungen geschnitten und sehr geschmackvoll zusammengeklebt; — allein daß eine Schauspielerin, und vollends von kleinen Bühnen, mit dem Geständnisse ihres Mißerfolges mich begrüßte, das war mir neu. Ja sie sprach dabei nicht einmal von jener unvermeidlichen bösen Nebenbuhlerin, die das Publikum aufwiegelt, kabalirt, intriguirt und Schuld an all dem Unheile ist, welches man nun doch nicht abläugnen kann.

Allein konnte diese Naivetät nicht gerade die feinste Komödie sein? Fräulein Rutland hat sich über meine Person unterrichtet, dachte ich; sie weiß, wer vor ihr steht: einem gewöhnlichen Theatermanne würde sie vom Gerufenwerden, von Beifallsstürmen, allerhöchst befohlenen Audienzen, brechend vollen Häusern und ähnlichen schönen Dingen erzählt haben; bei mir kokettirte sie mit bescheidenem, offenherzigem Wesen. Doch wenn dem so war, um so besser: zeigte sie dadurch nicht, daß sie eine „denkende Künstlerin“ sei, und daß sie vorab ihr Fach, das naive Fach, zu spielen verstehe?

Ihren harmlosen Ton aufgreifend, fragte ich ohne Umschweif: „Warum gefallen Sie denn nicht?“

Ich erwartete wiederum eine originelle Antwort, allein ich täuschte mich: die Aermste bekam überall zu unbedeutende Rollen! — Ja wohl! so spricht jeder mittelmäßige Mensch auf dem Theater und im Leben; wer aus eigener Schwäche nicht in die Höhe kommen kann, dem hat allemal der Direktor die rechte Rolle vorenthalten.

Aber sie fiel mir in den Gedanken, bevor ich noch das passende Wort dafür fand. „Mißverstehen Sie mich nicht! Ich begehre keine große Rolle, begeistert spiele ich auch die kleinste; aber die nichtssagenden, marklosen, geistlosen Rollen ruiniren mich. Und darum sind auch die Theaterdirektoren gar nicht schuld an meinem Unheil“ — sie machte eine verbindliche Verbeugung gegen mich: reizender Rhythmus der Armbewegung! — „sondern die schwachen Dichter. Ich bin fort und fort verdammt, jene Liebhaberinnen zu spielen, die von den Poeten nur darum erfunden werden, weil man in jedem Bühnenstücke, den Joseph in Egypten ausgenommen, eine Liebschaft braucht, jene zierlichen Puppen, blöden Backfische, wohlerzogenen Töchter, die im ersten Akte auftreten, damit man sie im letzten verheirathen könne, deren ganzer Charakter in einem hübschen Gesicht und modernster Garderobe besteht, Gestalten, welche ich auf der Straße nicht von weitem ansehen mag, und in die soll ich mich versenken

hineinstudieren, die soll ich darstellen! Bei Kotzebue, Töpfer, Blum, Scribe, bei allen Talenten und Halbtalenten der Poesie wimmelt es von diesen nichtigen Figuren; bei den genialen Meistern, bei Shakespeare, Schiller, Goethe finden Sie keine einzige. Ein großer Dichter mag kleine Frauenrollen zeichnen, aber ganz gewiß keine unbedeutende, undankbare, welche die Künstlerin lähmt und entgeistet."

Ich sann einen Augenblick, ob sie da wohl recht habe? Das feurige Spiel ihrer großen blauen Augen, womit sie jeden Satz begleitete, war in der That überzeugend, und mit dem Uebrigen durfte man's wohl minder genau nehmen, denn als Professorin der Aesthetik wollte Fräulein Rutland ja nicht gastiren.

Aber sie war jetzt im Flusse, sie fuhr schon wieder fort: „Wie beneidete ich unlängst eine Schauspielerin, welcher die kleinste Rolle in Lessings Minna von Barnhelm zufiel! „„Eine Dame in Trauer."" Sie hat nur zwei kleine Scenen; Lessing hielt es nicht einmal der Mühe werth, einen Namen für diese Dame zu erfinden; allein welche Scenen, und wie wollte ich sie spielen!"

„Die Rolle schlägt ins alte Fach," entgegnete ich, „Sie sind ein Mädchen von neunzehn Jahren."

„Vierundzwanzig!" verbesserte sie. — (Ich staunte; eine solche Correctur war mir wiederum ganz neu.) — „und wollte mich Lessing zu Ehren leicht noch um fünfzehn Jahre älter machen."

„Sehen Sie sich vor! Minna von Barnhelm steht für nächste Woche auf dem Repertoire. Dürfte ich Sie beim Worte nehmen?"

„Das dürfen Sie!" sprach das Mädchen rasch und entschlossen und reichte mir die Hand, — es war ein äußerst feines, wohlgeformtes Händchen — und drückte die meinige recht herzhaft.

Aber bei diesem Händedruck überlief mich's auf einmal heiß. Ich war bis dahin nur so als psychologischer Be-

obachter mitgegangen, jetzt fiel mir's plötzlich ein, daß ich Mitglied der Theatercommission sei. „Dürfte ich Sie darum bitten," wiederholte ich mit schärffster Betonung des Conjunctivs, „für den sehr zweifelhaften Fall nämlich, daß sich das Plenum der Commission überhaupt veranlaßt sähe, Ihnen ein Auftreten auf unserer Bühne zu gestatten."

Bei diesen Worten war es, als ob eine kühle Zugluft durch das Zimmer streiche und mit dem langsam niedergleitenden Tonfall meines Schlußsatzes glitt auch ihre schöne Hand ganz langsam aus der meinigen.

Sie sah mich recht verblüfft an und recht betrübt; sie dauerte mich. Also suchte ich rasch und höflich den Faden des Gesprächs wieder aufzugreifen und fragte, wie sie denn eigentlich zu jenen verhaßten nichtigen Rollen gekommen und warum sie darin stecken geblieben sei?

Ihre Antwort war ein Stück Lebensgeschichte; sie erzählte dieselbe geschmackvoll, denn sie erzählte schlicht und kurz; ich hätte gerne noch mehr gehört. Sylvia war ein ächtes Theaterkind, sie war im Theater zu *** geboren, wo ihr Vater das Doppelamt des Thürhüters und Calicanten verwaltete. Mit fünf Jahren schon spielte sie Kinderrollen und wuchs dann allmählig in das Fach der Pagen und der bösen Buben hinein, welches man auf der Bühne den Mädchen überlassen muß, weil die wirklichen Buben zu hölzern sind; mit fünfzehn Jahren wurde sie versuchsweise jugendlichste Liebhaberin, übernahm aber auch nebenbei noch Genien, Engel und die große Meerkatze in Goethe's Faust, welche der Hexe zum Pulte dient und die Fackel hält. So war die Bühne im Doppelsinne Sylviens Heimathaus gewesen und sie selber aus den Kinderschuhen heraus zum „brauchbaren Mitgliede" großgewachsen. Brauchbares Mitglied ein fürchterliches Wort! Rollen, welche jedmögliche Spielgewandtheit heischen, aber keinen Geist, keine schaffende Kraft, mißliche Rollen, in welchen man beliebte Künstler nicht abnützen will, Rollen, welche man braucht, ohne daß ein Mensch dem Darsteller

seine Mühe dankte, — das sind die eigensten Aufgaben der brauchbaren Mitglieder. Wehe dem Schauspieler, der einmal in diesen Kreis der Brauchbarkeit gebannt ist! man braucht ihn, bis er sich völlig verbraucht hat, aber aufrücken zu wahren Kunstaufgaben läßt man ihn unendlich selten. Wagt er's je aus verzweifelter Selbsthülfe, so zeiht ihn das Publikum der Anmaßung. Niemand glaubt an ein brauchbares Mitglied, Niemand erwärmt sich für dasselbe. Sie büßen die Sünden der schwachen Dichter, wie Sylvia so treffend bemerkt hatte. Und war es nicht das Zeichen einer feiner angelegten Natur, daß die Tochter des Theaterdieners, die es doch vergleichsweise recht weit gebracht in demselben Hause, wo ihr Vater die Thüre hütete, die es zu schöner Gage gebracht, zu schönen Kleidern, langen Rollen, sich dennoch unglücklich fühlte, weil sie die dichterische Hohlheit ihrer Aufgaben tief empfand? Wer sich einmal in dem bösen Zauberbanne der brauchbaren Mitglieder verfangen hat, dem hilft nur Luftwechsel, Ortsveränderung. Er muß an einer fremden Bühne mit ganz neuen Versuchen beginnen. Das beabsichtigte Sylvia mit ihrem Mainzer Gastspiel, aber sie erreichte es nicht. Wie ein Steckbrief laufen dem Schauspieler die Berichte der Theateragenten voraus, in welchen das genaue Signalement geschrieben steht, wie die fragliche Person aussieht, wie alt und groß sie ist, wie schön, wie gewandt und dann weiter, was sie alles bisher getrieben hat; da findet sich dann auch jenes verrätherische Rollenverzeichniß, woran man sofort das brauchbare Mitglied erkennt. Und die Directionen halten es ihrerseits wieder für bare Anmaßung, wenn das Mitglied, welches anderswo brauchbar war, bei ihnen nun einmal nicht bloß brauchbar, sondern auch künstlerisch wirken möchte. Sie drücken es zurück in seine alte Sphäre.

So hatte denn auch Sylvia Rutland in Mainz alsbald wieder jene hübschen Puppen, jene vielredenden und nichtssagenden Liebhaberinnen spielen müssen, vor welchen es ihr grauste, und sie hatte mittelmäßig gespielt und wenig gefallen.

Dies Alles erzählte mir das Mädchen gar anmuthig, mit Geist und Laune. Sie konnte sich selbst ganz vortrefflich spielen, und sprach sie auf der Bühne nur halb so fesselnd wie im Directionszimmer, so war ihr Glück gemacht. Ich erkundigte mich nach den Stücken, in welchen sie bei ihrem Mainzer Gastspiele noch aufzutreten habe, — es waren ein paar platte Lustspiele, deren „Liebhaberinnen" in der That keinen Anlaß boten zur Entfaltung eigenthümlicher Gaben.

Aber Fräulein Rutland hatte in der nächsten Woche zum Beschlusse ihres Gastcyklus noch einen Benefizabend; da durfte sie sich Stück und Rolle frei wählen. Ich forderte sie auf, bei diesem günstigen Anlaß ihr Bestes frisch und muthig einzusetzen.

„Wählen Sie selber für mich!" rief sie, und erhob sich begeistert von ihrem Sitze, wie von einer Eingebung erleuchtet.

Die Schmeichlerin! Wie fein wußte sie meine Eitelkeit bei der schwächsten Seite zu packen. So dachte ich, ging aber doch gerührt auf ihren Wunsch näher ein und bat um Angabe der möglichen Rollen. Es war wenig Erbauliches darunter; ganz zum Schlusse nannte sie verschämt und halblaut das Klärchen im Egmont, in dem Tone, wie man etwas sagt, um es eigentlich nicht gesagt zu haben.

„Sie wollen den Bann der brauchbaren Mitglieder durchbrechen," sagte ich rasch einfallend, „greifen Sie zum Egmont! Aber bedenken Sie, daß Goethe ein Klassiker ist, und Klassiker werden vor leeren Bänken gespielt. Sie erkaufen eine große Rolle mit einem kleinen Benefiz!"

Sylvia Rutland aber entgegnete: „Sie haben gewählt und ich ergreife Ihren Ausspruch als ein glückverheißendes Zeichen!"

Nun waren wir zum zweitenmale auf dem Punkte angelangt, wo ich ungesäumt das Mitglied der Theatercommission mußte in den Vordergrund treten lassen. Also brach ich das Gespräch recht artig ab und versprach, ihre Wünsche meinen Collegen vorzutragen und ihr brieflich Antwort zu senden.

Sie war so klug, ihrerseits gleichfalls augenblicklich auf den reinen Geschäftston einzugehen und sich mit der formellsten Höflichkeit zu verabschieden, doch nicht ohne einen Blick, in welchem ich den Triumph errungenen Erfolges zu lesen glaubte.

Wahrlich der Lord hatte Recht, als er vorhin den Finger warnend aufhob: ich mußte mich hüten vor dieser Sylvia, hüten, nicht vor ihrer anmuthigen Person — denn damit der Leser nicht von vornherein auf ganz falsche Fährte geräth, sei hier bemerkt, daß ich als junger Ehemann in den ersten voll befriedenden Jahren der eigenen Häuslichkeit lebte und meine Brust gepanzert fühlte gegenüber dem schönsten Theaterkinde, — aber hüten als Mitglied eines dirigirenden Bühnencomités.

Unrecht hingegen hatte der Lord, wenn er die Rutland eine mittelmäßige Schauspielerin nannte. Sie hatte ja ganz wundervoll Komödie mit mir gespielt und aus ihrer eigenen Person die reizendste Rolle des naiven Faches geschaffen. Darum durchzuckte mich denn aber auch sofort der Gedanke, gerade bei dieser Rutland dem Lord zu zeigen, daß ich ihm wiederum in einer ganz besonderen Art von Mutterwitz überlegen sei; verstand er sich besser auf französische Flötisten und französische Würste, so sollte er nun erfahren, daß ich mich besser auf deutsche Schauspielerinnen vom naiven Fach verstehe.

Ob aber Sylvia wohl meinem Rathe folgen und das Klärchen vor leerem Hause zum Benefiz wählen werde? Ich zweifelte stark daran. Ihre Wahlfrage war nur ein guter Einfall in der Lustspielscene gewesen, welche sie mit mir aufgeführt. Und im Allgemeinen muß man im Theater jeder Portion Vertrauen immer die gleiche Portion Mißtrauen zusetzen, und hat man Beides, wie gewisse Mixturen aus der Apotheke, gut durcheinander gerüttelt, dann nehme man einen Eßlöffel voll.

Viertes Kapitel.

Mein Vorschlag, Fräulein Rutland drei Rollen versuchsweise auf unserer Bühne darstellen zu lassen, fand bei der Commission wenig Anklang. Die Probe, welche mir die Dame unter vier Augen gespielt, erschien doch nicht ganz maßgebend; weitere Nachrichten vom benachbarten Theater bestätigten, daß ihre Leistungen ungleich seien und von getheiltem Erfolge begleitet. Die stehende Wiesbadener Hofbühne galt für vornehmer als die Mainzer Provinzialbühne, welche damals unter wechselnden Unternehmern blos im Winter spielte, und der Wiesbadener Geschmack beanspruchte den Ruhm einer feineren kritischen Zunge: sollte nun eine Künstlerin, welche den Mainzern nicht einmal ganz genügte, für die Wiesbadener gerade gut genug sein?

So blieb die Sache liegen und kam mir fast ganz aus dem Sinne.

Nach einiger Zeit überraschte es mich, einen Mainzer Theaterzettel zu Hause vorzufinden: er kündigte Egmont an zum Benefize für Fräulein Sylvia Rutland auf den nächstfolgenden Tag. Wir standen mit Mainz nicht auf dem Fuße des Zetteltausches, überhaupt auf gar keinem Fuße, und jener Zettel war durch einen gewissen Herrn Scholl überbracht worden, welcher in seiner Heimath politisch stark compromittirt, seit etlichen Monaten sich in Wiesbaden aufhielt, wo er als Privatlehrer ein äußerst kümmerliches Leben fristete und zugleich auf allen Volksversammlungen der Umgegend als ein rechter Sturmprediger sich hervorthat. Daß Sylvia wirklich den Egmont gewählt hatte, war merkwürdig, aber daß Scholl die Schwelle meines Hauses überschritt, um mir einen Theaterzettel sammt seiner Visitenkarte zu überbringen, war noch viel merkwürdiger. Denn Scholl gehörte zum demokratischen Verein und ich zum Vereine „für Freiheit, Gesetz und Ordnung," und Hunde und Katzen pflegen sich doch sonst nicht mit Visitenkarte zu besuchen. Wenige Tage vorher hatte

meine Mutter, die, allen politischen Händeln fremd, als die stillste Wittwe in einem zwölf Stunden entfernten Städtchen wohnte, ihre Kabisköpfe nicht können zu Sauerkraut einschneiden lassen, weil die beiden demokratischen Krautschneider des Ortes sich weigerten, das Kraut einer Frau zu schneiden, die einen so reactionären Sohn geboren hatte, — und nun brachte mir dieser Hauptdemokrat gar einen Theaterzettel ins Haus! Dahinter schlummerte ein Geheimniß.

An demselben Tage, da Fräulein Rutland mir durch den Theaterzettel gedruckt bewies, daß sie wenigstens mit nicht gewöhnlichen Mitteln mit mir spiele und also vielleicht auch ihre andern Rollen ungewöhnlich zu fassen verstehe, — an demselben Tage meldeten sich zwei unserer Schauspielerinnen krank. Das ganze Wochenrepertoire gerieth ins Schwanken, vorab mußte Minna von Barnhelm, welche für nächsten Freitag bereits „stand," nun ohne Zweifel fallen, wenn wir nicht in aller Geschwindigkeit eine „Dame in Trauer" entdecken. Ich erzählte den Vorschlag, welchen ich neulich Fräulein Rutland in Betreff dieser „Dame" gemacht, und wie das kühne Mädchen frischweg eingeschlagen habe, und jetzt wurden auch meine kälteren Collegen gespannt auf diese originelle Sylvia. Nur unser Regisseur schüttelte den Kopf: er war dramaturgischer Legitimist, und solch revolutionäres Umstürzen aller überlieferten Fachschranken schien ihm höchst gefährlich. Allein man spielte damals Komödie in der Revolution, warum durften wir nicht auch Revolution in der Komödie spielen? Er ward überstimmt. Die Rutland sollte gastiren, vorausgesetzt, daß sie in Mainz das Klärchen mindestens eben so originell gäbe, wie sie das naive Theaterkind auf dem Wiesbadener Directionsbureau gegeben hatte.

Also wählten wir aus unserer Commission einen engeren Ausschuß von drei Mitgliedern, in welchem ich als verantwortlicher Anstifter natürlich nicht fehlte. Wir sollten übermorgen (Donnerstag) nach Mainz gehen, die Leistung des Klärchen prüfen, und dasselbe günstigen Falles gleich mit-

bringen, da wir's für den Freitag ja höchst nothwendig als Dame in Trauer brauchten. Ein keder Handstreich; allein es war nun einmal das Jahr der keden Handstreiche.

Kaum hatten wir diesen Beschluß gefaßt, so machte ich dem Lord meinen Besuch und brachte unvermerkt die Rede auf Fräulein Rutland. Ich ließ durchblicken, daß wir ganz besondere Pläne mit dieser Künstlerin hätten, und bemerkte nebenhin, daß sie keine mittelmäßige Schauspielerin sei, sondern vielmehr eine ungewöhnliche, ob aber ein Komet am Bühnenhimmel oder nur eine Sternschnuppe, der rasch verlöschende Splitter eines Kometen, das werde sich wohl übermorgen bei dem Wagestück der Goethe'schen Rolle zeigen.

Ich hielt ein. Der Lord schwieg gleichfalls eine Weile, dann sagte er höchst gleichgültig und gelangweilt: „Sternschnuppen als Kometensplitter, das ist eine verschollene Hypothese Chladni's, die jeder tieferen Begründung entbehrt." — Der Mann wußte Alles.

„Die Rutland," fuhr ich fort, „ist ein psychologisches Phänomen, vielleicht auch ein künstlerisches. Und es reizt Sie nicht, mit uns über dieses Vielleicht ins Klare zu kommen?"

„Hier liegen meine Reiche!" rief der Lord und seine langen Arme wurden noch länger, indem er sie über den Tisch breitete, der mit einem Haufen von Büchern und Flugschriften bedeckt war. „Ich schreibe, wie Sie wissen, an einem Buche über den Kredit und stehe bei dem schwierigen Kapitel von den Schuldgesetzen. Hier der Sachsenspiegel, dort das kanonische Recht, da drüben die klassischen Autoren, Plutarch, Demosthenes, Xenophon und Niebuhr und Savigny dazu: was soll mir Sylvia Rutland unter ihnen? Freund, die Wissenschaft ist so endlos groß, man muß sich sammeln, beschränken, und ich rathe Ihnen das Gleiche zu thun! Sonst genügte es, einen Stoff wie diese Schuldgesetze, historisch bis zu den Griechen und Römern zu verfolgen, dann drang man auch ins Mittelalter; heute aber müssen wir noch den Orient

dazu erobern, die Wiege der Menschheit. Kennen Sie die Schuldgesetze der Chinesen, der Inder und Perser? Ich jage ihnen nach, erhasche aber sehr wenig, und über die Malayen habe ich noch gar nichts gefunden. Schaffen Sie mir einen malayischen Code de commerce, sein Anblick würde mich gegenwärtig zauberhafter fesseln, als die schönste Schauspielerin in ihrer schönsten Rolle."

„Sie haben recht," entgegnete ich, „bleiben Sie zu Hause! wir müssen uns sammeln, ein Jeder nach seiner Art. Die Theorie des Kredits studirt man nicht bei den Schauspielerinnen, und die Lex Poetelia liegt Ihnen näher als alle Poeten. Anders steht es mit mir. Ich studire die Psychologie des Volkes und des Individuums, darum gehe ich in den Landtag, ins Schwurgericht, auf den Markt, ins Theater, und so ein neckisches Theaterkind wie diese Sylvia kann mir für meine Quellenforschungen wichtiger sein als das ganze kanonische Recht. Meine concentrirten Studien unterscheiden sich von den Ihrigen im Grunde nur durch das anziehendere Material."

Unser Lord war doch das Muster eines zukunftreichen jungen Mannes. Er hatte auf den Schulen immer den ersten Platz und die ersten Noten gewonnen und summa cum laude promovirt, er war der zunftgerecht gediegene Arbeiter, wie er sein soll, er mußte gewiß dereinst noch ein großer Gelehrter werden. Uebrigens war ich jetzt fest überzeugt, daß er ein besonderes Interesse an Sylvia Rutland nahm und im Egmont gewiß nicht fehlen werde, ja ich schöpfte den gegründeten Verdacht, der Lord habe auch in den letztvergangenen Wochen schon das Mainzer Gastspiel der Rutland mit noch größerem Eifer verfolgt als die Schuldgesetze des Orients. Denn so kalt und ablehnend sprach er nicht umsonst von einer schönen Schauspielerin.

Am Donnerstag fuhren wir, der „engere Ausschuß," verstärkt durch den Regisseur als sachkundigen Beirath, nach Mainz zum Egmont. Dem ältesten meiner beiden Collegen

war es recht schwer geworden, an der Expedition theilzunehmen, denn der würdige Mann hatte am Vormittage sein fünftes Kind taufen lassen; doch ein Jeder von uns faßte sein theatralisches Ehrenamt als ernste Pflicht selbst am Kindtaufstage.

Wir erreichten die Nachbarstadt noch zeitig genug, um uns zum kritischen Werke durch einen Trunk stärken zu können, nicht aristokratischen Weines, sondern demokratischen Bieres, wie es dem Geiste der Zeit entsprach. Zum besten Biere aber führte Einen damals in Mainz wiederum ein Fingerzeig öffentlicher und volksthümlicher Kritik. Eine Anzahl Kenner hatte sich nämlich zu einer Art Biercommission constituirt, die parteilos und rein ehrenhalber prüfte, wo das beste Bier geschenkt wurde und dann allwöchentlich das Ergebniß ihrer Forschung in Plakaten an den Straßenecken kundgab. Auf einem großen weißen Blatte stand mit mächtigen Typen blos die Hausnummer des betreffenden Wirthes, eine Hieroglyphe für den Fremden, aber ein höchst wohlthätiger Wegweiser für das durstige einheimische Volk. Wir folgten diesem Wahrspruch schon darum, weil uns eine gewisse Verwandtschaft jener Biercommission mit unserer Theatercommission anheimelte.

Vergebens spähete ich nach einem der Vehmrichter des Bieres in der dämmerigen, überfüllten Kneipe, fand aber statt dessen alsbald das wohlbekannte Gesicht unsers Lords, welcher zu spät den Kopf zur Seite wandte. Als er sich entdeckt sah, kam er dann höchst ungezwungen herbei und begrüßte mich mit dem Zuruf, ich hätte es auf dem Gewissen, daß er nun doch sich aufgemacht habe, um das „psychologische Phänomen“ als Klärchen zu sehen und scherzte über sich selbst und seine Launen.

Also hatte ich ihn richtig durchschaut.

Wir gingen zusammen ins Theater, der Lord nahm seinen Platz neben uns: Auswahl von Plätzen war noch genug vorhanden, das Haus klassisch leer. Man beklagte im Publikum

die arme Beneficiantin, allein warum habe sie auch so unklug und anmaßlich gewählt?

Das Stück machte einen Eindruck, den wohl nur Wenige erwartet hatten: Egmont im Jahre 1848 und Egmont in der vormärzlichen Zeit waren zwei ganz verschiedene Dramen. Die Volksscenen wirkten hinreißend lebensfrisch, es war als habe der Dichter jeden Zug unserer eigenen Gegenwart abgelauscht, aber auch die Schauspieler gaben ihren Vansen, Jetter, Soest wunderbar getreu nach der Natur: liefen ihnen doch die Originale auf der Gasse und im Wirthshause täglich über den Weg. Die idealen männlichen Charaktere, Egmont und Oranien, wurden freilich schwach gespielt und obendrein gedrückt und verdunkelt von den naturalistischen Männern aus dem Volke. Dafür hob sich Klärchen um so lichter und reiner ab.

Zwar konnten mich die Scenen des ersten Aktes mit der Mutter und Brackenburg nicht ganz befriedigen. Der „tolle Springsinsfeld," wie die Mutter ihr Klärchen bezeichnet, trat etwas zu lebhaft hervor, die zarteren Töne versagten hier und da. Das Publikum war aber doch erwärmt, überrascht, es hatte sichtbar weit Schwächeres erwartet und brach in jenen ächten Beifall aus, der mit Einem Schlag alle Hände bewegt. Man fühlte dieser Schauspielerin an, sie ist eine Natur, eine Kraft, sie kommt plötzlich in ihr rechtes Element, sie regt die Schwingen, wobei sie freilich mitunter noch etwas zu heftig flügelt und flattert.

So genügten denn diese ersten Scenen schon, uns für ein Gastspiel zu entscheiden. Ich ging mit unserm Regisseur, vor dessen bekannter Gestalt sich jede Pforte öffnete, zum Bühnenraum. Sylvia war bald gefunden, freudestrahlend über den guten Erfolg; sie schien uns fast erwartet zu haben. Wir gratulirten, und da Klärchen im zweiten Akte nicht auftritt, so setzten wir uns selb drei etwas seitwärts unter die Donnermaschine, wo wir gemüthlich unsere Verhandlungen begannen, indeß die Volksmänner, dann Egmont und Oranien, nebenan weiter spielten.

Wir boten sechs Gastrollen mit höchst mäßigem Honorar — die Theaterhonorare hatten damals Revolutionskurse und standen noch tiefer als die österreichischen Metalliques. Sylvia war mit Allem zufrieden, nur begehrte sie die sechste Rolle als halbes Benefiz. Das durften wir nicht zugestehen, es ging gegen Brauch und Grundsatz, unsere Abonnenten mit solchen Benefizen, dem Krebsschaden der kleinen Bühnen, zu verstimmen. Eher wollten wir uns zu etwas besserem Honorar erheben; allein Sylvia beharrte auf ihrer Forderung. Wir redeten lange herüber und hinüber, der kurze zweite Akt war zu Ende, der Zwischenakt abgelaufen, der Inspicient winkte, Sylvia flog von der Donnermaschine auf die Scene, der Vorhang ging in die Höhe, und diese selbe Sylvia, welche eben noch die Worte „halbes Benefiz," „Abonnenten," „geringe Gage" zwischen den Lippen hatte, sang „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein" mit einer Innigkeit und kindlichen Wahrheit der Empfindung, daß es uns recht durchs Herz zitterte! Solch ein Uebergang war nur der geborenen Schauspielerin möglich, dem Theaterkinde, welches auf der Bühne großgewachsen war.

Im dritten Akte steigender Beifall. Unübertrefflich schön spricht sie die Worte: „So laß mich sterben. Die Welt hat keine Freuden auf diese!" Sie hatte sich das halbe Benefiz mit diesem Ausruf gewonnen. Unter dem unmittelbaren Eindrucke desselben gingen wir Kunstrichter hinaus auf den Theaterplatz, um uns freier austauschen, berathen und beschließen zu können. Der Lord ging natürlich auch mit. Es war ein erhebender Augenblick, als wir so seelenvergnügt über den köstlichen Fund im Mondschein unter dem Guttenbergs-Denkmal standen; der alte Johannes Gensfleisch schien unserm Rathe zu präsidiren, und unter seinem Vorsitz beschlossen wir, auf die Forderung der Rutland einzugehen, sofort mit ihr abzuschließen und sie wo möglich noch heute Abend nach Wiesbaden mitzunehmen; denn wir fürchteten, der Mainzer Direktor möge nach dem ganz unerwarteten

Erfolg am Ende noch mit neuen Anträgen in die Quere kommen. Wir waren sämmtlich sehr aufgeregt, aber der Lord schwärmte doch am tollsten.

Ich kehrte mit unserm Regisseur hinter die Kulissen zurück. Doch war es uns nicht möglich, die Schauspielerin vor dem Beginn des fünften Aktes wieder zu sprechen. Mit der drängenden Dramatik des Stückes wurde nun auch die Dramatik unserer Scenen hinter der Scene immer drängender.

Erschütternd wirkte Sylvia, als sie die Bürger vergebens zur Befreiung Egmonts aufrief: hier gipfelte ihre Kunst. Es war nicht das gewaltige Pathos einer großen Tragödin, es war ein verzehrendes Feuer, welches in einem kindlich innigen Gemüth nur einmal, nur unter ganz ungeheuren Kämpfen entfacht wird, dann aber auch um so wilder lodert und das zarteste Weib zum Manne macht. Sylvia spielte die Scene, als ob sie nur gerade diesmal so mächtig spielen könne, als ob sie solch eine Lage selber schon erlebt habe. Nicht vorhin, wo ihr Brackenburg das Garn hielt und wo andere Klärchen naiv sind, sondern erst jetzt war sie wirklich die Schauspielerin vom *naiven* Fach, und gerade dies wirkte so tief in dem stürmischen Pathos. Ein endloser Jubel der Zuschauer schallte zu uns herüber.

„Komm', Brackenburg, nach Hause! Weißt du, wo meine Heimath ist?" — als Sylvia mit diesen Worten in die Kulisse trat, wollte ihr mein Begleiter, unser Regisseur, gleich entgegeneilen, um den Vertrag richtig zu machen. Ich hielt ihn am Arme zurück: „Nicht jetzt! Mann! wie können Sie unter der Wucht solchen Eindruckes gleich wieder vom halben Benefiz sprechen! Dieses Klärchen wird Sie vernichten!"

„Sie vernichtet uns nicht," entgegnete er lächelnd. „Wir haben Eile! nur noch Egmonts Monolog, dann jagen sich die Schlußscenen, die Rutland muß sich noch einmal umkleiden, jetzt kann sie mit uns reden."

„Aber *ich* kann es jetzt nicht!" rief ich wüthend und

hielt ihn fest zurück. Er sah mich kopfschüttelnd an, als wolle er sagen: da sieht man doch den Neuling im Bühnenleben!

So verstrich die kostbare Zeit, und wir mußten warten, bis sich Klärchen vergiftet hatte. Nachdem sie das Gift genommen, kamen wir dann auch sofort mit unsrem Vertrag und allen Zugeständnissen. Sie schlug gar fröhlich ein. Die Töne der Beethoven'schen Musik sangen ihr eben die Todesklage. Allein wir waren noch nicht fertig: sie sollte uns noch zwei Punkte zugestehen. Und doch hätte sie unverweilt in die Garderobe gemußt, sich umzukleiden, und nachher als Genius der Freiheit „in himmlischem Gewand," wie Goethe vorschreibt, auf der Wolke zu erscheinen.

Drängend faßte ich Sylvia bei der Hand, und wenn Egmont ohne die Vision der Freiheit diesmal hätte sterben müssen, ich würde sie nicht losgelassen haben, bevor sie uns versprochen, was wir wünschten. Sie sollte gleich morgen die „Dame in Trauer" spielen. Zögernd, widerstrebend willigte sie ein. Aber um zehn Uhr ist die Probe, die Rolle muß noch gelernt werden, Sylvia muß heute noch mit uns nach Wiesbaden fahren. Sie weigert sich. Wir bitten, beschwören, der Inspicient drängt das Klärchen, welches noch immer nicht den Mantel der Freiheit übergeworfen, zur Garderobe, wir jagen uns von drei Seiten wechselsweise in steigendes Fieber; schon ruft Egmont draußen: „Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins, von dir soll ich scheiden!" Sylvia reißt sich los — aber sie sagt zu, an der Thüre der Garderobe. Wir haben gewonnen!

Wir eilten auf den Corridor und ließen unsere Freunde aus dem Parkett rufen, unser Wagen hielt bereits vor dem Theater. Der Lord war ganz verwandelt. Sylvia Rutland war ihm mittelmäßig gewesen, so lange sie mittelmäßigen Beifall gehabt, jetzt war sie die größte Künstlerin. Er ging überall mit der Mehrheit und bedachte nicht, daß das Publikum fast ebenso oft durchfällt wie die Schauspieler. Um-

gekehrt regte sich bei mir auf der Höhe der Begeisterung bereits der Gegenzug der zweifelnden Kritik. Gibt es nicht Irrlichter der sprunghaften Genialität in der Kunst, welche sich plötzlich zu einer ungeahnt hohen Leistung aufschwingen, aber nur einmal — und nicht wieder? Der Contrast von gestern auf heute war mir zu grell bei diesem wunderlichen Mädchen; ich fürchtete den Rückschlag.

Unser Regisseur aber rief: „Wer die Rutland blos aus dem Zuschauerraume sah, der hat nichts gesehen! Ihr Doppelspiel hinter den Kulissen und vor den Kulissen, das war ein Triumph! Ich spiele seit dreißig Jahren Komödie, aber dergleichen ist mir noch nicht vorgekommen. Eine Primadonna, welche als Königin auf dem Throne sitzt, umgeben von ihren Großen, und während des Rittornells durch ihr erhabenes, stummes Spiel imponirt — in der That aber fragt sie den einen Großen, ob er heute (es war Martini) auch eine Martinsgans gegessen? und bemerkt zu dem andern Großen: mit Aepfeln und Kastanien gefüllt, das schmeckt am besten, und singt dann ganz großartig ihre Herrscherarie — solches und ähnliches habe ich wohl erlebt. Aber ein Klärchen, welches die Rolle zum erstenmale spielt und fort und fort mit gleichen Füßen von der erhabensten Poesie in den Kontrakt und vom Kontrakt in die erhabenste Poesie springt, — das ist noch gar nicht dagewesen!"

Profane Worte! und doch, sie gehörten zum Ganzen, und ich dachte wiederum an das krebsrothe Kanape und den Faustmantel.

Das Schauspiel war zu Ende. Als wir Fräulein Rutland, welche das „himmlische Gewand" rasch mit ihren Straßenkleidern vertauscht, zum Wagen führten, riefen sie drinnen noch „Rutland heraus!" Der Lord stand am Schlage, er half der Künstlerin hinauf und erschöpfte sich in Glückwünschen. Er wäre gar zu gerne mitgefahren, allein für ihn gab es keinen Platz mehr.

„Hätten Sie gestern nur mit einer Sylbe angedeutet,

daß Sie herüberkommen wollten, so würden wir einen größeren Wagen genommen haben," sagte ich boshaft. Die Pferde zogen an. „Halt!" rief ich dem Kutscher und winkte dem Lord. Er kam mit einem letzten Hoffnungsschimmer eiligst nachgesprungen, und ich rief zum Wagen hinaus: „Ueber die Schuldknechtschaft der Malayen habe ich eine Quelle aufgespürt: Memoir of the life of Sir Stamford Raffles! — Kutscher fahr' zu! Und — Halt! — was das Creditwesen der Chinesen betrifft, vergessen Sie nicht das Buch von Davis: The Chinese, erster Band!"

Wir rollten davon. Seine Antwort verhallte. Ich glaube, er hat mich sammt allen Schuldgesetzen des Orients und Occidents zum Teufel gewünscht.

Unter frisch herüber- und hinüberfliegenden Gesprächen lustig davon fahrend, wurden die Eindrücke des Abends noch einmal ausgetauscht, bis wir bei der Thorwache in den Kasteler Vorwerken hielten. Der Anblick des österreichischen Unteroffiziers, welcher unsere Passierzettel abnahm und den überzähligen Genius der Freiheit auch ohne Zettel zur Bundesfestung hinaus ließ, brachte Sylvia aus den rauschenden künstlerischen Träumen zuerst wieder in diese reale Welt zurück. Denn sie fragte uns erschrocken und verlegen, wo sie denn absteigen solle in Wiesbaden? Wir entgegneten natürlich, daß wir im ersten Gasthofe für ihre Unterkunft sorgen würden. Allein sie beschwor uns, wieder umzukehren und sie nach Mainz in ihre Wohnung zurückzuführen. Ohne Dienerin, ohne Gepäck, im schlechtesten Hauskleide, die Kapuze eines alten Mantels über das blonde Lockenhaar geworfen, welches noch völlig in der Frisur des Genius der Freiheit auf die Schultern herabrollte — in diesem Aufzuge konnten wir eine respectable Dame doch unmöglich in einen Gasthof bringen, und obendrein um Mitternacht!

Das Mädchen war unbesonnen gewesen, uns im Sturm der sich kreuzenden theatralischen und persönlichen Aufregung so zu folgen, aber wir ehrsamen Bürger und Familienväter

handelten doch noch viel unbesonnener, als wir das arme Kind im Sturme unsres dramaturgischen Amtseifers dazu verleitet hatten. Guter Rath war theuer.

Da erhob sich jenes älteste Mitglied unsers Ausschusses, der würdige Mann, welcher am Vormittag sein fünftes Kind hatte taufen lassen, und den wir im hintersten Winkel des Wagens schon eingeschlafen wähnten, und sagte, es werde seiner Frau ohne Zweifel eine besondere Freude sein, Fräulein Rutland für heute in seinem Hause zu beherbergen. Der Vorschlag wurde dankend angenommen.

Unser trefflicher Freund hatte nichts Kleines angeboten. Als wir vor seiner Thüre hielten, mochte ihm wohl das Herz ein wenig in die Schuhe fallen. Seine Frau, gleich ihm den Künstlern und dem Künstlerleben völlig ferne stehend, hatte ihn bis Mitternacht mit Sehnsucht erwartet und zugleich mit steigendem Groll auf das fatale Theaterehrenamt, welches ihr den Mann sogar am Tauftage entführte. Und nun brachte dieser Unglücksmann vollends eine Schauspielerin zu Gaste mit, deren anmuthiges Köpfchen noch als Genius der Freiheit frisirt war; ja beim Lichte zeigten sich auch noch einige leichte Reste von Schminke auf den verlegen erröthenden Wangen!

Allein Sylvia wußte sich so fein und einnehmend zu geben und erzählte das ganze Abenteuer, welches sie hierher geführt, so liebenswürdig und bescheiden, daß die gute Frau nach einer Viertelstunde schon ihrem Manne vollkommen Recht gab, ja ihn als den Ehrenretter der ganzen Theatercommission bewunderte und freudig die Ueberreste des Kindtaufkuchens zum verspäteten Thee auftrug, während Sylvia den inzwischen niedergeschriebenen Vertrag unterzeichnete.

Ich hatte nicht gesäumt in der späten Stunde noch den betreffenden Band Lessing aus meiner nahen Wohnung herbeizuholen, damit Sylvia in aller Frühe die „Dame in Trauer“ auswendig lernen könne.

Als dann zuletzt die freundliche Hausfrau der jungen

Künstlerin persönlich ins Fremdenzimmer leuchtete, gab sie ihr den Rath, sie möge vor dem Nachtgebet' die Rolle einmal durchlesen, dann aber den Lessing für die Nacht unter's Kopfkissen legen. So habe es die Malibran gemacht, sie habe immer auf der Rolle des nächsten Tages geschlafen, und darum niemals ein Wort auf den Souffleur zu singen gebraucht.

Gerührt folgte Sylvia diesem Rathe buchstäblich und that dabei im dankerfüllten Ueberschwange ihres neuen Glückes, was sie seit Jahren nicht gethan: sie sprach ein altes, fast vergessenes Nachtgebet aus ihren Kindertagen.

Fünftes Kapitel.

Auch das Wagestück mit Lessings trauernder Dame gelang Tags darauf. Die gröberen Zuschauer nahmen gar keine Notiz von der kleinen Rolle, die feiner Gebildeten aber waren erstaunt über den durchdachten Vortrag und rühmten ganz besonders das schüchterne befangene Wesen, welches die Künstlerin so recht im Geiste der Situation hervorzuheben gewußt. Sie ahnten nicht, daß diese Befangenheit zumeist daher rührte, weil Sylvia ihre Rolle erst heute Morgen auswendig gelernt hatte. So erscheinen unsre geheimen Schwächen gar manchmal als besonders feine Vorzüge unsres Charakters — vorausgesetzt, daß wir kluge Schauspieler sind.

Als die Rutland demnächst in einer größeren Rolle auftrat, war das Publikum erstaunt, daß auf so bescheidenen Anfang so Bedeutendes folge, dazu verbreitete sich die Kunde von dem völlig ungeahnten Triumphe, welchen die Künstlerin in Mainz gewonnen habe, und über ihr räthselhaftes Verschwinden von dort wob sich ein kleiner Sagenkreis. Jetzt hatte sie gewonnen Spiel, der Zauber des Ungewöhnlichen ruhte auf ihrem Wesen, also fand man ihre Kunst selbst da ungewöhnlich, wo sie im Grunde gewöhnlich war. Wir

konnten zuletzt nichts Klügeres thun, als den Gast zum dauernden Mitglied unserer Bühne gewinnen.

Niemand war so befriedet von diesem Endergebnisse wie der Lord, aber der Weg, auf welchem wir dazu gekommen waren, ärgerte ihn. Er begriff nicht, daß Sylvia Rutland nur durch kühne Seitensprünge aus dem lähmenden Kreislauf der „brauchbaren Mitgliedschaft" herausschreiten konnte. War er doch selber ein so gar „brauchbares Mitglied" in seiner Sphäre. Es gibt Naturen, die gehen zu Grunde, wenn sie den geweisten Pfad der Zunft und Schule verlassen, andere verderben, wenn sie ihn nicht verlassen. Der Lord warf mir vor, ich ruinire die Rutland durch Förderung ihres sprunghaften Wesens; ich rühmte mich, sie eben dadurch zu retten.

Er fand überhaupt durchweg viel zu wenig Mathematik in unsrem Bühnenregiment und bewies uns öfters, daß auch die Pflege der Kunst auf statistischer Grundlage — in Tabelle und Bild — ruhen müsse. Zu unsrem großen Spaß und seiner lebhaften Genugthuung zeichnete ich eine Gebirgskarte des Kassenerfolges sämmtlicher Theaterstücke und nagelte sie über das krebsrothe Kanape. Bringt man doch das Steigen und Fallen der Getreidepreise, der Staatspapiere, des Nervenfiebers und der Cholera in das Bild einer Höhenkarte, warum nicht auch den berechenbaren Kurs der dramatischen Kunst? Don Juan, Lumpacivagabundus und Robert der Teufel ragten über die Schneelinie; Tasso, der beste Ton und der versiegelte Bürgermeister begegneten sich auf dem Niveau des mittelländischen Meeres; Nathan der Weise lag ein paar hundert Fuß unter der Meeresfläche, gleich dem todten Meere; die Tiphonja von Karl Zwengsahn aber, welche uns und mancher anderen Direktion als „altenglisches" Schauspiel für vierzig baare Gulden war aufgebunden worden, sank noch unter das todte Meer und unter den Nathan, einsam, nur sich selbst vergleichbar.

Ich wuchs um etliche Fuß in der Achtung des Lords, als er diese Gebirgskarte sah.

Allein er wuchs nicht in meiner Achtung, als ich wahrnahm, daß er die vorher so tief unterschätzte Rutland jetzt sehr fleißig besuchte und sich lebhaft um ihre Gunst bewarb. Es ist ein Kreuz aller Bühnenkünstlerinnen, daß sie so viele müßige Besuche dulden und tragen müssen; denn jedem Zurückgewiesenen wäre die Rache so gar leicht. Er braucht am nächsten Abend nur ein klein wenig zu zischen, — der bequemste Ton, den man hervorzubringen vermag, und wie tief schneidet er der Betroffenen ins Herz!

Um diese Zeit erregte eine befremdende Thatsache meine Aufmerksamkeit. Mehrere demokratische Localblätter hatten bisher nur bitteren Tadel über unser Theater ausgeschüttet. Seit Sylvia Rutland engagirt war, verstummte dieser Tadel; man lobte die Künstlerin und schwieg schonend über die vielgeschmähte Direktion. Ich hegte Verdacht, daß der Lord bei diesem Umschwung die Hand im Spiele habe. Zwar hätte er's für unverantwortliche Zersplitterung gehalten, einen gediegenen dramaturgischen Aufsatz zu schreiben; allein für den Nebenzweck des Cultus einer hübschen Schauspielerin leichtfertig zu recensiren, das ist selbst bei dem strengsten Fachmanne keine Zersplitterung und triebe er sonst Astronomie oder Sanskrit.

Doch schwankte mein Verdacht auch nach einer andern Seite. Jener Scholl, welcher mir den Mainzer Theaterzettel ins Haus gebracht, war ein Landsmann und Jugendfreund Sylviens, und eben als ihren einzigen und alten Bekannten in Wiesbaden hatte sie ihn damals ersucht, mir den Zettel einzuhändigen. Er führte ein großes Wort in der demokratischen Presse, sollte er nicht auch ein kleines Wort für seine Landsmännin nebenbei führen, und uns gewogen sein, weil wir sie gehoben, weil wir sie hieher gebracht hatten? Allein es zeigte sich keine Spur eines weiteren Verkehrs zwischen ihm und der Schauspielerin, und Scholl war ein so leidenschaftlicher Politiker, daß sein Herz kaum Raum haben konnte für noch eine andere Leidenschaft.

Wir grüßten uns neuerdings beim Begegnen, und er legte da und dort ein auffallendes Wohlwollen für mich an den Tag. Einmal stellte er mich geradezu auf der Straße und redete mir ins Gewissen wegen meiner politischen Ketzerei. Tief bekümmerten Tones beschwor er mich, abzustehen von meinen Angriffen auf die Demokratie, mir drohe Gefahr, furchtbar werde die Volksrache in kurzer Frist hereinbrechen und uns Alle zermalmen. Es wurde mir ordentlich angst, nicht vor der drohenden Volksrache, sondern vor der wohlmeinenden Exaltation dieses Mannes, der sich zu meinem Schutzengel berufen glaubte.

Eine noch merkwürdigere Scene begab sich bald nachher. Ich ging eines Abends durch die belebte, aber sehr dunkle Langgasse. Wie mein Schatten folgte mir ein junger Bursche und sang mir mit lauter Stimme „Heiopopeio!“ ins Ohr. Uns Männer von „Freiheit, Gesetz und Ordnung“ höhnte man damals nämlich mit diesem Wort und Gesang, weil die Gegner sagten, wir wollten mit der politischen Wiegenliederweisheit unsers Vereines das Volk einschläfern wie ein Wickelkind. Ich ließ den Burschen lange Zeit ruhig singen und ging meiner Wege. Plötzlich aber sprang ein anderer Mann herzu, ich hörte eine, zwei kräftige Ohrfeigen schallen, so rechts und links, der Sänger verstummte und lief pfeilgeschwind in eine Seitengasse. Die Ohrfeigen saßen fest, und kein Doktor konnte sie wieder abnehmen, leider aber hatte sie der Unrechte gekriegt, ein Schusterjunge, welcher ganz harmlos und still gleichfalls hinter mir drein ging und sich nun heulend beklagte über die irrthümlich geschenkte Gabe. Mein Rächer, der so blind dreingefahren, beschwichtigte ihn, und dieser Rächer war — Herr Scholl.

Ich drückte ihm mein Erstaunen aus über eine rettende That, deren ich nicht bedurft und die ich von ihm am wenigsten erwartet hätte. Allein er erklärte, es sei ihm eine Ehrensache gewesen, mir Genugthuung zu verschaffen. Als Menschen müsse er mich ehren, wenn er mich auch als politischen

Gegner hassen müsse, übrigens sei er mir auch persönlich zu Dank verpflichtet. Der Frage, wodurch ich denn Anspruch auf seinen so seltsam dargelegten Dank gewonnen habe? wich er aus und verschwand im Dunkeln.

Am Ende konnte doch nur die schöne Landsmännin Ursache sein, daß sich Herr Scholl für meinen Schuldner hielt. Sylvia betheuerte auch diesmal wieder, der arme, ungestüme Flüchtling sei ihr eben blos ein Landsmann, nichts weiter. Ging denn im particularistischen Deutschland die Treue der bloßen Landsmannschaft so weit, daß ein Haupt der Demokraten mich in seinen politischen Schutz nahm und mir zu Ehren seinen eigenen Parteigenossen ohrfeigte, einzig darum, weil ich seine Landsmännin in meinen künstlerischen Schutz genommen hatte? Freilich konnte sich der exaltirte junge Mann auch in einer stillen Leidenschaft für die Landsmännin verzehren, von welcher dieselbe gar nichts ahnte. — „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?"

Bald jedoch wurde diese Vermuthung durch einen andern Vorfall wieder zurückgedrängt. Eines Morgens öffnete sich weit die Thüre unsers Bureaus, wo ich einsam saß, Reichstagsverhandlungen über die Grundrechte lesend, und herein drang der ganze weibliche Chor und pflanzte sich in zwei Halbchören rechts und links in das enge Zimmer, wie er's von der Bühne her gewöhnt war. Wir lebten in der Zeit der Sturmpetitionen, und unsere Choristinnen hatten sich eben auch zu einer Sturmpetition erhoben. Die Chorführerin des rechten Flügels, eine sehr starke Person von bereits ehrwürdigem Alter trat vor und überreichte mir eine Beschwerdeschrift, welche sie mit einem mündlichen Vorwort erläuterte. In diesen Tagen des Umsturzes, so begann sie, schüttle alles Volk lästige Pflichten und Leistungen ab, beim weiblichen Chor hingegen benütze man das Halbdunkel eines schwankenden Uebergangszustandes, um ihm ganz unvermerkt neue Lasten zu den unzeitgemäßen alten aufzubürden. Der Theaterschneider verwische tückisch die Gränzen der französischen und deutschen

Garderobe, ja die Gränzen zwischen Rock und Mieder, er wolle das deutsche Kleid französisch und nachgerade jeden Rock zum Mieder machen, der Theaterkasse zum Vortheil, den armen Choristinnen aber zu einer unerschwinglichen Last, welche als dauerndes Servitut einzuwurzeln drohe. Sie seien gekommen, hiergegen zu protestiren.

Ich verstand von alledem kein Wort und bat, man möge mir doch diese Erläuterung ein wenig erläutern.

Darauf gab die Führerin des linken Halbchores, eine hagere Brünette, in klarem Vortrag mit leider sehr ausgesungener Stimme folgenden verständlichen Aufschluß: Alles was man in der Theatersprache „deutsche Garderobe" nennt (alte und neue Charakter-Costüme) wurde von der Direktion gestellt, bei der „französischen Garderobe" hingegen (elegant modernes Kleid) hatte die Direktion nur für den Rock zu sorgen, das Mieder mußten die Choristinnen selber beschaffen und umgestalten. So war der überlieferte Rechtszustand. Der Schneider aber wurde beschuldigt, allerlei deutsche Tracht französisch zu nennen und die Röcke für einen bloßen Ausfluß des Mieders zu erklären — gleichwie Napoleon Holland eine bloße Anschwemmung des Rheines genannt hatte — lediglich um jene Gegenstände der Nadel und dem Beutel der Choristinnen aufzubürden. Wie bei so vielen Rechtshändeln erging es auch hier; das strittige Objekt verdarb unter dem Streite, die „elegant moderne" Tracht des weiblichen Chores kam jämmerlich herunter. Darum, so schloß die Rednerin, handle sich's nicht blos um das Recht, sondern auch um die Ehre des Chores. Wenn sie im zweiten Akte der Regimentstochter als ein glänzender Zirkel von Gräfinnen und Baronessen erschienen, und die Chorführerin, als Herzogin von Craquitorpi, entrüstet frage: „Beträgt man sich so gegen den höchsten Adel des Landes?" dann werde der Chor sammt seiner Herzogin regelmäßig ausgelacht; denn der höchste Adel pflege doch nicht entfernt in solchen Kleidern einherzugehn.

Ich verhieß rascheste Abhülfe jeder gegründeten Beschwerde

und versprach eine genaue Feststellung der natürlichen Gränzen zwischen deutsch und französisch und Rock und Mieder bei der Commission zu befürworten, erlaubte mir aber auch eine dramaturgische Bemerkung. „Das Publikum, meine Damen, lacht nicht über Ihr Costüm, welches freilich sehr einfach aber doch kleidsam und anständig ist; es lacht über etwas ganz anderes. Würden Sie sich allesammt einer wahrhaft vornehmen Haltung in Gang und Geberde befleißigen, würde namentlich Ihre Herzogin jenen Satz mit ächt aristokratischem Stolze sprechen, ich wette darauf, keinem Menschen fiele es fürder ein, bei dieser Scene zu lachen."

Das war ein Wort zur bösen Zeit. Verschiedene unter den Anwesenden hatten wechselsweise schon die Herzogin gespielt, sie fühlten sich alle persönlich beleidigt. Sie wollten mir in ihrer Gegenrede zeigen, daß sie wohl aristokratischen Stolz besäßen, den ich gekränkt habe. Vergebens suchte ich das entbrennende Wortgefecht auf höhere Gesichtspunkte zurück zu leiten, vergebens ihnen darzuthun, daß gerade ihre gegenwärtige Heftigkeit nicht aristokratisch sei, so wenig wie das lächerliche Uebermaß ihres Tones und ihrer Geberden und auch des beanspruchten Putzes auf der Bühne. Die verschiedenen Herzoginnen drangen von drei Seiten auf mich ein, der Zirkel der Gräfinnen und Baronessen grollte im Hintertreffen, nur im Rücken war ich noch durch das große Kanape gedeckt.

Da öffnete sich die Thüre und Fräulein Rutland erschien, höchst erstaunt, mich von einer so erdrückend großen Schaar aufgeregter Damen bedrängt zu sehen. Ihr Anblick gab mir einen erleuchteten Gedanken. Ich wollte den Herzoginnen durch die That beweisen, daß ich Recht habe, wie weiland der Lord dem französischen Flötisten. Darum schnitt ich augenblicklich allen weiteren Wortwechsel ab und entließ den Chor, halb in Gnaden, halb in Ungnaden.

Als wir Beide allein waren, bat ich die Künstlerin stracks um einen großen Gefallen: sie möge nur ein einzigesmal mir

zu Liebe die Herzogin von Craquitorpi spielen, ganz im Costüm der Chorführerin, ihr Name solle nicht auf dem Zettel stehn, kein Mensch um das Vorhaben wissen, sie habe nur einen Satz zu sprechen, aber in diesem Satz müsse sie ächt, wahr und groß sein, wie Talma in zwei Worten am größten war: „Tiens! lis!“

Die Rutland glaubte anfangs, ich habe den Verstand verloren, daß ich ihr die Craquitorpi zumuthe, nachdem ich jedoch den eben erlebten Auftritt mit dem weiblichen Chore geschildert und ihr gezeigt hatte, wie fein sie durch ihr edles Spiel den Choristinnen darthun könne, daß der Fluch des Lächerlichen diesmal weder am Rock noch am Mieder hafte, fand sie meinen Plan äußerst lustig und schlug lachend ein. Sie spielte mir die Craquitorpi auch gleich zur Probe: einmal als eine Herzogin aus dem Chore, dann als eine wirkliche Herzogin. Der Contrast wirkte unaussprechlich komisch. Diese Sylvia war doch ein Teufelsmädchen.

Allein ganz unerwartet wendete sich die Sache bei der Vorstellung. Unmittbar vor dem Beginne kam Sylvia zu mir, sie war höchst aufgeregt und bat mich flehentlich, ihr die Craquitorpi zu erlassen. Vergebens erklärte ich ihr, daß dies jetzt unmöglich sei, habe sie die Rolle auch nur aus persönlicher Gefälligkeit übernommen, so dürfe sie doch in diesem letzten Augenblicke nicht wieder zurücktreten. Sie beschwor mich, sie schmeichelte, sie drohte: ich blieb fest, um so mehr, da sie den Grund ihrer heftigen Weigerung schlechterdings nicht enthüllen wollte. Sie schalt mich gar einen Barbaren, der ihren Frieden zerstöre, ihr Glück zertrümmere; allein übertriebene Worte ist man bei Schauspielerinnen gewöhnt und Eigensinn und Launen nicht minder: ich blieb fest. Da sie erkannte, daß ich durchaus nicht zu beugen sei, so rief sie endlich: „Gut! Ich werde mich zu Grunde richten! ich werde spielen!“ und entfernte sich mit einem Blick voll tiefen Grolles und Schmerzes.

Fast fürchtete ich, sie werde uns dennoch stecken lassen und

im entscheidenden Augenblick gar nicht erscheinen. Allein sie kam, vortrefflich in Gang und Haltung, vom Publikum unerkannt. In den Worten „Beträgt man sich so gegen den höchsten Adel des Landes?" zitterte gekränkter Stolz, fast war es, als kämpfe sie beim letzten Tonfall mit dem verbissenen Weinen des Zornes — kein Mensch im ganzen Hause lachte, ich hatte gewonnen! — aber als sie langsam abgehend in die Kulisse zurückkam und ich ihr dankend entgegentrat, machte sich das verbissene Weinen in einem Thränenstrome Luft, sie schleuderte meinen Dank weit hinweg, und rief vor Wuth bebend: „Sie haben mich gezwungen! Es ist Alles aus und vorbei! O wüßten Sie, hartherziger Mann, was Sie gethan haben!" Vergebens waren alle meine Versuche, sie zu beruhigen, oder auch nur zu näherem Aufschluß zu bewegen. Mit demselben stolzen tragischen Schritte, mit welchem sie eben die Bühne durchmessen hatte, eilte sie davon.

Anderen Tages besuchte ich sie, redete ihr aufs freundlichste zu: vergebens! sie ging in keiner Sylbe mehr auf den Vorfall ein; sie war ruhig geworden, aber kalt, eiskalt, es war als hätte ich die zarteste Saite ihres Innern zerrissen, sie behandelte mich fremd, feierlich, förmlich. Zuletzt erwachte auch mein Stolz, ich brach ab und wir verkehrten fortan nur noch im dürftigsten Maße und in den gemessensten Formen.

Ich schöpfte starken Verdacht gegen den Lord: gewiß, er hatte Fräulein Rutland in der letzten Stunde bestimmt, ihre Rolle nicht zu spielen. Dieser lustige Versuch, der so keck über den Bann des Herkommens hinaussprang, mußte ihm höchst verkehrt, ja für Sylvia verderblich erscheinen. Und also besaß dieser glatte, kluge, feine, aber von aller Kunst und Poesie verlassene Mann bereits solch eine Gewalt über die Künstlerin! Nicht aus Angst über einen theatralischen Mißgriff konnte sie mich so heftig beschwören, zürnte sie mir jetzt so leidenschaftlich. Der Lord stand ihr ohne Zweifel weit näher als ich geahnt, er hat mit dem Bruch seiner Liebe gedroht, wenn sie mir folge, wenn sie sich zu einer Choristen-

rolle herabwürdigen lasse. Sie hatte mich einen Barbaren, sie hatte mich hartherzig genannt: der Lord war der Barbar gewesen, welcher sie schonungslos in einen Conflikt zwischen ihrem Wort und ihrem Herzen stürzte. Das war die Saite, die er, nicht ich, zerrissen hatte; aber auf mir ruhete jetzt ihr Groll. Und diesen Mann hatte ich durch diese Sylvia besiegen wollen: er hatte mich durch sie besiegt! Auch zweifelte ich jetzt keinen Augenblick mehr, daß jene plötzlich umschlagenden „Stimmen der Presse" eigentlich nur Stimmen des Lords gewesen seien. Einer jungen Schauspielerin schreibt man den wirksamsten Liebesbrief in Form einer Recension: er kommt sicher an seine Adresse.

Ich begegnete dem Lord, und richtig, sein erstes Wort war ein Tadel über den Mißbrauch, welchen ich mit dem Talente der Rutland treibe. Er kam mir gerade recht; ich rief: „Sie haben die Rutland aufgewiegelt gegen die Direktion!"

— „Nicht im mindesten! Aber Sie wiegelten die Rutland auf gegen den Chor! der Chor ist nicht belehrt, er ist empört durch Ihr tolles Experiment."

Also wußte er Alles; nur Sylvia konnte es ihm erzählt haben. Er fuhr fort: „Sie verderben das Mädchen; das Publikum weiß gar nicht, was es aus einer Künstlerin machen soll, die heute die Craquitorpi spielt und morgen die Leonore Sanvitale."

— „Wenn sie dadurch nur um so besser lernt, was sie aus sich selber machen soll."

— „Sie lehren sie das Publikum verachten."

— „Das Buhlen um den Erfolg, um den Beifall des blinden Haufens ist der Ruin unserer Schauspieler."

— „Der Erfolg ist ein Gottesurtheil!"

— „Nur müßten wir dann auch den Erfolg des Erfolges kennen! Denn was uns gestern der Gipfel des Erfolgs dünkte, erscheint uns morgen oft als ein Grundstein des Mißerfolges. Darum berufen sich nur schlechte Künstler und gewissenlose

Staatsmänner auf das Gottesurtheil ihres augenblicklichen Erfolges."

Nun waren wir gegenseitig im schönsten Zuge. Die schärfsten Spitzen unsers innersten Wesens kehrten sich wider einander. Der Lord ging überall mit der Mehrheit, er folgte dem großen Strom, der herrschenden Schule, der siegenden Partei; ich hatte allezeit das wärmste Herz für die aufstrebende befehdete Minderheit; was zur allgemeinen Herrschaft kam, das wurde mir sofort verdächtig, und am liebsten ging ich ganz meine eigenen Wege. Wir kamen in wachsendem Streite auf die letzten Probleme der Politik, der Kunst, der Lebensphilosophie und was der Eine schwarz nannte, das war dem Andern weiß. So irrten wir weit, weit ab von der schönen Schauspielerin, über welche der Streit entbrannt war, aber wir behielten sie doch immer im Sinne. Ich glaube, wir standen zuletzt bei der christlichen Kirche, welche im apostolischen Zeitalter, da sie noch klein war, unterdrückt, eine verfolgte Minderheit, eben auch am reinsten und größesten gewesen ist, während sie in dem Maße entartete, als ihre Herrschaft wuchs und Land um Land eroberte. Weiter drangen wir nicht vor in der Weltgeschichte und schieden, die fruchtlosen Worte abbrechend, als bittere Feinde.

So war mit einem Schlage all der fesselnde Verkehr zwischen drei so eigen gearteten Menschen zersprengt, und die erste und letzte Schuld trug doch nur der Theaterschneider, welcher die natürliche Gränze zwischen Rock und Mieder verwischt hatte.

Sechstes Kapitel.

Ging ich von nun an gleich fremd und kalt an Sylvia vorüber, so hörte ich doch nicht auf, das seltsame Mädchen mit heimlicher Theilnahme scharf zu beobachten. Schon das Räthsel ihres Wesens mußte mich dazu verlocken, auch wenn ich ihr im Herzen weniger gut gewesen wäre.

Dieses Geheimniß, welches auf ihrer Kunst und ihrer Person ruhete, sollte sich mir aber endlich doch enthüllen. Und zwar durch ein neues, scheinbar noch dunkleres Räthsel, worin ich endlich den Schlüssel zum Ganzen fand.

Monate waren verstrichen, der Frühling 1849 ergrünte, doch sah's im deutschen Reiche nicht gar frühlingsartig aus: das Parlament siechte seinem traurigen Ende entgegen, im revolutionären Lager schwärmte und summte es wieder: „Kampf für die Durchführung der Reichsverfassung" hieß das Schlagwort, welches durch die Reihen lief.

In dieser Zeit gaben wir eines Abends ein neues Lustspiel; Fräulein Rutland spielte die drollig neckische Hauptrolle mit viel Humor. Während des ersten Zwischenaktes ließ mich einer meiner Collegen aus dem Parkett auf die Bühne rufen, es liege ein dringender Fall vor, welchen er allein nicht entscheiden könne. Ich fand ihn Sylvien gegenüber, die sich wie ermattend und gebrochen an die Vorkulisse lehnte — im schimmernden Putze der ausgelassenen Rolle, womit sie eben vor den Lampen entzückt hatte, aber ach, in Wahrheit tief betrübt, mit dem Weinen kämpfend. Sie reichte mir die Hand, — zum erstenmale wieder seit der unglückseligen Herzogin von Craquitorpi, — und erzählte, daß sie vorhin einen Brief erhalten habe: ihre Mutter liege in Koblenz schwer krank darnieder; sie bat schluchzend um drei Tage Urlaub. Allein kein Einzelner von uns konnte Urlaub ertheilen, solche Gesuche gehörten verfassungsmäßig vor die gesammte Commission. Mich hatte sie wohl nicht im Hause vermuthet? Gleichviel. Sie bat so rührend, der Gegensatz der lustigen Rolle und ihres tiefen Kummers griff uns ans Herz; es haftete Gefahr auf dem Verzug, kein Dritter war augenblicklich aufzutreiben, geschweige die ganze Commission, also überschritten wir unsere Vollmacht, gaben ihr den Urlaub, suchten sie zu trösten und hießen sie morgen früh in Gottesnamen ziehen. Sie dankte so innig und warm und ich ging hinweg als habe ich ein gutes Werk gethan.

Ein Zufall führte mich nach einer halben Stunde noch einmal auf die Bühne, wiederum zu einem Zwischenakte. Es ging hinter dem Vorhange recht lustig zu. Das Orchester spielte draußen einen Walzer, und die Schauspieler machten sich die lockende Musik zu Nutze, um mit ihren Damen im tollsten Wirbel auf und ab zu tanzen. Ich trat aus den Kulissen hervor, prallte aber sogleich wieder zurück: — die ausgelassenste von allen Tänzerinnen war Fräulein Sylvia Rutland, sie scherzte und lachte so laut, daß man's fast im Zuschauerraume hätte hören können!

Ich war versteinert. Also hatte sie uns belogen; ihre Thränen waren Theaterthränen gewesen, ihr Kummer Maske, sie hatte die gottloseste und zugleich abgedroschenste aller Lügen angewandt, um uns drei Tage Urlaub zu wer weiß welchem Zwecke abzulisten! Man fällt bei einer Theaterdirektion öfters aus allen Himmeln, aber so garstig war ich noch niemals herabgefallen. Dienstmägde, die zur Kirchweih nach Hause wollen, machen's ja häufig gerade so wie diese bezaubernde Sylvia: sie heulen der Herrschaft ein Stücklein vor und sagen, ihre Mutter liege im Sterben. Kommen sie dann von der Kirmeß zurück, so ist die Mutter urplötzlich wieder gesund geworden.

Sollte ich zwischen die tanzenden Paare treten und mit einem Blick das falsche Mädchen vernichten? Ich schwankte. Da gab der Inspicient das Zeichen, die Paare flogen auseinander, ein Jedes stellte sich flugs an seinen Platz, der Vorhang ging auf und die Komödie begann wieder. Sylvia spielte den letzten Akt mit ganz besonderer Laune, mit einer Heiterkeit, welche so frei aus der Seele perlte, wie sich's einem wirklich betrübten Herzen mit gar keiner Kunst abzwingen läßt.

Der Vorhang war gefallen, die Zuschauer verschwanden, der Souffleur kroch aus seiner Höhle, die Lampen wurden gelöscht, nur da und dort leuchtete noch eine Laterne der Werkleute aus dem Dunkel, nach und nach huschten die Schauspieler aus der Garderobe über die verödete Bühne und eilten

nach Hause. Ich schritt im Hintergrund des Bühnenraumes auf und nieder, gemessenen Ganges gleich einer Schildwache. Endlich kam Sylvia, die Letzte, aus der Garderobe; tief in ihren Shawl verhüllt, wollte sie an mir vorübergleiten. Ich trat ihr in den Weg. Sie fuhr zusammen und blieb wie eingewurzelt stehen. — Wir schwiegen Beide.

Sie brach zuerst die unheimliche Stille. „Sie haben mich erschreckt! Was hält Sie noch hier? Man wird die Thüre schließen."

— „Ich war versunken, Sylvia, im Anschauen der schneidenden Gegensätze, die sich rastlos in diesem Hause jagen. Auch wann der Vorhang gefallen ist, auch wann die Lampen erloschen sind, schreitet der Geist der Poesie durch diese Räume, doch wie ernst und mahnend hebt er jetzt den Finger! Vor Minuten noch jubelte hier die überschäumende Freude, tobte die Leidenschaft, prahlte die Eitelkeit im Glanz von hundert Lichtern — und jetzt! — Alles so stumm und todt, so leer und kalt und dunkel! Das Schweigen keines Kirchhofs spricht erschütternder, wie so ein ausgestorbenes Theater. Alle die bunten Gestalten verstiebt! nur Einer schleicht noch dort durch die dämmernde Tiefe: Hamlet, den Schädel Yoricks in der Hand. Hinweg mit dem Gespenste! — Seltsame Gedankensprünge: — ich gedachte auch Ihrer, Sylvia. Es ist ein hartes Tagewerk, lustig sein zu müssen, wenn's im Herzen stöhnt und dröhnt. Armes Kind, wie bedauere ich Sie! Kaum die Thräne aus dem Auge gewischt, leuchtend fröhlichen Herzens vor der Menge zu stehen, die Gedanken bei der todtkranken Mutter, während die Lippe scherzt und lacht, und nun, wo der Vorhang gefallen ist, das volle öde Dunkel dieser Räume auch in Ihrer bekümmerten Seele!"

Sie schwieg. Ich faßte ihre Hand; sie zitterte heftig in der meinigen. „Leichter wohl ist es," fuhr ich fort, „die Trauernde zu spielen bei innerem Jubel, Thränen zu heucheln, wenn man lachen möchte!" — ich sprach das kalt wie einen Gemeinplatz, aber ich blickte ihr scharf ins Gesicht: sie konnte

mein Auge selbst in diesem Halbdunkel nicht ertragen. „Doch die Kunst,“ begann ich wieder. „ist Selbstvergessen, und indem sie uns eine Stunde Selbstvergessen schafft, erweckt sie uns durch Qualen den wundersamsten Trost. Nur heischt Ihr Beruf fast zu viel jenes Selbstvergessens und fordert es auf die Minute nach dem Zeiger der Theateruhr; — da geschieht es dann so manchem Schauspieler, daß er aus lauter Kunst des Selbstvergessens zuletzt sich selbst verliert.“

„Und also halten auch Sie's für Sünde aufs Theater zu gehn?“ fragte Sylvia kleinlaut, um endlich doch ein Wort zu finden, wobei man gewöhnlich das unpassendste trifft.

„Für Sünde? Nicht im Mindesten! Bleiben Sie wahr trotz allen Masken der Bühne, bleiben Sie sich selber treu, und Ihr Beruf ist so hoch und rein wie irgend einer anderen Kunst. Wahrheit, Sylvia, darin liegt's! Und nun reisen Sie in Gottesnamen zu Ihrer kranken Mutter, und bedenken Sie, daß Gottes Segen Jeden begleitet, der nach Wahrheit ringt und an seine Barmherzigkeit glaubt und treuen Sinnes ist, auch wenn er Komödie spielt.“

Wir verabschiedeten uns. Sylvia war verwirrt und beschämt; sie vermochte kaum mein Lebewohl zu erwidern. Vorhin im Zwischenakt mit der Schminke auf den Wangen konnte sie mich belügen; jetzt war die Schminke abgewischt, da ging's nicht mehr: sie schwieg und zitterte. Also war sie doch noch nicht gar verloren.

Ich that mir etwas zu gut auf meine Bühnenpredigt, gewiß sie hatte gewirkt, und ich zweifelte kaum, daß Sylvia des andern Tages zu mir kommen werde mit reumüthigem Geständniß. Allein sie kam nicht. Dagegen erschien unser Kassenbeamter im Bureau und berichtete, daß verschiedene Gläubiger Beschlag gelegt hätten auf einen Theil der Gage von Fräulein Rutland. Also erst sechs Monate hier und schon Schulden! Und doch lebte Sylvia höchst einfach, fast dürftig, und aus den eingereichten Rechnungen erhellte, daß sie durchaus keine Verschwenderschulden gemacht hatte. Die

nothwendigsten Lebensbedürfnisse waren unbezahlt. Was hatte das tolle Mädchen dann aber mit ihrem Gelde angefangen?

Ich war nochmals wie aus den Wolken gefallen. Doch faßte ich nach meiner Art die Sache gleich wieder von ihrer guten Seite und sprach zu mir: Sylvia ist so schlimm nicht, wie sie scheint; denn erstlich hat sie mich nicht fein, sondern plump belogen, wo sie doch aus zahllosen Rollen des naiven Fachs das feine Lügen so bequem hätte lernen können; zweitens konnte sie nur ordentlich lügen, so lange sie geschminkt war, und drittens macht sie Schulden. Schöne Schauspielerinnen, welche andere Leute in Schulden stürzen, die sind schlimm; aber schöne Schauspielerinnen, welche selbst noch Schulden machen, sind alleweil die schlimmsten nicht.

Nach drei Tagen kehrte Fräulein Rutland zurück. Ihre Mutter war natürlich ganz unverhofft genesen.

Ich fand das Mädchen von da an auffallend verändert; sie war nachdenklich, schweigsam, auf der Bühne häufig zerstreut, ihr Geist war nicht bei ihrer Kunst, nicht bei der umgebenden Welt, ihre Leistungen wurden merklich schwächer, ungleicher. Mir ging sie wieder überall aus dem Wege. Ihrer Schulden halber doch wohl kaum. Schulden kommen beim Theater öfters vor, und Gagenabzug auf Antrag unhöflicher Gläubiger konnte dem geborenen Theaterkinde kaum etwas Neues sein. Sie fürchtete sich vor mir ohne Zweifel wegen etwas ganz Anderem. Aber weßwegen? Man mußte ihr Zeit lassen. Ein Theaterkind verschließt seine Geheimnisse nicht jahrelang.

Siebentes Kapitel.

Kurze Zeit nachher — in der ersten Hälfte des Juni — machte ich eine kleine Reise an die Lahn. Doch duldete mich's nicht lange dort in den friedlichen Waldthälern; in Baden und der Pfalz fochten die Schaaren der Aufständischen mit den Preußen und den Reichstruppen, der Geschützesdonner

rollte fernher von der Bergstraße zu unserm Taunus herüber, die Unruhe über den Ausgang des traurigen Kampfes trieb mich früher, als ich gewollt, wieder nach Wiesbaden zurück.

Abenteuerliche Gerüchte schlugen unterwegs an mein Ohr, als ich von Idstein über's Gebirg zum Wiesbadener Thalkessel hinabwanderte. In Ober-Seelbach erzählte man mir, Peucker sei bei Ladenburg völlig geschlagen worden, in Niedernhausen — eine halbe Stunde weiter — Darmstadt sei vom Revolutionsheere genommen, in Naurod — abermals eine halbe Stunde weiter — Wiesbaden stehe bereits in hellem Aufruhr. Ich beschleunigte meine Schritte und war recht froh, daß mein Weg so von hinten her durchs Sonnenberger Thal und die Kursaalanlagen in die Stadt bog, von wo ich erst ein wenig recognosciren konnte, um mit meiner mißliebigen Person doch nicht so geradezu wider eine Barrikade zu rennen.

In den Anlagen war's verdächtig stille, nur ein einziger Mann spazierte zwischen den Akazien und Platanen auf und ab. Er scheint mich zu erkennen, er winkt mir zu und eilt herbei: — es ist der Lord. „Eine große Neuigkeit!“ rief er schon von Weitem. (Wir hatten so lange kein Wort mit einander getauscht, aber freilich erschütternde Ereignisse lösen auch verfeindeten Menschen die Zunge.)

„Also gibt's wirklich Straßentumulte in Wiesbaden?“ fragte ich. — „Nicht entfernt! Bei uns herrscht tiefster Friede.“ — „Und Peucker wurde nicht bei Ladenburg von den Aufständischen geschlagen? — „Das war nur eine Schlappe, keine Niederlage; im Gegentheil, Mieroslawski concentrirt das Hauptquartier des Revolutionsheeres immer weiter rückwärts. Aber Fräulein Sylvia Rutland ist vorgestern in dieses Hauptquartier abgereist, und das ist meine große Neuigkeit!“

Ich hielt den Schlußsatz anfangs für einen schlechten Spaß; der Lord betheuerte hingegen, es sei bitterer Ernst — „doch“ — fügte er hinzu, „sie ist nicht als Amazone dorthin gezogen mit der Pistole im Gürtel, sondern als tief betrübte Braut.“

Ich bat um näheren Aufschluß und er sagte, den vermöge er um so sicherer zu geben, als die Rutland ihn geradezu beauftragt habe, mir die Gründe ihres Schrittes und manches andere Räthselhafte klar zu machen. Er sei gleichsam der bestellte Vollstrecker ihres letzten Willens.

So gingen wir denn in den schattigen Anlagen auf und ab, und der Lord erzählte. Als höchst ordnungsliebender Mann begann er seinen Bericht ganz von vorn; vergebens bat ich, daß er ihn zur Steuer meiner Ungeduld doch lieber von hinten anfangen möge.

„Sie erinnern sich eines Herrn Scholl; er war Flüchtling, Hauslehrer und Volksredner und stammte aus Sylviens Vaterstadt. Das Kind einer angesehenen Beamtenfamilie, war er vornehm nach Maßstab des Ortes, Sylvia gering. Aus Spielkameraden wurden Schulkameraden, aus Schulkameraden Jugendfreunde, aus Jugendfreunde Liebende, aus heimlich Liebenden heimlich Verlobte, wie das so zu gehen pflegt. Der junge Mann rannte sich ins Unglück, mußte fliehen, verarmte, aber Sylviens Liebe verlor er darum nicht. So stand die Sache, als diese Rutland in Mainz spielte, noch viel eifriger jedoch nach Wiesbaden zu kommen trachtete. Sie waren damals, verehrter Freund, wie mir däucht, in einer kleinen Selbsttäuschung befangen; Sie glaubten, überwältigt von Ihren künstlerischen Ideen habe Sylvia den Egmont vor leeren Bänken zum Benefiz gewählt und die fingerlange Rolle der Dame in Trauer zur Antrittsrolle. Die Schauspielerin würde das niemals gethan haben, aber die Liebende that es. Es war der Zug zum Bräutigam, was Sie für den Zug zur idealen Kunst hielten."

Der Lord sagte das mit stillem Hohne, so niederträchtig kalt und spitzig. Allein konnte ich ihm widersprechen? Doch weiter!

Er fuhr fort. „Und noch eines: ich habe mir's niemals zu reimen vermocht, wie eine" (mit scharfem Accent) „mittelmäßige Künstlerin, die bis dahin nur so dürftigen Erfolg

gewann, in der Aufruhrscene des Egmont plötzlich so groß werden konnte. Jetzt ahne ich den Grund. Sie spielte eine Scene, welche sie selber erlebt, in Gedanken wenigstens mit sich durchgerungen, Herr Scholl war ihr Egmont — möge mir's Goethe verzeihen! — sie spielte sich selber und sie war und ist eine heißblütigere Demokratin als selbst ihr ungestümer Geliebter."

„Dann muß sie's aber doch recht heimlich gewesen sein," fiel ich ins Wort; „mir wenigstens hat sie's nie im leisesten Zuge verrathen."

„Ganz gewiß! Das Theaterkind war äußerst offenherzig und plauderte hundert Dinge aus, von welchen andere Mädchen schweigen. Aber in der Hauptsache machte sie's doch wie alle Mädchen: von ihrer innersten Leidenschaft schwieg sie, und diese Leidenschaft loderte in zwei verbundenen Flammen — der Politik und der Liebe."

„Und hat sie Ihnen denn davon geredet?"

„Nein! bis vorgestern nicht. Aber stören Sie doch nicht den geordneten Gang meines Berichtes. Die Schauspielerin vom naiven Fach fühlte sich in den heiligsten Momenten ihres Lebens als jener Genius der Freiheit, welcher dem Geliebten den Lorbeerkranz entgegenhält, als jener Genius mit den wallenden Locken, den Sie in Mainz in Ihren viersitzigen Wagen packten und so schnöde vor mir fünftem Manne entführten. Sylvia hatte einen großen Zug zu Ihrer Person, aber die Kluft der politischen Partei hinderte doch das letzte, tiefste Verständniß. Die Künstlerin ertrug Ihre Verachtung der Majoritäten, die politische Schwärmerin war erzürnt darüber. Und ähnlich zwiegetheilt in dankender Verehrung und schroffer Gegnerschaft suchte und floh Sie der Geliebte Sylviens. Dankerfüllt, daß Sie ihm die Braut hierhergebracht und mehr noch, daß Sie und Ihre Collegen das schutzlose Mädchen zu einer ehrenvollen Stellung erhoben und in die achtbarsten Familien der Stadt geführt, hemmte er den Strom des Tadels, welchen die Blätter seiner Farbe bis

dahin so reichlich über die Theatercommission ergossen hatten. Er möchte Sie gerne in seinen Schutz nehmen und hätte Sie noch viel lieber bekehrt. Und im Grunde waren Sie ihm und Sylvien sehr nahe verwandt: alle drei excentrische, idealistische Naturen, welche nur durch äußere Verhältnisse in drei ganz verschiedene Wege geschleudert worden sind."

Der Lord hatte nicht Unrecht. Mir fiel's wie Schuppen von den Augen. Zunächst verstand ich jetzt jenen nächtlichen Auftritt in der Langgasse. Nicht der Demokrat: der dankbar Liebende hatte dem Schusterjungen trotz aller Demokratie die irrthümliche Ohrfeige gegeben. Erführe das der Schusterjunge gleich mir, er würde sich eine ganz eigene Philosophie über den Causalnexus der menschlichen Dinge bilden. Dann aber ging mir auch noch ein höheres Licht auf. Ich hatte Sylvien in vielen Stücken klar durchschaut und doch das Wichtigste übersehen, ich hatte vergessen, daß sie ganz und gar ein Kind ihrer Zeit war. Wir schrieben ja 1848 und 1849, und nicht einmal die Schauspielerin vom naiven Fach, wenn sie Kopf und Herz und Nerv und Leidenschaft besaß, konnte damals anders als in politischer Luft leben. Und also hatte ich Sylvien so fein beobachtet und dennoch schief: ich trieb den ganzen Tag Politik und Culturgeschichte, nur der neckischen Künstlerin trat ich, wie zum Ausruhen, rein als Künstler, als Mensch, als Psycholog gegenüber und hätte doch selbst zu ihr den Culturhistoriker mitbringen müssen.

Der Lord erzählte weiter: „Sylvia machte Schulden; es sind durchweg politische Schulden gewesen. Was sie einnahm, das schenkte sie dem Geliebten, aber nicht für ihn, er wäre trotz seiner Armuth viel zu stolz gewesen, dergleichen anzunehmen, sondern für die Partei. Und so ließ sie den Bäcker, den Schuster, den Schneider unbezahlt und schickte ihre Gage in die Kassen der demokratischen Vereine. Als dann die Gläubiger drängten, wandte sich das leichtsinnige Mädchen an mich und erschloß mir plötzlich ihr Vertrauen. Ich Thor glaubte, das sei nun endlich der Zug ihres Herzens, den ich

so lange hervorzulocken bestrebt war. Ach, es war nur der Drang ihrer Schulden! Das ungebildete Theaterkind glaubte, ein Volkswirth sei ein Advocat, und weil ich mich stadtkundigerweise mit der Theorie des Credits beschäftige, so suchte sie bei mir ein Geheimmittel, wie sie die Wiesbadener Geschäftsleute bewegen könne, ihr noch etwas länger zu pumpen! Herr Scholl erfuhr natürlich nichts von ihrer Noth; der wähnte, sie schöpfe nur so aus dem Vollen; und ich glaubte mich von ihr geliebt! Aber die Komödie der Irrungen ging noch weiter. Sie selbst traten nun auch ins Spiel, Sie glaubten mich begünstigt von Sylvien, sahen Sylvia beeinflußt durch mich und schoben mir's in die Schuhe, daß Sylvia sich geweigert hatte, die Craquitorpi zu spielen. Der ächte, aber unbekannte Geliebte war's, welcher ihr eingeredet hatte, sie würdige sich herab in der Choristenrolle, die Sturmpetition der Choristinnen hatte dem Demokraten imponirt, er jubelte, daß sogar der weibliche Chor eines Hoftheaters von den freiheitlichen Formen und Ideen der Zeit ergriffen sei, er wollte es nicht dulden, daß seine Sylvia sich dazu hergebe, den Chor zu beschämen zu Gunsten eines aristokratischen Kunstprincips, zur Genugthuung für einen Verächter der Majorität. Darum drohte er seiner Braut mit förmlichem Bruch, wenn sie die Herzogin wirklich darstelle. Dennoch erzwangen Sie die Rolle; aber Sylvia grollte Ihnen dafür als einem herzlosen Barbaren, der eigensinnig ihr Lebensglück bedroht hatte und söhnte sich niemals wieder ganz mit Ihnen aus, obgleich sie sich mit dem Geliebten sehr bald wieder versöhnte. So kreuzte sich abermals Politik und Liebe selbst bei der Herzogin von Craquitorpi. Und ich armer, unschuldiger Mann erntete Ihren Haß, blos weil Sie mir die Annäherung der Rutland neideten, welche doch nur schuldenhalber geschehen war."

„Jetzt aber kommt die Katastrophe. Neue Gewitterwolken sammelten sich am politischen Himmel in diesen Frühlingstagen. In Sachsen und Baden entbrannte der gewaffnete Aufruhr, Sylvia und ihr Geliebter wähnten, daß dies die

letzte siegreiche Erhebung des deutschen Volkes sei, der letzte heilige Krieg. Scholl wollte ins badische Land eilen und Sylvia selbst bestärkte ihn unter Thränen in seinem Entschluß. Allein bevor er zum Kampfe zog, forderte Sylvia, daß der Mann, welcher ihr bisher nur vor Gott und unter vier Augen verlobt war, zu ihrer alten Mutter reise (der Vater ist längst gestorben) und der Mutter das Geheimniß offenbare, damit sie Beide den Segen der alten Frau mitnähmen in die bevorstehenden Tage der Angst und Ungewißheit. Die Mutter lebt in Koblenz. Sylvia hat Sie bei diesem Anlaß hintergangen; sie gab vor, zum Krankenbette ihrer Mutter zu reisen; die Lüge that ihr bitter leid, sie beschwor mich, Ihnen dies zu sagen, aber sie konnte nicht anders. In der wilden, sich selbst betäubenden Freude über die beginnende Entscheidung des vaterländischen wie des eigenen Geschickes schwebte sie an jenem Abend zwischen Qual und Wonne, ihre Thränen waren so aufrichtig, wie die stürmisch ausgelassene Lust des Tanzes, worin sie die Thränen erstickte. Und ihre Erschütterung, da Sie ihr nachher auf der dunkeln, verlassenen Bühne zu Herzen sprachen, war tief, nur allzu tief, das läßt sie Ihnen durch mich heilig betheuern. Als sie von Koblenz zurückgekehrt, als der Bräutigam ins Feld gezogen, war sie wie verwandelt: emporgehoben und zu Boden geschlagen von widersprechenden Gefühlen schwankte sie auf der Bühne irrend umher wie im täglichen Leben, ja sie glaubte oft gar nicht mehr leben zu können."

„Da erhielt sie vor einigen Tagen die Nachricht, daß ihr Bräutigam in den Kämpfen an der Bergstraße auf den Tod verwundet worden sei. Bei dieser Kunde dachte sie zuerst, seltsam genug, an jenen Auftritt im dämmerigen Bühnenraume, wo Sie ihr ins Gewissen geredet, und der Gedanke, daß jetzt die ächte Botschaft vom Sterbelager des Geliebten die Sündenstrafe sei für jene erdichtete Botschaft vom Sterbelager der Mutter, wodurch sie damals den Urlaub zur Verlobungsreise rasch hatte erhaschen wollen, brachte sie fast zum

Wahnsinne. Aber sie ermannte sich. Gewöhnt, seit ihrer Kindheit selbständig zu handeln — beim Theater lernen's auch die Frauen — beschloß sie sofort, zur Revolutionsarmee zu reisen, vielleicht, daß sie den Geliebten noch lebend fände, ihn noch pflegen und trösten könne. Diesmal, bei der wahren Trauerkunde, ist sie ohne allen Urlaub abgereist."

„Vorgestern frühe erhielt ich drei Zeilen von ihrer Hand: dringend bat sie um meinen augenblicklichen Besuch. Ich glaubte thörichterweise, nun beginne für mich der eigentliche Roman und Sylvia werde mir auch noch über etwas ganz anderes ihr Herz ausschütten als über ihre Schulden. Ich fand sie in stürmischer Vorbereitung zur Abreise und statt zu einem Romane sah ich mich gleichsam als Notar zur Entgegennahme ihres Testaments berufen. Sie erzählte mir Alles, was ich Ihnen eben mitgetheilt habe und vertraute es mir als ein Geheimniß für Sie und nur für Sie. Die Zeit drängte. Ich begleitete Sylvien zum Bahnhofe, sie war noch lange nicht zu Ende, man rief zum Einsteigen, sie war immer noch nicht fertig; sie befiehlt mir, bis Hochheim mitzufahren, ich folge, und so vollendete sie dann im Wagen ihre Beichte, und auf dem Hochheimer Bahnhofe schickte sie mich ebenso kurz und bündig wieder heim, wie sie mich vorher hatte mitfahren heißen. Ich war so gerührt, daß ich erst zu Hause beim Anblick meiner Bücher über den Credit und die Schuldgesetze mich entsann, welche beschämende Rolle ich diesen Morgen eigentlich vor mir selber gespielt hatte."

So sprach der Lord und verabschiedete sich. Ich war nicht böse, daß er ging; denn es fröstelte mich in seiner Gegenwart.

Lange Zeit beherrschte Sylviens Bild mein Sinnen und Denken in jeder einsamen Stunde. Ihr verschlossenes Gemüth hatte für Ideale geschwärmt, von welchen wir nichts ahnten, und zuletzt eine Tragödie durchgerungen, während wir in ihrem Verkehre nur die feinsten Lustspielscenen fanden. Welch ein Abgrund ist doch das Menschenherz und welch ein ewiges

Räthsel das Weib, — vorab eine Schauspielerin vom naiven Fach!

Der Bräutigam starb an seinen Wunden, aber die Braut sah ihn noch in den letzten Augenblicken. Ich mußte an ihr Klärchen denken, wie sie als Genius der Freiheit auf der Wolke ruhete und ihrem Helden erst dann den Lorbeerkranz von ferne zeigen konnte, als er zum Tode ging.

Sylvia Rutland kam nicht wieder nach Wiesbaden. Wir erfuhren nur, daß sie lange Zeit schwer krank in Karlsruhe gelegen habe. Nachher verlor ich jede Spur von ihr trotz vielfachen Forschens. Seit sich mir die Räthsel ihres seltsam sprunghaften Wesens gelöst, viel tiefer als ich erwarten konnte, seit sie mir nur als ein Traum der Erinnerung vorschwebte, war sie mir eigentlich erst recht ans Herz gewachsen. Ihre dichterische Gestalt verwob sich mir untrennbar mit dem Bilde der beiden politischen Sturmjahre, ja mir dünkte manchmal, sie sei die liebenswürdigste symbolische Verkörperung jener ganzen Zeit, in all der kindlichen Thorheit, der unreifen und doch oft so edlen Schwärmerei, in all dem Humor und der Tragik, worin damals unsere jugendlich heißen Köpfe loderten (mochte man uns nun Demokraten nennen oder Reaktionäre), aber geläutert und frei von alle dem Rohen und Gemeinen, was den begeisterten Aufschwung jener Tage geschändet hat.

* * *

Vierzehn Jahre waren verflossen.

Es gab längst keine deutsche Revolution mehr, sondern einen wiedererstandenen Bundestag und keine Wiesbadener Theatercommission, sondern eine restaurirte adelige Hoftheaterintendanz. Der Lord war bald nach jenem letzten Gespräche von Wiesbaden weggezogen, und ich hatte nichts Weiteres von ihm gehört. Sein Buch über „die Theorie des Credits“ erschien im Jahre 1850; fleißig gearbeitet, schul- und parteigerecht, vollgepfropft von fremdem Material, fand es den

größten Beifall der Kritik, und wurde erst im nächsten Jahre wieder vergessen.

Mein Lebensgang führte auch mich bald von Wiesbaden hinweg in ein anderes deutsches Land zu neuer Arbeit, neuem Berufe, und es däuchte mir allmählich fast wie ein Traum, daß ich vor Zeiten auch einmal hatte Theater dirigiren helfen.

Im Herbste 1863 befand ich mich in Tegernsee. Ich kam eines Abends vom Fockenstein herab und ließ mich bei Auwinkel über den See rudern. Die Luft leuchtete in goldener Klarheit, nicht die leiseste Welle kräuselte den grünen Wasserspiegel; ich hieß den Schiffer ganz leise und langsam fahren und trank in großen Zügen den himmlischen Frieden der Landschaft, welche zu schlummern, zu träumen schien und doch so hellen Auges mir ins Auge schaute. Leichter Ruderschlag hinter uns unterbrach die Stille. Es war ein sogenannter „Grönländer," eines jener winzig kleinen Schifflein, so flach gebaut, daß sie kaum übers Wasser ragen, aber äußerst rasch und lenksam. Zwei Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren und eine ältere Dame saßen darin und die ältere ruderte und steuerte gewandt und anmuthig; schien es doch, als würden die drei Gestalten in ihren hellfarbigen Kleidern nur so unmittelbar vom Wasser getragen und glitten von selber über den Spiegel; denn den Körper des Schiffchens sah man kaum. Sie fuhren langsam an mir vorüber, die ältere Dame hielt die Ruder an und betrachtete mich scharf; ich kannte sie nicht. Sie schwammen weiter, beschrieben einen großen Kreis und kamen dann abermals zu meinem Kahne, es war ein förmliches Recognosciren. Und richtig, man hatte mich jetzt erkannt. Die anmuthige Schifferin rief mich grüßend bei Namen. Die Stimme klang wie ein Echo aus alten längst versunkenen Tagen — ja! sie war's! jetzt erkannte auch ich Gestalt, Gesicht, Zug für Zug: es war Sylvia Rutland!

Wir reichten uns die Hand von Kahn zu Kahn und ließen unsere beiden Schifflein ganz stille neben einander fortgleiten

zum nahen Ufer und fanden anfangs kaum, was wir reden sollten.

Da stellte mir Sylvia die beiden jungen Mädchen vor als ihre — Stieftöchter. Sie war nicht mehr Fräulein Rutland, sie führte den Namen eines berühmten Wiener Arztes, welchen sie als Wittwer geheirathet hatte.

Ich fuhr zusammen: das hatte ich nicht erwartet. Nach einer solchen Katastrophe, wie Sylvia sie erlebt, einen Wittwer heirathen! Mir war's, als würde das dichterisch geweihete Bild des schwärmerischen Mädchens, welches bis dahin immer zarter, duftiger, geisterhafter in meinen Gedanken geworden war, plötzlich zerrissen und in den Staub geworfen. Sie hätte sterben müssen am gebrochenen Herzen, oder einsam, groß im stillen Dulden, ihrem Schmerze fortleben und ihrer zum rein tragischen Pathos aufsteigenden Kunst. Und nun hatte sie einen Wittwer geheirathet mit zwei ganz netten erwachsenen Töchtern!

Ich wagte kaum sie anzusehen, allein da ich's dennoch wagte, wurde ich doppelt irre. Sie war nicht mehr so schön wie sonst, aber Gesicht und Haltung dünkten mir noch edler, verklärt von stillem Frieden: eine solche Erscheinung konnte nicht zur gewöhnlichen biederen Hausfrau hinabgestiegen sein.

Wir hatten am Ufer beigelegt. Die Gegenwart der beiden Töchter taugte doch nicht zu näheren Bekenntnissen. Also trennten wir uns für heute; ich zeigte ihr das Häuschen seitwärts auf dem Hügel, wo ich mit meiner Familie wohnte, und sie verhieß für morgen einen Besuch mit ihrem Manne.

Ich konnte andern Tages die Stunde kaum erwarten. Endlich erschien Sylvia mit den Töchtern und dem Gemahl, einem feinen, würdigen, vielerfahrenen Arzte, voll Geist und einnehmenden Wesens. Schon sein erster Eindruck tröstete mich ein wenig. Damit wir Zeit und Muße fänden zu freiem Austausche, schlug ich einen Spaziergang ins Kreuter Thal vor, der mit Freuden angenommen wurde. In stattlicher Colonne bewegten sich unsere beiden Familien die sanften

Wiesengründe längs der Weißach hinauf, und bald genug war ich mit Sylvia an der Spitze des Zuges, etwas voraus den Uebrigen, vertieft im Hören und Berichten dessen, was wir Beide seitdem erlebt hatten. Wir wußten uns so viel zu erzählen, daß das ganze Kreuter Thal dazu nicht lang genug war. Also fasse ich, was ich damals und später aus ihrem Munde erfuhr, in wenige Worte zusammen.

Als Sylvia nach dem Tode ihres Bräutigams in Karlsruhe schwer erkrankt zurückgeblieben war, hielt sich dort eben jener Wiener Arzt mit seiner ersten Frau vorübergehend auf, dessen zweite Frau sie später werden sollte. Er selber wurde von einem Karlsruher Collegen an das Krankenbett des Mädchens geführt, welches man bereits aufgegeben hatte, und ihm gelang es, sie zu retten. Gerührt von ihrer Verzweiflung und ihrer hilflosen Lage sorgte er für ihr nächstes Fortkommen, und da Sylvia dazu die besondere Liebe seiner damals schon leidenden Frau gewann, bot er ihr eine Stelle in seinem Hause an als Gesellschafterin seiner Gemahlin.

Allein in all dem Elende ihres Krankenlagers hatte Sylvia nur bei dem Gedanken der Rückkehr zu ihrer Kunst noch Trost gefunden und sich unzähligemale die Worte wiederholt, welche ich ihr einst in dem verlassenen Bühnenraume gesagt und selber längst wieder vergessen hatte: „daß Gottes Segen Jeden begleitet, der nach Wahrheit ringt und an seine Barmherzigkeit glaubt und treuen Sinnes ist, auch wenn er Komödie spielt.“ Seltsam genug zogen sie diese Worte mit einem förmlichen Zauber wieder zur Bühne zurück.

Es gelang ihr aber zunächst nur bei ganz kleinen Theatern aufzutreten und auch hier ohne allen Erfolg. Sie hatte vordem sich selbst gespielt und konnte nur sich selbst spielen: darin lag das Geheimniß ihrer zeitweilig so überraschend ächten Leistungen und dann auch wieder ihres nicht minder auffallenden Mißlingens. Als sie selber noch begeistert war in Liebe und politischer Schwärmerei, da wußte sie den Schwung ihres eigenen Wesens auch auf ihre Rollen zu über-

tragen und riß alle Hörer mit sich fort. Jetzt, wo ihre Liebe wie ihr politisches Hoffen gleicherweise ins Grab gesunken waren, wo Kummer und Noth und Trauer sie umlagerten, jetzt konnte sie nur kalt und traurig spielen, ihre Schwingen waren gelähmt. Wer nicht sich selbst spielt, der ist kein wahrer Künstler, sondern höchstens ein ausgelernter Virtuose, allein wer nur sich selbst spielen kann, der mag ein Meteor sein, welches jäh und blendend aufleuchtet; gar bald jedoch wird es seiner Kunst gebrechen an Tiefe, Breite und Bestand.

So war es bei Sylvien. Völlig entmuthigt verließ sie zuletzt die Bühne. In der blinden, verzweifelnden Sorge um die Nothdurft des Lebens wandte sie sich an den Lord, welcher zufällig damals am gleichen Orte verweilte und erbat sich seinen Rath und Beistand. Darin konnte sie eben die Schauspielerin nicht verleugnen, daß sie sich von diesem Manne hatte imponiren lassen, weil er so fein und vornehm that, so gewählte Kleider trug, so reines Hochdeutsch sprach und immer mit aristokratischem Umgang prahlte. Sie glaubte an seine außerordentliche Lebensklugheit und an einen Adel der Gesinnung, welcher der Aechtheit seiner Parfüms und dem noblen Strich seiner gescheitelten und mit dem Brenneisen gekräuselten Haare vollkommen entsprechen müsse. Diesmal aber zerriß die Täuschung: für eine vom Mißlingen verfolgte, von Kummer und Krankheit gebeugte Schauspielerin hatte der Lord kein Interesse. Er wies sie glatt und herzlos ab und zu ihrer tiefsten Entrüstung erfuhr sie sogar hintendrein, daß er ihre treuen Bekenntnisse, welche sie damals in Wiesbaden so vertrauensvoll für mich in seine Hand gelegt, zu allerlei verleumderischen Anekdoten ausgebeutet hatte, womit er prahlte und seine Genossen ergötzte.

Erst nach dieser bitteren Erfahrung gedachte sie meine Hilfe anzusprechen; allein ich war ihr völlig aus den Augen gekommen, und überdies hätte sie bei aller wahren Zuneigung mir niemals das mindeste praktische Geschick zugetraut (das war die Folge ihres ersten Eindruckes bei der Scene mit dem

französischen Flötisten) und fürchtete und schämte sich auch ein wenig vor mir seit der bekannten Nothlüge und meiner darauf folgenden Bühnenpredigt.

So kam sie zuletzt auf den eigentlich nächsten Ausweg; sie schilderte brieflich ihre Lage jenem Wiener Arzte, und der brave Mann wiederholte die früher von ihr selbst abgelehnte Einladung und nahm sie in sein Haus. Dort pflegte sie die langsam hinsiechende Gattin ihres zweimaligen Helfers und Retters, sie war zuletzt die vertrauteste Freundin der Sterbenden. Sie erzog die beiden Mädchen; der Arzt, ein feiner Menschenkenner, glaubte seine Töchter keinen reineren Händen übergeben zu können als den Händen des Theaterkindes. Und mit Recht. Wer in der doppelten Prüfung der Bühne und des Lebens bestanden hat und rein und tüchtig daraus hervorgegangen ist, der kann Töchter erziehen trotz der geschultesten Gouvernante, und wenn er gleich im Souterain eines Theatergebäudes geboren und zwischen den Kulissen großgewachsen wäre.

So vergingen zehn Jahre. Sylvia hatte eine neue Heimath gefunden, worin sie nun völlig eingebürgert saß; aller äußere Zusammenhang mit ihrem früheren Leben war abgeschnitten, kein Mensch stand ihr mehr nahe, den sie in ihrem Künstlerwirken gekannt, die Welt war eine andere geworden, sie selber eine andere, nur ihr treues Gemüth bewahrte noch fest und heilig, was sie vordem Alles in Liebe und Schmerz in sich selber durchgerungen hatte. War es ein Wunder, war es ein Unrecht, daß aus dem befriedenden Walten im fremden Hause zuletzt ein Walten im eigenen Hause wurde? Es gibt Verhältnisse zwischen Mann und Weib, die sich allmählig, still und nothwendig zur Ehe auswachsen, fast wie von selber. So geschah es auch bei Sylvien und dem Arzte. Sie war längst die Mutter seines Hauses gewesen, bevor sie die Stiefmutter ward.

Sie hatte ihre Jugendliebe verloren, ihre Kunst, und die stürmischen Ideale ihrer jugendlichen politischen Schwärmerei

waren — nicht blos für sie allein — längst begraben mit ihrem Geliebten. Nur eines noch war ihr übrig geblieben: der Beruf des Weibes. Den hatte sie zuletzt gefunden und in diesem Berufe den Frieden.

Jetzt war ich versöhnt mit ihrem Lebensgange. Er führte zu anderen Zielen, als ich erwartet hatte, aber sie faßte ihn groß und dichterisch schön und er war es auch. Auch jetzt wieder spielte sie sich selbst, im edelsten Sinne; denn die reine Weiblichkeit war trotz aller Larven und Irrgänge des Bühnenlebens doch immer ihr eigenstes, bestes Theil gewesen und diesen inneren Adel, der das Theaterkind nicht untergehen ließ, hatte ich geahnt, wenn ich gleich sonst in stäter Täuschung verstrickt war; der Lord aber, welcher den äußeren Schein weit schärfer durchschaute, ahnte nichts von diesem Kerne.

Jener leuchtend klare, friedenvolle Abend auf dem Tegernsee, da ich ihr auf spiegelglatter Flur wieder begegnete, blieb mir fortan das Sinnbild ihres zum heiligen Abendfrieden verklärten Wesens. Und noch viel nachdrücklicher als damals in Wiesbaden sprach ich manchmal, Sylviens gedenkend: welch ein Abgrund ist doch des Menschenherz und welch ein ewiges Räthsel das Weib, vorab eine Schauspielerin vom naiven Fach!

Nun muß ich aber auch noch erzählen, wie es dem Lord erging! auch er hatte einen ganz unerwarteten Weg gemacht. Ein Jahr, nachdem sein vortreffliches Buch über den Credit erschienen war, vertauschte er die Theorie der Kunst reich zu werden mit der Praxis: er heirathete die Erbtochter eines großen Cigarrenladens in Frankfurt a. M. Ach, es war noch in der guten alten frankfurtischen Zeit, wo nach gangbarem Sprüchwort jedes Bürgermädchen der freien Reichsstadt dem Fremden an sich schon dreihundert Gulden werth war, weil sie das Frankfurter Bürgerrecht gratis zur Aussteuer mitbrachte. Und die Braut des Lords war noch dreißigtausend Gulden mehr werth. Jammerschade, daß solchergestalt

der Lord der Wissenschaft nicht treu geblieben ist, er wäre gewiß ein berühmter Gelehrter geworden. Er besaß alle nöthigen Eigenschaften: kein Mensch konnte ihm vorwerfen, daß er eigene Gedanken habe oder irgend ursprüngliche wohl gar künstlerische Form der Darstellung; er beschränkte sich einseitigst auf seinen Stoff (schöne Schauspielerinnen ausgenommen), folgte bolzgerade der Methode seiner Lehrer, war unermüdlich fleißig, correspondirte mit allen Fachgenossen, lauschte auf jeden Lufthauch der Kritik und drehte dann allemal seine Windfahne bewundernswürdig nach der stärksten Strömung. Wahrlich er verdiente die erste Note in allen Stücken, und würde eine ungemein rasche Laufbahn gemacht haben, sei es in der gelehrten Welt oder in der Bureaukratie.

Leider zog er, ein ächtes Kind dieses praktischen Jahrhunderts, den müheloseren und lohnenderen Weg des Cigarrenhandels vor und setzte sich in seinen erheiratheten Laden.

So oft ich seitdem nach Frankfurt komme, besuche ich diesen Laden und kaufe mir sechs Cigarren. Der Lord ist so klug, neben seinen Commis in Person die Käufer zu bedienen, allein er thut es vornehm und gemessen wie ein Lord. Manchmal schon betrachteten wir uns, als wolle Einer den Andern mit Seume's Canadier fragen:

„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"

— doch immer blieb das Wort unausgesprochen.

Und der Lord fragt jedesmal, mir die sechs Cigarren überreichend, fein und vornehm: „Wünschen Sie Eine anzuzünden?" Und ich antworte noch um einen halben Ton vornehmer: „Nein!" und gehe meiner Wege.

Reiner Wein.

(1864.)

Erstes Kapitel.

Es ist eine ganz eigene Empfindung, vom Pferde zu fallen, so eigen, daß sie sich gar nicht genau beschreiben läßt: man muß sie einmal erlebt haben oder noch besser mehrmals. Es fällt sich so überraschend geschwind! Ich meine, wenn wir eben erst Sitz und Bügel verloren haben, so ist die Spanne Zeit, bis wir uns selbst am Boden wiederfinden, verzweifelt kurz; in all der Geschwindigkeit aber können wir gar viel uns denken und vorstellen; denn ein Pferd ist schnell und ein Fall noch schneller, aber die Gedanken sind doch alleweil am schnellsten.

Das erfuhr Franz Hertorf vom Roßmarkt in Frankfurt, als er beim Stückschießen von 1664 über die Festwiese ritt. Er lenkte den stolzen Schimmelhengst Cyrus recht straff und keck, und wie er des alten Schöffen Lippold Silberborn mit seiner schönen Tochter ansichtig wurde, ließ er das Pferd majestätisch im kurzen Galopp ansprengen. Da krachte unversehens unter der Nase des Reiters ein Böller los, das Feuer schlug ihm fast ins Gesicht, daß er jäh zusammenfuhr, und weil der Reiter erschrak, so erschrak das Pferd doppelt, that einen Seitensprung in den Graben, welcher die kanonirenden Bürger von den Zuschauern trennte, brach in die Vorderbeine, warf sich aber im Nu mit wüthender Schnellkraft wieder empor, schleuderte den Reiter weit ab und jagte mitten in die Schußlinie der Geschütze. Fast im selben Augenblicke stand aber auch der Reiter schon wieder auf den Füßen, sprang dem Thiere nach, das plötzlich wie eingewurzelt stehen

geblieben war, faßte es fest mit der Linken am Zügel, klopfte ihm ohne eine Miene des Zornes oder der Strafe gutmüthig lächelnd mit der Rechten auf den Hals und sagte: „Cyrus, Cyrus! warum hast du mir das gethan?“ Dann schwang er sich leicht wieder in den Sattel und lenkte das immer noch zitternde und scheuende Roß mit sicherer Führung über den Graben zurück.

Handumkehrt, wie man drei zählt, war die Geschichte verlaufen. Aber was dachte der Reiter nicht Alles in der Geschwindigkeit! Ein ganzer Liebesroman war mit ihm durchgegangen und vom Pferde gefallen.

Er wußte wohl, welch gefährliches Thier er ritt, allein Cyrus war der stolzeste Hengst, drum hatte er ihn eigens für heute gewählt. Und war er, Franz Hertorf, gleich nur ein neu eingebürgerter Weinhändler, so wollte er sich doch der Jungfrau Susanna Silberborn, die aus den edlen Geschlechtern des Hauses Limpurg stammte, als einen leibhaften Ritter zeigen. Mit diesen Gedanken galoppirte er an dem Schöffen und seiner Tochter vorbei. Und als er den aufbäumenden Hengst nicht mehr halten konnte und instinctmäßig nach der Mähne griff, da dachte er: „Nein! Susanna schaut auf dich: lieber ritterlich herunterfallen, als unritterlich oben bleiben!“ und hielt sich getreu diesem schönen Gedanken, am Zügel statt an der Mähne, wodurch er dem Cyrus das Maul blutig riß, daß ihn derselbe nun erst ganz unfehlbar abgeworfen hätte, auch wenn er kein Weinhändler gewesen wäre. Indem er dann aber auf die Wiese hinausflog, sah er einen Stein und dachte: „Dort wirst du Dir den Schädel zerschmettern; das ist nun ein ganz besonderes Erlebniß und wird der Jungfrau Herz erweichen!“ Allein er hatte den Satz noch gar nicht recht ausgedacht, so stand er auch schon wieder ganz heil auf den Beinen und wußte weniger wie er jetzt so geschwind in die Höhe, als wie er vorhin so geschwind heruntergekommen war. Und da er nun dem verteufelten Cyrus nachlief, quer durch die Schußlinie, meinte er, eine Stückkugel

werde ihm den Kopf vom Rumpfe reißen; aber dann sterbe er für Susanna. Dies war nun eigentlich ein Unsinn; denn Jungfer Susanne ahnte nicht das Mindeste von seiner Liebesschwärmerei: was hätte es ihr also für Nutzen gebracht, wenn ein Weinhändler vor ihren Augen zwiefach den Kopf verloren hätte, figürlich und natürlich? Dennoch gab ihm grade jener gedankenlose Gedanke so stolzen Muth, daß er sich kühn wieder auf den scheuen Hengst schwang und geschlossenen Sitzes wie ein Stallmeister unter die staunende Menge zurückritt.

So wie er sich aber hier wieder auf sicherem Boden und in sicherem Gange fühlte, brach alle seine Spannkraft mit einem Male. Es überfiel ihn eine Scham und ein Schreck über das eben Erlebte, daß die zitternden Kniee kaum mehr Schluß zu halten vermochten, und so trabte er barhäuptig (der Hut war auf der Wiese geblieben) und geduckt nach Hause, und als das Pferd endlich von selbst vor dem Stalle stehen blieb, rutschte er im Absteigen herunter, als ob er das Fallen noch einmal probiren wolle.

Allein der Schreck kam nicht bloß nach, sondern nach dem Schrecken auch der Trost.

Ein Augenblick war wie ein Lichtstrahl in seine Seele gefallen und leuchtete jetzt wieder hell auf. Als ihn das Pferd abwarf, hatten alle Umstehenden gelacht; nur Susanne lachte nicht, sie wurde leichenblaß und schrie und zitterte. Das hatte er bemerkt, ja hätte er's nicht so scharf bemerkt, so wäre er vielleicht fester im Sattel geblieben. Jener Schrei wurde ihm zu Hause am einsamen Abend zum beglückenden Wahrzeichen: war es nicht der erste Laut der Theilnahme für ihn, welcher der vornehmen Jungfrau über die Lippen gekommen?

Freilich kannte er den ganzen Verlauf dieser Theilnahme nicht. Genau besehen erging es nämlich folgendermaßen. Als Susanne den Reiter so hochgemuth heransprengen sah, sagte sie zu ihrem Vater: „Da kommt der junge Hertorf und sitzt wie ein rechter Geck auf dem großen Gaule.“ Im An-

blick des Sturzes erblaßte sie dann freilich und schrie, wie Frauenzimmer pflegen, und war eine ganze Weile versteinert vor Schrecken. Doch erholte sie sich bald und sagte lächelnd: „Für einen Weinhändler ist der junge Mensch nicht übel vom Pferde gefallen.“

Wie seltsam aber streiten oft eines Mädchens Worte und Gefühle! es klang dennoch ein warmer Ton bewegend aus der Stimme, welche diesen kalten Spott so leichtsinnig hinwarf.

Zweites Kapitel.

„Unsere erste Begegnung,“ — so nannte Franz Hertorf bald nur seinen Sturz auf der Festwiese, natürlich ganz still für sich, denn über derlei Dinge plaudert man nicht. Und er entsann sich dabei, daß schon einmal ein solcher Fall berühmt geworden war in der Geschichte der Geschlechter des Hauses Limpurg.

Als nämlich Ambrosius Glauburger im Jahre 1498 mit einem Herzog von Braunschweig turnierte und denselben aus dem Sattel hob, ließ er sich zu Ehren des Herzogs mit herunterfallen. Die Geschichte war abgemalt am Tanzhause zum ewigen Gedächtniß, wie vornehm ein Frankfurter Patrizier sei, daß er mit einem Herzog seine Lanze gebrochen, und wie artig, daß er den Herzog nicht allein habe vom Pferde fallen lassen.

Franz meinte, die beiden Fälle seien nahe verwandt: was Ambrosius Glauburger aus Höflichkeit, das habe er aus Liebe gethan. Denn es däuchte ihm nachgerade fast, er sei auch mit Absicht nur so ein wenig herabgeglitten, bloß um das Auge der spröden Jungfrau desto sicherer auf sich zu ziehen, und man könne nicht wissen, ob diese erste Begegnung dereinst nicht auch einmal irgendwo abgemalt werde.

Der Vergleich mahnte ihn dann aber auch mit Schrecken

daran, welch große Kluft bestehe zwischen jenen alten Geschlechtern, die mit Fürsten turniert hatten, jeden bürgerlichen Erwerb verschmähend, nur der Wissenschaft, dem Kriegsdienste oder ihrer freien Muße lebten, vornehmlich aber „sehr difficile im Heirathen“ waren — und ihm, dem neueingewanderten Kaufmanne. Allein, wer noch jung und schön ist und dazu ein erlesenes Weinlager am Roßmarkte hat, der sieht auch weingrünen Muthes in die Welt, und also dachte Franz Hertorf, es gebe zweierlei Edelleute, solche, die adelig geboren sind, und solche, die adelig leben und handeln, und wenn er nur diesen zweiten Adelsbrief in den Augen der Jungfer Susanne gewinne, so werde sie den Mangel des ersten wohl vergessen.

Also fuhr er nun recht hoch hinaus. Er wollte Unerhörtes thun, Thaten, wie man sie einem gewöhnlichen Weinhändler gar nicht zutraut.

Weil es aber nicht mehr wie in der Ritterzeit Riesen und Drachen zu erschlagen gab, so begann er damit, daß er ein Fuder Hochheimer Zweiundfünfziger zu zweihundert Reichsthalern ersteigerte. Es war ein köstlicher Wein, und man nannte den Jahrgang damals nur „das Wunderjahr;“ aber zweihundert Reichsthaler war auch ein Preis, den selbst für dieses edelste Gewächs kein Mensch noch gezahlt hatte. Die reichsten Käufer boten bis zu 150 Thalern; doch Franz Hertorf rief: „Zweihundert!“ und alle verstummten und fragten sich staunend, wie denn der Weinhändler so übertheuren Wein wieder an den Mann bringen wolle?

Das war aber bald geschehen; denn schon des andern Tages schenkte Hertorf das ganze Fuder dem Heiligen-Geist-Spital zum Labetrunk für Genesende mit der einzigen Bedingung, daß die Spitelleute an jedem hohen Festtage seine Gesundheit in einem Becher dieses Weines trinken sollten. Und den Becher schenkte er auch dazu. Das hieß doch adelig gehandelt!

Die Sache hatte aber zudem noch ihre besondere Feinheit.

Denn der alte Schöff Silberborn zählte zu den magistratischen Pflegern des Spitals. Natürlich ging Hertorf gerade zu diesem Pfleger und keinem andern, um das Geschenk anzumelden, und hoffte bei dem Anlaß doch auch die schöne Tochter zu sehen. Und in der That blühte ihm auch dieses Glück; denn als er zum Hausthore eintrat, ging sie eben hinaus und sagte deutlich „guten Morgen!" Der Alte nahm das überraschende Geschenk mit zögerndem Danke entgegen und belästigte seinen Besuch nicht mit allzulangem Gespräche.

Das war freilich wenig für zweihundert Reichsthaler; allein es war doch der zweite Anknüpfungspunkt. Am Abende schalt Lippold Silberborn bei seiner Tochter die Hoffart dieser verderbten neuen Zeit, wo Kaufleute mit fürstlichen Geschenken prahlten. Susanne entgegnete: „Hätte der junge Hertorf das schlechteste Faß aus seinem Keller geschenkt, so würdet Ihr ihn einen rechten Christen nennen; soll er nun darum ein schlechterer sein, weil er das beste geschenkt hat?"

Zur selben Zeit regte es sich in Hertorfs Hause am Roßmarkt von allerlei Künstlern und Handwerkern. Obgleich der stattliche Bau erst vor wenigen Jahren neu aufgeführt worden, so dünkte er dem Besitzer jetzt doch viel zu schmucklos, darum ließ er an der Vorderseite Festons in Stucco über den Fenstergewandungen anbringen und ein neues Prachtportal mit steinernen Säulen und grimmig züngelnden Löwenköpfen. Denn wo können wir den Leuten unser Geld und unsern Geschmack greifbarer zeigen als an der Straßenfronte unseres Hauses?

Mit genügender Neugierde beobachteten dann auch die Frankfurter, wie sich das Bürgerhaus in ein Herrenhaus verwandelte; ein Jeder wußte zu loben und zu tadeln, und Allen stand es fest, daß der junge Weinhändler viel reicher sein müsse, als man bisher geglaubt, auch verbreitete sich bald die Sage, er habe unlängst eine große Erbschaft gethan. Gelockt durch das viele Gerede ging nun auch einmal der Schöff mit seiner Tochter über den Roßmarkt, um die neue Herrlichkeit zu betrachten. Sie fanden den Hausherrn

vor der Thüre, mit zwei Handwerksmeistern sich berathend, und begrüßten ihn recht gnädig, fast schon wie einen alten Bekannten. Franz Hertorf hätte vor Freuden gestrahlt, wenn er vor Verlegenheit zum Strahlen hätte kommen können, und erläuterte beredten Mundes das begonnene Werk.

Ueber dem Portal stand eine kahle Wandfläche, für welche noch kein passender Schmuck gefunden war. Da meinte Susanne, Herr Hertorf könne ja einen Bacchus hinaufmalen lassen, der auf einem Weinfasse reite.

Es zuckte auf des jungen Mannes Gesicht, wie wenn er eine Ohrfeige erhalten hätte. Denn solch eine plumpe Figur war damals ein bräuchliches Schild der Weinhändler. Jungfer Susanne konnte bei seinem und seines schönen Hauses Anblick an so vieles Andere denken, warum gerade daran, daß er ein Weinhändler sei? Doch faßte er sich rasch und sagte mit artigstem Lächeln, der Vorschlag der Jungfrau solle ausgeführt werden.

Und nach drei Monaten lud er den Schöffen mit seiner Tochter ein, daß sie das nunmehr vollendete Bacchusbild betrachteten. Wie staunten da die Beiden! Dieser Bacchus war kein pausbackiger Bube, der trunken auf einem Fasse reitet, die Flasche am Mund, sondern ein edler Jüngling, auf antikem Wagen von zwei Panthern gezogen, und auf den gefleckten Raubthieren ritten zwei Genien und bändigten mit der Leyer und Flöte der weinverklärten Kunst die wilde Wuth des Gespannes. Als Rahmen um das farbenleuchtende Mittelbild aber schlang sich ein Arabeskenkranz, grau in grau, mit reizenden kleinen Gruppen aus der Bacchussage. Das war kein Kaufmannsschild, sondern ein Kunstwerk. Johannes Sandrart, der Bruder des berühmten Joachim, hatte das Ganze entworfen und ausgeführt, und Johann Heinrich Roos die Panther auf dem Carton noch einmal insbesondere durchgebildet.

Mit Stolz blickte Hertorf jetzt bald auf das schöne Bild, bald auf die schöne Susanne; kein Edelmann hätte ja feineren Geschmack zeigen und bessere Kunstgönnerschaft üben können.

Endlich brach der alte Schöff das Schweigen, klopfte dem träumenden Mäcen vertraulich auf die Schulter und sprach: „Die Panther sind gut; man kann sie auf der Messe nicht besser sehen." Susanne aber fügte theilnehmend hinzu: „Das Bild ist ein rechter Schmuck für ganz Frankfurt. Ihr beschämet den Rath dieser Stadt; der wußte an dem Brückenthor nichts Gescheidteres malen zu lassen, als einen Juden, welcher auf einem Schweine reitet."

Beim Heimgehen zankte der Vater die Tochter, daß sie so gesprochen: man müsse der neumodischen Hoffart, die über den Stand hinauswolle, nicht schmeicheln.

Die Tochter aber erwiderte: „Dieser Hertorf ist entweder der größte Schwindler oder der feinste Weinhändler, welcher jemals gelebt. Das wird sich schon entscheiden. Dürfen wir ihn aber bis dahin tadeln, bloß weil er des Guten und Schönen zu viel thut?"

Drittes Kapitel.

Franz hatte den Vormittag geglüht im Feuer der Erwartung, und als Susanne mit ihrem Vater wieder hinweggegangen war, fror es ihn den ganzen Nachmittag.

Susanne war ein eigenes Mädchen. Groß, stattlich, voll in den Formen und von frischester Farbe, erschien sie aus der Ferne wunderschön; trat man ihr aber nahe, so waren die Züge um ein Haar zu scharf und männlich, die Farbe um einen Ton zu derb, die Schönheit stieg mit jedem Schritte, den man zurücktrat, und fiel mit jedem Schritte, den man herankam. Die Schwaben sagen von einem solchen Frauenbilde: „es fernelet." Nur der geistige Ausdruck des Auges wuchs in der Nähe. Alles dieses hatte Franz schon oft bemerkt und meinte, das sei gerade nicht die schönste Schönheit, aber die gediegenste. Nun fand er heute, daß die Jungfrau auch noch in einem andern Sinne „fernele."

Wenn er sie nämlich gar nicht sah, Tage und Wochen lang, so neigte sie sich ihm im Geiste immer liebevoller und huldreicher entgegen, hatte er sie vollends während eines ganzen Monats nicht einmal auf der Straße erblickt, so verkehrte er wunderbar innig mit ihr und sie mit ihm, und es hätte nur noch des letzten Wortes bedurft, so wären sie Braut und Bräutigam gewesen; — allein er brauchte dann nur wieder ein wirkliches Wort mit ihr zu reden und der ganze Rausch verflog, es überlief ihn kalt und er erkannte mit entsetzlicher Klarheit, daß Susanne gar nichts ahne von seinem vertrauten geisterweisen Verkehre, nicht ahne, daß er ihr zu Liebe den Cyrus geritten und den Wein so theuer gekauft und das Haus so kostbar habe schmücken lassen.

So war es in der That. Dennoch hatte das Mädchen gleichfalls eine gewisse Empfindung für den jungen Schwärmer, nur in einer der seinigen ganz entgegengesetzten Weise. Sie ärgerte sich über den Großthuer und zürnte dem Verschwender, ja sie war unter Freundinnen immer seine strengste Anklägerin. Trat er ihr aber einmal persönlich gegenüber, so zerrann der Unmuth und sie konnte seine wenigen bewegten Worte niemals ohne herzliches Mitleid hören. Der junge Mensch, welcher so sichtbar in sein Verderben lief, dauerte sie dann gar zu sehr.

Er träumte sich am glücklichsten, wenn er sie nicht sah, und mußte sie doch suchen; sie suchte ihn gar nicht, fühlte aber doch eine gewisse Befriedigung, wenn sie ihm ungesucht begegnete. Und warum soll es uns nicht wohlthun, wenn wir gewahren, daß ein zweifelhafter Charakter aus der Nähe doch nicht halb so schlecht aussieht als aus der Ferne?

Franz Hertorf verfolgte inzwischen unbeirrt die eingeschlagene Bahn im festen Glauben, sie werde ihn zum Ziele führen. Sein Geldbeutel hielt noch eine Weile vor, und war er nur erst einmal ein recht vornehmer und berühmter Bürger geworden, so mußte sich das Uebrige schon finden. Vom Weine allezeit nüchtern, im Geiste aber ewig trunken, war er jetzt schon ohne Zweifel der originellste Weinhändler.

Auch drang er wirklich mehr und mehr in das Haus des Schöffen, und die Gespräche mit Susannen wurden ausgiebiger. Allein der Gegenzug ihrer Naturen verschliff sich dadurch keineswegs, sondern steigerte sich nun erst recht.

Denn stand Susanne dem jungen Hertorf gegenüber, so gab sie ihm zwar manches freundliche Wort, las ihm aber auch recht mütterlich den Text und dachte, wenn ich ihn nur immer unter den Augen hätte, so bliebe er vor tausend Thorheiten bewahrt und könnte späterhin irgend ein braves Bürgermädchen noch recht glücklich machen. Franz dagegen meinte manchmal, verzweifelnd, wenn es ihm nur gelänge, bloß von fernher und in der Einbildung mit Susannen zu leben, das gäbe die seligste Liebe und Ehe, die je im Himmel geträumt worden sei.

Trotzdem ging jedoch seltsamerweise wieder all sein Sinnen dahin, der von fernher so reizenden Susanne seine Liebe einmal ganz aus der Nähe zu erklären.

Vor diesem entscheidenden Schritt hatte er sich aber noch ein zwiefaches Ziel gesteckt, auf daß auch die letzten Vorurtheile des Schöffen gegen seinen geringen Stand zerstreut würden, ein Doppelziel, mit welchem er freilich zunächst nur das doppelt gesteigerte Mißfallen Susannens gewann. Allein da er ihr bisher überhaupt ja nur im Mißfallen einiges Wohlgefallen abgerungen hatte, so erschreckte ihn das gar nicht.

Erstlich trachtete er nach einem Sitz im Rathhause und zwar auf der zweiten Bank, auf welche neben viel vornehmeren Leuten nur einige vornehme Kaufleute kommen konnten. Als Susanne davon hörte, fand sie dieses Vorhaben sehr anmaßlich; denn ein Mann wie dieser Weinhändler gehöre höchstens auf die dritte Bank. Doch da ihr Franz demnächst wieder zu Gesicht kam, dachte sie ganz still: für die dritte Bank ist er doch zu fein, und warum soll denn ein so reichbegabter Mann seinen Ehrgeiz nicht eine Bank höher spannen.

Um aber jener zweiten Bank sicher zu sein, veränderte er sein ganzes Geschäft von Grund aus und wollte sich demnächst als wirklicher Großhändler entpuppen. Dies war das andere

Ziel. Er mied von Stund an den Weinmarkt vor dem Leonhardsthor, wo man am Mainufer unter schattigen Bäumen täglich Wein probirte und ausschenkte und die kleineren Käufe abschloß, und schickte statt seiner einen Geschäftsführer auf den Markt, der jedoch für sich bessere Geschäfte machte als für seinen Herrn. Allein das that nichts. Der Kleinverkauf — bisher freilich die beste Einnahmequelle — sollte ohnedies allmählig ganz eingehen; dagegen nahm Hertorf den Rest seines Vermögens zusammen, um große Vorräthe einzukaufen und neue Verbindungen zu knüpfen.

Die Leute redeten viel über diesen kühnen Aufschwung und Susanne fand das Verschmähen des bisherigen sicheren Erwerbes äußerst unklug und spottete über den großen Handelsherrn, der für den Platz am Weinfaß zu gut geworden sei und nur noch vom Triumphwagen herab (wie der Bacchus am Roßmarkt) seine Panther, das heißt seine zwei Handlungsdiener lenke. Als sie ihm jedoch ihre Meinung recht hart sagen wollte, schmolz diese Härte in den Ton des Mitleids, und der leichtsinnige Franz ließ sich den Uebergang recht wohl gefallen und meinte, Mitleid sei schon oft die Maske der Liebe gewesen.

Der Tag, wo sich's mit der zweiten Bank entscheiden mußte, stand vor der Thür. Hertorfs Hoffnung wuchs und wurzelte zuletzt so fest, daß er im Geiste die Bank schon ganz warm gesessen hatte, und als ihn gar nur vierundzwanzig Stunden noch von dem Termine der Rathswahl trennten, war seine Brust so übervoll des frohesten Muthes, daß ihm die Mauern der Stadt zu eng wurden.

Er sprengte auf dem Cyrus hinaus ins weite Land, um bis zum sinkenden Abend den stolzesten, glückseligsten Zukunftsbildern nachzujagen, und fand des Nachts vor lauter Träumen keinen Schlaf. Am hellen Tage träumte er dann weiter. War nach dem Vorschlage des Schultheißen die Wahl vollzogen, so mußte alsbald ein Kanzleischreiber bei ihm, dem Neugewählten, erscheinen und ihn auf den Römer entbieten.

Dort schwur er den sogenannten „Corruptionseid“ und empfing an der Thür die Glückwünsche seiner neuen Amtsbrüder. Alsdann aber wollte er stracks zu Jungfer Susanne eilen, um mit noch ganz anderen Schwüren als dem Corruptionseid den Tag zu besiegeln.

Er spähte recht oft durchs Fenster nach dem Kanzleiboten. Endlich klopfte es an die Thüre; Hertorf setzte sich in würdige magistratische Haltung, bevor er Herein! rief. Es kam aber kein Kanzleibote, sondern ein Handlungsdiener, welcher athemlos meldete, der Geschäftsführer am Weinmarkt sei gestern durchgegangen. Das Wort schnitt dem unglücklichen Kandidaten der zweiten Bank bis ins Mark; er hatte dem Geschäftsführer unbegrenztes Vertrauen geschenkt, er hatte ihn den Kaufmann spielen lassen, damit er selber Zeit gewönne, den Edelmann zu spielen, hatte Wechsel und Verträge unterzeichnet, welche ihm Jener vorgelegt, ohne daß er nur genau den Inhalt gelesen: das fuhr ihm jetzt Alles wie ein Wetterstrahl durch die Seele.

Da klopfte es schon wieder. Jetzt kam wirklich ein Bote vom Römer. Allein es war der Rechte nicht, sondern ein Gerichtsdiener, der dem Weinhändler Hausarrest ankündigte, auf gestern bereits erfolgtes Andringen der Gläubiger, welche den durch des Geschäftsführers Flucht verstärkten Verdacht leichtsinnigen und betrügerischen Bankerottes nachgewiesen hätten.

Bei dem Worte „betrügerisch“ gewann Franz Hertorf seine ganze Fassung und rathsherrliche Würde wieder. Er erhob feierlich den großen Rohrstock mit dem goldenen Knopfe, welchen er sich schon vor einer Stunde für den Gang auf den Römer zur Hand gestellt hatte, und sprach zum Gerichtsboten: „Lieber Freund, verbessere Er seinen Vortrag! Ist mein Bankerott leichtsinnig, so kann er nicht betrügerisch sein, sondern höchstens ein betrogener Bankerott. Ehre mag noch bestehen neben dem Leichtsinn und in Ehren kann man auch betrogen werden, ja man kann sogar aus lauter Ehre Bankerott machen, aber betrügen aus Ehre kann kein Mensch!“

Und so fand Franz den ersten Trost in dem Gedanken, daß er zwar Geld und Freiheit möge verloren haben, aber seine Ehre nicht.

Viertes Kapitel.

Der feinste Weinhändler, welcher in den Augen seiner Mitbürger nun doch plötzlich zum gröbsten Schwindler herabgesunken war, bekam einen harten Stand. Die Ueberschuldung rechnete sich auf zehntausendachthundert rheinische Gulden, und Franz Hertorf selber, dem doch so vieles Großartige über Erwarten gelang, hätte seiner Lebtage nicht gedacht, daß er so großartige Schulden machen könne. Vergebens rang er, den Richtern seine Unschuld und Unwissenheit darzuthun und den bodenlosen Abgrund seines romantischen Leichtsinnes zu veranschaulichen. Sie hatten kein Verständniß dafür. Kein Mensch wollte ihm glauben, daß er seit Jahresfrist den schlechten Stand seines Vermögens selber nicht gekannt und dem Geschäftsführer schriftliche und mündliche Vollmachten gegeben, deren Inhalt er gar nicht beachtet habe. Mußte er doch den letzten, einzig überzeugenden Grund, der in der Tiefe seines Seelenlebens lag, verschweigen. Die Richter sprachen von einem leichtsinnigen, ja von einem schelmischen Bankerott, und er hatte doch nur aus bitterer Noth Bankerott gemacht, aus Liebesnoth. Er schimpfte inwendig auf die erbärmliche Rechtspflege, welche gar keine Rubrik besitze für einen Bankerott aus Liebe, hätte sich jedoch eher die Zunge abgebissen, als daß er von dieser Ursache seiner Verschwendung und seines adeligen Abscheues gegen gemeine Rechnungsbücher, Wechsel, Quittungen und dergleichen bürgerliche Papiere gesprochen hätte. Sein geheimes Lieben war ihm heilig, er hatte es über alle Wolken hochgehalten, sollte er's in einen ganz ordinären Gantproceß herunterziehen? Und sollte er wohl gar zu den Akten geben, daß er so ungeheuer viel

Geld und Mühe verschwendet für ein Mädchen, welches dann ihrerseits am Ende vielleicht zu Protokoll erklärte, daß sie von seiner Liebe niemals etwas gewußt habe, noch habe wissen wollen? Er hatte für den höchsten Besitz, für den Besitz des edelsten, ächtesten Menschenherzens schnöde Erdengüter eingesetzt, und wenn er diese nun verlor, war das ein leichtsinniger Bankerott? Und konnten seine Richter und Gläubiger denn überhaupt entscheiden, daß er in diesem Handel Bankerott gemacht habe? Das konnte nur Susanne und er selbst.

Mit solchen Gründen erhitzte und kühlte er zugleich seinen brausenden Zorn. Freilich würden sie ihm, wenn er sie ausgesprochen, nicht viel genützt haben, wie viel weniger also, da er sie steif uud fest für sich behielt.

Kein Wunder, daß der Proceß einen schlimmen Ausgang nahm. Das leichtsinnige Bankerottiren war seit einiger Zeit zu Frankfurt stark in Mode gekommen; man mußte ein Exempel statuiren und that es vielleicht doppelt gern bei einem Manne, der vornehmer, feiner und besser hatte sein wollen als seine Mitbürger. Also erkannte der Rath zu Recht, daß Franz Hertorf „einen schelmischen Bankerott gespielet," zumal er noch nicht zwei Jahre Haus gehalten. Man ließ ihm aber aus besonderer Huld die Wahl zwischen drei Strafen, entweder, er solle dreimal je zwei Stunden am Halseisen stehen, oder lebenslang einen gelben Hut tragen, oder auf ewig im Schuldthurm sitzen.

Die Wahl schien nicht gar schwer und der gelbe Hut sicherlich das kleinste von den drei Uebeln. Doch Franz Hertorf wollte diesmal nicht wieder leichtsinnig sein und bat um Bedenkzeit, daß er sich mit seinem Advokaten berathe. Dieser empfahl das Halseisen; es sei zwar nicht die angenehmste, aber doch die kürzeste Strafe, sechs Stunden seien geschwind vorbei, auch fehle es hier nicht an achtbaren Vorgängern; denn erst um Weihnachten habe ein wirklicher Edelmann wegen Diebstahls an demselben Eisen gestanden.

Franz fuhr den wohlmeinenden Rathgeber fast zornig an und rief, solche Schande wolle er nimmer erleben und fragte dann, ob der gelbe Hut nicht vorzuziehen sei? man könne ja Winters und Sommers etwa einen Strohhut tragen.

Als ihm aber der Advokat erklärte, was es mit dem gelben Hut für genauere Bewandniß habe, da fiel ihm das Herz in die Schuhe. Wer nämlich als Bankerottirer zum gelben Hute verurtheilt war, der mußte laut eines Rathsschlusses von 1581 sammt seiner Familie geringer gekleidet gehen als die übrigen Bürger, und jedes öffentlichen Verkehres mit ehrlichen Leuten sich enthalten, bei Gefängnißstrafe; auch war er unfähig zu städtischen Aemtern, also ausgestoßen aus der Gesellschaft und politisch todt. Da hatte der Advokat also doch mit gutem Grunde das Halseisen als bequemer empfohlen: gleiche Schande lastete auf der eisernen Halsbinde wie auf dem gelben Hute, allein das Sinnbild der Schande trug man dort doch nur sechs Stunden, hier aber sein Leben lang.

Hertorf wollte verzweifeln über der Qual der Wahl. War hier am Ende gar die härteste Strafe die mildeste? sollte er ewiges Gefängniß, welches im ersten Augenblicke kein Mensch vorgezogen hätte, nicht doch zuletzt als Frucht reiflicher Erwägung begehren? In den Schuldthurm nahm er seine Ehre mit und konnte sie auch unverletzt wieder heraustragen, aber leider nur, wann er selber im Sarge herausgetragen wurde. „Ewig" spricht sich so kurz und ist doch ein gar langes Wort. Mit dem Halseisen oder dem gelben Hute war er todt für seine Mitbürger, todt für die Gemeinde; in ewiger Schuldhaft war die ganze Welt todt für ihn. Am liebsten hätte er sich gleich den Hals abgeschnitten, um der Wahl zwischen jenen zweierlei Arten von Tod durch eine dritte noch tödtlichere Todesart enthoben zu sein, allein fürs Leben würde er dadurch wenig gewonnen haben und für die Ehre auch nicht viel.

Nach langem Hin- und Widerreden erklärte endlich der

Advokat, so ein wählerischer Mensch sei ihm in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen, und überließ den überkritischen Weinhändler, dem nicht zu rathen und nicht zu helfen sei, dem eigenen einsamen Nachsinnen. Kaum aber sah sich Franz Hertorf allein und ohne Rechtsbeistand, so fand er auch einen erleuchteten Gedanken: Susanne sollte entscheiden!

Und kaum gedacht, so schrieb er auch schon einen Brief an die Tochter des Schöffen, und erst beim letzten Punktum erschrak er über seine eigene Kühnheit. Allein der Brief war geschrieben und ward augenblicklich gesiegelt und fortgeschickt.

Es war sein erster Brief an Susannen: wenige trockene Zeilen mit einer kurzen Schilderung der Sachlage und der schweren Frage, welche von den drei Strafen zu wählen sei? Franz empfand viel zu stolz und dachte viel zu gescheidt, als daß er auch nur die leiseste Ahnung von jener Leidenschaft hätte durchschimmern lassen, welche in diesem Augenblicke qualvoller als je zuvor sein Herz zerriß. Er hätte an seine Richter nicht gedrängter und gegenständlicher schreiben können, wie jetzt an die Jungfrau, und sie stand in der That als der Hauptrichter vor seiner bangenden Seele.

Dennoch sagte er, da er das karge Blatt abgesendet, zu sich selbst: „Das ist nun mein erster Liebesbrief!“ — nicht als ein Brief, in welchem er seine Liebe erklärt, sondern durch welchen er vielmehr die Liebe Susannens, wenn sie auch nur in einem Fünklein geglommen hatte, zur Aussprache bringen mußte. Darum hoffte er auch, sie werde sich für gar keine von den drei Strafen entscheiden, sondern mit ihres Vaters Einfluß Aufschub, Gnade für Recht, oder wenigstens Abwendung der äußersten Schande herbeiführen. Der Schöff hatte freilich während des Processes nicht die mindeste Gunst für den Angeklagten gezeigt; allein was vermochte die geliebte Tochter nicht allezeit über den Vater!

Hertorfs Hoffnungsträume schwangen sich sogar noch kühner auf. Niemals hatte er auf das Geld der Jungfrau gerechnet: da sie aber nun doch einen steinreichen Vater besaß, so konnte

sie immerhin den Alten zu einer Bürgschaft bewegen, zu einem Vorschuß, zur Einleitung eines Vergleiches mit den Gläubigern. Als er den Brief schrieb, hatte Franz nicht an dergleichen gedacht, es fiel ihm nur so nachträglich ein; doch wies er den Gedanken alsbald wieder von sich wie einen teuflischen Versucher. Nein, er wollte nicht losgekauft sein, er wollte kein Almosen aus eben der Hand, welche vielmehr von ihm den höchsten Reichthum des Lebensglückes hatte empfangen sollen. Er begehrte nur sein Urtheil.

Es kam in zwei Worten ohne Anrede und Unterschrift, aber sie waren von Susannens Hand und in ihrem Geiste. Sie lauteten: „Ewiges Gefängniß."

Franz Hertorf meldete sich zum Schuldthurm auf Lebenszeit. Und es geschah ihm sein Recht, wie er's gewollt.

Fünftes Kapitel.

Tief entrüstet hatte Susanne von fernher gesehen, welches schlechte Ende Franz Hertorf selbstverschuldet nahm. Doch konnte sie sich der alten Theilnahme nicht erwehren, als er ihr in dem Briefe noch einmal nahe trat. Urkunde dieser Theilnahme war die sechssylbige Antwort; denn hätte sie ihn nach Empfang des Briefes noch gerade so schwer verdammt, wie vor demselben, so würde sie ihm gar keine Sylbe geschrieben haben.

Als Hertorf das ewige Gefängniß vorzog, empfand sie eine stille Beruhigung, oder sollte man's Freude nennen? Er hatte doch Ehre im Leibe. Sie ward sehr nachdenklich wegen dieser Ehrenprobe. Wie dann so Woche um Woche verstrich und das Stadtgespräch über den leichtsinnigen Menschen verklang und der Gefangene rascher als man's hätte denken sollen, in Vergessenheit sank, da wuchs ihre verschwiegene Theilnahme gar seltsam. Sie blickte zurück auf seinen abenteuerlichen Lebenswandel und fand jetzt überall Züge edeln Ehrgeizes,

wo sie früher nur den Hochmuthsteufel wahrgenommen. In der That, hier waltete ein gewisses adeliges Wesen. Und das Schuldenmachen war ja auch adelig.

Und doch begriff sie bei alledem nicht ganz, warum Franz grade von ihr sein Urtheil gefordert habe. Sie, die Tochter des vornehmen Hauses, mußte natürlich den Ehrenpunkt allein entscheiden lassen, während Hertorf, der bürgerliche Weinhändler, doch ganz leicht einen Ausweg hätte finden können zwischen höchster Schande und schwerster Strafe, den sie ihm nicht anrathen gedurft. Er konnte ja den gelben Hut wählen, bei nächstem Anlaß aber aus der Stadt entweichen und anderswo sein Glück suchen. War er nur einmal vor dem Thor, so warf er den Hut in den Main, und kein Mensch sah es seinem Kopfe nachgehends an, ob einmal ein gelber Hut darauf gesessen. Was fesselte ihn denn so unlösbar an Frankfurt?

Beim Nachsinnen über diese Frage gingen der schönen Susanne, deren schwarze Augen etwas kurzsichtig waren, plötzlich einige kleine Lichter auf. Sie entdeckte einen gewissen Zusammenhang zwischen der Hoffart, welche den jungen Mann zu Fall gebracht, und seinen Besuchen in ihrem Hause, zwischen seinen tausend abenteuerlichen Plänen und der bewegten Stimme, womit er sie immer angeredet. Dienstfertige Freundinnen hatten ihr dergleichen mehrmals vordem zu Ohren gesagt, aber sie hatte es nicht hören wollen.

Sie prüfte nochmals Hertorfs Brief, sie wog Zeile für Zeile: er las sich wirklich gar nicht wie ein Liebesbrief und dennoch konnte er von der höchsten Liebesverzweiflung dictirt sein. Also war sie wohl gar die unschuldige Mitschuldige an des jungen Mannes Ruin? Schuldlos, weil sie ja nicht geahnt, daß er ihr zu Liebe Bankerott gemacht, und dennoch schuldig, weil sie nicht viel entschiedener die Liebe und den Bankerott zurückgescheucht hatte.

Sie fühlte scharfe Gewissensbisse, und obgleich es ihr fest stand, daß sie nicht hart und kalt genug gegen Franz gewesen

sei, so fand sie ihn doch jetzt aus der fernsten Ferne weit besser und liebenswerther, als er ihr sonst jemals aus der Nähe vorgekommen war.

Es schien aber, als seien diese beiden Naturen bestimmt, sich nur zu nähern, um sich desto gewisser zu fliehen. Denn dem Gefangenen erging es gerade umgekehrt. Während er vordem das Mädchen von fernher so wunderschön gefunden und von fernher am glühendsten für sie geschwärmt, erkannte er jetzt aus der Fernsicht des Schuldthurmes, wie toll und lächerlich er gehandelt und wie hart er zurückgestoßen worden war; er verschloß seine Augen gewaltsam dem verlockenden Bild, welches ihn bis dahin so oft in die Irre geleitet, und indeß Susanne nunmehr mit wachsend erregter Phantasie aus der Ferne seiner gedachte, prüfte er aus der Ferne seinen traumhaften Liebeswahn mit immer wacherem Verstande.

Inzwischen peinigte sich des Schöffen Tochter dergestalt mit ihren Selbstanklagen und andern räthselhaften Qualen, daß sie bleich und vergeistert aussah, als habe sie selber im Thurme gesessen. Das mußte ein Ende nehmen. Und wie sie denn allzeit ein etwas heroisches Frauenzimmer war, furchtlos und gerade heraus, so sagte sie eines Tages ihrem Vater, mit welchem sie am Mainufer spazierte, der junge Hertorf im Schuldthurm lasse ihr keine Ruhe, er sei gewiß zu hart bestraft worden, sie selbst aber habe sicher beigetragen, daß er die härteste Strafe gewählt — und erzählte von ihrem seltsamen Briefwechsel, der den Ausschlag gegeben. Von der geheimen Ahnung, daß Franz ihr zu Liebe ein Bankerottirer geworden, erzählte sie freilich nichts.

Der Alte wies sie barsch zurück; er wollte gar nichts mehr hören von dem leidigen Proceß. Auch als Susanne hinzufügte, ein Betrüger sei Hertorf doch unmöglich, sonst würde er ein freies Leben in Schande einer ewigen Haft in Ehren vorgezogen haben, machte sie keinen besonderen Eindruck. Mit so subtilen Gründen richtete man nichts aus bei dem Schöffen.

Da kreuzte zufällig ein seltsamer Aufzug den Weg. Unter

großem Volkszulauf fuhr man sechs Fässer herbei und auf einem jeden steckte ein rothes Fähnlein mit der Aufschrift: „Stummer Wein" (so hieß damals der gefälschte Wein, weil er keine Ansprache hat an Auge, Zunge und Herz); vor den Fässern aber ging der Stöcker, des Henkers nächster Vetter, und als sie zum Fluß gekommen waren, schlug er den Fässern den Boden ein und ließ die trübe Brühe ins Wasser laufen.

Schöff Silberborn blieb nachdenklich bei dem Schauspiele stehen und sprach zu seiner Tochter: „das ist doch ein rechter Schuft von einem Weinhändler, der die Leute mit dieser elenden Weinschmiererei hat betrügen wollen. Und wie milde straft man ihn durch das Ausgießen der Fässer, welche kaum die sechs rothen Fähnlein werth sind! Solchen Betrug hat Franz Hertorf nie verübt; er hat allezeit reinen Wein geschenkt. Du sprachst von Ehre, Susanne: — sieh! ein allezeit reiner Wein, das ist die höchste Ehre eines Weinhändlers. Und mir scheint, den Milderungsgrund dieser Ehre hat man in der That beim Urtel des jungen Hertorf vergessen."

Durch fremde Gründe und die feinen Gedanken Susannens wollte der Schöff sich nicht bekehren lassen, aber die Gründe, welche er aus sich selbst entwickelte, im Anblick eines so lehrreichen Exempels, wirkten sichtbar. Doch sprach er nichts weiter.

Er hielt es auch geheim vor seiner Tochter, daß er desselben Tages noch in den Schuldthurm ging, um Franz Hertorf zu besuchen und ihm einmal kräftig auf den Zahn zu fühlen.

Der Gefangene saß vor einem Stoß Rechnungsbücher, welche er für ein großes Handelshaus verglich und auszog: denn in der Buchführung war er Meister.

„Ihr habt da eine etwas trockene Unterhaltung," bemerkte der Schöff nach dem Wechsel der ersten Grüße. „Es ist gar keine Unterhaltung, sondern eine Arbeit und zwar für's Geld," erwiderte Hertorf kurz und ohne sich stören zu lassen.

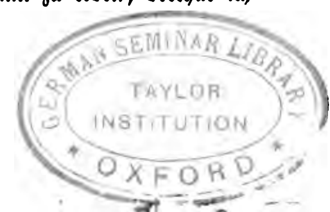
Ein langes Schweigen folgte. Endlich nahm der Schöff wiederum das Wort. „Seid Ihr zufrieden mit Eurem Arrest?" — „Nein!" entgegnete Franz, das bin ich ganz und gar nicht. Durch ein Trugbild von Ehre habe ich mich hierher locken lassen und bereue jetzt bitter, daß ich den gelben Hut nicht vorgezogen."

„O hätte doch Susanne dieses Wort gehört," dachte der Schöff, „sie könnte dann ihre Einbildungen von der Cavaliersehre eines Weinhändlers ein wenig aufklären!"

Dann sprach er laut: „Und warum gefällt Euch denn der gelbe Hut jetzt besser als vordem?" —

„Einen Augenblick Geduld, Herr Schöff!" murmelte der Andere, „ich verliere sonst den Faden meiner Addition."

Und nachdem er die Summe ausgezählt und eingeschrieben, stand er auf und sprach: „Weil ich den gelben Hut für ehrenvoller halte! — Ihr staunt? — Ich ging allerdings hierher, daß ich meine Ehre rette um den Preis der Freiheit. Aber ist es nicht die größte Schande, daß ich mich hier füttern lasse, indeß nicht wenige geringe Leute darben, welche durch den Leichtsinn meines Bankerottes ihr Geld verloren haben? Seht, wenn ich den gelben Hut gewählt hätte, so könnte ich jetzt als freier armer Teufel in Frankfurt oder anderswo weit mehr Geld verdienen als zwischen diesen Mauern; ich könnte in fünfzehn Jahren meine Schulden tilgen, indeß ich hier, günstig gerechnet, hundert Jahre brauche, und das ist mir doch etwas zu lang und meinen Gläubigern vermuthlich auch. Aeußerlich gewönne ich wohl Schande bei dem gelben Hut, aber innerlich stets wachsende Ehre. Ein Gespenst der Ehre hat mich ruinirt. Allein Ihr müßt nicht meinen, ich habe die Ehre zu hoch gegriffen, nein! ich griff sie zu tief. Da ich nicht adelig geboren war, wollte ich wenigstens adelig leben; ich flog über meinen Stand hinaus, aber ich flog nicht hoch genug, denn ich blieb an der Ehre Eures Standes hängen, über welche ich mich kraft der innerlichsten Ehre noch hoch hätte erheben sollen. Um wie ein Edelmann zu leben, verthat ich



Hab und Gut, um wie ein Edelmann zu leiden, zog ich diesen Thurm einer beschimpften Freiheit vor, aber der ächteste Edelmann wäre ich dennoch gewesen, wenn ich zum gelben Hute gegriffen hätte, um möglichst rasch meine Schulden abzuarbeiten. Wo das Unrecht, welches ich Andern zugefügt, am sichersten getilgt werden kann, da ist für mich die Ehre wiederzugewinnen, nicht hier, wo ich blos dem Zeichen der Schande entflohen bin."

Der Schöff hätte dem Manne nach diesen Worten die Hand drücken mögen. Allein er that es nicht, sondern schwieg und sann nur eine Weile und verabschiedete sich dann so trocken, wie er gekommen war.

Er that aber etwas Anderes. Er berief die Gläubiger zusammen, streckte eine stattliche Summe für Franz Hertorf vor und verbürgte sich für Ablösung und Verzinsung der Schuldenmassen in geregelten Fristen. Dann bewirkte er im Rath auf Grund dieser Verständigung und durch seine Fürsprache, die um so kräftiger durchschlug, weil sie so kurz war, daß man Gnade für Recht ergehen und den Gefangenen des Thurmes wieder ledig ließ, nachdem er grade ein Jahr darin gesessen. Er behauptete, dieser Franz Hertorf habe zwar ächt adelige Schulden gemacht, sei aber jetzt zu so ächt bürgerlicher Anschauung vom Schuldenzahlen gekommen, daß man dieselbe nicht hinter vier Mauern dem Gemeinwesen dürfe verloren gehen lassen.

Da sich nun aber der Schöff geschäftlich so enge verbunden hatte mit dem wieder ausgelösten Franz Hertorf, so war es kein Wunder, daß der junge Mann jetzt täglich aus- und einging im Hause des Schöffen. Doch sah er die Tochter anfangs nur selten, und beide hielten sich kühl und verschlossen gegeneinander. Keines gestand dem Andern ein Wort von früheren Empfindungen, nur gewahrte Franz, daß Susanne in der Nähe jetzt viel liebenswürdiger geworden sei als vorher, und Susanne, daß man den Franz jetzt auch aus der Ferne mit rechtem Wohlgefallen betrachten könne.

Zwei Jahre lebten sie so in wachsender Freundschaft. Da gestanden sie sich endlich doch einige Worte, welche etwas über die Freundschaft hinauszielten. Sie sagten aber dem alten Schöffen noch keine Sylbe davon. Erst als Hertorf wieder selbständig festen Fuß in seinem neugegründeten Geschäfte gefaßt hatte, wagte er um die Hand der Tochter bei dem staunenden Alten zu werben.

Der Schöff kämpfte lange mit sich selbst. Da sagte Franz: „Bei der ersten Begegnung bin ich vom Pferde gefallen, zum ersten großen Liebeszeichen habe ich Bankerott gemacht, den ersten Liebesbrief schrieb ich, um zu erfahren, ob der Schuldthurm dem Halseisen oder dem gelben Hute vorzuziehen sei, Susannens erste Liebe wandte sich mir zu, weil ich in ewigem Gefängnisse saß; dann gestanden wir uns lange unsere Liebe dennoch nicht, um eine zweijährige Freundschaft, die wir vor der ersten ungestandenen Liebe verabsäumt, vor der zweiten gestandenen Liebe nachzuholen — — —"

Franz konnte nicht weiter reden. Lippold Silberborn fand auch kein Wort; endlich fand er Thränen, und da löste sich dem harten alten Mann mit dem Herzen dann auch die Zunge. Er sprach: „Da du deine Liebe durch jene innerlichste Ehre gewannest, für welche selbst der gelbe Hut keine Schande mehr ist, so bist du auch der Tochter aus einem edeln Hause nicht unwerth, und ich sehe nicht ein, weßhalb ich die Hand meines einzigen Kindes einem so einzigen Manne versagen soll, der den Most seiner Jugend so brausend hat vergähren lassen wie nur irgend ein Cavalier und doch als Mensch und bürgerlicher Weinhändler allezeit reinen Wein geführt hat."

* * *

Im zweiten Bande von Lersners Frankfurter Chronik steht zu lesen:

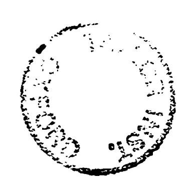
„1666. Machte ein junger Kauffmann ein Banquerot von 10800 Rheinischen Gulden. Weilen dieses ein schelmischer Banquerot ware, denn er noch nicht zwei Jahr Hauß gehalten hatte,

wurde ihm von E. E. Rath aus folgenden dreyen Straffen eine zu erwählen auferlegt: 1) Ob er drey Freytag nach einander jedesmahl 2 Stund am Halseisen stehen wolte? 2) Ob er Zeit seines Lebens einen gelben Hut wolte tragen? Oder ob er in ewiger Gefängnuß sein Leben wollte zubringen? Das letzte erwählet er, wird den 26. Martii in das Pantzerloch gesetzet. 1667 wiederumb erlediget worden."

Der Chronist, welcher selbst zu den Geschlechtern des Hauses Limburg gehörte, verschweigt den Namen des Kaufmannes wie die ganze Beziehung zum Schöffen Silberborn und seiner Tochter aus naheliegenden Gründen. Und die Welt würde den inneren Zusammenhang jenes wunderlichen Urtels und der so rasch erfolgten Begnadigung wohl niemals erfahren haben, wenn der Novellist den Chronisten nicht ergänzt und die ganze Kette der Thatsachen aus völlig verschütteten Quellen hier zum erstenmale ans Licht gestellt hätte.

Das Quartett.

(1865).



Erstes Kapitel.

Eine Tagreise von Wien lag einsam das alte Schloß Strüth, in welchem vor siebzig Jahren der Freiherr Leopold von Strüth lebte und geigte. Die Musik war ihm das fünfte Element, aber Musik mit Auswahl; denn er liebte nur gute Musik und hielt ein ächtes Streichquartett für die beste unter der guten.

Jeden Montag war Quartett auf Schloß Strüth, wobei der Freiherr die Bratsche spielte und sein Gutsnachbar, der Graf Thürmer von Neuhaus, die erste Geige; jeden Donnerstag hingegen ritt der Freiherr nach Neuhaus zum Quartett beim Grafen.

Der Bediente des Freiherrn durfte Montags zwar die Wachslichter ins Musikzimmer tragen, aber sie aufstecken oder gar anzünden durfte er nicht, das that der Herr mit eigener Hand. Er war sonst recht bequem und ließ sich gerne bedienen, nur nicht fürs Quartett; denn da konnte er selber sich's kaum recht machen, geschweige ein Bedienter. Und wer ihn vor oder während des Quartettes sah, der mußte ihn für einen rechten Pedanten halten; allein das war er blos in diesem besonderen Falle und hier war er pedantisch nicht aus Pedanterei, sondern aus Ehrfurcht vor den höchsten Offenbarungen der Kunst. Darum wusch er sich auch allemal die Hände, bevor er ans Quartettgeigen ging, nicht weil sie schmutzig gewesen wären, sondern wie zu einer symbolischen Reinigung, gleich dem Priester, der sich für ein Opfer im Allerheiligsten rüstet.

Jeder Quartettabend ward für ihn zum vollen Quartetttage. Schon der Morgen verging in emsiger Vorarbeit. War es Winter, so mußte das Quartettzimmer schon Tags vorher geheizt werden, damit sich die Instrumente an die Wärme gewöhnten, und in keiner Krankenstube ward je das Thermometer sorgsamer beobachtet. Vierzehn Grad Réaumur erklärte der Freiherr für die wahre Qurtetttemperatur, während er sonst in den Wohnräumen seines Schlosses an sechzehn Grad gewöhnt war. Er schätzte aber den inneren Wärmezuschuß, welchen ein herzbewegendes Quartett gibt, nach langjähriger Erfahrung auf zwei Grad, so daß Haydn und Mozart, die überwiegend gespielt wurden, bei zweiundfünfzig Quartettabenden im Jahre wohl eine Heizkraft von anderthalb Klaftern Buchenholz darstellten.

Zahllose kleine Geschäfte erfüllten den Quartetttag; dem Musiker wären sie lästig gewesen, dem Musikfreunde sind sie heiter und behaglich; denn sie sind ein Vorschmack der Quartettseligkeit des Abends, und wenn der Freiherr Montags höchsteigenhändig die Geigen abwischte und die vier Stühle zurecht rückte, so dünkte ihm das schon halbe Musik.

Ganze Musik aber war ihm die wichtigste Vorarbeit: die Auswahl des Programmes. Indem er da die Notenhefte prüfte und verglich, wählte und verwarf, die Hauptthemen sang und pfiff, spielte er morgens schon im Geiste Quartett, wie abends mit dem Fiedelbogen. Und wer weiß, welches der reinere Genuß war? Längst verhallte Erinnerungen rauschten aus den Notenblättern auf. Denn was versetzt uns unmittelbarer in vergangene Tage zurück, als das Wiedererklingen einer Weise, die wir damals hörten, und wie oft täuschen wir uns selbst und halten eine schwache Musik blos darum für wunderschön, weil sie uns an eine wunderschöne Zeit erinnert, wo wir ihr zum erstenmale lauschten!

Und in dem Musikzimmer konnte man so weltvergessen geisterweise in Tönen träumen, auch am hellen Tage. Das Schloß lag einsam auf einem Hügel am Waldessaum, die

grünen Wipfel schauten zu den Fenstern herein, und höchstens vernahm man da süßen Vogelschlag leise von fernher. Sonst war alles stille. Der Freiherr hatte keine Familie außer einer Tante, einer alten, schweigsam, geräuschlos waltenden Wittwe, welche ihm mit einer kleinen Dienerschaft haushielt in den weiten, schweigenden Räumen. Man konnte glauben, das ganze Schloß schlafe, und die Bewohner wachten nur auf, um zu geigen.

In dieser tiefsten Stille also machte der Freiherr stille Musik, wenn er in seinen Noten blätterte, wie in einem Geschichtenbuch aus alter Zeit. Trauliche Bilder schauten ihn dazu von den Wänden des Musikzimmers an, Landschaften und Stillleben guter älterer Meister. Es war ein Tempel friedlicher, heiterer, sinniger Kunst.

Nur ein Bild paßte nicht zu den andern; in dem kalten antikisirenden Styl der damaligen Pariser Schule stellte es Erato dar, die Muse des Liedes und der Liebe im Liede. Der Kopf war ohne Zweifel Porträt; man porträtirte damals wohl Kinder als geflügelte Genien, Damen als Göttinnen. Aber während der Freiherr, wenn er musikalisch träumend auf und ab schritt, bald einen Everdingen, bald einen Mignon wohlgefällig betrachtete und seine Quartettthemen im Anschauen immer lauter und lustiger pfiff, verstummte er vor diesem Bilde, ward zerstreut und verließ wohl gar den trauten Raum. Es schien, als ob dieses Gemälde, welches dem Gegenstande nach von allen ganz allein musikalisch aussah, das einzige unmusikalisch stimmende Bild wäre.

Ja noch mehr! Kam der ersehnte Abend und zündete der Freiherr die Lichter an, so mußte der Bediente die Erato jedesmal mit einem grünen Tuche verhängen. Hätte es der Bediente ja versäumt und der Blick des Herrn wäre im Spielen auf das Bild gefallen, so würde er das ganze Zusammenspiel unfehlbar umgeworfen haben; Erato's Auge hätte ihn aufgeregt, in einen fremden, trüben Gedankengang hineingezogen, und zum Quartettgeigen braucht man Sammlung, Ruhe und innere Heiterkeit.

Zweites Kapitel.

Am Abende des 10. Mai 1799 zog ein schweres Donnerwetter gegen Schloß Strüth heran, wo der Freiherr bereits seit einer halben Stunde im Musikzimmer stimmte, des Eintritts der Mitspieler gewärtig. Unter dem Heulen des Windes und dem Klirren der Scheiben erschien Schlag sieben Uhr das Violoncell und die zweite Geige in der Gestalt des freiherrlichen Gutsverwalters und des alten Kammerdieners, denn auf Strüth nahm man nur solche Leute in Dienst, die in der Violinschule wenigstens bis zur dritten Lage sich hinaufgegeigt hatten. Jene Beiden waren freilich blos „stumme Personen," wie man in der Theatersprache sagt, sie geigten fest und redeten nur, wenn sie gefragt wurden.

Desto gesprächiger war der vierte oder vielmehr der erste Mann, die erste Geige, welche diesmal ein wenig auf sich warten ließ, Graf Thürmer von Neuhaus. Dampfend vom scharfen Ritte trat auch er endlich herein, gerade vor Thorschluß; denn im selben Augenblick begann der Regen stromweise niederzustürzen, und Blitz und Donner nahten in immer kürzeren Pausen.

Dem Grafen folgte sein Diener, einen Geigenkasten unterm Arm.

Diesen Geigenkasten blickte der Freiherr so verdächtig an, daß er den Grafen beinahe übersehen hätte; denn er — der Geigenkasten — war ein unberufener Eindringling, und der Haus- und Quartettherr ahnte wohl dessen Bedeutung. Graf Thürmer war nämlich ein Geigennarr; er hatte auf Neuhaus ein ganzes Lager von alten Geigen, ächten und unächten, die er alle als vortrefflich pries: die ächten weil sie ächt waren; und die unächten weil sie von rechtswegen hätten ächt sein sollen. Er liebte die Musik, weil er die Geigen liebte, und glaubte, Mozart und Haydn hätten eigentlich nur deßhalb so wundervoll komponirt, damit Stradivari und Guarneri ihre

Geigen nicht umsonst so wundervoll geleimt und gehobelt hätten.

Beim Freiherrn war es umgekehrt. Er schätzte eine gute Geige, weil er eine gute Musik liebte, und der Graf meinte, das heiße doch die Welt auf ten Kopf stellen. Da es aber hierüber in früheren Jahren manchmal zum Streit gekommen war, indem der Eine Geigen geigen, der Andere aber Musik geigen wollte, so hatte man sich über ein festes Grundgesetz geeinigt. Spielte montags das Quartett auf Schloß Strüth, so stellte der Freiherr vier gleichartige Instrumente von Steiner und kein anderes sollte berührt, am wenigsten eine fremde Geige mitgebracht werden. Deßgleichen bestimmte der Freiherr das Programm des Abends, und Niemand sollte ein anderes Musikstück auch nur zu wünschen wagen. Musizirte man dagegen am Donnerstag beim Grafen, so war dieser der Quartettherr, er konnte Geigen vorführen, so viele er wollte, und Tonstücke auflegen nach Belieben; der Freiherr war dann sein Vasall, mit Schild und Speer (das heißt mit Fiedel und Fiedelbogen) zu jedem Dienste treu und gehorsam.

Es mußte wohl eine ganz außerordentliche Geige sein, ein großer Fund, der dem Grafen keine Ruhe ließ, daß er so den Montag zum Donnerstag gemacht und das fremde Instrument gesetzwidriger Weise mit herüber gebracht hatte.

„Ich bringe da etwas ganz Neues, etwas uralt Neues!" rief er in brennender Mittheilungsbedürftigkeit. Allein der Freiherr unterbrach ihn im festen Gebietertone des Quartettherren, während er ihm als einem alten Freunde doch zugleich freundlich lächelnd auf die Schulter klopfte: „Auch ich habe eine Neuigkeit oder vielmehr zwei, eine große und eine kleine; die kleine ist ein Quartett von Haydn, neu für uns; spielen wir dies zuerst, dann werde ich nach dem Finale meine große Neuigkeit eröffnen."

Der sonst so schweigsame Gutsverwalter räusperte sich und stotterte auch etwas von einer Neuigkeit, welche er mitgebracht und griff nach der hinteren Rocktasche, als ob er

sie da herausholen wollte. Allein ein strafender Blick seines Herrn traf ihn so scharf, daß er verstummte und die Hand ganz langsam und leer aus der Tasche zurückzog.

Der Graf aber trat kühn gegen die Lichter und hielt eine prächtige Guarneri-Geige in die Höhe. „Welche Anmuth der Form!“ rief er; „die medicäische Venus hat keine reizendere Taille als diese Guarneri! Welch unvergleichlicher Schnitt der F-Löcher! Kein Bildhauer hätte die Schnecke zierlicher winden können! Vor Allem aber bewundert diesen edeln, leuchtenden, spiegelklaren, unversehrten ächten altitalienischen Oellack! Er ist mir lieber, als ein ganzes Gemälde in Oel. Ein Oellack“ — —

Hier schlug ein Blitz herab, als ob er mitten durchs Schloß gefahren sei, ein kurzer Donner wie ein Kanonenschuß krachte im selben Augenblicke nach und schwere Steine rasselten vom hohen Giebelschornstein. — „Gott steh' uns bei!“ rief der Kammerdiener; — „Jesus, Maria und Joseph!“ der Verwalter; — „es hat eingeschlagen!“ der Freiherr und sprang hinaus.

„Ein Oellack,“ fuhr der Graf begeistert fort und faßte den Verwalter, der auch hinaustrachtete, am Rockknopf; „hören Sie, ein Oellack, wie er außerdem gar nicht mehr auf unsere Zeit gekommen ist. Der Teufel hole“ — —

Bei diesen Worten fuhr ein zweiter Blitz hernieder, daß die ganze Stube wie im Feuer aufleuchtete. — „Um Gotteswillen fluchen Sie nur jetzt nicht, fluchen Sie nicht das Schloß in Brand!“ flehte der Verwalter.

Aber der Graf faßte ihn nur etwas fester, nämlich am ganzen Kragen, und fuhr fort: „Ich sage, der Teufel hole die neuen Geigenmacher, welche mit ihrem niederträchtigen Spirituslack nicht nur ihre eigenen schlechten Fiedeln verpfuschen, sondern oft genug auch noch die edelsten alten Geigen dazu.“

Dann ließ er den Verwalter los und spielte mit keckem Bogen die Tonleiter auf und ab auf der wundervollen Guarneri

und prüfte alle Saiten und Lagen, bis endlich der Freiherr zurückkam und meldete, es habe in einen Baum neben dem Schlosse geschlagen, ohne weiteren Schaden. Hierauf aber wandte er sich zum Grafen und fragte ihn trocken, ob denn dieser edelste Oellack etwa auch den Ton der Geige veredle?

„Der Ton," erwiderte Jener, „wird dadurch nicht besser und nicht schlechter; aber ein ächter italienischer Lack ist eine Augenweide an und für sich, und ohne ihn wäre die schönste Geige ein todtes Bild, wie ein Menschengesicht ohne den verklärenden Lichtglanz des Auges."

„Nun gut," sprach der Freiherr, „so wollen wir nachher diesen in Oel leuchtenden Seelenblick Deiner Guarneri bewundern, vorerst aber greifen wir zu unsern altgewohnten Instrumenten und zum Quartett" — und er begann das a zu streichen und dies war das Signal, daß jedes Gespräch verstummen solle. Der Graf biß sich in die Lippen und stimmte die dargereichte Stainer-Geige so heftig, als wolle er alle vier Saiten durch und durch spielen, und das Quartett begann.

Der erste Satz — in C-Dur — hob ganz gemächlich an, steigerte sich aber bald zu einem überraschend schwierigen Tongewebe. Das war dem Grafen ganz recht; denn er spielte leicht und keck, fast wie ein Virtuose. Der Freiherr dagegen, bei welchem die Musik so überwiegend inwendig saß, spielte schwach und war im Zählen noch schwächer. Nun verließ er sich gewöhnlich darauf, daß ihm der Guts- und Quartettnachbar zur rechten Zeit einhelfe, vorzähle und sonst einen kleinen musikalischen Rippenstoß gebe. Allein die Hülfe blieb diesmal aus. Der Graf war ganz versunken in seine erste Stimme und ließ den armen Bratschisten hülflos suchend umher irren, bis er im nächsten Wirthshause, das heißt beim nächsten Halt mit den Andern wieder zusammentraf. Der Freiherr merkte wohl, daß dies die Buße für den Oellack sein solle und fand seinen Freund, der auch als Mensch

ganz besonders durch Lack und Schnitt glänzte, diesmal unangenehmer als je zuvor. Es dünkte ihm impertinent, daß ein Graf so fertig geige, als ob er ein Musikant sei, und über diesem Gedanken verlor er völlig den Boden und „schwamm" und konnte kein Ufer gewinnen. So fing man denn den Allegrosatz vier- bis fünfmal wieder von vorn an und schlug sich zuletzt auch mühsam bis zum Ende durch; allein die Aufgabe war und blieb zu schwer und man kam zu keinem reinen Genuß des Ganzen.

Obgleich nun aber der Freiherr das Spiel zumeist verdorben hatte, ahnte und errieth er doch am tiefsten die verlorenen Schönheiten des Werkes, und da er sie auf seiner Bratsche nicht hatte klar machen können, so begann er, während man eine Weile verschnaufte, dieselben um so beredter mit Worten zu erklären. Das ärgerte nun wieder den Grafen, der so gut zu geigen aber nicht halb so gut über das Gegeigte zu reden verstand, und er wandte sich deshalb, derweil sein Freund ästhetisirte, an den Verwalter und fragte nach seiner Neuigkeit in der hinteren Rocktasche.

Der Freiherr schaute auf sein Notenblatt und sprach, halb in sich hinein, halb für die Andern: „Der Anfang ist ganz schlicht, ruhig, bescheiden; das hat Haydn oft; man erwartet ein sinnig gemüthliches Stück — —

„Karlsruhe, den 30. April," las der Graf mit halber Stimme in einem Zeitungsblatte, welches der Verwalter aus jener hinteren Rocktasche gezogen. — „Der Rastatter Kongreß hat ein schreckliches Ende genommen. Da der Erzherzog Karl die Franzosen in den letzten Wochen über den Rhein zurückgeworfen hatte, so rüsteten sich die französischen Gesandten zur Abreise. Allein —

„Allein gefesselt von den einfachsten Melodien," fuhr der Freiherr fort, „von den unscheinbarsten Themen, aus denen sonst kein Mensch etwas Gescheidtes machen könnte, werden wir mit jedem Takte durch neue Tongebilde überrascht. —

— „Kaum sind sie vorgestern Abend um 10 Uhr zum

Thore hinausgefahren, so wird ihr Wagen von Szekler Husaren angefallen und die zwei Minister Robertjot und Bonnier werden mit Säbelhieben jämmerlich erschlagen; —

— „Recht heiter beginnt der Satz; zu tief bewegendem Ernste aber wächst er empor im zweiten Theile; —

— „Der Dritte, Debry, wird schwer verwundet in den Chausseegraben geworfen; —

— „Denn das ist die wunderbare Art dieses Mannes, daß er uns oft da am innigsten rührt, wo er scherzt und lächelt, —

— „Indem er sich aber todt stellt, begnügen sich die Szekler, ihn auszuplündern und liegen zu lassen. —

— „Und indem er schwermuthsvoll klagende Weisen anstimmt, überkommt uns eine stille Seligkeit, ein heiterer, heiliger Friede, —

— „Halbtodt, halbnackt, mit Schmutz und Blut bedeckt, rafft er sich bei Tagesanbruch aus dem schlammigen Chausseegraben auf, —

„Was ist das?“ rief der Freiherr, wie aus einem Traume erwachend. „Wovon redest Du?“

„Nun von Debry, dem französischen Gesandten! — aus dem schlammigen Chausseegraben auf und kommt, von den umherstreifenden Soldaten ungesehen, wieder in die Stadt zurück. Der österreichische Oberst Barbaczy hat die Papiere der französischen Gesandten mit Beschlag belegt; Debry wurde gestern unter militärischer Bedeckung sicher hierher geleitet. Niemand weiß sich das Räthsel der Greuelthat zu lösen; denn obgleich jene Franzosen durch ihre Anmaßung und Arglist jedes deutsche Herz empörten, so standen sie doch als Gesandte unter völkerrechtlichem Schutz und ist dieser Mord eine unerhörte Greuelthat, deren Folgen kein Mensch abzusehen vermag.“

Der Freiherr nahm dem Grafen die Zeitung aus der Hand, um nun auch den Anfang des Artikels zu lesen. Er starrte in tiefem Sinnen noch lange in das Blatt, als

schöpfe er eine ganze Welt von Thatsachen und Gedanken aus den wenigen trockenen Zeilen.

Inzwischen examinirte der Graf den Verwalter, wie ihm die fremde Zeitung zugekommen; denn in den Wiener Blättern stand noch nichts von dem Morde. Es fragte sich überhaupt, was man in Wien von dem Ereigniß wollte wissen lassen, und in wieweit Thugut und Lehrbach, die leitenden Staatsmänner Oesterreichs, demselben nahe oder ferne standen. Das reizte den Scharfsinn des Grafen, und seine Einbildung erging sich in hundert neugierigen Fragen, indeß er auf der Guarnerigeige seltsame Figuren, Triller und Doppelgriffe phantasirte, als wolle er die Irrgänge der Diplomatie in Musik übersetzen; und dazwischen hielt er wieder ein und beliebäugelte die schöne Geige wie das Bild eines reizenden Mädchens.

So der Geigenfreund. Der Freiherr, der Musikfreund, legte die Bratsche weg und es war ihm, als sei es fast Sünde, jetzt noch gemüthlich Musik zu machen. Sein sittliches Gefühl war empört. Wie mußte die Frevelthat auf Europa, wie mußte sie auf das ohnehin schon so wahnsinnig überreizte französische Volk wirken! Und welche Gewitterluft lagerte über Europa, welche Stürme zogen gegen das Vaterland heran! In Italien und am Rhein kämpften die Oesterreicher gegen die Franzosen, Tausende von Landsleuten bluteten vielleicht in dem Augenblicke, das ganze Schicksal des deutschen Reiches entschied sich vielleicht eben jetzt, wo man hier so weltvergessen im Quartett sich vergnügte!

Er hatte sich kindisch gefreut auf diesen Abend und schämte sich jetzt, daß er sich gefreut hatte, und der Graf, sein alter Freund, erschien ihm mit jeder Minute fremder, abstoßender; er hätte ihm die Guarneri aus der Hand reißen und sie zum Fenster hinauswerfen mögen.

Allein er faßte sich wieder und sprach: „Unser Spiel geht heute schlecht zusammen; dem Grafen ist der Blitz in seinen italienischen Oellack gefahren und mir der Gesandten-

mord in mein Quartett. Ich wollte euch mit einer fröhlichen Botschaft überraschen und weiß nicht mehr, ob es recht ist, sich jetzt von Herzen zu freuen. Doch versuchen wir's noch einmal mit der Kunst. Die Musik ist eine so göttliche Trösterin und trägt unser Gemüth so rein zum Himmel empor, daß ich manchmal sage, eine ächte Musik ist auch ein Gebet, und warum sollen wir dann nicht beten oder musiziren in dieser Stunde? Stimmen wir also die Geigen aufs neue zum zweiten Satze!"

Den zweiten Satz des Quartettes bildeten aber jene ergreifenden Variationen über „Gott erhalte Franz den Kaiser." Schon bei den ersten so feierlich innigen Takten verklärte sich das Auge des Freiherrn und auch die Anderen athmeten tief auf. Die Musik klang ja so trostvoll, und der patriotische Bratschist fürchtete sich alsbald nicht mehr der Sünde, jetzt Musik zu machen; denn es war ihm, als spreche aus diesen Tönen eine Verheißung, daß das Vaterland nicht gar zu Grunde gehen solle. Als alle tief gerührt und hoch erhoben die letzten kirchenfeierlichen Akkorde gespielt, rief der Freiherr: „Gottlob, das war eine rechte Musik der Genesung und jetzt ist mir auch die Zunge gelöst für meine zweite Neuigkeit! Ich habe den Meister dieser Töne, ich habe Joseph Haydn, den ich so lange schon vergebens zu sehen begehrte, hierher aufs Schloß eingeladen, und er wird kommen. Das wird ein Fest werden! Dann müssen wir ihm seine Quartette vorgeigen, daß er seine Lust daran haben soll. Und was ist köstlicher als einem Manne endlich einmal dankend die Hand drücken zu dürfen, der uns — unbekannt und ferne — durch seine Werke seit langen Jahren doch schon so befreundet begleitet hat, ein Fremder und doch zugleich der treueste alte Freund!"

Selbst der Graf wurde jetzt angesteckt von der Begeisterung des Freiherrn; sie jubelten mit einander so hoch, wie man es nur in dieser fieberglühenden Zeit konnte und heutzutage gar nicht mehr vermag, stießen an mit den Gläsern und

tranken und geigten die halbe Nacht hindurch. Der Dellack, das verunglückte Allegro und der Rastatter Gesandtenmord wurden ganz vergessen, und die inwendige Musik siegte über die Politik und die Geigen und löste alle vorbereiteten und unvorbereiteten Dissonanzen zur lauteren Harmonie — sogar im Gemüthe des Kammerdieners, den es anfangs schwer beunruhigt hatte, daß er nächster Tage den Haydn, einen bürgerlichen Musikanten, wie einen Edelmann werde bedienen müssen.

Drittes Kapitel.

Die ganze Woche ward gerüstet auf den Empfang des Gastes. Und da der Herr des Hauses vor lauter Musik nun gar nicht mehr zu haben war, und die alte Tante siech und hinfällig, so hatte diese des Grafen Schwester von Neuhaus herüber gebeten, damit dieselbe anordnend und repräsentirend ihren Platz einnehme.

Gräfin Helene Thürmer auf Neuhaus war nach ihrer eigenen Ansicht noch jung, nach der Ansicht ihres Taufscheins war sie sechsunddreißig Jahre alt. Früher blendend schön, fesselte sie noch immer durch stolzen, untadeligen Wuchs, edles Profil und geistvolles Auge, und da Vater Haydn auch in seinen alten Tagen schöne Mädchen gerne sah, so taugte sie diesmal besonders zur Rolle der Wirthin. Dazu verstand sie gar wohl künstlerische Festtage anzuordnen und zu schmücken; denn hatte sie auch niemals etwas ordentliches gelernt, so bewies sie doch Geschick für Alles, trieb alle Künste ein bischen und waltete mit Geschmack, wohin nur ihre feine Hand rührte. Insbesondere aber schwärmte sie für Musik und ließ oft den ganzen Tag das Klavier nicht kalt werden.

Allein gerade wegen ihrer Musikwuth schwankte der Freiherr, ob er seine schöne Nachbarin höchst liebenswürdig oder ganz unausstehlich finden solle. Er hatte in diesem Punkte seine eigenen Erfahrungen gemacht und pflegte zu sagen:

„Die unmusikalischen Frauenzimmer ärgern Einen, weil sie die Musik nicht verstehen, die musikalischen, weil sie die Musik mißverstehen.“

In früheren Jahren verband ihn nämlich eine lang genährte, tiefe und gegenseitige Neigung mit jener vornehmen Dame, welche als Erato im Musikzimmer hing, mit ihrem rechten Taufnamen aber eigentlich auf gut wienerisch Babett hieß. Sie hätten sich gerne geheirathet, allein aus Familieninteressen mußte Babette den Rittmeister von Gretenstein nehmen. Das war der bitterste Schmerz gewesen, welchen der Freiherr in seinem friedlichen Dasein jemals erlebt hatte, und der auch nach Jahren noch oft genug insgeheim an seinem Herzen nagte. Babette aber hatte so wenig musikalisches Gehör, daß sie nicht einmal die falschen Töne empfand, welche ihr Geliebter zeitweilig seiner Bratsche entlockte. Trotzdem ließ sie sich ihm zu Liebe als Erato malen, quälte sich ihm zu Liebe in die Musik hinein und lernte Klavier, oder vielmehr sie lernte am Klavier, daß sie mit bestem Willen kein Klavier lernen könne. Dies war dem Freiherrn ein großer Kummer; doch als der größte Kummer kam und Erato einen Andern heirathete, ward ihm jener erste Kummer wieder zum Troste; denn er meinte, es stehe sehr in Frage, ob eine Ehe zwischen einem so musikbedürftigen Manne und einer so musikarmen Frau dauernd hätte glücklich werden können.

Ganz im Gegensatze nun war Gräfin Helene durch und durch musikalisch. Wenn der Freiherr Quartett bei ihrem Bruder spielte, so saß sie allemal als die andächtigste Hörerin im Hintergrunde; sie jubelte mit dem Allegro, schwärmte mit dem Adagio, scherzte mit dem Menuett und redete wie ein Buch über die Schönheit des Gehörten. Der Freiherr aber behauptete, die Gräfin treibe nur Tendenzmusik. So lange er als mit Babetten verlobt gegolten, habe sie nur italienische Arien gesungen und Tänze gespielt, als Babette aber einen Andern geheirathet, da sei die Gräfin auf einmal klassisch geworden in ihrem Geschmack und bei den Quartetten auf-

getaucht. Ihr Bruder liebe das Quartett um der Geigen willen, sie aber scheine es um des Geigers willen zu lieben. Und zwar sei diese Leidenschaft für's Quartett merklich gewachsen, seit Helene das fünfunddreißigste Lebensjahr erreicht; wenn das so fortgehe und sie ledigerweise ins vierzigste eintrete, dann fange sie wohl gar noch selber zu geigen an. Bei einem Frauenzimmer, wie bei einer guten Musik, dürfe man niemals die Absicht merken. Babette sei ein gar natürliches Mädchen gewesen, aber ohne alle Musik; Helene sei eine rechte Kokette, aber ganz von Musik erfüllt. Uebrigens wisse man doch nicht, was das Schlimmere sei. Denn Babette sei mit aller Natur niemals musikalisch geworden, während Helene durch das unausgesetzte reinigende Bad des Quartettstudiums doch am Ende noch ein leidlich natürliches Frauenzimmer werden könne.

Auf den 18. Mai wurde Haydn erwartet. Weil aber Alles so gar genau und schön zum Empfange vorbereitet worden war, so ging nun Alles gerade ganz verkehrt. Und dies war das Beste.

Der Freiherr fuhr zur nächsten Stadt, um mit eigenen Pferden den gefeierten Gast abzuholen; allein er verfehlte ihn; und so kam dieser ganz allein auf einem einspännigen Bauernwägelein. Die Gräfin hatte sich's gar fein ausgedacht, wie sie den Tondichter als einen „Fürsten der Kunst" begrüßen und dann einige passende Worte einstreuen wolle über „irdische Unsterblichkeit," welche gleichsam ein umgekehrter Adel sei, indem sie dem Namen im Voraus für eine unabsehbare Zukunft Rang und Glanz verbriefe, wie der wirkliche gute Adel hintendrein aus einer unabsehbaren Vergangenheit herauf.

Als Helene aber den unscheinbaren Mann vom Bauernwagen steigen sah, glaubte sie, es sei der neue Thierarzt, den man eilends zu dem wuthverdächtigen Hühnerhunde des Freiherrn gerufen hatte, und schickte den Bedienten hinab, daß er den Doktor gleich in den Holzstall führe, wo Hektor eingesperrt lag. Der Bediente aber kam bestürzt

zurück und sagte, der Fremde habe sich geweigert in den Holzstall zu gehen, er sei auch gar nicht der Hundedoktor, sondern Herr von Haydn selber. Nun war auf einmal der „Fürst der Kunst“ und die Unsterblichkeit als umgekehrter Adel rein vergessen; die Gräfin begrüßte den Künstler mit Lachen und Entschuldigungen und im Lachen erröthete sie beschämt, was ihr viel schöner stand, als jenes erhabene Zurückwerfen des Kopfes und stolze Lockenschütteln, mit welchem sie sonst Gäste zu empfangen pflegte.

Haydn fand die schöne Dame höchst natürlich und liebenswürdig (und das hatte seit langer Zeit kein Mensch gefunden) und plauderte sich rasch ins unbefangenste, anziehendste Gespräch. Er hatte in London gelernt, auch unter vornehmen Leuten sich leicht zu bewegen, hatte dazu aber auch seine bürgerliche deutsche Bescheidenheit heil und ganz wieder über das Meer zurückgebracht und redete so schlicht und fest, daß die Gräfin in denselben Ton eingehen mußte und gar keinen Platz fand für ihre gezierten Worte und geschnürten Gedanken.

So gingen die Beiden am golden verglühenden Frühlingsabend im Schloßgarten auf und ab, und als sie im besten Zuge waren, erschien endlich auch der Freiherr, und Haydn däuchte ihm bald ein alter Bekannter, die Gräfin dagegen war ihm völlig neu; denn sie sprach heute ganz wie andere vernünftige Menschen, blickte und bewegte sich ohne alles tragische Pathos, wenn sie das Wetter und die Gegend pries, und, was das größte Wunder, der alte Haydn schien ein besonderes Gefallen an ihr zu haben, während der Freiherr befürchtet hatte, sie werde ihm das ganze Schloß Strüth verleiden. In Folge dessen gefiel sie denn auch ihm ganz besonders, und er fand ihr griechisches Profil heute griechischer als je zuvor.

Auch der Graf gesellte sich jetzt zu den Dreien und die kleine Gesellschaft ging zum Abendtische auf die Terrasse des Gartens.

Nach vornehmer Leute Art fragte Graf Thürmer den be-

rühmten Tonsetzer kurz und scharf, welches Werk ihn eben beschäftige. Haydn erwiderte, er ruhe sich aus von der „Schöpfung," das sei eine gar ernste Arbeit gewesen, weil Gott selber die Welt gemacht, aber auch eine gar heitere, weil er sie so schön gemacht habe. Als jedoch die Andern Genaueres von diesem eben vollendeten Werk wissen wollten, hielt er die Hand ans Ohr und sprach leise: „Hören sie auf den köstlichen Gesang!" — Es zogen nämlich ein paar Bauernmädchen in der Ferne singend vom Felde heim, und dem Meister leuchtete die helle Freude über diese frische Musik aus den Augen, und als sie verklungen war, sagte er: „Ich glaube wohl auch eine oder die andere schöne Melodie erfunden zu haben; in England aber hörte ich einmal etliche Waisenknaben ein Kinderlied singen, da wurde ich ganz glücklich und traurig zugleich; denn eine so schöne Melodie hatte ich mit aller Kunst noch niemals gemacht, ja es schien mir die schönste, welche ich in meinem Leben gehört."

Die Gräfin lauerte längst, das Wort zu erhalten, und ihr Bruder begann eben von seinen Geigen, darum pries sie, rasch einfallend, des Meisters bescheidenen Sinn und brachte dann in kühnem Uebergang ihren vordurchdachten Satz über die irdische Unsterblichkeit und den umgekehrten Adelsbrief.

Haydn, dessen linkes Ohr solchergestalt auf die Geigen und dessen rechtes auf die Unsterblichkeit hören mußte, fiel den Beiden mit einander gewandt in die Rede. — „Mit der irdischen Unsterblichkeit, gnädige Gräfin, ist es gerade wie mit den alten Geigen, verehrter Herr Graf. Man sagt, eine Geige altert nicht, sie wird mit den Jahren immer besser und ist unsterblich (wenn sie nicht verbrennt oder zerschlagen wird). Allein das ist nicht ganz richtig. Hundert Jahre lang wächst eine gute Geige und wird immer edler im Ton und hält sich wohl auch noch weitere fünfzig Jahre auf der Höhe; dann aber wird das Holz schwächer, der Ton trockener, es geht ans Nachbessern, man unterlegt, füttert und stärkt die Decke, und eine geschickte Hand vermag die unsterbliche

Geige noch weitere fünfzig Jahre in der Fülle ihrer Klangkraft zu erhalten. Nun aber ist es auch aus und vorbei.

Die gefütterte Geige nimmt noch fünfzig Jahre in Ehren ab; tritt sie dann ins dritte Jahrhundert, so ist sie eine merkwürdige alte Schachtel geworden. Nur weil unser Leben so viel kürzer ist, als das Leben einer Geige, glauben wir, die Geige altere nicht. Und so sprechen wir auch von unsern unsterblichen Werken, nur weil wir selber so gar sterblich sind und ihre Dauer mit der viel kürzeren unserer eigenen Tage messen und es im glücklichsten Falle nicht mit ansehen müssen, wie sie eine Weile noch unterlegt und ausgefüttert werden, um endlich doch zu vertrocknen."

Alle schwiegen eine Weile. Dann aber bemerkte der Graf, mit dem Ausfüttern könne man wohl auch länger als fünfzig Jahre aushelfen, wenn man nur ein Holz nehme, welches eben so alt sei als die Geige selber. Er habe zur Erhaltung einer hundertundfünfzigjährigen Amati die Spitze seines Schloßthurmes abbrechen lassen; denn die Balken des Thurmdaches seien urkundlich auch gerade einhundertundfünfzig Jahre alt und von Wind und Sonne göttlich ausgetrocknet. — „Das ist nun ein wahrer Edelstein von einem Holze, dürr wie Stroh, außen ein wenig vom Wurme angenagt, gleichsam gestempelt, man riecht das edle Alter schon von weitem," so schloß der Graf begeistert und bot dem gefeierten Gaste einen halben Balken von zwanzig Fuß zum Geschenke.

Haydn lehnte dankend ab, und der Freiherr pries im Stillen den bescheidenen Mann, weil er lieber von dem Gesang der Bauernmädchen als von seiner Schöpfung gesprochen; die Gräfin, weil er das Lob der Unsterblichkeit so fein gewendet, und der Graf, weil er seinen unschätzbaren Balken nicht angenommen hatte.

Hierüber war es dunkel geworden und man begab sich in's Musikzimmer zum Quartett. Zu Ehren des Gastes war eines seiner schönsten Werke aufgelegt. Das Allegro gelang über Erwarten; der Freiherr warf nur dreimal um, weil ihn

der Gedanke verfolgte, daß Gräfin Helene heute viel liebenswürdiger sei als jemals in ihrem Leben. Haydn hörte mit bewundernswürdiger Geduld; er zählte nicht zu jenen Tonsetzern, welche gleich Krämpfe kriegen, wenn ihre Noten nicht genau so vorgetragen werden, wie sie sich dieselben im Geiste gesungen haben, und lobte den Eifer der Spieler, sagte ihnen aber auch deutsch heraus, wo gefehlt oder der Sinn vergriffen worden war.

Dadurch wuchs ihnen Lust und Muth, und das Adagio gelang noch viel besser; der Freiherr kam nur einmal aus dem Takte und versuchte dann an vier verkehrten Stellen wieder einzusetzen, schreckte aber nach den ersten falschen Noten immer wieder zurück, wodurch eine etwas befremdend dramatische Bewegung in den Gang der Harmonie kam. Doch das that nichts; das Adagio war nicht umzubringen und Alle wurden gepackt von der tiefen und reinen Empfindung der wie in überirdischen Klängen dahin schwebenden Weisen.

Die Gräfin fragte den Meister, ob er sich nicht etwas ganz Besonderes gedacht habe bei der hohen und doch so süßen Lyrik dieses Satzes?

Haydn erwiderte, er denke sich freilich etwas Besonderes bei jedem seiner Tonstücke, muthe aber keinem Menschen zu, das Gleiche wieder zu denken, sondern sei zufrieden, wenn die Hörer nur empfänden, was er empfunden habe. Und so vergesse er denn auch oft wieder, welche besondere Gedankenkette ihn zu einem Musiksatze geführt. Vorhin freilich sei es ihm fast gewesen, als klänge das in Liebe beseligende Walten einer edeln Frauengestalt aus den Tönen jenes Adagios, das er vor zwanzig Jahren gedichtet, heute wieder an sein altes Herz. Irre er sich dabei, so sei die holde Gegenwart der Gräfin wohl gar schuld, daß er nun meine, er müsse durch dieses besondere Gedankenbild damals zu dem Adagio gekommen sein.

Der Freiherr staunte bei diesen Worten, der Graf war befriedigt, die Gräfin entzückt.

Und so wuchs die Freude der glücklichen Menschen und man geigte ein Quartett um's andere und trank ein Glas edeln Weines um's andere, und obgleich sich Haydn anfangs geweigert hatte, auch einmal zur Geige zu greifen, so konnte er doch nicht widerstehen, als ihm die Gräfin selbst das Instrument gar anmuthig darreichte, und spielte in einem Menuett die zweite Stimme, und der Freiherr wußte gar nicht, wie er's der schönen Helene danken solle.

Zum Schlusse aber brachten die beiden Männer noch eine Streitfrage in Quartettsachen vor den Richterstuhl des Vaters des deutschen Quartetts. Der Freiherr hatte, wann an den gewöhnlichen Montagen auf Schloß Strüth gespielt wurde, allezeit nur einen firnen Rheinwein auftragen lassen; denn er behauptete, die Kunst sei Erbauung; der Graf dagegen, welcher nicht blos in seinen Geigen ein Feinschmecker war, bewirthete Donnerstags auf Neuhaus mit Champagner; denn er behauptete, die Kunst sei Genuß. Haydn sollte nun bestimmen, welcher Wein für ein rechtes Musterquartett passe.

Er sprach nach kurzem Besinnen, man müsse hier scharf unterscheiden. Beim Quartett tauge der Champagner nicht, sondern der firne Rheinwein; denn die Kunst sei Erbauung; — nach dem Quartett aber habe auch ein Glas Champagner sein Recht; denn in der Kunst werde die Erbauung selber zum Genuß.

Und nachdem dieser menschenfreundliche Schiedsrichterspruch für Strüth und Neuhaus feierlich und mit allgemeinem Beifall angenommen worden war, geleitete der glückselige Wirth seine Gäste zur wohlverdienten Ruhe.

Am folgenden Morgen schrieb Gräfin Helene unter Anderem in ihr Tagebuch: „Haydn auch in der Conversation ein Meister der Kunst, zwei scheinbar fremdartige Themen contrapunktisch zu verbinden: Erschaffung der Welt und singende Bauernmädchen; Unsterblichkeit und alte Geigen, Rheinwein und Erbauung, Champagner und Genuß; Adagio in A-Dur und — — —" hier folgten drei verschämte Gedankenstriche.

Der Freiherr fand im Laufe des Tages zufällig dieses Blatt und die Gedankenstriche machten ihm viele Gedanken. Er fühlte sich getroffen von der Wahrheit des Satzes: Haydn ein Meister der Kunst, zwei scheinbar fremdartige Themen contrapunktisch zu verbinden, — freilich in ganz besonderem Sinne; denn es kam ihm vor, als seien er und Helene diese beiden fremdartigen Themen, welche der alte Hexenmeister ganz unter der Hand gleichfalls contrapunktisch verbinde: so völlig verändert und so unvergleichlich liebenswürdiger erschien ihm Helene seit Haydn's Ankunft.

Viertes Kapitel.

Nur zu rasch verschwanden die Festtage, welche durch Haydn's Besuch wie mit goldenen Lettern in die Chronik des musikalischen Schlosses eingezeichnet wurden. Der Freiherr und die Gräfin fanden sich aber auch nachher je in besonderer Weise angeregt von dem freundlichen Wesen des schlichten Mannes.

Helene hatte viel gelernt, nicht für die Musik, sondern für's Leben. Sie hatte sich einen großen Künstler ganz anders gedacht: doch hinaus, siegesbewußt, voll der eigenen Weisheit, lobbedürftig und schwer zu befriedigen, so etwa ein männliches Seitenstück ihrer eigenen Art. Statt dessen fand sie einen gemüthlichen Alten, der sich nicht besser dünkte als andere Leute, ja der sich's gar niemals merken ließ, daß er eigentlich ein berühmter Mann sei. Mit ächt weiblichem Scharfblick erkannte sie sofort das Reizende dieses anspruchlosen Wesens und mit ächt weiblicher Geschmeidigkeit ging sie nachahmend alsbald selber darauf ein. Sie sah, wie sehr dies Haydn und dem Freiherrn gefiel und so gefiel auch sie sich denn in der natürlichen Rolle und spielte sie so fein, daß Kunst und Natur dem schärfsten Auge nicht mehr zu unterscheiden waren.

Der Freiherr hatte diesmal von Haydn nichts gelernt,

weder als Mensch noch als Bratschist, und so innig er sich an ihm erfreute, war doch seine Schwärmerei zu unmittelbar, als daß er gerade jetzt besonders scharf über des merkwürdigen Mannes Worte und Wesen nachgedacht hätte.

Die Gäste reisten ab; es ward leer und still im Schlosse. Der Schloßherr empfand diese Stille zum erstenmal in seinem Leben unbehaglich. Aber seltsamerweise vermißte er den alten Haydn weniger als die Gräfin. Sie mußte doch nicht so gar unausstehlich sein, denn sie hatte ja Haydn, dem gewiegten Kenner, schier besser gefallen als die ganze übrige Gesellschaft; sie allein hatte ihn vermocht, den Menuet mitzugeigen, ja beim Adagio in A sprach er gar von einem Vorschauen ihres Bildes — Helene und ein Haydn'sches Adagio! — es mußte doch Poesie auf diesem Bilde ruhen.

Und während der Freiherr solchen Gedanken nachhing, wurde es ihm bald kalt bald warm, als schleiche ein leises Fieber durch seine Seele.

Einen Augenblick sprach er recht kühl und vernünftig: „Helene dünkt mir jetzt so schön, weil sie mich an so schöne Tage erinnert. Ich bin verliebt in den Traum dieser Tage, soll ich mich darum in Helene verlieben? Sie gefällt mir, weil sie Haydn gefallen hat: liebt man jemals ein Mädchen, weil sie einem Andern gefällt? Sie ist mir ein Sinnbild der verklungenen Musikherrlichkeit: soll ich wohl gar ein Sinnbild heirathen?“

Dann aber besann er sich, es ward ihm heiß, und er meinte, die Sache habe doch ein anderes Gesicht: Helenens treue Neigung hatte sich seit Jahren ausgesprochen in ihrer Quartetttreue; sie hatte ihren Geschmack dem seinigen geopfert; sie hatte sich veredelt durch seine Musik, sie war in die Quartettschule gegangen. Er hatte ihre Koketterie hinweggegeigt, und dies war allerdings in jenen schönen Tagen zum erstenmale klar geworden, wo Haydn ihr die Meisterschaft wahrer Anmuth bezeugte, indem er ihr Spiegelbild aus dem Adagio in A-Dur hervorstrahlen sah.

Und dann blickte der Freiherr weiter in die Zukunft. Sollte er für alle Zeit so einsam, familienlos auf seinem alten Schlosse sitzen bleiben? Sollte er sich nicht auch einen Stammhalter wünschen, nicht sowohl seines Hauses und Wappens — die Kunst hatte ihn über Standesvorurtheile erhoben — als einen Stammhalter seines Quartetts? Sollten seine Notenschätze nach seinem Tode zerstreut, sollte auf Schloß Strüth nicht mehr gegeigt werden, wann einmal der Fiedelbogen seiner Hand entsunken war? Er stand im besten Mannesalter — vierzig Jahre — und bei der Gemüthsruhe, welche ein regelmäßiges Hausquartett verleiht, hoffte er wohl über siebenzig alt zu werden. Und in dreißig Jahren konnte er es nicht blos zu einem quartettspielenden Sohne bringen, sondern zu einem ganzen Quartett von Söhnen. Dann mochte er seine letzten Tage in Frieden genießen und ruhig zuhören, wie die Kinder geigten.

Er drehte sich solchergestalt im fortlaufenden Zirkel zwischen Quartett und Helene, so daß er zuletzt beides gar nicht mehr von einander trennen konnte, und obgleich es ihm von dieser steten Kreisbewegung fast schwindelte, ließ er sich doch gegen Niemand etwas merken. Nur fiel es den Quartettgenossen auf, daß das Bild Erato's nicht mehr während des Spielens verhängt war, und daß der Freiherr auch nicht mehr zwanzig Takte statt zehn zählte, wenn er etwa beim Pausiren unversehens auf das Bild geblickt.

Plötzlich gab ein großes Ereigniß den Ausschlag für Gräfin Helene, das war die Schlacht von Novi, in welcher Suwarow als Oberfeldherr des österreichisch-russischen Heeres die Franzosen niederwarf, am 15. August 1799. Schon im Juni und Juli waren kleinere Siegesbotschaften aus Italien gekommen und hatten das patriotische Herz des Freiherrn höher schlagen lassen. Während er's bei der Kunde des Rastatter Gesandtenmordes fast für sündlich hielt, in so gräuelvoll schwerer Zeit einem heiteren Künstler-Stillleben sich hinzugeben, ward es ihm jetzt so frei und hoch zu Muthe, daß

er niemals reiner sein Quartett genoß, als in diesem Lenz und Sommer, welche Kunst, Liebe, Natur und Politik im gleichen goldenen Sonnenschein erglänzen ließen.

Wären die Oesterreicher geschlagen worden, so hätte er sich als ehemaliger Offizier wieder zum Heere gemeldet; da aber das revolutionäre Frankreich gebrochen war und die gute alte Zeit wieder zu kommen schien, war es denn doch besser, Quartett zu spielen und sich zu verlieben nach gutem alten Brauche.

Der entscheidende Sieg in Italien hatte den Freiherrn in diesem Sinne bereits seit mehreren Tagen still und tief bewegt, als am 1. September der Brief eines Freundes eintraf, welcher bei Novi mitgekämpft und Genaueres über die Schlacht meldete.. Der Freiherr gerieth in hellen Jubel der Begeisterung, sang und pfiff Quartett-Themen und wurde von solch einem patriotisch-musikalischen Feuer ergriffen, daß er den Schluß des langen Briefes mit schwimmendem Auge und nur so obenhin auf's Ganze las, wie man am Klavier eine zwanzigstimmige Partitur zu lesen pflegt.

Dann ließ er satteln und sprengte zum Grafen nach Neuhaus; der Bediente mit einem schweren Pack Noten auf dem Mantelsack hinterdrein.

Dem Grafen eröffnete er sofort seine Kriegsneuigkeiten und gab ihm den langen Brief; der Gräfin hingegen überreichte er ein Notenheft aus dem großen Paket zum Geschenke und sprach: „Dies sind drei Klaviersonaten von einem jungen Manne, Namens Beethoven: — eine tief bewegte, seltsam aufregende Musik, hier und da etwas geschwollen und geschraubt, etwas eigensinnig und für den Spieler schwer zu behandeln, und dennoch voll bezaubernder Schönheit. Wenn der junge Mann erst einmal reif geworden ist für den Quartettsatz und seine Launen im strengen Anschluß an Mozarts und Haydns Schreibart abgeschliffen hat, dann kann etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden."

Der Freiherr dachte aber bei diesen Worten zugleich und

fast mehr noch an die Gräfin, welche auch für den Spieler so schwer zu behandeln war, jedoch Hoffnung gab, daß sie in der strengen Mozart-Haydnschen Quartettschule ihre Launen immer mehr abschleifen werde. Und indem er über die leidenschaftliche Empfindung der drei Sonaten sprach, kam er unvermerkt auf seine und der Gräfin leidenschaftliche Empfindung, und als er die Kritik der Sonaten (Opus 2) zu Ende gebracht, hatte er zugleich der Gräfin seine Hand angetragen.

Gräfin Helene aber hatte diese Hand schon so lange erwartet, daß sie, nicht aus Ueberraschung, sondern vielmehr wegen völligen Mangels an Ueberraschung, gar nicht wußte, wie sie antworten solle. Allein als sie so verlegen in wirklich bezaubernder Schönheit dastand, gab ihr der Freiherr die Hand und umarmte sie und küßte sie, und wie sie dies Alles geschehen ließ und erwiderte, das war auch eine Antwort.

Der Graf hatte in einer Fensternische den Brief gelesen. Er trat im selben Augenblicke hervor, als jene Beiden die zärtliche Gruppe bildeten und las laut: „Unter den Gefallenen beklagen wir leider auch den Rittmeister von — —; der Name ist so undeutlich geschrieben, wie liesest Du ihn? — Gnetenheim oder Grebenheim?“

„Gretenstein?“ rief der Freiherr, ließ Helenens Hand fahren und griff nach dem Briefe. — „Gretenstein! — den Satz habe ich ganz übersehen; — Gretenstein, das ist der Gemahl Babettens!“

„Allein was habt denn ihr Beide miteinander?“ fragte der Graf, welcher nun erst ahnte, was vorgegangen. Sein Freund aber war so betroffen von jenem Satz im Briefe, daß er nicht zu antworten vermochte, und Helene, welche vorhin die Sprache nicht gefunden hatte, Ja zu sagen, mußte jetzt erzählen, daß sie Ja gesagt, weil der Freund nun hiefür die Sprache nicht fand. Doch kam er nach wenigen Minuten wieder zu sich selbst und zu Helenen zurück, und so konnten sich alle drei erklären und aussprechen, sich freuen

und berathen, hoffen und Pläne spinnen und was man sonst bei Verlobungen zu thun pflegt.

Als der Bräutigam spät Abends wieder nach Hause ritt, wußte er kaum, wohin er sein Pferd lenkte. Er fürchtete sich entsetzlich vor seinen eigenen Gedanken, die ihm grundschlecht vorkamen, vor denen er sich hätte ins Grab verstecken mögen, und die ihn doch nicht verließen. Der Rittmeister, welcher vordem zur rechten Zeit niemals hatte fallen wollen, mußte jetzt gerade zur unrechtesten Zeit gefallen sein. Die Schlacht von Novi hatte ihn — den Freiherrn — zum Bräutigam gemacht, und in dem Augenblick, da er eben Bräutigam geworden, erfährt er, daß durch dieselbe Schlacht von Novi seine frühere, nie ganz vergessene Braut Wittwe geworden war! Im Jubel über den Brief aus Novi war er nach Neuhaus geritten, und doch wäre er vielleicht zu Hause geblieben, wenn er den Brief nicht gar zu musikalisch begeistert gelesen hätte, sondern Wort für Wort, wie man Briefe lesen soll, und nicht blos ins Ganze, wie man eine zwanzigstimmige Partitur am Klaviere liest.

Zum erstenmal in seinem Leben räsonnirte er über die Musik, that aber sogleich wieder bei sich selber Abbitte; denn er wußte kaum, was freventlicher sei, daß er jetzt noch und wieder an Erato denke oder daß er die Musik anklage, als habe sie ihm Helene für Erato untergeschoben.

Fünftes Kapitel.

Im Spätherbst war die Hochzeit auf Neuhaus — natürlich reich mit Musik geschmückt. In der Kirche sang der Schulmeister: O Isis und Osiris schenket der Weisheit Geist dem neuen Paar," mit Orgelbegleitung und etwas verchristlichtem Texte. Vor den Fenstern des Schlosses stimmten Bauernmädchen das Lied an, welches Haydn so wohl gefallen. Außerdem aber hatte der Graf ein kleines Orchester zusam=

mengebracht, das während der Tafel jene überaus frische und heitere D-Dur-Symphonie Mozarts spielte, die derselbe 1778 für das Frohnleichnamsconcert in Paris geschrieben, obgleich sie eher an Figaro's Hochzeit als an den Frohnleichnam erinnert. Das Allegro begann bei den „Backhändeln" und das Finale schloß beim Pudding, und ungeachtet die Tischgesellschaft während des so überaus zarten Adagio's gerade einen überaus zarten Rehbraten verarbeitete, genoß sie doch die Musik nicht minder als den Braten. Man bot damals die höchsten Gaben der Tonkunst noch anspruchslos dar und nahm sie harmlos hin, wo und wie man sie fand, und glaubte noch nicht, daß eine gute Musik besser und eine schlechte gut werde, wenn man recht viel Umstände damit mache. Zum Schlusse hätte der Freiherr noch gerne ein kleines Quartett gespielt; der Graf aber widerrieth das dringend und behauptete, für ihn sei heute der vierstimmige Satz durchaus ungeeignet und nur der zweistimmige zulässig.

Nach der Hochzeit kam gar Vieles anders, als es der Freiherr erwartet hatte. Dem sonnigen Sommer folgte ein kalter, stürmischer Winter.

In jenen Septembertagen, da unser Held im Siegesjubel zur Verlobung ritt und eine goldene Zeit allgemeinen Welt- und Quartettfriedens nahe wähnte, schwamm Bonaparte bereits auf dem Meere zwischen Aegypten und Frankreich, und als der Freiherr eben recht weltvergessen in den Flitterwochen schwärmen wollte, erschreckte ihn die Nachricht vom Staatsstreiche des 18. Brumaire und der neuen Consularherrschaft des gefürchteten Sohnes und Erben der Revolution. Des Freiherrn gründlicher deutscher Sinn ließ ihn über das kommende Geschick seines Landes und Volkes eben so nachhaltig grübeln, wie über die Durchführung eines Quartettsatzes. Und er hätte so sehnlich gewünscht, daß die Deutschen in der Politik auch einmal Meister würden, wie in der Kammermusik. Es sah aber zur Zeit noch gar nicht darnach aus.

Ganz anders dachte der Graf in derlei Dingen. Er fand

es äußerst ergötzlich, daß in Paris schon wieder ein neuer Bühnenakt beginne und daß man gar nicht mehr in's Theater zu gehen brauche und dennoch in dem bunten Scenenwechsel von Revolutionen und Schlachten, von Thronensturz und Staatenaufbau die spannendsten Tragödien fortwährend umsonst zu sehen bekomme. Der Freiherr sagte: „Er betrachtet auch die Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte des Dellacks; der größte Ideenkampf fesselt ihn als Neuigkeit; Quartette schreibt man um der Geigen willen, und die Völker erwürgen sich, damit dem Grafen Thürmer auf Schloß Neuhaus die Zeit nicht lang werde. Je näher wir beide uns treten, um so ferner rücken wir einander."

Das galt von Helenens Bruder, aber zum Glück nicht von Helenen. Sie schwärmte für alles Große, wenn auch meist übertrieben und manchmal verkehrt, und begriff und theilte ihres Mannes patriotischen Sinn und sein politisches, wie sein musikalisches Lieben und Hassen.

Trotzdem fühlte sich dieser oft recht gedrückt in seiner jungen Ehe. Helene wollte ihm das Leben gar zu schön machen und übersah, daß eine liebenswürdige Genügsamkeit bisher der eigenste Schmuck dieses Lebens gewesen war. Sie wollte glänzen mit ihrem Manne und durch ihren Mann, aber dieser Mann war unglücklich, daß er nun auf einmal glänzen sollte. Sie diente, um zu herrschen. Der Freiherr seufzte: „Als Haydn zu Besuche kam, entdeckte sie staunend, daß ein Genie auch bescheiden sein könne, und sie ward bescheiden, weil sie ein Genie sein will. Jetzt bricht ihre anspruchsvolle Natur wieder hervor. Ich möchte Haydn auf ein ganzes Jahr zu Gaste bitten. Allein das würde doch nichts helfen, binnen Monatsfrist wäre ihr der bescheidene Mann langweilig, und um des bloßen Gegensatzes willen würde sie dann ganz hoffärtig werden."

Statt des einfachen Quartettes schlug Helene ein Orchester vor, auch hätte sie gerne kleine Opern auf Schloß Strüth aufgeführt und hatte einen fertigen Plan, wie das Musik-

zimmer zu einem Theater auszubauen sei. Dem Manne schauderte vor diesem Plan und er blickte schwermuthsvoll nach dem Bilde der unmusikalischen Muse Erato. — Helene, so dachte er still für sich, hat keinen Sinn für die Größe im Kleinen. Sie überbraust das Allegro und überempfindet das Adagio, das läßt sich hören; allein ihr mangelt jedes Verständniß für's Andante. Und das ist ein großer Mangel; denn das Andante ist das wahre Tempo der Ehe. Zart, bescheiden, mäßig bewegt schwebt es einher, gemüthvoll beruhigend und erquickend wie die ächte Weiblichkeit.

In der That, je mehr sich Helene in ihrer neuen Würde fühlte und des endlich errungenen Sieges genoß, um so weniger fand und verstand sie das Andante.

So verging der Winter; in der Sylvesternacht 1799 geigte man sich auf Schloß Strüth heiter und bewegt ins neue Jahrhundert hinüber, und als nun der Frühling kam und die gute Bauzeit, drang Helene immer bestimmter in ihren Gemahl, daß er das Musikzimmer erweitern möge zu einem Orchester- und Theatersaal. Und da er eben im Begriffe stand, auf ein paar Wochen nach Wien zu gehen, so könne er dort ja gleich mit einem Baumeister Rücksprache nehmen.

Der Freiherr sagte: „Wir wollen den Saal bauen; aber ich fordere einen Preis von dir, den du vorauszahlen, eine Vorbedingung, welche du erfüllen mußt.“ — Und bei diesen Worten übergab er der Frau eine große Mappe und fuhr fort: „Diese Mappe nenne ich ein Schmuckkästchen; denn sie birgt allerlei kleine versteckte und verstaubte musikalische Schmuck- und Schaustücke, allein es erfordert ein geübtes Auge, deren Werth zu erkennen. Versuch', es mir zu Liebe, ob du die hier eingeschlossenen Noten mit rechter Empfindung spielen kannst, dir und mir zum Genügen. Gelingt es dir, so gehen wir ungesäumt an den Saalbau.“

Helene ging mit Freuden auf die Grille ihres Gemahls ein und öffnete nach seiner Abreise augenblicklich die geheim-

nißvolle Mappe. Eine Menge schlecht geschriebener Notenblätter mit vielen Korrekturen und Dintenflecken, vergilbt und abgegriffen, lagen darin, die sahen gar nicht aus wie Prunk- und Schaustücke. So gar gefährlich schien diese Musik gerade nicht, wohl aber etwas langweilig. Es waren kleine Andante's, Menuette und Rondo's aus Streichmusiksätzen vom älteren Stamitz, von Kamerloher, Gaßmann, Cannabich, Holzbauer, Wagenseil und andern halb verschollenen Komponisten, ziemlich ungeschickt für's Klavier ausgezogen von der etwas cavaliermäßigen Notenhand ihres Mannes.

Die arme Helene plagte sich grausam, diesen trockenen altmodischen Stücklein einigen Geschmack abzugewinnen. Die Musik war an sich zwar einfach; dennoch konnte sie Vieles kaum lesen, so verworren war die Schrift, und kaum spielen, so holperig war der freiherrliche Klaviersatz, und wo sie etliche Takte bequem las und spielte, da empfand sie nichts und berührte nur mit den Fingern, nicht mit der Seele, die Tasten. Der Saalbau schien sich doch in einige Ferne zu schieben.

Dazu kamen äußere Störungen, welche ihr vollends alle Ruhe raubten für diesen verzweifelten Gaßmann, Kamerloher und Genossen. Große Truppenmassen zogen an Schloß Strüth vorüber, die Einquartierungen drängten sich; bei dem Trommelschall, welcher dem wirklichen Kampf, nicht der Parade galt, erzitterte auch das friedlichste Gemüth in kriegerischer Aufregung. Und Helene war nicht einmal ein friedliches Gemüth. Sie hätte lieber sich selber gleich auf's Roß schwingen und mit reiten mögen, und sollte statt dessen den Geist des Andante's aus verblichenen Noten über sich kommen lassen.

Zu einigem Troste sah sie indeß aus den Briefen ihres Mannes, daß es ihm draußen auch nicht friedlicher zu Muthe war. Er schrieb im Juni von Wien, seine nahe Rückkehr ankündend: „In meinem Leben darf auf Schloß Strüth keine Note von Pleyel mehr gegeigt werden. Dieser Pleyel, der

von einem darbenden Musiker zu einem reichen Musikverleger herabgesunken ist, widmet seinen Gesammtabdruck der Haydn'schen Quartette dem Consul Bonaparte! Meine Wiener Freunde lachten mich aus, als ich dafür Acht und Bann innerhalb des Strüthischen Gebietes über Pleyel verhängte. Wie darf ein Deutscher diese gemüthlichste deutsche Musik dem ungemüthlichsten Feinde Deutschlands huldigend zu Füßen legen! Und ich sagte Jenen, die da lachten: der Consul Bonaparte wird uns noch alle Quartettlust vertreiben, zum Danke dafür, daß man ihm unsern reichsten Quartettschatz gewidmet hat. Man faßt das nicht! Früher glaubte auch ich ganze sturmvolle zehn Jahre lang, wir könnten im Reiche ruhig zusehen, wenn draußen die Völker sich zerkriegen, und könnten immer lustig Quartett dazu geigen. Aber seit mir der Rastatter Gesandtenmord einen der schönsten Quartettabende verdorben hat, denke ich anders. Die unterrichteten Leute werden hier nachgerade sehr bestürzt, es soll ganz schief gehen in Italien. Gestern sprach man von einem großen Siege, den unsere Armee bei Marengo erfochten, und heute heißt es, der Sieg sei ein Schreibfehler gewesen und müsse in Niederlage verbessert werden. Bonaparte wirft Alles vor sich nieder; es kommt eine neue Welt und kommt eine neue Musik. Haydn war der letzte Fürst des Friedens in unserer Kunst. Ich schicke einige neue Werke von Beethoven nach Schloß Strüth; sie sind verführerisch schön. Allein ich bitte, spiele sie nicht, bevor du dich in dem Schatzkästlein der gekritzelten Noten recht heimisch fühlst und der Saalbau gesichert ist! Beethoven beunruhigt mich wie Bonaparte."

Bald nachher kehrte der Freiherr zurück. Obgleich gerade vierzig Husaren auf dem Schlosse in Quartier lagen und wenig musikalischen Frieden aufkommen ließen, fragte er doch bald nach den alten Noten.

Helene berichtete klagend, wie sehr sie sich geplagt und doch nichts Rechtes herausgebracht habe, es sei aber auch gar zu harte Arbeit. Da sprach ihr Gemahl, wehmüthig

lächelnd: „Mir sind diese alten Melodien ein wahrer Seelengenuß. Sieh, das war die Musik, an welcher ich mit fünfzehn Jahren zuerst musikalisch denken und empfinden lernte. Der Geist meiner Jugend ruhet verzaubert in ihr. So dünkt es mir wenigstens. O könntest auch du etwas von diesem Geiste heraushören! Wie ich die Mappe dir jetzt gebe, so gab ich sie vor Zeiten Erato. Aber sie wußte gar nichts anzufangen mit den alten Blättern. Ich schrieb mir damals diese Sätze aus den Stimmen für's Klavier, damit ich sie wie rechte Jugendfreunde immer zur Hand haben könne. Ich glaube, meine Klavierbearbeitung ist recht schlecht, ich kann nur inwendige Musik machen. Und die Form der Originale selber ist oft steif und die Gedanken sind nicht glänzend und reich, aber es ruht doch ein herzlicher Friede auf dieser Musik, der ächte Geist des Andante's. Darum versuche immerhin noch einmal mir zuliebe, ob du nicht auch diesen Kinderfrieden herausspielen kannst."

Tags darauf hörte der Freiherr von fernher, wie seine Frau sich insgeheim wieder an den alten Blättern übte. — „Sie strebt doch wenigstens nach dem Geist des Andante's," dachte er, „und wenn mich mein inneres Ohr nicht trügt, so thut sie's doch mehr noch mir, als dem Saalbau zuliebe."

Sechstes Kapitel.

Um diese Zeit besuchte der Graf den Freiherrn. Er trat so stürmisch ins Zimmer, wie damals, als er die verbotene Guarneri mitgebracht, und rief, er komme, um Lebewohl zu sagen; er ziehe ins Feld. Jetzt, wo das ganze weite Land von großen Kriegsthaten widerhalle, ertrage er's nicht länger, hinter den Geigen zu sitzen, der Soldat rege sich wieder in ihm, und wenn alle Welt sich schlage, dann müsse auch er mitschlagen.

Die beiden Edelleute hatten in jüngeren Jahren beim

Heere gestanden; beide aber hatten damals rasch quittirt: der Graf, weil er für seinen Ehrgeiz zu langsam vorrückte, der Freiherr, weil das leere Garnisonsleben seinem idealen Sinne ein Gräuel war.

Der Entschluß des Grafen berührte den Freiherrn tief. Mehrere Tage ging er nachdenklich umher; dann sagte er zu seiner Frau: „Dein Bruder liebt die Musik um der Geigen willen, und als uns Haydn besuchte, glaubte er dem Meister das höchste Lob zu geben, indem er gegen mich ausrief: für einen bloßen Komponisten urtheilt der Mann nicht schlecht über die Geigen. So geht dein Bruder denn auch in den Krieg um des Fechtens willen. Auch ich werde mich wieder als Freiwilliger melden, aber nicht, weil ich so besondere Lust zum Fechten hätte, sondern weil mein Kaiser in dieser Noth eines jedes Armes bedarf."

Er war darauf gefaßt, daß Helene ihn zurückzuhalten suche. Allein unter Thränen pries sie begeistert seinen Vorsatz und beklagte nur, daß sie nicht selber mitziehen könne. — „Ich bin die Frau eines Edelmannes," sprach sie, „und darf nicht weinen, wenn du mit dem Schwerte ritterlich zu Pferde steigst."

Der Freiherr blickte sie feierlich an und gerührt und liebevoll zugleich und dachte: die stolze Schwärmerin hat doch ein großes Herz. — Sie redeten viel und herzlich mit einander; sie hatten sich noch nie so nahe gestanden.

„Vergiß mir aber auch die alte Notenmappe nicht," so schloß er endlich, „spiele die Stücklein fleißig mir zulieb — und auch wegen des Saalbaues. Es ist nur eine kleine Musik, aber der ehrliche deutsche Geist des Andante's ruht darin, und man kann sich auch im Andante hoch emporschwingen."

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden rasch getroffen. Das Vaterland bedurfte in der That jedes Armes und die Gefahr rückte mit Gewitterschnelle immer näher. Die kurze Waffenruhe, welche auf die Schlachten des Juni und Juli gefolgt, war nur ein Aufathmen zu neuem Kampfe.

Helene ließ sich's nicht nehmen, dem scheidenden Gatten mit eigener Hand das mäßige Gepäck zu rüsten, und als sie unter geheimem Schauder auch ein Kästchen voll Verbandzeug ordnete, gab er ihr ein Notenheft und bat sie, dasselbe gleichfalls in dieses Kästchen zu legen. Es war ein handschriftliches Quartett von Beethoven, das erste von jenen sechsen, die im folgenden Jahre als des jungen Meisters achtzehntes Werk erscheinen sollten.

So begaben sich denn die beiden Schwäger gemeinsam zum Heere, welches gegen die obere Donau aufbrach.

Der Graf war gerade so ausgezeichnet als Soldat, wie als Violinspieler: dieselbe glänzende kecke Bravour, welche er im Geigenbogen hatte, saß auch in seinem Degen. Ganz anders der Freiherr. Bei ihm ruhte Alles so tief inwendig, daß er auch im Felde linkisch und unanstellig blieb und im Exercitium anfangs kaum weniger umwarf, als im Quartett. Er besaß jenen Muth, der bis zum Aeußersten kalt ausharret, wann die Gefahr hereingebrochen ist, nicht aber jene herausfordernde Tapferkeit, welche die Gefahr aufsucht und mit ihr scherzt. Doch erkannten die Kameraden bald in ihm den festen tüchtigen Mann und hatten ihn gerne trotz seinem wunderlichen Wesen.

Nun ging Alles ganz gut bis zum 3. December, dem heißen Schlachttage von Hohenlinden. Der Freiherr stand fern vom Schlachtfelde in Reserve zur Bedeckung einiger Vorrathswagen am Saume der großen Tannenwälder, welche sich hier von den Hügeln zur Fläche herniederziehen und jeden Ausblick nach dem Kampfplatze verwehrten. Ja man hörte sogar nur dumpf und in Pausen das schwere Geschütz- und Massenfeuer herübergrollen; denn ein heftiger Wind kam von der entgegengesetzten Seite und trieb schwarze Wolken herbei, die sich in den dicksten Schneewirbeln entluden.

Der Freiherr war abgestiegen und hinkte, todtmüde von einem erschöpfenden Ritt und doch innerlich ruhelos, gedankenvoll unter den schützenden Bäumen auf und ab, seine

Soldaten, die im tiefsten Schnee gelagert in etwas ausgiebigerer Weise rasteten, immer im Auge haltend. Endlich lehnte er sich wider eine alte Tanne, den Blick in die weite Ebene gewandt. Er dachte an Helene und das Andante, und an den schweren Kampf da drüben und an das neue Quartett aus F von Beethoven beim Verbandzeug, und alle diese vier Dinge hatten zugleich etwas Erhebendes und dennoch Beklemmendes für ihn, daß sie sich seltsam zu einem Ganzen zusammenwoben. Und wenn zu Zeiten ein kurzes Rottenfeuer rhythmisch durch den verschneiten Wald herüberhallte und dann ein paar kurze Kanonenschläge hintendrein, so war es ihm, als intonire auch die Schlacht jenes Thema, mit welchem der erste Satz des Quartettes ganz tief im Einklang aller vier Instrumente anhebt. — „Was ist das doch für eine dämonische, friedlose Musik," dachte er, „die man selbst aus dem Schlachtendonner kann widerklingen hören; der Geist des Andante's ruht nicht auf ihr. Kein Haydn'sches Quartett-Thema würde auf dieses Rotten- und Geschützfeuer passen."

Im selben Augenblicke aber schlug ihm ein anderes Feuer an's Ohr, so nahe, daß es ganz und gar aufhörte, musikalisch zu sein; Flintenkugeln pfiffen ihm um den Kopf, feindliches Fußvolk brach aus dem Walde und feindliche Reiter sprengten im Felde hinter der Waldecke hervor; im Nu war er umringt, abgeschnitten, seine Leute niedergehauen oder zerstreut, die Wagen genommen. Er setzte sich verzweifelt zur Wehr, allein ein Hieb über den rechten Arm entwaffnete ihn; er mußte sich gefangen geben.

Zum Verluste der Schlacht von Hohenlinden hatte der Freiherr übrigens durch seinen Quartetteifer nicht beigetragen; denn sie war schon verloren, bevor er gefangen ward, und eben jene abgebrochenen Salven, aus welchen er das Beethoven'sche Thema herausgehört, bezeichneten bereits die vollendete Katastrophe, das letzte Ringen der in Moreau's Hinterhalt gefallenen Armee.

Helene hatte diesmal ein betrübtes Neujahr. Seit jenem 3. December war sie ohne alle Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte verzweifeln in der Qual der Ungewißheit. Wenn sie aber gar den Muth verlor, dann griff sie zu der Notenmappe, und es war seltsam, wie die Armuth dieser alten, trockenen Musik ihr jetzt wohl that und wie sie sich da auf's unmittelbarste berührt fühlte von dem im Kleinen so tiefen und liebevollen Geiste ihres Mannes, dessen jugendliche Phantasie sich einst an den dürftigen, aber doch wahren, reinen und gesunden Weisen erquickt hatte, ja wie sie in denselben den fernen, vielleicht schon verstorbenen Gatten erst recht verstehen lernte. Daß sie sich aber so schwer in die Empfindung dieser Musik hineinarbeitete, war ihr jetzt ein wohlthuendes Geschäft, und die unlesbare Schrift zu entziffern und den unspielbaren Klaviersatz etwas zu verbessern, ein wahrer Genuß. That sie's doch, wie er gebeten, ihm zulieb.

Endlich zu Ausgang Januars kam ein Brief ihres Gemahls. Das Blatt zeigte seinen Namen und war von ihm geschrieben, aber sie fand seine gewohnten Schriftzüge nicht: er hatte mit der linken Hand schreiben müssen. Der Brief meldete die Verwunndung und Gefangenschaft. Die Wunde war geheilt, allein das rechte Handgelenk gelähmt für immer. — „Als Haydn, so schloß der Freiherr, „mich in jenen herrlichen Maitagen Bratsche spielen hörte, rühmte er gar nichts an meinem Spiel, außer mein rechtes Handgelenk. Er meinte, die linke Hand, in welcher die Fertigkeit des Geigers sitzt, wolle mir noch nicht recht gehorchen, aber das rechte Handgelenk, welches den Bogen führt, das rechte Handgelenk, in welchem die Seele des Vortrags ruht, das — meinte Haydn — sei vortrefflich entwickelt. Doch mir ziemt es nicht, zu klagen über mein gelähmtes rechtes Handgelenk, wenn an demselben Tage die rechte Hand des Vaterlandes gelähmt und sein tapferes Heer vernichtet wurde."

Im folgenden Monat brachte der Friede von Lüneville dem gefangenen Freiherrn die Freiheit. Auf der Heimreise

traf er in Wien mit seinem Schwager zusammen. Der Graf hatte sich bei Hohenlinden auf's Tapferste hervorgethan; man weissagte ihm eine glänzende Soldatenlaufbahn. Er ließ den Freiherrn sein neues Geschick und Glück etwas fühlen, gerade so, wie er ihm weiland seine größere Virtuosität recht deutlich unter die Nase gegeigt hatte, und pries den ersten Consul als den wahren Helden dieser Zeit, ja als einen Erlöser der Staaten und Völker.

Geblendet von der gewaltigen Person und dem mährchenhaften Lebensgang Bonaparte's begannen ihn viele Deutsche selbst damals schon als einen Halbgott zu bewundern, und wen er von Andern gepriesen sah, den pries auch der Graf. Den Freiherrn schmerzte diese Umwandlung tiefer, als das gelähmte Handgelenk. Zwar mied er allen Streit, allein er beschloß auch, niemals mehr mit seinem Schwager Quartett zu geigen (wobei er vergaß, daß er ja selber gar nicht mehr geigen konnte), und den Grafen aus dem Musikzimmer auf Schloß Strüth zu verbannen, wie den Ignaz Pleyel. Hätte er geahnt, daß Beethoven in Bälde gar eine Symphonie „Bonaparte“ komponiren werde, er hätte auch ihn zu den beiden Andern gleich im Voraus in den großen Bann gethan!

Allein wenn ihn der Graf in der Politik jetzt eben so wenig mehr verstand, als in der Musik, so verstand ihn des Grafen Schwester, seine Frau, doch immer besser in beiden Stücken. Als er ihr nach dem schmerzlich glückseligen Wiedersehen bald genug erzählte, daß ihr Bruder als reiner Soldat und Bewunderer alles Bewunderten nun gar ein ganzer Bonapartist geworden, da brach sie in helle Thränen aus, und als er sie trösten wollte, sagte sie: „Du hast bei Hohenlinden nur den Bogenstrich verloren, ich aber habe dort meinen Bruder verloren. Wäre er dort gleichfalls gefangen worden, so würde er sich jetzt nicht von Bonaparte haben fangen lassen, und hätte er nicht so gut gegen die Franzosen gefochten, so würde er jetzt nicht schwärmen für die Franzosen.“

Dieser Ausspruch gewann Helenen vollends ihres Mannes Herz, und er schalt sich im Stillen einen Thoren, daß er so lange noch nebenbei an Erato gedacht und es jemals bedauern konnte, daß er den Bericht von der Schlacht bei Novi so musikalisch gelesen habe.

Und da er nun also doch wieder auf seinen alten Satz zurückkam, daß uns eine gute Musik immer und überall gut führe, so faßte er sich denn auch rechten Muth und fragte nach der Notenmappe.

Mit verklärtem Gesichte brachte sie Helene herbei, setzte sich an's Klavier und spielte ihm den Gaßmann sammt seinen vergessenen Kameraden mit einer Wärme und Wahrheit des Vortrags, wie er es selber gar nie für möglich gehalten. Sie trug mehr hinein, als darin lag, und doch nichts Fremdes, und das ist das höchste Geheimniß alles künstlerischen Spielens. Die Melodien mochten manchmal etwas hausbacken sein, sie wurden aber seelenvoll unter ihrer Hand; denn der Geist der Liebe, der geprüften, bekümmerten, getrösteten Liebe sprach jetzt aus ihnen, und den hatte Helene hineingehaucht und war doch im rechten Ton und Tempo des Andante's geblieben.

Der Gatte mit der lahmen Hand war noch ein klein wenig glücklicher, als an dem Tage, wo Haydn auf dem Schlosse erschien, und damit ist die höchste Stufe irdischen Glückes bezeichnet. — „Gleich morgen," rief er, „muß der Riß zum Saalbau entworfen werden!" — Helene aber beschwor ihn, nie mehr eine Sylbe vom Saalbau zu reden. Sie besaß jetzt das vollste Verständniß für's Andante.

Und so lebten und musizirten beide dann noch lange recht einträchtig mit einander. Auch ward bald wieder regelmäßig jeden Montag Quartett auf Schloß Strüth gespielt, natürlich ohne den Grafen, und da der Freiherr blos zuhörte und inwendig Musik mitmachte, so soll es weit besser gegangen sein, als je zuvor.

In der Tendenzmusik des Andante's hatte Helene ihre

frühere Tendenzmusik der Koketterie überwunden und gesühnt, und der Freiherr erkannte nun gar wohl, daß ihre Liebe für ihn zuletzt auch seine Liebe geweckt, und daß Helene in dieser Liebe die Unnatur ihres Wesens begraben, ihn selber aber erst recht hellsehend gemacht habe für ihre versteckten und verkannten Vorzüge.

Andererseits aber meinte er, neben der Liebe dürfe man dabei der Musik doch auch ihr Verdienst nicht schmälern. Die ächte Musik sei Selbst- und Weltvergessenheit. „Wir vergessen unser schlechtes Selbst in der Musik, um unser besseres Selbst erst recht in uns zu finden. — So hat auch Helene ihr gutes Selbst doch erst durch die Musik gefunden. Oder habe ich vielleicht über der guten Musik ihre Schwächen vergessen? Gleichviel! Und es mag unentschieden bleiben, ob sie den Geist des Andante's für's Leben gewonnen hat, indem sie Gaßmann und Stamitz so liebevoll gehorsam studirte, oder ob durch den Geist des Andante's, der in den Prüfungen des Lebens über sie kam, umgekehrt erst das Verständniß für Gaßmann und Stamitz ihr zugewachsen ist.“

So sprach der Freiherr, wenn er für sich allein war und sagte es nicht einmal seiner Frau. Laut dagegen sagte er oftmals und vielen Leuten: „Gute Musik — namentlich Streichquartett — ist ein Selbst- und Weltvergessen, in welchem wir uns selbst erst recht finden. Die wenigsten Menschen aber ahnen, wie solches Selbstvergessen zu so gar vielen Dingen und zu allen Zeiten nützlich ist, — ausgenommen, wenn man während einer Schlacht auf einem einsamen Reservepostenen steht.“

Die Hochschule der Demuth.

(1865.)

Im Jahr 1683 zog ein junger Franziskaner, der Pater Bonaventura, terminirend durch die sogenannte Pfaffengasse, das Kurmainzische und Kurtrierische Rheinthal, und predigte dabei sehr erbaulich unter ungeheuerem Volkszulauf. Seine Reden waren kurz, frisch, derb, voll Mutterwitz und handgreiflicher Lebensklugheit. Die berühmteste derselben, eine Ehestandspredigt, gefiel seinen Zuhörern so gut und ihm selbst noch so viel besser, daß er sie gar nicht oft genug wiederholen konnte. Er zeigte in dieser Predigt klar, wie Ehegatten durch Milde und Demuth einander tragen und bessern müßten und erzählte dann zum Schlusse allemal eine altbekannte Geschichte, welche doch immer wieder auf's neue rührte und ergriff.

Meine Leser werden diese Geschichte in jungen Jahren vermuthlich auch schon einmal gelesen haben in irgendwelchem moralischen Anekdotenbuche. Allein ich kann's ihnen nicht schenken, daß sie dieselbe hier vorerst noch einmal lesen; sie ist ganz kurz, und aus der alten kurzen Geschichte wächst dann eine neue lange hervor wie Halm und Aehre aus dem Saatkorn.

Der Franziskaner also beschloß seine Ehestandspredigt jederzeit mit folgenden Worten: „Ein leichtsinniger Maurermeister," so erzählte er, „ein Trunkenbold, hatte ein frommes junges Weib; sie konnte ihn aber nicht vom Trunke bekehren, und böse Gesellen rissen ihn immer tiefer hinab in den Schlamm der wüstesten Schlemmerei, et dissipavit substantiam suam, vivens profuse und er brachte sein Gut um

mit Prassen. Einstmals hatte der Meister bis Mitternacht im Adler gezecht und als ihn der Knecht des Wirthes vor die Thüre geworfen, zog er mit all den trunkenen Genossen in sein Haus und befahl der Frau, die ihn schon lange in Gram und Kummer erwartete, daß sie Wein heraufhole und die Gläser fülle und wieder fülle als das flinkste Schenkmädchen, und wehe ihr, wenn je ein Glas leer bleibe. Der Frau wollte das Herz brechen; dennoch that sie wie der Mann befohlen — mulieres propriis viris subditae estote, ihr Weiber seid unterthan euern Männern! — holte den letzten Krug, den sie schon lange aufgespart, füllte die Gläser und verbiß die Thränen, so daß nicht ein Tropfen in das Glas fiel, welches sie zitternd dem Manne darreichte. Als dieser aber sah, wie die Frau pünktlich that, was er geboten, und nicht einmal in einer Miene die Höllenqual solchen Dienstes sich merken ließ, da erwachte er und erkannte in dem demüthigen Gehorsam ihre Liebe und den Adel ihrer Seele, und zugleich schüttelte ihn tiefes Grausen vor seiner eigenen Herzenshärtigkeit, und die Frau mit dem Weinkruge und dem kummervollen sanften Auge erschien ihm wie der dritte Engel des Gerichtes, welcher spricht: bibes de vino irae Dei, mixto mero in calice irae ipsius — du wirst von dem Weine des Zornes Gottes trinken, der beigemischet ist dem lauteren Wein im Kelche seines Zornes! Er ward plötzlich stille, trank nicht mehr und bot den staunenden Genossen einen kalten Abschied. Als sie gegangen, fiel er der Frau um den Hals, bat sie um Verzeihung — peccavi in coelum et coram te, ich habe gesündiget in den Himmel und vor dir — und gelobte ein neues Leben. So geschah es auch; er ward von Stund an ein besserer Mann. Durch Demuth soll ein Gatte den anderen besiegen und durch Liebe und Milde des anderen Sünden richten: Beati mites, quoniam ipsi haereditabunt terram, selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich erben."

Nach diesen Worten hielt der Franziskaner jedesmal einen Augenblick stille, schaute sich im Kreise seiner Hörer um und fuhr dann fort: „Ich habe euch diese Geschichte schon oft erzählt, und ihr fraget wohl, warum ich sie immer wieder erzähle? Einfach deßhalb, weil ich keine bessere weiß. Erlebt Einer von euch aber selber eine bessere Geschichte, daß ein Ehegatte noch härteres beim andern in Liebe getragen und durch Demuth besiegt habe, so erzählet sie mir: ich werde euch dann mit der neuen Geschichte erbauen statt mit dieser alten. Amen."

Es kam aber keine bessere, und der Franziskamer blieb immer bei der alten Geschichte.

Erstes Kapitel.

Als der Franziskaner wieder einmal in Lorch am Rhein seine Ehestandspredigt hielt und die bekannte Geschichte vortrug, hörte ihm der Fuhrmann Peter Rambold aus Bacharach besonders achtsam zu; denn er wollte nächster Tage Hochzeit halten in Lorch mit der achtzehnjährigen Käthchen Rehm, „des verstorbenen Bürgers und Schultheißen Johannes Evangelist Rehm ehelich lediger Tochter," wie es im Aufgebote hieß. Für diese Ehe hätte es aber eigentlich gar keiner Predigt bedurft, so zwei erlesene Leute fanden sich hier zusammen.

Rambold war ein gottesfürchtiger, gutgearteter Mann, rührig und treu in seinem Geschäft, daß ihm die Kaufherren tausend Gulden so sorglos anvertrauten wie einen Heller, dazu wohlhabend; er nannte ein Haus mit schönen Weinbergen und zehn Pferden sein freies Eigenthum.

Käthchen Rehm war noch viel reicherer Leute einziges Kind, und da ihre Eltern frühe starben, so hatte man sie in einem benachbarten Klarissinnen-Kloster erzogen; denn Lorch war kein gemeines Bauerndorf, sondern ein „Flecken" und

die Lorcher Bürger ließen ihre Kinder nicht nach der Ueberhöher Bäuern Art unter Schweinen und Gänsen aufwachsen. Im Kloster war Käthchen gar fein und fromm geworden, konnte lesen, schreiben und sticken wie eine Nonne, auch allerlei bunte Spielereien von Pappendeckel und Goldpapier machen, was man Klosterarbeit nennt, wußte nichts von der Welt und ihrer Schlechtigkeit und hatte ein Gesicht bekommen so zart und weiß und Finger so spitz und zierlich wie ein Fräulein, fast zu zart und zierlich für eine künftige Fuhrmannsfrau.

Die Eltern hatten schon frühzeitig vorbestimmt, daß Käthchen einmal den Peter Rambold, seinen „Andergeschwisterkindsvetter" (— kein ehehindernder Verwandtschaftsgrad —) heirathen solle und sterbend dem dereinstigen Bunde ihren Segen hinterlassen. So war Käthchen schon Braut, als sie aus dem Kloster kam, und es dünkte ihr damals fast sündlich eine Braut zu sein; denn sie konnte sich ein gerechtes Leben nur denken innerhalb des zweiten Ordens des heiligen Franziskus und der heiligen Klara von Assisi und geleitet von Conventualen des ersten Ordens jenes Heiligen, welche in dem Klarissenkloster die geistliche Oberaufsicht geführt hatten. Daß sie sich statt solcher Conventualen nun von einem Fuhrmann sollte leiten lassen, kam ihr anfangs ganz entsetzlich vor.

Allein sie war kaum einige Wochen wieder in Lorch, so wurden ihre blassen Wangen zusehends wieder so roth wie bei den übrigen Lorcher Mädchen, und der bekannte frische Wind, welcher dort vom Wisperthale zum Rhein heraus bläst, fegte ihr viele Klostergedanken aus dem Kopf, und da man ihr von allen Seiten Glück wünschte, so ward sie doch nachgerade recht neugierig auf den Ehestand, und es kam ihr zuletzt ganz natürlich vor, daß sie sich auf die Hochzeit freue wie andere Bräute.

Am 15. Oktober 1683 wurden die Beiden in der Lorcher Pfarrkirche vom Priester verbunden. Jedermann pries das schöne, tugendsame Paar; die jungen Männer beneideten den

Bräutigam und die Mädchen die Braut; Peter und Käthchen aber hätten heute den römischen Kaiser selbst nicht beneidet, geschweige denn einen Menschen aus Lorch oder der Umgegend.

Nach der Trauung ging der Zug der Gäste von der Kirche zum Wirthshause, wo das Hochzeitsmahl gerüstet ward; nur die beiden Brautleute blieben nach einem schönen alten Brauche allein auf dem Kirchhofe zurück und schritten Arm in Arm hinter dem Chor der Kirche zu den Gräbern von Käthchens Eltern, die heute mit den schönsten Herbstblumen frisch geschmückt waren. Denn weil man die Verstorbenen nicht zur Hochzeit laden kann, so besucht das Kind die todten Eltern auf seinen Ehrentag am Grabe, und weil es ihnen an diesem Tage sonst nichts Liebes und Gutes mehr zu erweisen vermag, so betet es mit dem eben angetrauten Manne vereint etliche Vaterunser, als eben so viele Tropfen kühlenden Wassers, welche es den noch etwa im Fegefeuer dürstenden armen Seelen hinabsendet.

Käthchen betete ungewöhnlich lange und stand, nachdem sie geendet, noch eine Weile in tiefen Gedanken, deren Kampf man leise durch ihre lieblichen Züge zucken sah.

Dann ward sie, bis dahin leichenblaß, plötzlich von glühendem Roth übergossen, faßte den Peter bei der Hand und sprach: „Ich kann in dieser Stunde nicht vom Grabe meiner Eltern gehn, ohne dir ein Geständniß zu machen. Der Wunsch meines seligen Vaters ist nun erfüllt: ich habe dich geheirathet, und das war auch mein Wunsch, nämlich sofern ich niemals gedacht habe, daß ich einen Andern heirathen könne als dich, und habe dich auch immer lieb gehabt, wie man seinen vom Vater vorbestimmten Bräutigam lieb haben soll. Allein was eigentlich heirathen heißt, das ist mir doch erst heute am Hochzeitmorgen ganz klar geworden, und indem mir's drinnen am Altar und hier am Grabe immer schwerer auf's Herz fiel, wie kettenfest das Sakrament der heiligen Ehe bindet, entdeckte ich auch, daß ich dich bis daher doch nicht so ausschließend lieb gehabt habe, als es

von Gottes und Rechtswegen sein soll. Ich trage da etwas ganz Besonderes im Herzen und habe mich geschämt, dir's zu gestehen, weil mir's zu einfältig, und aber auch gefürchtet, weil mir's zu ernsthaft dünkte. Jetzt muß es heraus.

Sie stockte, doch ein freundlicher Blick Peters gab ihr neuen Muth. Also flüsterte sie ganz leise:

„Während ich dich immer liebte als meinen künftigen Mann, hatte ich noch einen Andern gern in seltsam anderer Art: das war der junge Christoph Keller, welcher jetzt Pater Bonaventura heißt und so schön vom Ehestand predigt. Er ist nur vier Jahre älter als ich. Schon als Kind, da er noch an gar kein Kloster dachte, zitterte ich vor Freude, wenn ich ihn sah, und da er ins Kloster ging, wurde diese Freude an ihm zwar recht schwermüthig, aber ich zitterte um so tiefer inwendig. Dich hatte ich lieb, weil ich dich einmal heirathen sollte, ihn hingegen, ohne je an's Heirathen zu denken. Du liebtest mich wieder und das gefiel mir; er hingegen merkte gar niemals wie gut ich ihm war und erwiderte also auch nichts und das gefiel mir fast noch besser. Diese stille Qual kam mir genau vor wie die Liebe zum heiligen Franziskus, wovon die Nonnen immer redeten; man merkt da auch nicht, ob der Heilige sie erwidert. Er und Du: es war ganz zweierlei Art, und ist eine Sünde dabei gewesen, so habe ich's selber nicht gewußt, und die guten Klosterschwestern haben mich auch niemals aufgeklärt über eine Liebe mit oder ohne Heirathsgedanken."

Käthchen sprach diese Worte so kindlich unschuldvoll, daß ein Türke davon hätte gerührt werden müssen, geschweige ein christlicher Fuhrmann. Es ward ihm auch fast noch feierlicher zu Muthe als selbst vorhin in der Kirche.

Und dennoch war er zugleich etwas unangenehm überrascht von dieser Beichte, die er zwanzig Minuten nach der Trauung gerade nicht erwartet hatte. Allein zwanzig Minuten nach der Trauung ist man auch hoffnungskühner und leichtmüthiger als zu andern Zeiten, und also dachte Peter,

jetzt habe er sein Käthchen einmal fest und werde sie auch festhalten und ihr in Jahr und Tag schon gründlich lehren, was eigentlich Liebe mit Heirathsgedanken sei, trotz allen Franziskanern der rheinischen Kirchenprovinz. Also beschwichtigte er ihre Gewissenszweifel und meinte, da sie ja den Bruder Bonaventura nichts habe merken lassen und im neuen Haushalt mit zwei Mägden und drei Fuhrknechten ohne Zweifel weniger Zeit habe, an eine Liebe ohne Heirathsgedanken zu denken, wie im Klarissenkloster, so werde sich die Sache schon geben.

Diese milde Auffassung hielt aber bei Peter nicht lange Stich. Schon während des Hochzeitschmauses fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn, daß Käthchen vorhin von dem Christoph oder Bonaventura immer nur als von „ihm" gesprochen habe, ohne mehr als ein einzigesmal dessen Namen zu nennen. So machen's alle Liebende, sie reden von „ihm" oder von „ihr," sind aber gegen Dritte äußerst sparsam mit dem Namen des geliebten Wesens, vermuthlich weil sie für sich im stillen Selbstgespräche um so verschwenderischer damit sind. Das überdachte Peter. Allein zugleich ertappte er sich auf ähnlicher Fährte: wenn er jetzt so über den Pater Bonaventura grübelte, dann war es auch immer nur „er," oder „jener," von welchem er mit sich selber sprach, den Namen mochte er nicht einmal in Gedanken sagen. Und dabei fiel ihm ein, daß man von zum Tode Verurtheilten erzählt, sie scheuten sich auf's äußerste den Namen des Henkers in den Mund zu nehmen und sprächen immer nur von „ihm." Das würde dann so beiläufig auf seinen überschüssigen Gebrauch des Fürwortes passen. Was man liebt und wovor man sich fürchtet, das nennt man nicht: den Schatz und den Henker.

Abscheuliche Hochzeitsgedanken eines Bräutigams! Er brauchte drei Gläser Wein, um sie hinwegzuschwemmen.

Als er nachher zum Tanze ging, däuchte es ihm fort und fort, der Franziskaner müsse zur Thüre herein kommen oder irgendwo aus dem Boden des Saales aufsteigen. Wie

Unrecht that er doch seiner unschuldigen Braut und dem noch unschuldigeren Mönche. Er fühlte es und konnte doch nicht davon abstehen. Mochte man so gut und rein von der Sache denken, wie sie wirklich vorlag, Eines blieb doch gewiß: Wenn es keine elterlichen Verlobungen und vorbestimmte Heirathen auf der Welt gäbe und keine Klöster und Mönche dazu, und sein Käthchen wäre mit ihm und dem andern „ihm" aufgewachsen, sie hätte ohne Zweifel den Andern geliebt und frei erwählt. Den Christoph hätte sie gesucht, den Peter hatte sie bekommen. Dies war und blieb ein bitterer Tropfen im Freudenkelche der Hochzeit.

Allein Peter nahm sein festes und doch mildes Fuhrmannsherz zusammen und ließ die Braut nichts ahnen von allen den trüben Gedanken, mit welchen er im Geiste rang.

Und so that er es auch nach der Hochzeit im neuen Ehestande. Die Bacharacher merkten wohl, daß Peter nicht mehr pfeife und lustig mit der Peitsche knalle, wenn er durch's Städtchen fahre, auch daß ihm der Wein nicht recht schmecke und daß er's Singen fast verlernt habe. Nur die junge Frau merkte nicht das Mindeste von seinem Kummer; alle Güte und Freundlichkeit sparte er für sie allein auf, und sie war auch ihrerseits die reine Liebe und Güte gegen ihn.

Zweites Kapitel.

So verstrichen sechs Wochen.

Da geschah es, daß Peter Rambold einmal unversehens mit Pater Bonaventura in dem benachbarten Oberwesel zusammentraf. Es kostete ihm einige Mühe, seine Fassung zu behaupten; denn obgleich er vordem des Paters Predigt so achtsam angehört, hatte es ihn als einen Bacharacher doch damals schon geärgert, daß ein Franziskaner so schön predigen könne. Die Bacharacher waren nämlich den Franzis-

kanern todtfeind und hielten es mit deren bittersten Widersachern, mit den Kapuzinern, aus Gründen, die ich nachher genauer berichten will. Dann aber wurmte es ihn, wie wir wissen, daß gerade ein solcher Franziskaner vor Zeiten Christoph Keller geheißen und seinem Käthchen so ganz besonders hatte gefallen müssen.

Doch that er dem Mönche sehr freundlich und kam, da dieser ihn gar treuherzig ansprach, auf den erleuchteten Einfall, in versteckter Weise den Pater selber zu befragen über Käthchens Geständniß und ihm dabei auf den Zahn zu fühlen, ob er denn wirklich von der geheimen Neigung seiner Frau niemals etwas gemerkt habe.

Also berichtete er im Laufe des Gesprächs so pfiffig, wie es nur dem biedersten Fuhrmanne möglich ist, daß sein Käthchen, die der Mönch als Nachbarstochter von Kind an ja recht genau kenne, ihn in seltsame Beklemmung versetze, und daß er und sie schon längst einen geistlichen Gewissensrath darüber hätten hören mögen. Er erzählte dann genau, was ihm Käthchen am Hochzeitstage auf dem Kirchhof gestanden, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er statt des leibhaftig vor ihm stehenden Franziskaners wiederum von einem „er“ redete (er wolle ihn nicht nennen), dem eine so unerhörte Liebe ohne Heirathsgedanken neben dem vorbestimmten Bräutigam gegolten habe.

Der Pater, mit Leib und Seele ein geborner Mönch, hatte sein Gesicht schon in priesterliche Falten gelegt; dennoch überwältigte ihn die Neugier und er hätte gar zu gerne wissen mögen, wer denn jener „er“ gewesen sei, allein Peter wich aus und meinte, darauf komme es nicht an, auch sei der junge Mann bereits gestorben.

„Und jenes Geständniß hat Euch gequält, erzürnt?“ fragte der Franziskaner nun in sehr ernstem Tone.

„Ehrlich gestanden, ja!“ erwiderte der Fuhrmann. „Ich hatte gemeint, am Hochzeitstage schicke sich's besser für eine frisch verheirathete Braut dem Bräutigam zu sagen, daß sie

ihn lieb habe als, daß sie einen Andern vordem viel lieber gehabt."

„O thörichter Mann!" rief der Mönch. „Ihr habt eine rechte Perle von einer Frau und solltet jubeln, daß sie Euch so beunruhigt. Spricht nicht das zarteste Gewissen daraus, daß sie ihre Seelenangst Euch offenbarte, eben in dem Augenblicke, da dieselbe in ihr erwacht war, unbekümmert zwar, ob sie Euch dadurch den Hochzeitstag trübe, aber auch unbekümmert, ob sie auf sich selbst einen Schatten werfe in einer Stunde, wo jede Frau dem Manne nur im schönsten Lichte leuchten will? Andere hätten geschwiegen bis zu gelegenerer Zeit oder für immer. Euer Käthchen aber machte sich zur Sünderin aus lauter Herzensreinheit. Eine Braut, die im Brautkleide an ihre Sünden denkt, ist schon gar selten, aber vollends eine Braut, die zwischen dem Altar und der Hochzeitstafel dem Bräutigam ihre Sünden beichtet, ist, glaube ich, in ganz Lorch noch nicht dagewesen seit der Ort besteht. Daß sie Euch so grausam gequält, das war die beste Gabe, die sie Euch überhaupt am Hochzeitstage schenken konnte; — — übrigens ist es immerhin gut, daß jener Freund bereits gestorben ist."

Peter ging etwas beschämt aber auch beruhigter hinweg; nur verkehrte er, als er sich die Worte des Mönches wiederholte, den letzten Satz und sprach: „daß jener Freund ein Franziskaner geworden, ist das Allerbeste; übrigens ist es wirklich gut, daß Käthchen mich so tief bekümmert hat."

Allein manchmal kamen ihm auch wieder andere Gedanken, und er meinte, ein allzu feines Gewissen könne eben so gut krank sein wie ein allzugrobes, und es sei doch neu, daß er nun gerade darum jubeln solle, weil ihn seine junge Frau so ausgesucht gequält habe. Uebrigens ließ er sich gegen Käthchen nichts davon merken, sondern ertrug ihr nonnenhaft ängstliches, selbstquälerisches Wesen eingedenk des Spruches aus der Predigt: „Selig sind die Sanftmüthigen!"

Käthchen waltete inzwischen als eine recht wackere Ehe-

frau, fleißig, die Ordnung des Klosters ins Haus übertragend. Ihre Schlafstube nannte sie mitunter das Dormitorium und die große Wohnstube je nach Umständen das Refectorium oder den Kapitelsaal, auch redete sie von ihren zwei Mägden und drei Knechten öfters, als von „dienenden Schwestern und Brüdern," worüber sie von diesen hinterm Rücken ausgelacht wurde. Peter meinte zwar, seine Frau thäte besser, nach klösterlichem Vorbilde eine „Geißelkammer" für das zuchtlose Gesinde einzurichten statt es mit so zarten Namen vollends zu verderben, allein er sagte das nicht laut, denn vor ihrer Liebe und Herzensgüte erstarb ihm jeder Vorwurf im Munde. Sie schien in der That den Mann, welchen sie früher nicht gesucht, nunmehr über die Maßen gern zu haben.

Nur an seinem Fuhrmannsberufe fand sie keinen Gefallen und quälte ihn oft mit der Bitte, er möge doch die Peitsche ganz an Nagel hängen und bloß als Bauer und Winzer leben. Die größten Patriarchen und Klosterheiligen hatten den Acker gebaut, hingegen suchte Käthchen im Heiligenlexikon vergebens nach einem Heiligen, der Fuhrmann gewesen war. Das Frachtgewerbe brachte so viel Unruhe ins Haus, und ließ die Klosterstille gar nicht aufkommen, welche sie in ihren vier Mauern anstrebte. Vorab aber war ihr das Kaufmännische an dem Geschäfte zuwider; der Fuhrmann diente dem Handel, bei den Klarissinnen aber hatte sie gelernt, im Handel nur den Wucher und die Förderung der Genußsucht und Eitelkeit zu sehen. Dazu schauderte es ihr vor den rohen Fuhrknechten mit ihren von Landstraßen und Herbergen heimgebrachten groben Sitten und gottlosen Flüchen und den gellenden Peitschenhieben, welche sie auf die unschuldigen Pferde führten, wenn dieselben mitunter lieber im Hofe stehen bleiben als einen siebenzig Centner schweren Wagen hinausziehen wollten. Käthchen war ein gar zartes, weiches Gemüth. Sie konnte nicht einmal die vielen Fliegen tödten, welche durch die Nähe des Pferdestalles zu Tausenden ins Wohnzimmer gelockt wurden, sondern jagte sie höchstens zum einen Fenster hinaus, daß sie

zum andern wieder hereinflogen, — außer es regnete, dann ließ sie die Mücken ganz in der Stube, weil sie draußen naß geworden wären. Denn sie sagte, die Oberin bei den Klarissen habe ihr oft erklärt, wie das gräuliche Morden der schuldlosen Thiere recht eigentlich den Verlust des Paradieses anzeige, wo Mensch und Thier in Friede und Freundschaft gelebt, je selbstloser wir daher wieder Freundschaft schlößen mit jedem Thiere, um so näher kämen wir auch zum paradiesischen Zustande zurück.

Der Fuhrmann half ihr zwar die Mücken möglichst rücksichtsvoll in die freie Luft befördern, meinte aber doch, jene Lehre sei im Allgemeinen zu fein, und er halte es mit dem h. Ulrich, welcher auch kein schlechter Heiliger gewesen, der habe nicht nur bei Lebzeiten die Ratten und Mäuse vertilgt, sondern rotte sogar nach dem Tode noch durch die Kraft seiner Reliquien dieses Ungeziefer aus, und wenn er — Peter Rambold — darum eine Bremse an seinen Pferden sitzen sehe, so schlage er sie todt; denn lieber solle doch das tückische Insekt leiden als sein ehrlicher Gaul.

Uebrigens würde ihn die Theilnahme Käthchens für das Schicksal der Mücken wenig gegrämt haben, wenn sie ihm nur den Fuhrmannsstand nicht so tief herabgesetzt hätte. Alle seine Vorfahren waren Fuhrleute gewesen und er selber war im Doppelsinne ein geborener Fuhrmann, während der Pater Bonaventura doch nur im einfachen Sinne ein geborener Franziskaner war. Er fuhr seinen Wein redlich über'n Hundsrück, ohne kleine Löchlein ins Faß zu bohren und etliche Flaschen unterwegs mit Strohhalmen herauszuzapfen, und wenn der Verkäufer mit dem Weine gewuchert hatte oder der Käufer sich daran betrank — war das seine Sünde?

Nun geschah es, daß Peter wieder einmal mit dem Mönche zusammentraf, etliche Monate nach jenem Gespräche in Oberwesel. Als ihn der Franziskaner fragte, wie es denn jetzt im Ehestand gehe, rühmte er recht herzlich seine gute Frau, klagte aber auch, daß sie ihm die Fuhrknechte verderbe,

indem sie dieselben dienende Brüder nenne, und daß sie das Fuhrwesen überhaupt verachte und erzählte dann weiter genau, wie sie so gar feingebacken sei, daß sie nicht eine Mücke todtschlagen könne.

„Thörichter Mann!“ rief Pater Bonaventura. „Ihr klaget, worüber Ihr jubeln solltet. Welch unverdienten Schatz von einem Weibe besitzet Ihr doch! Zwar denkt sie strenge von Handel und Wandel, und ein frommer Fuhrmann kommt durch des h. Franziskus oder sonst eines ordentlichen Heiligen Fürbitte gewiß ebensogut in den Himmel wie ein anderer katholischer Christ. Insofern quält Euch Eure liebe Frau ohne Noth. Aber würde sie Euch quälen, wenn sie nicht gescheidter, bedenksamer, strenger, reiner und feiner wäre als alle die andern Frauen ringsum? Bloß weil sie gar so tief sinnet, verwirrt sie Euch den Kopf, und Ihr solltet stolz sein auf eine Frau, die Euch aus lauter Verstand und lauter Herzensgüte das Leben sauer macht, und die beim Fuhrwesen gleich an den Weg zur Hölle denkt und bei den Mücken ans Paradies!“

Der Fuhrmann bedankte sich für den Trost und zog seine Straße weiter. Bei sich selbst aber dachte er: „Der Mönch hat in seiner Art ganz recht, obgleich es freilich besser wäre, wenn dem Käthchen umgekehrt das Fuhrwesen etwas paradiesischer vorkäme und die Mücken etwas höllischer. Soll ich also nicht auch in meiner Art recht haben und der Frau die Klostergrillen mit Gewalt aus dem Kopfe treiben dürfen, die nun einmal in kein Fuhrmannshaus passen?“

Doch nein! Er beschloß auch weiter fort geduldig zu sein, den inneren Widerstreit ganz stille zu verschlucken und durch lauter Demuth und Milde das Herz der guten bösen Frau dergestalt zu rühren, daß sie zuletzt doch noch den Fuhrmann eben so hoch über den Bauer und Winzer setze wie den Peter über den Pater.

Er stutzte als er diesen Entschluß gefaßt und grübelte nun über seine eigenen Gründe. Wie kam er denn dazu sich

fort und fort Geduld und Demuth aufzuzwingen? „Einmal,“ sprach er zu sich selbst, „bin ich so ein guter Kerl, daß ich gegen eine so feine und fromme Frau gar nicht ordentlich grob sein kann. Uebrigens kann man Alles, was man will und darum könnte ich's doch. Allein mir steckt die Geschichte im Kopf, welche der verwünschte Franziskaner am Schluß seiner Ehestandspredigt erzählte. Also will ich Käthchen bessern durch Milde und Geduld? Und also wäre ich hier vergleichbar der guten Frau, die gehorsam den Wein einschenkte und Käthchen dem betrunkenen Maurermeister? Niederträchtiger Vergleich! Es ist eine Sünde auch nur daran zu denken. Die Frau ist ja viel besser als ich — wenn sie nur nicht gar zu gut wäre!“

Drittes Kapitel.

Der Zwiespalt in Natur und Art unsers jungen Ehepaars hatte sich bisher nur auf ihr häusliches Zusammenleben beschränkt. Aber bitterer noch sollte der Fuhrmann denselben nachgehends empfinden im Verkehr mit seinen Mitbürgern.

Bacharach war eine weit vorgeschobene Gränzstadt der Kurpfalz (Lorch, auf dem rechten Ufer, gehörte zum kurmainzischen Rheingau); das Jahr 1685 aber brachte dem Pfälzer Land eine ganz neue Ordnung der Dinge. Am 16. Mai starb Kurfürst Karl; mit ihm erlosch die reformirte Simmern'sche Linie und es kamen mit dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm die katholischen Neuburger ans Regiment. Die Pfälzer Protestanten blickten besorgt in die Zukunft, die Katholiken athmeten auf: durch ein Decret vom 11. October 1685 wurde ihnen freie Religionsübung zugesagt, und die Mönche, welche bisher nur so an den Gränzen ein wenig ins Land hinein geschaut, rüsteten sich zum Wiedereinzug in die seit vierzig Jahren verlassenen Klöster.

Waren nun schnell überall im Lande die Gemüther erregt durch diese neuen Thatsachen, um wie viel mehr in einem Städtchen wie Bacharach, welches gen Süd und Nord von streng katholischem, mainzischem und trierischem Gebiete ganz nahe eingeschlossen lag, und wo sich also die Katholiken bisher mehr als ihre andern Pfälzer Glaubensgenossen beengt gefühlt und darum doppelt strenge an katholischer Art und Sitte gehangen hatten.

Käthchen hielt sich in diesen aufgeregten Tagen gerade so stille wie vorher. Sie wirthschaftete rührig und treu, allein die häusliche Arbeit gedieh doch nur, wenn sie ihr Haus einmal ausnahmsweise nicht wie ein kleines Kloster ansah. Zwar schrie seit einem halben Jahre ein gesunder kleiner Bube äußerst kräftig im „Dormitorium," was nicht gerade klösterlich klang; die Seligkeit der Mutter blieb es aber darum nur desto mehr, mit dem Manne, dem Kinde und sich selbst allein in ihren vier Wänden abgeschlossen zu leben.

Diese Vereinsamung wurde ihr in ganz Bacharach übel vermerkt. Vor dem 16. Mai 1685 sagten die Reformirten: da sieht man die kreuzkatholische mainzische Rheingauerin, die sich in ihrem Hause ein Stück Kloster über den Rhein getragen hat, weil sie in Bararach keines findet; und seit dem 16. Mai sagten die Katholiken: die ganze katholische Gemeinde, Mann und Weib, steht jetzt zusammen und rührt sich und freut sich, nur die Ramboldin bleibt trübselig in ihren Mauern und hält auch ihren Mann daheim, sie ist eben eine Fremde, eine Hergelaufene vom Ueberrhein und hat keinen Bacharacher Gemeinsinn. Oder ist sie etwa gar calvinisch geworden?

Dem Peter lief das schwer über die Leber, allein er schwieg. Ein ächtes Kind seiner Vaterstadt, war er überall bekannt und vordem auch gerne gesehen. Er hätte mit der schönen, feinen, braven, reichen Frau so rechten Staat machen mögen, sie hätte sich vor Allen hervorthun, ihr Lob hätte in Aller Munde sein sollen. Nun aber lobte gar Niemand seine Frau,

ausgenommen der einzige Unglücksmensch, der Franziskaner. Und doch war Käthchen so traulich, sinnig, friedsam und so fleißig im Hause, das anmuthigste Frauenbild, erfüllt von einer stillen Liebe, welcher selbst eines Fuhrmanns Herz nicht widerstehen konnte. Er wußte manchmal nicht, ob er vor Rührung weinen möge oder vor Zorn.

Schade, daß dann der Pater Bonaventura nicht zur Hand war; der hätte ihm vielleicht gesagt, daß dies ja eben die höchste Freude sei, wenn man vor Zorn weine.

Und wenn die junge Frau dann gar so rührend ihren Mann bat, er solle doch nicht mehr auf die Trinkstube gehn, und es ihm daheim zum Ersatz so schön und freundlich machte, konnte er da widerstehen? Dennoch sprach er dann wieder zu sich: ein Fuhrmann gehört auch ins Wirthshaus, schon von Geschäftswegen. Und seine alten Zechfreunde zürnten ihm doppelt, daß er sie gerade jetzt mied, wo es beim Weinglase so viel Wichtiges zu rathen und zu reden gab wegen der neuen Zeit und des neuen Kurfürsten.

Freute er sich auch zuletzt des Sieges, den er über sich selbst gewonnen, indem er seiner Frau gefolgt, so schämte er sich hinterdrein wieder vor den Genossen, daß ihn die Frau besiegt habe; und doch wollte er's durchsetzen und durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihr beweisen, daß sie gerade in ihrem unbezweifelten Rechte am meisten Unrecht habe und Alles verderbe, weil sie es gar zu gut mache.

In dieser Zeit kam Pater Bonaventura öfters zum Besuch; seit dem neuen Religionsdecret durfte er sich ungescheut nach Bacharach wagen, würde aber in andern Häusern nicht besonders gastlich empfangen worden sein. Käthchen forderte ihn nicht zum Besuche auf, freute sich aber, wenn er kam; Peter gab sich sauere Mühe, dem Mönche so artig zu sein wie dem besten Freunde. Er forschte dann öfters im Gesichte seiner Frau, ob sie's auch merke, und ob so viel Vertrauen ihr Herz nicht bewege, allein sie nahm das Alles hin als verstehe sich's ganz von selbst.

Der Pater Bonaventura kam übrigens weder als neuer Hausfreund des Mannes noch als alter Jugendfreund der Frau, sondern schlechthin als Mönch, das heißt im Interesse seines Ordens.

Kaum hatten nämlich die Bacharacher Katholiken ihre volle Religionsfreiheit wieder erhalten, so spalteten sie sich als ächte Deutsche sofort in zwei Parteien. Das alte Kloster sollte wiederhergestellt werden, und die ganze katholische Gemeinde war einig in dem Wunsche, daß es recht bald geschehe; denn die Winzer meinten, wenn im vergangenen Sommer auch nur ein ganz kleines Klösterchen in der Stadt bestanden hätte, so würde der Hagel die Weinberge gewiß nicht so grausam zerschlagen haben. Allein ob Mönche mit oder ohne Kapuzen das Kloster beziehen sollten, das war die schwere Streitfrage. Die große Mehrheit des Volkes begehrte Kapuziner; nur Wenige waren im Stillen den Franziskanern zugeneigt.

Nun sind zwar Kapuziner und Franziskaner so zu sagen leibliche Brüder; denn sie nennen sich gleicherweise Söhne des h. Franz von Assisi, allein sie waren von lange her feindliche Brüder, und die streiten bekanntlich am bittersten. Der giftige Haß aber, in welchem sich Franziskaner und Kapuziner schon so oft befehdeten, ging diesmal auch auf die beiden Parteien ihrer Anhänger in Bacharach über. — Es hatte der Mönchshandel für diese Stadt allerdings ein ganz besonderes Gesicht. Die Kapuziner waren 1621 nach Bacharach gekommen und hatten sich in den Nothjahren des Krieges bei den Bürgern sehr beliebt gemacht. Später mußten sie aber den Franziskanern weichen, die von einem in der Stadt commandirenden Generale begünstigt wurden. Auf Beschwerde der Bürgerschaft brachte dann der Erzbischof von Trier die Kapuziner wieder zurück und empfahl sie als buccinatores S. Spiritus, als die Trompeter des heiligen Geistes, bis diese Trompeter auf Andringen des Kardinal-Infanten in Brüssel abermals den Franziskanern das Feld räumen mußten. Zuletzt kam dann der reformirte Kurfürst Karl Ludwig von

der Pfalz und jagte die Franziskaner sammt den Kapuzinern zum Lande hinaus. Die Kapuziner aber waren hier wie anderwärts volksbeliebt gewesen, die Erkorenen der Bürgerschaft; die vornehmeren Franziskaner dagegen galten als Aufgedrungene, als die Günstlinge fremder hoher Herren. Nun wollten aber beide Orden wieder nach Bacharach zurück, beide stützten sich auf alte Besitzansprüche, und war doch nur ein Kloster vorhanden.

Bruder Bonaventura untersuchte den Boden für die Franziskaner, und das war der wahre Grund, weshalb er so fleißig bei den Fuhrmannsleuten einsprach. Er forderte sie auf, unter Freunden für das gute Recht der Franziskaner zu wirken. Der Fuhrmann schwieg, die Frau verhieß ihr eifrigstes Fürwort.

Als der Pater hinweggegangen, sagte Peter zu der Frau mit leisem Spotte: „Wir Beide werden den ehrwürdigen Vätern kaum zu ihrem Kloster verhelfen können, weil wir nach deinem Wunsche selber bereits, der Welt abgestorben, wie im Kloster leben. Ginge ich noch auf die Trinkstube, so könnte ich reden und werben."

Käthchen erwiderte mit glühender Heftigkeit, wie man sie noch gar nicht an ihr erlebt hatte: „Für mein Heil und unser Glück floh ich die Welt; wenn es aber das Glück und Heil der Gemeinde gilt, so entsage ich dem Frieden dieses Hauses und gehe wieder unter die Leute, und sollte ich sie Abends am Marktbrunnen aufsuchen."

„Ich bin ein langsamer Fuhrmann," sprach Peter gelassen, „und kann so geschwind den Wagen nicht wenden. Du magst thun was dir recht dünkt. Aber warum muß denn gerade von den Franziskanern Glück und Heil für die Stadt kommen? Die Kapuziner sind doch auch ein guter Orden, ja von Kindesbeinen an habe ich sie stets als den allerbesten preisen hören. Woher willst du denn, klüger als ganz Bacharach und der Erzbischof von Trier, wissen, daß die Franziskaner mehr werth sind?"

Käthchen, in welcher jetzt alle die Eindrücke, welche sie in dem Franziskaner-Nonnenkloster der Klarissinnen empfangen, wie ein helles Feuer wieder aufloderten, war ganz verändert, sie glühte und bebte, sie war nicht mehr die stille, leidenschaftslose Frau. „Wollte Gott," rief sie, „der Christoph Keller wäre ein Kapuziner geworden und kein Franziskaner, daß du nicht meinest, ich vertheidige die Franziskaner, weil Christoph ihren Rock trägt. Aber Recht muß doch Recht bleiben!" Und nun schilderte sie mit all der genauen Kenntniß, welche sie bei den Klarissinnen gewonnen, die unvergleichlichen Vorzüge der Franziskaner. „Sie sind der große Stammorden, verzweigt in so viele ächte Aeste der Cölestiner, Spiritualen, Clareniner, Soccolaner, Coletaner, Amadeisten, Capreolaner, Reformaten, Recollecten und wie sie alle heißen, daß selbst die Aebtissin von St. Clara sie nicht in einem Athem herzusagen vermocht, die Kapuziner aber sind ein einziger falscher, dürrer Zweig, abgefallene Franziskaner und nichts weiter. Der h. Franziskus hat niemals eine Kapuze getragen, höchstens ein ganz kleines Kapüzchen wie die Kapuciolaner, die auch ächt sind, aber keinen ellenlangen Sack wie die Kapuziner. Solch eine spitze Kapuze paßt dem Teufel über seine Hörner, aber keinem Heiligen über seinen runden Kopf. Hat der Erzbischof von Trier die Kapuziner Trompeter des heiligen Geistes genannt, so besagt das gar nichts, wenn man erwägt, daß die Franziskaner von einem Papste die seraphischen Brüder genannt worden sind; denn ein Papst ist mehr als ein Erzbischof und ein Seraph mehr als ein Trompeter, auch wenn er die heiligsten Noten bläst. Ohne Zweifel aber sind die Franziskaner der nützlichste Orden; denn die Kapuziner mögen viele gute Werke thun, die Franziskaner aber sind ihnen und allen Andern überlegen in der Kraft der Sündenvergebung; sie besitzen den stärksten Ablaß, den Portiunkelablaß, der wäscht alle Sünden am reinsten hinweg. Ja der Bruder Bonaventura hat mir einmal gesagt, eine Ehefrau könne den Portiunkelablaß nicht bloß für sich ge-

winnen, sondern durch ihr gläubiges Reu' und Leid zugleich sogar mit für ihren Mann: so durchdringend wirkt dieser Ablaß und so untrennbar eins achten die Franziskaner zwei durch das Sacrament der h. Ehe verbundene Gatten."

Eine solche Rede hatte der Fuhrmann von seiner Frau noch nie gehört. Er stutzte, besann sich eine Weile und sprach: „Dein letzter Grund war der beste, und ich habe wirklich gefunden, daß unser Franziskaner nicht bloß im Worte, sondern auch in der That Respekt hat vor der Ehe. Thue du also bei diesem Mönchshandel was dir gut dünkt."

Diese milden Worte wirkten tief bewegend auf die Frau; Thränen traten ihr ins Auge und sie sagte: „Lieber Mann, ich habe unrecht an dir gehandelt!"

Dann schwieg sie wieder.

Dem Manne lauteten diese Worte wie eine Erlösungsbotschaft: genau so hatte ja auch der Maurermeister zu seiner Frau gesprochen in der Geschichte des Franziskaners, welche ihm je mehr und mehr das auf den Kopf gestellte Spiegelbild seiner eigenen Ehestandsgeschichte zu sein schien. „Jetzt endlich," dachte er, „habe ich sie durch meine Güte besiegt, jetzt endlich wird sie erkennen, daß ihr Klostergeist für mein Haus nicht paßt, daß sie etwas minder gut werden muß und doch nicht schlechter."

Käthchen fuhr fort: „Lieber Peter, du hast den Bruder Bonaventura belogen, Du hast ihm erzählt, ich habe einen verstorbenen Freund vordem gerade so lieb gehabt wie dich, da er selber doch dieser Freund war und noch sehr lebendig ist. Er fragte mich nach jenem Verstorbenen, ich aber konnte die Lüge nicht auf dir und mir haften lassen und sagte ihm alles der Wahrheit gemäß. Da strafte er mich hart und legte mir schwere Bußen auf und spricht mich seitdem nie mehr, außer in deiner Gegenwart. Ich aber war so schwach, dir die ganze Unterredung bis heute zu verschweigen."

Dem Fuhrmann rann bei diesen Worten ein ganzer Eimer kalten Wassers über den Rücken: das klang noch nicht nach

Erlösungsbotschaft. Im Grunde hatte Käthchen ganz recht gethan. Aber warum mußte sie diese alte Geschichte nun eben dem Franziskaner erzählen, und zwar diesmal nicht aus Gewissenhaftigkeit für sich, sondern aus Gewissenhaftigkeit für ihn, ihren Mann! Muß bei den Franziskanern die Frau etwa auch für ihren Mann beichten, wie Eins für das Andere Ablaß gewinnen kann? Nicht sie, sondern er hatte ja gelogen. Und warum mußte sie gerade jetzt ihm wieder beichten? was sie dem Franziskaner gebeichtet habe, in dem Augenblicke, wo er für die Franziskaner ihr zu Lieb ins Feuer gehen sollte! Menschen sind wir doch Alle, auch die Fuhrleute und Franziskaner. Doch schalt Peter seine Frau nicht, daß sie so meisterhaft die Kunst verstehe, ihrem Mann aus lauter Liebe und Unschuld das Leben so schwer zu machen.

Käthchen ging in ihrem kochenden Eifer jetzt fleißig unter die Leute und warb für die Franziskaner. Hatte man sie früher getadelt, daß sie daheim geblieben, so tadelte man sie jetzt, daß sie so umgangsbedürftig geworden war. Denn man merkte bald die Absicht. Nur eine Ueberrheinerin konnte so gut von den Franziskanern sprechen. Man warf einen bitteren Haß auf den Fuhrmann, der in Bacharach wohl auch ein besseres Mädchen hätte finden können, als diese durch und durch Fremde aus Lorch.

Peter war froh, daß ihn sein Geschäft auf mehrere Wochen an den Niederrhein führte. Er dachte wohl auch oft nach Hause zurück, und es ging ihm heiß durch den Kopf, daß seine gute Frau ihn so elend mache, daß sie ihn aus lauter Gewissenhaftigkeit zur Eifersucht treibe, ihm aus Frömmigkeit das Haus umkehre, die Knechte und Mägde verderbe, das Fuhrwesen und die Kapuziner verleide, ihn mit den Mitbürgern entzweie und durch alle Milde doch nicht zu bessern sei. Nun sollte er gar noch den Franziskanern helfen, welche ihm, als Mensch und Bacharacher, der widrigste von allen Orden waren. Käthchens Tugend dünkte ihm wie eine schleichende Krankheit, welche man nicht sieht und nicht fassen kann und

die doch den Körper aufreibt. Wenn sie nur einmal ein rechtes Unrecht thäte, statt immer unrecht das Rechte zu thun, dann wollte Peter das Uebel wohl kräftig anpacken und heilen.

Viertes Kapitel.

Von solchen Gedanken gemartert, zog der Fuhrmann im November 1685 wieder rheinaufwärts nach Hause. Auf der letzten Strecke war er die Nacht hindurch gefahren und je heller der Morgen aufdämmerte und je näher die Heimath rückte, um so größere unerklärliche Angst befiel ihn, als ob irgend ein großer Jammer ihn zu Hause erwarte. Als er darum hinter Oberwesel gegen die pfälzische Grenze kam, wo eine Kapelle mit einem wunderthätigen Marienbilde stand, dachte er, es thue wohl Noth, daß die Muttergottes, die hier schon so Manchem geholfen, auch ihn erleichtere und erleuchte. An der Thür der Kapelle sah man aber mancherlei beschriebene Zettel angeklebt von Bedrängten, welche sich zu Gebeten in dem Kirchlein verlobt hatten und die Vorübergehenden baten, sie durch Beisteuer eines Vaterunsers in ihrem Verlöbniß zu unterstützen. Der Fuhrmann, der als frommer Katholik jedesmal im Vorbeifahren ein solches Vaterunser zu spenden pflegte, je nach Auswahl, bald für einen gichtbrüchigen Alten, bald für eine Wöchnerin, oder für ein krankes Kind, wohl auch für eine kranke Kuh, wurde heute durch einen besonders geheimnißvollen Zettel gefesselt. Derselbe lautete, mit sichtbar verstellter Hand geschrieben: „Eine gewisse Person, welche in einer gewissen Angelegenheit von schweren Zweifeln gequält ist, bittet jeden vorbeiziehenden Christen, daß er für ihre Erleuchtung ein Vaterunser bete.“

„Solch einen Zettel könnte ich auch für mich schreiben,“ dachte Peter, „und da ich selber so sehnlich in meinen Zweifeln erleuchtet sein möchte, so steht es mir wohl an, diesem unbekannten Leidensgenossen zu helfen.“ Also betete er nicht

ein, sondern viele Vaterunser für die unbekannten Zweifel des Unbekannten und fuhr getrösteter zur Vaterstadt.

Schon vor dem Hause kam ihm die Frau entgegen, als ob sie ihn gar nicht habe erwarten können und begrüßte ihn freudig aufgeregt, fast verklärten Gesichtes. Dem Mann war diese Verklärung etwas unheimlich; er fürchtete, da möge wieder ein recht erbauliches Unheil heranziehen. Käthchen aber ließ ihn gar nicht ins Haus treten, sondern sagte, er solle flugs vier frische Pferde vor den leichten Leiterwagen spannen, er müsse auf der Stelle gegen Oberwesel zurückfahren. Peter entgegnete, da komme er eben her und bevor er nicht tüchtig gefrühstückt und dann einen langen Schlaf gethan, spanne er um keinen Preis wieder ein.

Allein die Frau nahm ihn bei Seite und sprach: „In Bacharach brennt's in allen Köpfen: heute entscheidet sich's, ob wir die Kapuziner kriegen oder die Franziskaner! Leider ist der Anhang der Kapuziner von Tag zu Tag größer geworden, denn sogar der reformirte Pfarrer wirbt für diese falschen Mönche, und die Bürgerschaft hat einen Deputirten an den Kurfürsten gesandt, daß er uns doch um Gotteswillen die Kapuziner zukommen lasse. Es stünde schlecht mit unsern Freunden, wenn sie nicht klüger und flinker wären als ihre Gegner, und wenn *wir* ihnen nicht Hülfe brächten."

Peter fuhr spöttisch dazwischen: „Sollen wir Beide etwa gegen den Kurfürsten und den Erzbischof und die ganze Gemeinde die Franziskaner in Bacharach einsetzen und die Kapuziner vertreiben?"

„Ja das sollen und können wir Beide," entgegnete Käthchen fest und gelassen.

Dann erzählte sie, daß Bruder Bonaventura in den letzten Wochen öfters herüber gekommen sei, und sie beschworen habe, den Franziskanern zu helfen und daß sie keine Gefahr, Spott oder Ungemach scheuen solle an dem entscheidenden Tage. Der Plan, wie die Söhne des heiligen Franziskus ihr rechtmäßiges altes Besitzthum wieder gewinnen wollten, sei noch tiefes Ge-

heimniß. So der Pater. Sie habe sich schwer geängstigt über derlei Reden und nicht gewußt, was sie dazu denken und sagen solle, und sei, Erleuchtung suchend, zur Marienkapelle gewallfahrtet und habe dort auch einen Zettel um Fürbitte angeschlagen. Nach unendlicher Seelenpein sei es ihr aber heute in frühester Morgenstunde urplötzlich ganz leicht geworden, und sie habe erkannt, daß sie um jeden Preis den Franziskanern helfen müsse. Nun aber sei sie ganz glückselig, seit ihr die Eingebung dieses Entschlusses geworden.

Peter unterbrach sie mit der Frage, um wie viel Uhr denn das gewesen sei, und als nun die Frau im Verfolg dieser Frage gar erfuhr, daß ihr Mann zur selben Stunde und ohne es zu wissen für sie gebetet habe, da war sie gar nicht mehr zu halten und behauptete, nun sei ein offenbares Zeichen gegeben, daß sie Beide die Franziskaner nach Bacharach bringen müßten. Vergebens stellte ihr Peter vor, daß er ja ihr Anliegen gar nicht gekannt und gegentheils Trost in dem Gedanken gefunden, sich von nun an diesen Verwickelungen zu entreißen und als ein fleißiger Fuhrmann, unbekümmert um alle Mönchshändel, ein ehrsames Leben in der Welt und mit der Welt zu führen. Das half nichts. Er hatte nun einmal seine Frau noch tiefer in ihre Meinung hineingebetet, obgleich er gern jetzt barfuß nach Trier gewallfahrtet wäre, um sie wieder herauszubeten. So mußte ihm alles, was er dachte und that, bei dieser unseligen guten Frau ins Gegentheil umschlagen.

Doch die Zeit drängte. Also fuhr Käthchen fort: „Kaum war ich zu dem festen Entschlusse gelangt, so kam ein Brief des Paters, folgenden Inhaltes: „„Die Kapuziner werden heute noch nach Bacharach ziehen; es gilt, ihnen zuvorzukommen. Sendet darum einen Wagen mit vier Pferden um acht Uhr früh an die Pfälzische Grenze. Wir haben kein Fuhrwerk, das verführte Volk dieser Gegend wird uns keines geben, und gewinnt die Schnelligkeit Eurer Pferde nicht den

Sieg, so ist das unglückliche Bacharach für immer in den Händen der Kapuziner.""

Käthchen beschwor ihren Mann, dem Brief Folge zu leisten; es ging auf acht Uhr, noch war es Zeit, aber höchste Zeit.

Peter widerstrebte.

Endlich drehte er sich rasch auf dem Absatze um und rief dem Knecht, daß er die vier Pferde einspanne und sagte zur Frau: „Ich fahre an die Grenze, vorher aber mußt Du mir ein heiliges Versprechen geben."

Käthchen erschrak und zögerte. Peter aber sprach: „Du lässest zwar die Leute beten für ein Anliegen, welches sie nicht kennen; dennoch sollst du mir nichts versprechen, was du nicht vorher genau kennst. Also begehre ich nur, daß du, während ich fort fahre, an nichts anderes denkest, als wie ich jetzt, gleich als brenne es, im Sturm mit meinen vier Füchsen zur Grenze jage und dann einen ganzen Wagen voll Franziskaner im Galopp heimfahre, und wie ich als ein rechter Fuhrmann auf dem Sattelpferd sitze und mit der Peitsche knalle, daß es rechts und links zehnfach von den Felsen wiederhallt, und daß ein Fuhrmann doch kein ganz gottloses Geschäft treibe, denn er kann nicht blos ein Faß Wein fahren, sondern auch ein ganzes Franziskanerkloster, namentlich seiner Frau zu Liebe. Das sollst du bedenken und nichts anderes, bis wir zum Thore herein sind, und sollst selber mir an's Thor entgegen gehen, daß du siehest, wie stolz ich die Rosse führe und alle die Mönche sammt den Laienbrüdern."

Käthchen hatte viel Härteres erwartet und versprach ihm darum alles leicht und freudig in die Hand. Beide hielten ihr Wort. Schlag neun Uhr jagte der Fuhrmann mit den Franziskanern durch's Thor, und Käthchen hatte während der ganzen Stunde an nichts anderes gedacht, als was ihr Peter doch für ein guter Fuhrmann und für ein guter Ehemann sei, daß er ihr zu Liebe die Franziskaner, welche er nicht leiden konnte, nun gar selber in die Stadt fahre. Sie hatte sich freudestrahlend am Thore aufgestellt und winkte dem Manne

und den Mönchen den ersten Gruß entgegen. Die Bürger, welche dem seltsamen Fuhrwerk begegneten, grüßten freilich in etwas anderer Art: sie warfen dem Fuhrmann Schimpfworte an den Kopf und sahen die Mönche ingrimmig an, ohne die Mütze zu rücken.

Diese aber ließen sich den kalten Empfang nicht anfechten, sondern liefen flugs zur Klosterkirche und lasen dort eine Messe, wodurch sie thatsächlich Besitz vom Kloster ergriffen zu haben behaupteten. Die Gemeinde bei diesem merkwürdigen Gottesdienste, welcher die Messe zu einem juristischen Akte machte, war äußerst klein; denn außer den Fuhrmannseheleuten war nur ein Häuflein Neugieriger den Franziskanern in die Kirche gefolgt.

Als die beiden Gatten aber wieder heraus auf die Straße kamen, wälzte sich ihnen ein großer Menschenschwarm entgegen: gefolgt von der ganzen Bürgerschaft kamen jetzt die Kapuziner. Gerufen von der Gemeinde und anerkannt vom Landesherrn und vom Bischofe waren dieselben, im Vollbewußtsein ihres Rechtes, ganz gemächlich zu Fuß gen Bacharach gezogen und erfuhren jetzt mit Schrecken, daß ihnen die Franziskaner vorgefahren und bereits im Besitze des Klosters waren. Die Menge tobte vor Wuth. Peter und seine Frau wären schwerer Mißhandlung wohl kaum entgangen, wenn nicht ein alter Bekannter den Fuhrmann rechtzeitig aufgegriffen und ihn sammt der Frau durch das Innere seines Hauses in ein stilles Seitengäßchen gebracht hätte, von wo sie auf großen Umwegen zu ihrer Wohnung schlichen.

Dort aber sah es übel aus. Während sie in der Kirche der Besitzergreifung der Franziskaner beiwohnten, hatte eine Rotte großer und kleiner Gassenbuben von ihrem Hause Besitz ergriffen, die Fenster eingeschlagen, viel Geräthe zertrümmert und auf die Straße geworfen, und erst nach hartem Prügelkampfe waren sie selbst dann wieder von des Fuhrmanns Knechten hinausgeworfen worden.

Käthchen, welche bis dahin wahren Mannesmuth gezeigt,

brach bei diesem Anblick in Thränen aus und setzte sich sprachlos, gebrochen, zitternd auf die Treppe ihres einst so friedlichen Hauses. Sie weinte nicht über den erlittenen Schaden, sondern weil sie jetzt erst erkannte, daß sie ihrem duldsamen Manne den Haß seiner ganzen Vaterstadt auf den Hals gezogen. Der Mann aber blieb so gelassen wie immer und sprach: „Die bösen Buben haben uns das Ausziehen erleichtert. Heute Abend hätten wir ohnedies das Haus und die Stadt verlassen; nun geht es etwas geschwinder und thut uns auch nicht mehr halb so leid.“

Die Frau blickte ihn erschrocken, fragend an. Er fuhr fort: „Ich habe das Haus an die Franziskaner vermiethet; denn da das Kloster noch wüste liegt, müssen sie doch vorerst ein anderweites Obdach haben, bis sie dort wieder eingerichtet sind, und kein anderer Mensch in der Stadt würde ihnen jetzt Quartier geben. Also habe ich, da wir hereinfuhren, die Miethe bereits mit dem Pater Guardian abgeschlossen und du weißt, Bettelmönchen schenkt ein guter Christ die Miethe um Gotteswillen.“

Händeringend flehte Käthchen, daß er den Vertrag wieder rückgängig mache, sie könne ja niemals wieder Frieden gewinnen, wenn sie ihren Mann so von Haus und Hof vertrieben habe.

Der Mann aber entgegnete: „Die Miethe ist fest. Die Bacharacher Luft taugt für uns Beide nicht mehr; bis hierher bin ich dir gefolgt, jetzt folge du mir: umgekehrt ist auch gefahren! Wir ziehen nach Lorch in deine Heimath und bauen dort den Wein, welchen deine Väter getrunken; er ist ohnedies besser als der Bacharacher.“

Da sprach Käthchen: „Lieber Peter, es kann nicht sein; in Lorch wärest du kein Fuhrmann mehr, und siehe, ich werde nicht wieder glücklich, wenn du nicht wieder ein Fuhrmann wirst. Ich versprach dir ja heute Morgen, eine Stunde lang über das Fuhrwesen nachzudenken, und habe es redlich gethan, und als du so stolz zum Thore hereinfuhrst, hätte ich

dir um den Hals fallen und sagen mögen, du solleſt doch dein Lebenlang ein rechter Fuhrmann bleiben."

Peter hob sie lächelnd von der Treppe auf und rief: „Jetzt sprichst du endlich gescheidt, weil du nicht mehr so gar grausam gescheidt sprichst wie vordem. Es wird sich auch überm Rhein schon wieder machen mit dem Fuhrwerk, und hier hätten mir die Kaufleute doch kein Faß Wein mehr zu fahren gegeben, seit ich die Franziskaner gefahren." Und er küßte sie, und sie waren friedevoller mit einander in dem verwüsteten Hause, als je zuvor, da noch so klösterlicher Friede auf demselben geruht.

Am Abende zog der Fuhrmann aus und die Franziskaner zogen ein. Ihre Feinde, die Kapuziner, hatten vorläufig das Volk beschwichtigt, denn sie waren so klug, der Gewaltthat nicht Gewalt entgegenzusetzen, sondern ließen die Franziskaner gewähren, schickten aber Eilboten nach Heidelberg zum Kurfürsten und nach Trier zum Erzbischof, daß man ihnen zu ihrem Rechte verhelfe. So ließen die Bürger denn auch den Fuhrmann mit den Seinigen ungehindert abziehen.

Als Peter Rambold nach einiger Zeit mit dem Nachen von Lorch herübergekommen war, um den Rest seiner Habe abzuholen, fand er im Bacharacher Hafen ein Schiff mit den sämmtlichen Franziskanern befrachtet, zum Abstoßen bereit. Er rief den Pater Bonaventura an und fragte, wohin denn die Reise gehe? Etwas niedergeschlagen antwortete dieser: „Rheinabwärts! Gott weiß wohin. Der Kurfürst hat uns verrathen und der Bischof hat uns verlassen."

Der Fuhrmann wünschte Glück auf den Weg, legte aber ein wenig bei neben den Mönchen und sagte dem Pater ganz heimlich: „Wenn Ihr wieder einmal die Ehestandspredigt haltet, so dürft Ihr fortan jene alte Geschichte nicht mehr erzählen von der Frau, die durch so große Demuth und Gehorsam ihren trunkenen Mann bekehrte, denn ich weiß eine bessere, die ich selbst erlebt habe, und Ihr wißt sie auch. Seht, einen recht groben Sünder durch Demuth zu bekehren,

das ist in der Ehe nicht so gar schwer, aber eine halbe Heilige, die aus lauter Liebe und Güte und Tugend alles verschraubt und verderbt, in Demuth und Gehorsam zur Umkehr zu bringen, daß sie schlecht und gerecht lebt wie andere Menschenkinder und nicht wie eine verheirathete Nonne, das ist das Allerschwerste. Namentlich für einen Fuhrmann. Es wäre mir armem Sünder auch gar nicht gelungen, wenn nicht unser Herrgott ein Einsehn gehabt und mir Euch Franziskaner zur Hülfe geschickt hätte. Denn wäret Ihr nicht vierspännig in Euer Unglück gefahren, so säße ich heute nicht so selig in meinem Glücke."

* * *

Pater Bonaventura kam später in ein Kloster auf dem Westerwalde und soll in dortiger Gegend seine berühmte Ehestandspredigt den Bauern noch öfters gehalten haben. Nur mit etwas verändertem Schlusse. Er sprach nämlich jetzt nach der alten Geschichte vom bekehrten Säufer: „Ich habe Euch diese Geschichte schon oft erzählt, und Ihr fraget wohl, warum ich sie immer wieder erzähle? Einfach deshalb, weil ich keine bessere für Euch weiß. Ich habe zwar einmal erlebt, daß ein Fuhrmann durch noch viel schwerere Dulderproben seine Frau bekehrte, aber die Geschichte erzähle ich Euch nicht: sie ist zu subtil, denn sie hat sich droben am Rhein bei den feinen Pfälzern zugetragen, und Ihr groben Westerwälder würdet sie doch nicht verstehen."



Die Dichterprobe.

Als Epilog.

(1865.)

Richard Märker war zum Dichter geboren und wäre auch ganz gewiß ein wirklicher Dichter geworden, wenn er nicht hätte sterben müssen, bevor er's überhaupt noch werden konnte. Woher ich aber so bestimmt weiß, daß er ein Dichter geworden wäre, da er's in der That doch nicht geworden ist, das will ich in der folgenden kleinen Geschichte darthun.

Erstes Kapitel.

Wir saßen eines Abends unter Freunden zusammen im rebenumrankten Gartenhause, und ein edler Wein ging in die Runde, Neroberger Sechsundvierziger, ein Feuerwein, ein Poet unter den Weinen, der vielleicht noch einmal den Steinberger besiegt und den Johannisberger. Allein nur Kenner kennen ihn vor der Hand; er ist ein Zukunftswein, sein Name lebt noch nicht im Volksmunde.

„Und gibt es überhaupt große Poeten, gleichviel ob unter den Weinen oder den Menschen, welche recht eigentlich in den Volksmund kommen?" so fragte Einer aus dem Kreise. „Wenn selbst unsere gefeiertsten Sänger, die das Glück haben, schon lange todt zu sein und also Zeit und neidlos vergönnten Raum immer volksthümlicher zu werden, wenn ein Schiller oder Goethe jetzt herniedersteigen und ihr eigenes Volk mit allwissendem Blicke durchschauen könnten, sie würden sich seltsam verwundern, wie wenig ihre Werke hier oder wie verkehrt sie dort in den Volksmund gedrungen sind. Und doch

nennen wir diese Werke mit besonderem Stolze Gemeingut der Nation. Die Literarhistoriker machen es umgekehrt wie die demokratischen Politiker, aber trotzdem sehen Beide durch das gleiche Vergrößerungsglas. Wenn nämlich der gemeine Mann spricht, so sagt der Demokrat: das ist die Stimme des Volkes, und wenn der Gebildete einen Dichter liest, so sagt der Literat: dieser Glückliche wird vom Volke gelesen. Der Eine blickt von unten hinauf und merkt nicht, was oben geschieht, der Andere von oben hinab und ahnet nicht, was unten vorgeht."

Mit diesen Worten war der reichste Zündstoff zu heiter aufflackerndem Streite gegeben. Ein Jeder wollte den allzu scharf gespitzten Gedanken widerlegen oder beschränken, erläutern oder erweitern. Nur Richard Märker schwieg und prüfte bald ernsthaften Gesichtes den Wein, bald lächelnd unsere Gründe und Einwürfe.

Da wir nun aber als sechs Deutsche beisammen saßen und bisher nur fünf widersprechende Ansichten entwickelt hatten, so fragten wir ihn zuletzt erstaunt, ob der denn nicht auch eine besondere Meinung für sich habe?

Er erwiderte: eine Meinung habe er diesmal nicht für sich, wohl aber eine Erzählung. Denn dieselbe Frage, welche wir da eben durchstritten, habe er einmal durchgelebt und sei sogar eigens gereist, um zu erforschen, wie weit er selbst bereits ins Volk gedrungen. Wenn wir nun Geduld hätten, nach gegenseitig erschöpften Gründen zum Schlusse noch dieses kleine Erlebniß anzuhören, dann lege er sich mit Vergnügen die Buße auf, uns dasselbe zu erzählen. Denn eine Beichte und Buße sei seine Erzählung allerdings und das Beste daran also wohl für ihn wie für uns, daß sie höchstens zwei Cigarren lang dauere — gemächliches Rauchen und Windstille vorausgesetzt.

Da wir nun versicherten, daß wir nicht blos Geduld, sondern auch rechte Lust zum Hören hätten, so begann er:

„Ich habe vor etlichen Jahren ein Büchlein drucken lassen,

welches ihr Alle gottlob nicht kennt; denn geräuschlos wie es auftauchte, ist es alsbald auch wieder versunken. Es heißt oder hieß die „„Chronik von Hohen-Iseneck,““ und sollte, so meinte ich, meine schönsten Jugenderinnerungen verklären und verewigen. Drüben im Gebirge, im Isenecker Thal hatte ich als Knabe gar frische, fröhliche Tage verlebt, und was mir aus jener weltverlassenen Gegend im Gedächtnisse saß von Geschichten, Anekdoten und Sagen, das verflocht ich in der „Chronik“ zu einem bunten Kranze. Wo mir eine wirkliche Geschichte nicht reich und glänzend genug schien, da wob ich neue Fäden ein, verwickelte und färbte nach Herzenslust, und wo man von einem seltsamen Felsen oder großen Baum an Ort und Stelle gar nichts erzählte — sie schauten mich aber an, als wollten sie etwas von sich erzählt haben, — da that ich dem Felsen und dem Baume den Gefallen und ersann eine Geschichte zu Beiden und berichtete sie so fest und gewiß, als ob ich den Text der ältesten Urkunde wortgetreu wiedergäbe.

Denn wer sich einmal an's dichterische Erfinden macht, der ist ja ohnedies ein kleiner Herrgott, und es kommt ihm nicht darauf an, ein Dutzend Menschenkinder mehr oder weniger zu erschaffen und eine Handvoll Menschenschicksale mehr oder weniger zu verketten und zu lösen. So ergoß ich also auch eine wahre poetische Uebervölkerung über mein Thal und nannte dasselbe im Stillen mein Königreich; denn ich hatte es erobert und colonisirt mit den eigensten Dienstleuten meiner Phantasie, um es meinen sämmtlichen Lesern zum Lehen zu geben.

Doch nur wenige Vasallen meldeten sich für dieses Lehen: das Buch ward kaum gelesen, und die Kritik focht mich nicht an, weil sie völlig schwieg. Um meinetwillen war mir das sehr gleichgültig, aber für das Hohen-Isenecker Thal that mir's leid. Ich hatte dieses reizende Stück unbekannten Landes dankbaren Herzens der Welt zeigen, ich hatte es durch die Poesie geographisch berühmt machen wollen, wie Auer-

bach sein Nordstetten, ich hegte eine volle Jugendfreundschaft für Hohen-Isseneck und hatte meine Novellen-Staffagen fast nur gezeichnet, um die Landschaft malen zu dürfen. Denn mit Natur-Heimweh und Natur-Poesie beginnt der Jüngling, mit Menschen-Heimweh und Menschen-Poesie schließt der reife Mann.

Und mein Thal mit seinen Bergen und Burgen sollte nun dennoch unbekannt bleiben wie mein Buch!

Da überraschte mich der Brief eines befreundeten Pfarrers aus dem Isenecker Thale. Quer über den Rand standen zur Ausfüllung des leeren Raumes die Zeilen gekritzelt: „Ihre Chronik beschäftigt gegenwärtig unser ganzes Thal; denn sie wird fleißig nachgedruckt vom Hinterbrunner Wochenblatt, der einzigen Zeitung, welche hier von Hand zu Hand geht. Wir sind jeden Samstag um so gespannter auf die Fortsetzung, da Sie uns weit mehr von uns zu erzählen wissen, als wir selber allesammt bis dahin gewußt hatten."

Es klang zwar etwas Spott aus diesem Satze, aber dennoch freute es mich königlich. Hatte ich der Welt nicht zu zeigen vermocht, welche Schätze von Poesie in Hohen-Isseneck geborgen liegen, so zeigte ich's doch wenigstens den Hohen-Isseneckern. Und wenn nun gar jene Geschichten, die ich eigens der Landschaft auf den Leib geschrieben und neu erfunden hatte, dort sich einpflanzten, umbildeten, vom Volksmund aufgenommen, selbst wieder Volkssage wurden, war das nicht ein seltnerer Ruhm, als ihn die größte Leserschaar und das lauteste Lob der Kritik zu bieten vermag? Gibt es einen beneidenswertheren Nachruhm für Heine, als daß er seine Lorelei, von welcher vordem nicht einmal die St. Goarshäuser das Mindeste gewußt, dem ganzen deutschen Volke so fest in den Mund gedichtet, daß man diesem literarischen Gespenste sogar schon einmal eine überlebensgroße Statue hat setzen wollen? Und mit welchem Stolze müßte es Heinrich von Kleist erfüllen, wenn er jetzt nach Heilbronn käme und sähe, wie man dem Fremden das Haus seines Käthchens

von Heilbronn zeigt, welches doch niemals wo anders hauste, als in seinem Buch und auf den Brettern! Ja nicht blos berühmten Dichtern fiel das blinde Loos dieses seltenen Glückes, sondern manchmal auch sehr unberühmten. Steht nicht der Schmied von Kochel monumental gemalt an der Sendlinger Kirchenwand über den wirklichen Gräbern jener wirklichen Bauern, denen er in der Schlacht vorgestritten haben soll, und ist doch nur das Luftgebilde eines ganz namenlosen Novellenschreibers! Und wenn es diesem Novellisten gelungen ist; die Gestalt seines fabelhaften Schmiedes dem Gedächtnisse des Volkes so scharf einzuprägen, indeß die Gestalten der wirklichen Kämpfer vergessen sind, warum konnten nicht auch etliche von meinen Phantasiegestalten im Isenecker Thale dauernd Leben gewinnen durch freundliche Vermittelung des Hinterbrunner Wochenblatts?

Ich wollte mir die kleine Freude gönnen, ganz heimlich in dem trauten Thale zu lauschen, ob sich schon ein kleiner Ansatz solchen Erfolges spüren lasse, zu lauschen, wie denn eben jetzt meine Geschichten vom Volke aufgenommen und fortgebildet würden. Und gewiß, ich war genügsam. Ich hätte Lohnes übergenug gehabt, wenn ich nur etwa ein Mädchen am Brunnen die rührende Liebesgeschichte hätte erzählen hören vom Grafen und der Köhlertochter und wie sie einander zum erstenmale bei der Grafenlinde erblickten! — so hieß nämlich der Baum neben dem Oberwirth in Hohen-Iseneck, und weil Niemand wußte, warum er so hieß und ein Kohlenschuppen neben der Linde stand, hatte ich die Liebe des Grafen und der Köhlertochter dazu erfunden. Nun wußte man's. Oder wenn ich auch nur etwa zwei Bauern auf der Bierbank kräftig hätte lachen sehen über meinen martialischen Freiherrn, den ich in's vorige Jahrhundert hinein auf die Burg Hohen-Iseneck gezaubert! Derselbe hatte zwei Karthaunen am Burgthore aufgepflanzt, und wann er morgens aufstand, wurde ein Schuß gelöst, und wann er abends schlafen ging, wieder ein Schuß; wurden aber im Lauf des

Tages die beiden Kanonen losgeschossen, so bedeutete dies, daß der Pfarrer aus dem Dorfe hinaufkommen solle, um mit dem gnädigen Herren Whist zu spielen. Das heißt, die Bauern besaßen zwei alte Böller zu Freudenschüssen, und Niemand wußte, woher das seltsame Geschütz stamme. Jetzt hatte ich's ihnen gesagt, obgleich die Anekdote eigentlich sehr weit von unserer Gegend, bei Mirow in Mecklenburg, gewachsen war. Allein Verpflanzen ist auch Schaffen.

Wenn nun dieser Freiherr, den ich zu den Böllern erfunden und mit einem langen Lebenslauf ausgestattet hatte, soweit volksthümlich geworden wäre, daß die Bauern um seinetwillen das schlechte alte Geschütz in Ehren gehalten und niemals gegen ein bequemeres neues vertauscht hätten, so würden ja alle meine schriftstellerischen Mühen genug belohnt gewesen sein.

Also zog ich zu Pfingsten nach Hohen-Isseneck, um zu erforschen, wie weit ich bereits in's Volk gedrungen. Ein besonderes Incognito brauchte ich nicht zu erkünsteln, da mich in meinem Thale ohnedies kaum ein Mensch mehr kannte.

Zweites Kapitel.

Der Erzähler verschnaufte ein wenig. Wir behaupteten, das Resultat seiner Entdeckungsreise schon recht klar vor Augen zu sehn, allein wir seien gespannt auf den Weg, welche er habe gehen müssen, um zu einem so gar nicht überraschenden Ziele zu kommen.

Märker hörte uns sehr gelassen zu, füllte sein Glas auf's Neue und sprach: „Was ich gesucht und nicht gefunden, das könnt' ihr Alle leicht wissen, aber was ich nicht gesucht und gefunden habe, das erräth doch Keiner."

Dann that er einen tiefen Zug zur Stärkung auf den Weg und fuhr fort:

„Bis an den Rand der Berge war ich gefahren. Ich athmete auf, als ich, der Bildungsatmosphäre des Eisenbahnwagens zweiter Klasse entronnen, durch's Waldesdickicht rasch hinanstieg und gleichsam Leib und Seele badete in der göttlich frischen Luft und dem Dufte der Tannen. Die Berge von Hohen-Isenecf tauchten bereits hinter den Wipfeln empor und der erste Hauch des Abendwindes begann mir thalabwärts entgegen zu streichen. Es war derselbe Hauch, der vor Jahren so manchmal meine Stirne gekühlt hatte, dieselben Bäume und Berge, nur schienen mir die Bäume größer, weil sie gewachsen waren, und die Berge kleiner, weil ich inzwischen ein größeres Stück Welt gesehen hatte. Eines jedoch vermißte ich zu meinem tiefen Leidwesen: der Hohen-Isenecker Burgberg hatte seine Burg verloren; nur ein kleiner Trümmerhaufen leuchtete noch statt der hohen Doppelthürme in der Abendsonne.

Da trat ein Bauer, der aber halb wie ein Landstreicher aussah, den Weg kreuzend, seitwärts aus den dicksten Büschen. Eine gewaltige Gestalt, mit harten, finstern Zügen stand er unheimlich vor mir, wie aus dem Boden gewachsen. „Grüß Gott!" rief ich ihm zu und dachte dabei, das ist der beste Gruß an ein so verdächtiges Gesicht; denn unmittelbar auf dieses Wort wird dich der Mann doch nicht anpacken oder todtschlagen mögen. Der Bauer dankte, schlug meinen Weg ein, schritthaltend mit mir, und sah im Gehen öfters lauernd ringsum. Doch das ist so Bauerngewohnheit.

Ich fragte ihn, als der Isenecker Berg wieder über den Wald hervorsah, ob denn da droben nicht unlängst noch eine Burg gestanden?

„Freilich!" erwiderte er, „allein sie ward voriges Jahr auf den Abbruch versteigert. Und das ist jammerschade."

Der Mann schien ein Herz zu haben für die Denkmale seiner Heimath, und die Sagen der Burg waren ihm gewiß nicht fremd; vielleicht hatte er sogar meine Geschichte vom Herrn von Hohen-Iseneck und seinen zwei Karthaunen im

Hinterbrunner Wochenblatt gelesen. Also fragte ich ihn, warum er denn den Abbruch des alten Gemäuers bedaure?

Er sah mich lächelnd an: „Das ist nun einmal dumm gefragt! Die Burg hätte droben stehen bleiben sollen, weil sie immer droben gestanden hat, seit die Menschen Brod essen, und weil sie auf den Berg gehörte, wie die Nase in mein Gesicht. Die Burg war der schönste Spielplatz für die Buben aus dem Dorfe; die Weiber brachen ihren Flachs im Burghofe und rösteten ihn in dem viereckigen Thorthurme, und zudem wohnte sich's gar nicht schlecht auf Hohen-Iseneck."

„Wohnen?" fragte ich erstaunt. „Das Mauerwerk stand ja dachlos und zerfallen seit Menschengedenken."

„Nun im Keller fand man doch noch einen guten Unterschlupf bei Tag und Nacht, und nur Wenige kannten den Eingang," erwiderte mein seltsamer Begleiter. „Seht, die Bauern im Isenecker Thal sind eigene Leute: sie nehmen Einen nicht gerne auf um Gotteswillen. Drüben im Schwarzbachthale dagegen sind die Menschen noch christlich und gönnen jedem müden Wandersmann einen Platz in der Scheuer. Dort lassen sie die Burgen stehen, und doch brauchte man sie nicht; hier haben die geizigen Bauern ihre Burg abgebrochen und sie ist doch so nützlich und nothwendig gewesen."

Ich bemerkte, dieser Unterschied zwischen dem Iseneck- und Schwarzbachthale sei mir neu und ergötzlich; übrigens seien die beiden so eng benachbarten Thäler meines Wissens überhaupt gar ungleich geartet. „Drüben am Schwarzbach," sagte ich, „gibt es nur zerstreute Höfe, hier im Isenecker-thale hingegen geschlossene Dörfer" — „Nester!" unterbrach mich der Mann, welcher sichtbar einen Groll auf die Isenecker hatte. — „Das eine Thal war früher ritterschaftlich," fuhr ich fort, „das andere bischöflich" — „ist mir Alles gleich," schaltete mein Begleiter ein; — „Tracht und Mundart weichen merklich von einander ab" — „ich kümmere mich den Teufel darum" —; — „das Schwarzbachthal hat

Kalkfelsen, das Isenecktal Buntsandstein" — „auf die Steine kommt's nun gar nicht an; ich will Euch aber den Hauptunterschied sagen," rief der Andere, und ich horchte gespannt auf; denn meine Weisheit war zu Ende. Nach einer Pause sprach Jener: „Im Schwarzbachthale gibt es gar keinen Hund, im Isenecktthale aber bellt eine solche Bestie bei jedem Hause. Das ist der Hauptunterschied; denn das heißt, am Schwarzbach herrscht noch Treu und Redlichkeit, auf den einsamen Höfen ist keine Hausthüre verschlossen, kein Kettenhund wacht im Hofe, kein armer Mann wird ungespeist und unbeherbergt abgewiesen. Hier dagegen haben sie Gitter an den Fenstern, Schlösser an allen Thüren, Hunde hinter jedem Hofthor, recht wie das böse Gewissen; sie nehmen keinen fremden Wanderer auf, und verleiten dadurch die armen Menschen zu Diebstählen und Einbrüchen. Und wer andere Leute zu Spitzbuben macht, der ist ein ärgerer Spitzbube, als wer selber einer wäre. Ein junger Bauer von den Schwarzbachhöfen, der Mathias Schnitzer, wenn Ihr ihn kennt, hat sich neuerdings einen grimmigen Wächterhund angeschafft, den Sultan, wenn Ihr ihn gekannt habt. Den habe ich ihm vor der Nase todt geschossen. Denn wer sein Vaterland mit Gewalt verderben will, dem muß man's mit Gewalt wehren."

Ich staunte über diesen seltsamen Sittenrichter und würde mich an ihm ergötzt haben, wäre der Wald nicht gar so einsam gewesen.

„Also seid Ihr nicht aus diesem schlimmen Thale?" fragte ich.

„Nein und Ja! Gebürtig bin ich nicht von hier, aber bekannt bin ich doch wie ein böser Kreuzer."

„Und was seid Ihr denn Eures Zeichens?"

„Was ich bin? Ein armer Mann und Tagelöhner; hab' kein Haus und kein Geld und kein' Freud' in der Welt."

Jetzt wußte ich klar, daß dieser Freund der Burgruinen dennoch kein eigentlicher Romantiker sei und meine Geschichte

des tollen Herrn von Hohen-Isseneck schwerlich gelesen habe. Allein eine Frage ist ja erlaubt, also fragte ich: „Könnt Ihr lesen?"

„Ein Bischen zum Hausgebrauch," erwiderte er.

„Nun gut," fuhr ich fort, „da Ihr so gerne untergeschlupft seid in der ehemaligen Burg da droben, so leset doch einmal die neueste Nummer des Hinterbrunner Wochenblattes."

Der Mann blieb stehen, heftete sein Auge auf mich, als wollte er mich in den Boden hinein sehen, spähte dann wieder ringsum und fuhr mit der rechten Hand in die Hosentasche, wo nach Bauernsitte ein Löffel und ein großes im Hefte feststehendes Messer hervorblitzte. Er griff aber diesmal nicht nach dem Löffel, sondern nach dem Messer, welches noch zu andern Zwecken, als zum Butterbrodstreichen bestimmt schien. Dann sprach er mit gedämpfter, zornig zitternder Stimme: „Was meinst du von wegen des Wochenblattes? Heh! Bist du auch so ein Spion, der die Leute auskundschaften will?"

Ich war so verwirrt, mehr noch durch den grimmigen Ausdruck, in welchen sich plötzlich das Gesicht des Mannes verwandelte, als durch seine Frage, daß ich ihn anstarrte und keine Antwort gab.

Im selben Augenblicke bog ein anderer Bauer um die Waldecke. Als ihn mein Begleiter herankommen sah, gab er mir einen Stoß auf die Brust, daß ich rückwärts in den Straßengraben fiel, und sprang in gewaltigen Sätzen quer waldein den Berg hinauf, wo er rasch hinter den Büschen verschwand.

Der Andere eilte herbei, mir zu helfen. Allein ich war, wie man sagt, mit dem blauen Auge davon gekommen, das heißt mit dem Schrecken und einem beschmutzten Rock. Mein Befreier reichte mir darum die Hand, daß ich aus dem Graben wieder in die Höhe kam, klopfte mich etwas aus und schrie dazwischen in den Wald hinein: „Komm' heraus, Spitzbube, wenn du Muth hast! Ich will dir das Schuß-

geld zahlen für meinen Hund!" Der Gerufene ward wirklich wieder einen Augenblick sichtbar, schon hoch oben in den Felsen und rief herab: „Mathias, tritt mir nicht wieder in den Weg! es sollte mir leid sein um alter Freundschaft willen: Du hast gesehen, daß ich treffen kann!"

Mathias hatte keine Lust, den Flüchtling weiter zu verfolgen, was auch wohl vergebene Mühe gewesen wäre. Er wandte sich vielmehr zu mir und fragte: „Wisset Ihr denn auch, wer der Mann gewesen ist? — Das war der Kaspar Broß, der Maurer von Zell, welcher vorige Lichtmeß den Rentboten beim grauen Stein beraubt und nachher den großen Einbruch auf dem Eschenloher Schloß verübt hat, und darauf kam er ins Zuchthaus und ist wieder ausgebrochen und hat sich vom dritten Stockwerk heruntergelassen, und jetzt treibt er sich seit Wochen in hiesiger Gegend umher und hat mir meinen Hund, den Sultan, erschossen."

„Also seid Ihr der Mathias Schnitzer von den Schwarzbachhöfen?" unterbrach ich ihn.

„Freilich! Habt Ihr auch schon von der Geschichte gehört? Jetzt aber ist die Polizei dem Broß, dem Spitzbuben, auf der Spur, der im Uebrigen kein unrechter Mann ist; und hat einen Steckbrief ausgeschrieben in der letzten Nummer des Hinterbrunner Wochenblatts, und die Isenecker Bauern machen Streifzüge, um ihn zu fangen."

Nun begriff ich, warum dieser Kaspar Broß so böse geworden, als ich ihn aufforderte, die neueste Nummer des Wochenblattes zu lesen. Ja dieser Freund malerischer Burgruinen würde mich, ohne die Dazwischenkunft des Mathias Schnitzer, wohl gar niedergestochen haben, bevor ich ihm nur verdeutscht hätte, daß ich nicht ihn, sondern mich selbst in den Isenecker Wäldern verfolge und daß ein wesentlicher Unterschied sei zwischen den Volksstudien eines Poeten und eines Gendarmen.

Also merkte ich schon, daß es seinen Haken habe, meine eigene Volksthümlichkeit zu erforschen und beschloß, etwas

vorsichtiger zu sein im Citiren des Hinterbrunner Wochenblattes, welches vorn meine Geschichten und hinten Steckbriefe bringt.

Drittes Kapitel.

Der Schreck war mir in die Beine gefahren und ich sah es nicht ungern, daß Mathias noch ein Stück Weges mit mir ging. Er fragte mich, wie ich denn mit dem gefährlichen Menschen in Streit gerathen sei, und ich erzählte ihm (unter bescheidener Verschweigung meiner Autorschaft), daß ich dem Kaspar Broß lediglich die Geschichte von der Burg Hohen-Isseneck im Wochenblatte zum Lesen hätte empfehlen wollen, Jener aber habe mich falsch verstanden und gemeint, ich empfehle ihm die Lektüre seines eigenen Steckbriefs.

Mathias bemerkte darauf: „Solche Burggeschichten sind für die alten Weiber; ein frischer Bursch oder gestandener Mann hat keine Zeit dazu;" — woraus ich schloß, daß meine Feder im Schwarzbachthale noch nicht ganz volksthümlich geworden sei.

Allein diese Enttäuschung kümmerte mich wenig. Kaum hatte mich Mathias verlassen, so schritt ich wieder froh und königlichen Muthes durch das nun weit geöffnete Thal welches ich mein Reich nannte. Unsereiner lebt immer in der Einbildung. Jetzt aber dachte ich schon gar nicht mehr an meine Chronik, sondern lediglich an den Kaspar Broß; Mathias hatte mir noch manchen kecken Zug zu seinem Bilde gezeichnet, und jener Spitzbube, welcher sonst kein unrechter Mann, hatte mir's förmlich angethan. Fast wünschte ich, er möge wieder neben mir gehen, wenn er nur sein Messer ruhig in der Hosentasche lasse. Dieser Mensch verübte die schwersten Verbrechen, aber mit Humor und mit moralischen Grundsätzen. Er befehdete die Kultur und pries den Naturzustand, ohne übrigens Rousseau zu kennen; er that den schutzlosen

Einödbauern kein Leid, weil sie ihre Thüren nicht verriegelten und ihm willig ein Brod gaben und ein Bund Lagerstroh: er hatte einen feinen Sinn für die Romantik jenes patriarchalischen Kommunismus des goldenen Zeitalters und wußte doch kein Wort von Thomas Morus oder Campanella. Dagegen plünderte er mit Vergnügen jene Bauern, welche ihren Geldkasten von Kettenhunden bewachen ließen: er huldigte dem Satze, daß Eigenthum Diebstahl sei, und hatte doch Proudhon nicht gelesen. Im Uebrigen war er ein äußerst schlimmes Subjekt, Dieb, Straßenräuber und entsprungener Züchtling. Er hatte ganz das Zeug zu einem volksthümlichen Helden. Rinaldo Rinaldini und Karl Moor waren ihm wohl schwerlich jemals begegnet; ob er aber vom Schinderhannes und dem bayerischen Hiesel Genaueres wußte und sich nach ihnen gebildet hatte?

In solchen Gedanken schwebte ich leichten Schrittes den Weg dahin und zeichnete mir die Gestalt des humoristischen Spitzbuben immer breiter, tiefer, individueller. Es trifft sich doch nicht alle Tage, daß uns ein Mensch in den Straßengraben wirft, damit wir ihn, wenn wir wieder herausgekrochen sind, um so deutlicher als eine Novellenfigur erkennen und liebgewinnen sollen. Diese Figur hatte ich jetzt fest, Konflikte lagen genug vor, wenn ich nun nur auch eine Handlung dazu gefunden hätte! Nach dieser Handlung suchte ich, und so vergaß ich ganz und gar, daß ich eigentlich ausgezogen sei, nach den Spuren meiner Chronik von Hohen-Iseneck zu suchen, und über dem neuen frisch erlebten Helden verlor ich meine alten erfundenen völlig aus dem Gesicht."

Hier unterbrachen wir den Erzähler. Ich stieß hell an mit seinem vollen Glase und rief: „Jetzt bist du auf dem rechten Wege! Erst muß man ein Don Quixote gewesen sein, dann kommt man nachgehends sicher auf den Weg der Poesie."

„Und dieser rechte Weg," fiel Richard Märker ein, ohne sich den Faden entwinden zu lassen, „führte mich nach Dorf

Hohen-Isseneck gerade zu der Stunde, wo das Abendbrod am besten schmeckt, nämlich um sieben Uhr.

Das Dorf lagert sich vom Burgberg zum Bache hinab, als ob die Häuser von oben her aus einem Sacke geschüttet worden seien. Unten im Thale steht ein Wirthshaus und oben am Berge ein anderes. Das Haus im Thale heißt zum Kronprinzen und ist wegen seines Weines und seiner Forellen berühmt; das Haus auf dem Berge heißt zur Grafenlinde und ist zur Zeit wegen gar nichts berühmt, hätte aber berühmt werden können, wenn meine Chronik von Hohen-Isseneck berühmt geworden wäre. Darum trank ich im Kronprinzen nur einen Stehschoppen und spähte begehrlich durch die einladenden Räume; allein Kronprinzen gibt es genug in der Welt, aber vielleicht nur eine Grafenlinde, und wenn der Kronprinz auch das bessere Wirthshaus war, so war die Grafenlinde ohne Zweifel das poetischere. Also ließ ich nach kurzer Rast den Kronprinzen links liegen und stieg hinauf zur Grafenlinde.

Ein ehemaliger Herrschaftsbau, war sie jetzt zum Wirthshause heruntergekommen. Noch führte die stolze alte Freitreppe, — etwas unsicher durch zwei ausgebrochene Stufen — zu der Hausthüre, welche man ein Portal nennen konnte. Seine zwei Halbsäulen, in gutem Renaissancestyl, umrahmten bei meinem Eintritt die ächt niederländische Gruppe des Wirthes und der Wirthin, eben beschäftigt, die Eingeweide eines frischgeschlachteten Hammels auszuwaschen. Der Hintergrund der Hausflur verschwamm in geheimnißvollem Halbdunkel. Einem Koloristen der Piloty'schen Schule wäre dieser dunkle Grund für zwei Dukaten nicht feil gewesen.

Der Wirth empfing mich zwar etwas grob, allein seine Mundart war so ächt, daß man die halb gebrummten, halb gesprochenen Antworten sogleich als Sprachproben für Firmenich's deutsche Völkerstimmen hätte aufschreiben können. Im Gastzimmer herrschte erquickende Stille; ich war der einzige Gast und hatte prächtig Raum und Zeit, meine Gedanken

spazieren gehen zu lassen. Hier saß ich auf historischem Boden mit mir selbst allein und mit meinem Glase Bier, welches einen kleinen Stich hatte, und aß eine Groschenwurst, ohne irgend zu bedauern, daß ich nicht im Kronprinzen geblieben war, wo die Forellen jetzt eben fertig geworden wären. Denn in eben diesem Hause, vielleicht in dieser Stube, hatte der letzte Abt des nahen Klosters Rodau seine letzten kummervollen Tage verlebt. Er war ein strenger, starrer Mönch, fanatisch und herrschsüchtig und um siebenhundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen. Mit einem Geiste, welcher im Jahre 1090 sein Kloster sieggewaltig emporgehoben haben würde, hatte er 1790 die Säkularisation desselben nur um so schneller herbeigeführt. Als nun aber der Exabt im alten Isenecker Amthause (und dies war jetzt das Wirthshaus zur Grafenlinde) ein dürftiges Asyl gefunden, erhielt er seltsam genug einen unfreiwilligen Hausgenossen in der Person des letzten Herrn von Hohen-Iseneck. Dieser hatte voll lustigen Übermuthes die Reste eines weiland großen Vermögens durchgebracht, und als sein Geld zur Neige ging und auch die Burg seiner Väter ihm über dem Kopfe in Trümmer zu fallen begann, führten ihn die Gläubiger in das Amthaus, wo er auf Ehrenwort als ein lebendiges Faustpfand bleiben mußte. Das Kloster und die Burg waren durch's ganze Mittelalter die beiden Herrschersitze geistlicher und weltlicher Macht im Thale gewesen, der Sage nach gegründet von zwei Brüdern, trotzdem aber in ewigem Streite wegen ihrer Gerechtsame. Und nun mußte der abgesetzte Abt des eingezogenen Klosters und der eingesetzte Herr der verfallenen Burg in denselben engen Mauern das Brod der Armuth essen und aus denselben Fenstern eine fremde Welt, eine unerhört neue Geschichte an ihren Augen vorüberziehen sehen!

War das nicht der Stoff zu einem Gedichte? Und schaute mich dieses unwirthliche Wirthszimmer nicht selber an wie ein Gedicht? Zwar war der Tisch etwas sehr schmutzig, aber die Zimmerdecke war von Kreuzgewölben überspannt; zwar

schmeckte das Bier etwas sauer, aber die Fensternische war mindestens vier Fuß tief, wie bei einem alten Burggemäuer. Und in dieser nämlichen Fensternische hatte vielleicht der letzte Abt mit dem letzten Ritter gesessen und sie hatten gezankt, gestritten und grimmig einander gescholten. Denn so war es weiter ausgemalt in meiner Chronik von Hohen-Iseneck: der Abt zeigte dem Ritter, daß er seine Burg verloren, weil er zu lustig gelebt, und der Ritter dem Abte, daß er sein Kloster ruinirt, weil er zu ascetisch gewesen; der Ritter wollte den Abt zu Spiel und Becher, und der Abt den Ritter zur Buße bekehren. Darüber geriethen sie sich täglich furchtbar in die Haare, und wie Burg und Kloster durch's ganze Mittelalter miteinander gestritten, so lag jetzt der letzte Ritter mit dem letzten Abte rastlos im Streite, bis eines Tages der Ritter unbußfertig gestorben ist, wodurch allerdings die Kirche hier wie anderswo das letzte Wort behalten hat.

Ueber diesen Gedankenbildern hatte ich ganz vergessen, daß das alte Amthaus zur Zeit ein Wirthshaus war, und als sich langsam die Zimmerthüre aufthat, glaubte ich, Ritter und Abt müßtèn jetzt hereintreten. Allein es kam nur ein Bauer, der sich rings umschaute und dann gelassenen Schrittes zu meinem Tische ging, wo er sich am andern Ende schweigend niederließ, und in langen Zwischenräumen traten dann noch fünf Bauern gleich bedächtig, spähend und schweigend herein und setzten sich alle der Reihe nach. Zuletzt kam auch der Wirth, aber nicht, um diesen Gästen Wein oder Bier aufzutrageu, sondern um ihnen die Haare zu scheiden, weil es gerade, wie ich schon erwähnte, Pfingstsamstag war. Das gab ein höchst charaktervolles Bild, fast wie aus Schenk's Dorfbarbier. Solch eine Scene würde ich im Kronprinzen trotz aller blaugesottenen Forellen niemals erlebt haben.

Ich lauschte den Gesprächen, welche die sechs Bauern unter der Scheere des Wirthes führten, allein sie sprachen nicht von alten Rittern und Aebten, sondern von dem Helden des Tages, von Kaspar Broß, und wie er unterm Schutze

des h. Leonhard aus dem Zuchthause entsprungen sei, und von ihren Kühen, welche sie zur Leonhardskirche bei Stein führten, damit sie vor Seuchen und anderem Unheil bewahrt bleiben; denn der h. Leonhard, dem man die Ketten weiht, ist der Patron der Gefangenen und des Viehes.

Auf meine Frage, warum sie denn die Kühe sechs Stunden weit nach Stein trieben, da doch auf eine halbe Stunde Wegs beim Kloster Rodau gleichfalls eine Leonhardskirche stehe, erwiderte mir einer der Geschorenen: „Der h. Leonhard von Rodau ist gut für die Pferde, aber für die Kühe reicht er dem h. Leonhard von Stein das Wasser nicht."

Aus der Antwort ersah ich, daß diese Bauern allerdings noch nicht ganz reif seien, um jene feine Ironie der Geschichte zu verstehen, welche die gemeinsame Gründung und das gemeinsame Ende von Kloster und Burg so wunderlich verknüpfte, die großen historischen Züge zuletzt noch einmal im Genrestyl der Anekdote spöttisch wiederholend. Darum begehrte ich ein Licht, denn es war inzwischen dunkel geworden, und ging auf mein Zimmer.

Der Wirth geleitete mich. Als wir die stattliche Treppe mit massivem Geländer von geschnitztem Eichenholz hinanstiegen, welche zum oberen Stockwerk führte, und den mächtigen oberen Flur mit hallenden Tritten entlang schritten, da mußte ich einen Augenblick stille stehn, um das Auge meiner Phantasie in dem dämmrigen Raume umherschweifen zu lassen. Es war mir, als hörte ich die Stimme des Ritters und des Abtes ganz hinten in der dunkeln Ecke, wie sie sich immer noch stritten und gegenseitig zu bekehren suchten. So hatte ich's geschildert in meiner Chronik, wo ich die alten Herren auch nach ihrem Tode noch unsichtbar, doch hörbar im Amthause herumgeisten lasse, als neckische Kobolde über Ascese und Lebensgenuß disputirend, und wer die seltsamen Philosophen um Mitternacht plötzlich hört, der muß lachen, wenn es ihm nicht eiskalt über den Rücken läuft.

Diese Kobolde riefen mir auf einmal wieder meinen Reise-

zweck in's Gedächtniß; ich konnte es nicht lassen, ganz leise zu spüren; ob meine Chronik denn nicht wenigstens bei dem Wirthe in's Volk gedrungen sei und sprach: „Dies also ist das alte Amthaus, wo der letzte Herr von Hohen-Isseneck gestorben ist und der letzte Abt von Rodau?“

„Wenn's wahr wäre!“ entgegnete der Wirth. „Mein Haus ist seiner Lebtage kein Amthaus gewesen, sondern hier war vor Zeiten die Rentkammer. Das Amthaus stand unten im Dorfe, wo jetzt der Kronprinz steht, und dort ist auch der Abt und der Herr von Hohen-Isseneck gestorben. Mein seliger Vater hat sie Beide noch gekannt und hat uns oft erzählt, wie gemüthlich die zwei Herren in ihrem Elend zusammen gehaust hätten, und welch ein sanfter, allzeit freundlicher Mann der einst so gestrenge Abt in seinen schlimmen letzten Tagen noch geworden sei.“

Ich prallte zurück, starr vor Staunen. Also war ich nicht blos heute mit meinem Reisestab, sondern auch vorher mit dem Mosisstabe meiner Dichtung ins falsche Wirthshaus gerathen.

Der Wirth aber fuhr ganz von selber fort: „Es ist freilich eine Schande, wie heutzutage die Zeitungen lügen, und die Polizei sollte es ihnen verbieten. Denn im Wochenblatt stand gedruckt, daß die Geister der beiden Alten heute noch in meinem Hause umgehen, wo diese doch kein Mensch weder todt noch lebendig jemals gesehen hat. Wenn die Zwei irgendwo spucken, so muß das drunten beim Kronprinzen sein. Allein da unten hin schickt man die reichen Herrschaften und mir schickt man die Gespenster in's Quartier.“

Es lag mir auf der Zunge, dem Wirth zu beweisen, daß es für mich eine poetische Nothwendigkeit gewesen sei, die letzten Tage des Abtes und Ritters in dieses so wunderschön heruntergekommene Wirthshaus zu verlegen, selbst wenn ich gewußt hätte, daß das alte Amthaus da gestanden habe, wo jetzt der neumodische Kronprinz steht. Und wenn die Beiden gemüthlich zusammen gehaust hätten, und der Abt zuletzt

noch so gar mild und weich geworden sei, so hätten sie sich zu ihren übrigen Sünden zuletzt auch noch einer psychologischen Verzeichnung ihrer beiderseitigen Charaktere schuldig gemacht, welche zu corrigen mir als Dichter ein volles Recht zustehe. Wollten die Leute in Wirklichkeit nicht plan- und stylgemäß sterben, so müsse man sie hinterdrein poetisch dazu zwingen, wie das alle guten Dichter mit ihren todten Helden gethan. So hätte ich sprechen mögen. Aber ich fürchtete jetzt, mich als Autor zu bekennen; denn der Wirth schaute mich sammt seinem Wirthshause (auch ohne Gespenster) schon unheimlich genug an.

Viertes Kapitel.

Also ging ich schweigend in mein Zimmer.

Das war wundersam eingerichtet. Außer einer zerbrochenen Kinderwiege und dem Bett, auf dessen ungewaschenen Linnen muthmaßlich schon etliche Fuhrleute geschlafen hatten, enthielt es nicht den mindesten Hausrath, nicht einmal einen Stuhl, die Kleider darauf zu legen. Der Wirth war höchst wahrscheinlich in jüngster Zeit gepfändet worden.

Und diese Spelunke hatte ich eigens aufgesucht, wo ich's doch unten im Kronprinzen so gut hätte haben können, und nun war der Abt und der Ritter nicht einmal hier gestorben, und vor dem Wirth — dem einzigen Manne, der mich gelesen — mußte ich mich verleugnen, damit er nicht mir als Dichter die volksthümlichsten Grobheiten mache, während ich doch vielmehr Ursache hatte, ihm als Wirth Grobheiten zu machen!

Ich wollte die Zimmerthüre schließen, allein das Schloß hatte keinen Schlüssel. Ich öffnete das Fenster: der Riegel blieb mir in der Hand. Kaspar Broß würde mit moralischer Befriedigung dieses nach allen Seiten vertrauensvoll sich öffnende Zimmer betrachtet haben.

Unschlüssig, ob ich wieder fortgehen oder bleiben, wachen oder schlafen solle, legte ich mich an's offene Fenster und starrte in die laue Nacht hinaus. Am Himmel zogen flache Wölkchen und die Sterne funkelten doppelt hell zwischen durch, gerade gegenüber dem Fenster aber waren Wolken und Sterne und Himmel verdeckt durch den hoch aufsteigenden Lindenbaum, die uralte Grafenlinde, und ein Strom des süßesten Blüthenduftes floß von seinen tausend Zweigen. Ich vergaß den Modergeruch der dumpfigen Stube hinter mir sammt ihren leer gepfändeten vier Wänden, und über dem leisen Gesumme der Nachtfalter und Mücken, die durch mein Licht in Schaaren vom Baum herbeigelockt wurden, hörte ich nicht mehr das laute wüste Geschrei der Bauern in der Wirthsstube. Der Friede der Nacht und seliger Träumerei kühlte meine müden Sinne auch ohne Bett und Schlaf, und ich vergaß ganz die bitteren Erfahrungen, welche ich über Tags auf meiner Forscherreise gemacht, und ärgerte mich nicht einmal über die vernichtende historische Kritik des Wirthes.

Im Gegentheil: der Mann hatte mir ein neues reizendes Problem hingeworfen, womit ich träumend spielte. Denn ließ es sich nicht auch denken und psychologisch fein motiviren, daß der strenge Abt mild geworden war und der lustige Ritter ernster und strenger in der Schule des Unglücks und daß sie einander brüderlich die Hand reichten in ihrem Asyle? Und war dies nicht auch ein dichterischer, weil ein versöhnender Schluß des langen Streites der feindlichen Brüder von Burg und Kloster? Der Abt und der Ritter hatten alle Macht verloren, doch hätten sie sich noch streiten können bis an ihr seliges Ende, allein sie zogen es vor, den hundertjährigen Streit zuletzt wenigstens persönlich und menschlich in Frieden ausklingen zu lassen. — Der stille Odem der Nacht, der Blüthenhauch des Lindenbaumes, das friedvolle Leuchten der Sterne — es stimmt alles so schön zu diesem milden Gedankenzuge, und ich zerpflückte mit wahrer Lust die frühere humoristische Geschichte von den beiden bekehrungs-

süchtigen Alten, und baute mir eine neue, größere Geschichte auf, welche nicht mit zankenden Poltergeistern schloß, sondern gleich diesem göttlichen Frühsommerabende in verklärendem Sonnenuntergang. Dem Wirth aber dankte ich im Stillen, daß er mir meinen alten Novellenstoff so prächtig neu gewendet, ärgerte mich auch gar nicht, daß die alte Bearbeitung schon gedruckt war und die neue nicht füglich hinterdrein gedruckt werden konnte. Denn wenn ich sie nur hier bei dem Lindenbaum ganz heimlich für mich ausdichtete, so hatte ich schon Lohnes genug.

Da weckten mich schwere Mannestritte und flüsternde Stimmen unter'm Fenster aus meiner Friedenspoesie. Gemessen ausschreitend nach Bauernart ging ein stattlicher Mann die Straße hinauf, im Sternenlicht schimmerte die Büchse, welche er an der Seite trug. Die Gestalt brauchte man nur einmal gesehen zu haben, um sie auch in der Dämmerung sofort wieder zu erkennen: es war Kaspar Broß.

Ein paar Bauern traten auf die Freitreppe des Wirthshauses. Kaspar kehrte sich drohend um gegen sie und rief: „Ihr Lumpenkerle getraut Euch doch nicht an mich." Dann nahm er die Büchse schußgerecht in den Arm und ging langsam zum Lindenbaum.

„Schießt ihm in die Beine!" rief eine Stimme von der Treppe herüber. Fast im selben Augenblicke fiel ein Schuß. Kaspar wankte, schlug ein Rad und stürzte lautlos zusammen.

Die Leute von der Treppe schlichen sacht herbei, wie der Jäger nur vorsichtig zu dem Hirsche geht, welchen sein Schuß gefällt hat, denn er weiß, daß das blos verwundete Thier, gefährlicher als ein Eber, wieder aufspringen und ihn mit den Zacken seines Geweihes durchbohren würde.

Allein hier hatte es keine Gefahr mehr. „Da liegt er todt," rief endlich eine Stimme; der Mathias hat in der Angst etwas zu hoch gehalten und hat ihn durch den Rücken geschossen statt durch die Beine."

Auf den Lärm liefen die Nachtbarn und sämmtliche —

nunmehr glattgeschorene — Gäste aus dem Wirthshause zusammen: auch mich trieb es auf den Platz hinunter. Eine Streifwache der Iseneder Bauern hatte hier auf den Räuber gelauert, und nur ein Mann vom Schwarzbachthale war unter ihnen, eben jener Mathias Schnitzer, welchem Kaspar den Hund erschossen. Mathias war vorangegangen als die Andern vor dem verachtenden Gleichmuth Kaspars scheu zurück wichen und Keiner Hand an ihn zu legen wagte; er wußte aber auch, daß Kaspar zuerst auf ihn zielen würde, als derselbe zur Büchse griff, also that er den ersten Schuß und der Schuß hatte getroffen.

Die Bauern umstanden eine Weile schweigend den todten Mann. Endlich brach der Ortsschultheiß die ergreifende Stille und befahl die Leiche aus dem Wege zu heben und auf den Tisch zu legen, welcher den Stamm der Linde umgab. Niemand wollte einen Finger rühren, Alle wichen scheu zurück. Da trat Mathias vor, sah den Todten mit festem Blick und treuherzigem Ausdrucke in's Gesicht und sagte: „Kaspar! Hab' ich dich todtgeschossen, so kann ich dich auch auf den Tisch legen!" — packte den schweren Körper herzhaft mit beiden Armen und trug ihn ganz allen auf den Tisch.

Als nun Lichter herbeigebracht waren und der Schultheiß ein vorläufiges Protokoll über den Thatbestand aufzunehmen begann, rief ein alter Mann, sichtlich der Patriarch des Dorfes: „Der Mathias hat einen so guten Schuß gethan, drum wollen wir auch ein Schußgeld für ihn sammeln!" warf eine Münze in seinen Hut und ging mit demselben im Kreise herum, und in wenigen Minuten lag ein hübsches Häufchen Geld auf dem Hutfutter. Wie man für einen Raubvogel Schußgeld zahlt, so steuerten sie Schußgeld für den Räuber und dachten nicht, daß der hinterrücks Erschossene doch vor Gott ihr Bruder gewesen und eine unsterbliche Seele gehabt habe gleich ihnen.

Mathias ließ sie ganz ruhig gewähren und sammeln; als ihm aber der Alte das Geld darreichen wollte, stieß er zornig

den Hut zurück und sprach: „Heute Abend war ich dem Kaspar schon einmal begegnet auf der Landstraße im Markwald, der Herr dort weiß davon“ — er deutete auf mich — „da habe ich dem Kaspar Schußgeld verheißen für meinen Hund, und das habe ich ihm jetzt bezahlt, und nicht Euer Schußgeld begehre ich. Und wenn ich's dem armen Burschen in Pulver und Blei gezahlt habe, so will ich's ihm auch jetzt noch in Silber zahlen!“ Bei diesen Worten warf er ein paar Kronenthaler auf den Tisch, daß sie neben die Leiche rollten. „Für dieses Geld, Kaspar, soll dir eine Denktafel gemalt und Seelenmessen gelesen werden. Wegen Recht und Gerechtigkeit habe ich den Kaspar erschossen und nicht euretwegen, daß ihr jetzt ruhig schlafen könnt, ihr Isenecker Schwernöther! Ihr Dorfbauern habt den Kaspar gezwungen zu stehlen; denn eure Küchen waren kalt, wenn er um eine Suppe bat, und eure Scheuern verschlossen, wenn er im Gewittersturm ein Nachtlager suchte.“

Der Alte entgegnete: „Umgekehrt ist auch gefahren! Ihr Schwarzbacher Einödbauern vielmehr habt den Kaspar zu diesem Ende geführt. Denn wenn ihr nicht allem Gesindel Unterschlupf gäbet auf euren Höfen und alle Landstreicher unbesehen aus euern Schüsseln essen ließet, dann hätte der Kaspar arbeiten müssen und hätte nicht aus dem Zuchthause zu brechen gebraucht, weil er niemals hinein gekommen wäre.“

Mathias rief, wie sie's am Schwarzbach machten, so sei es Christenpflicht und ein gutes Werk, und wer einem hungrigen Wandersmann erst das Gewissen visitire, bevor er ihm ein Stück Brod schneide, der sei schlecht katholisch, gerade so schlecht wie die Hohen-Isenecker.

Dieses Wort zündete und Alle schrieen wüthend durcheinander gegen den einen Mathias. Den Schimpf, schlecht katholisch zu sein, konnte die Gemeinde Hohen-Iseneck nicht auf sich sitzen lassen. Und indem sie nun immer wilder darüber disputirten, was christlicher sei, einen Spitzbuben zu beherbergen oder ihm die Thüre zu weisen, pries Mathias

immer lauter den Kaspar Broß, der ein ganz guter Kerl gewesen, abgesehen von seinem bischen Rauben und Stehlen, und was Schlechtes in ihm gesteckt habe, das hätten Andere mehr verschuldet als er selber.

Hierauf warfen natürlich die Andern dem Mathias die Frage entgegen, warum er denn einen so guten Menschen erschossen habe, und Mathias rief: „Daran seid ihr gleichfalls Schuld!"

Nachdem aber zuletzt Keiner sein eigenes Wort mehr hören konnte und somit alle Gründe erschöpft schienen, griff man beiderseits zu dem allerletzten Grund, nämlich zu den großen Messern, welche die hiesigen Bauern in der rechten Hosentasche tragen. Und so geschah es nun, daß die Hohen-Isenecker das Messer zückten gegen denselben Mann, welcher sie eben erst von ihrem schlimmsten Feinde befreit hatte und dem sie kaum eine Ehrengabe gespendet, die noch unberührt am Boden lag. Mathias aber zog das Messer für den Kaspar Broß, welchen er doch eben erst als einen Räuber niedergeschossen hatte. Keiner von Allen aber war sich des wahren letzten Grundes dieses nur scheinbar widersinnigen Haders bewußt; denn genau genommen stritten sie gar nicht um den erschossenen Spitzbuben, sondern um das Recht der väterlichen Sitte am Schwarzbach und im Iseneckthale, sie stritten über jenen Hauptunterschied der beiden Thäler, welchen mir der todte Mann dort auf dem Tische zuerst aufgedeckt, daß man nämlich hüben Hunde hält und drüben keine Hunde, dort die Thüren offen läßt und hier die Thüren schließt (ausgenommen im Fremdenzimmer der Grafenlinde).

Vergebens suchte ich Frieden zu stiften; Niemand gab mir Gehör. Es schien als ob das vergossene Blut heute Abend unabwendbar noch mehr Blut fordere. Denn von den Worten zu Schlägen und Stichen war es jetzt nur noch eine Spanne weit. Ich wandte mich, Beistand suchend für mein Vermittleramt, an den Schultheißen, der etwas seitab stand und ganz ruhig seinen „Augenschein" vervollständigte; er war solche

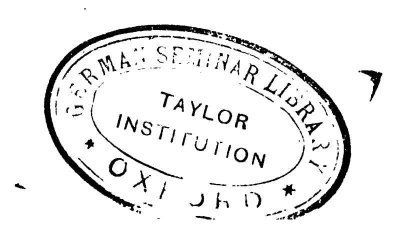
Scenen schon genügend gewöhnt. Mit großer Aufmerksamkeit untersuchte er eben eine schöne Schnupftabaksdose, die man bei dem Erschossenen gefunden, vermuthlich ein gestohlenes Gut, und bemühte sich, die Schrift zu entziffern, welche auf einem Deckel unter einem Porträtkopfe stand. Er las buchstabirend: „Friedrich Schiller," schaute dann zu mir auf und fragte: „Wer ist das?" und ich glaube, er hielt es für den Namen des rechtmäßigen Eigenthümers der Dose.

Ich sah den Mann mit großen Augen an, der Schultheiß von Hohen-Isseneck wußte wirklich nicht, wer Schiller sei! Im selben Augenblicke aber fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele: ich wollte ja erforschen, ob mich diese Leute kannten, und sie kannten Schiller nicht einmal! Ueber das Letztere wenigstens wollte ich jetzt gründlich ins Klare kommen. Ich sprang auf eine Bank, hielt die Dose hoch empor, daß Alle sie sehen konnten, und rief mit der äußersten Kraft meiner Stimme: „Wer ist Friedrich Schiller?"

Meine Erscheinung auf der Bank, die geheimstißvolle Dose die unerwartete Frage — das Alles zusammen wirkte schlaghaft. Als ich vorhin meine Gründe zwischen den Streit warf, die zur Sache gehörten, da gönnte mir Niemand das Wort; jetzt aber, wo ich die fremdartigste Frage hineinschleuderte und den Leuten statt Friedensgründen eine Tabaksdose zeigte, schwiegen Alle, ließen die Fäuste sinken, staunten und gafften mich an.

Ich wiederholte meine Frage. Keiner antwortete. Endlich riefen einige Stimmen, der Mann sei hiesigen Ortes ganz unbekannt. Das hinderte mich nicht, die Frage nochmals und noch lauter zu wiederholen.

Jetzt erst bemerkte ich einen kleinen Knaben, der ganz nahe vor mir stand und mir den Zeigefinger entgegenstreckte; wie's die Schulknaben thun, wenn sie zum Hersagen ihres Sprüchleins aufgefordert sein wollen. Ich nickte ihm zu, und er sprach mit überdeutlicher, heller Schulstimme: „Friedrich Schiller war ein großer Dichter."



„Gottlob!“ seufzte ich und fragte den Kleinen, wem er denn zugehöre? Sein Vater war der Lehrer des Dorfes. „Und hast du schon ein Gedicht von Schiller gelesen?“ — „O ja, viele!“ — „Und welches gefällt dir denn am besten?“

Der Knabe besann sich eine Weile; — „Pegasus im Joche!“ rief er endlich. — „Und warum gerade dieses?“ — „Weil ein Pferd darin vorkommt, und ich lese immer am liebsten von Pferden.“

An diesen Vorzug seines Gedichtes hatte Schiller gewiß nicht gedacht. Allein ich faßte mich; jetzt hatte ich noch das Wort und wollte es festhalten, um die Streitenden zu beschwichtigen. Also erklärte ich den Leuten etwas genauer, wer Schiller gewesen sei und was er auf dieser gestohlenen Dose zu bedeuten habe, und fuhr dann mit kühner Wendung fort, daß Schiller nebst vielen großen Gedichten auch die Räuber geschrieben, ein Stück, welches mehrfach hierher passe. Denn dort komme auch so ein Mann vor, der schuldig durch sich selbst und auch durch Anderer Schuld geworden sei, ein großer Sünder und doch im Uebrigen kein unebener Bursche fast wie Kaspar Broß. Hierauf aber zeigte ich ihnen weiter, daß sich in dieser kleinen Tragödie unter der Grafenlinde, gleich wie in den großen Tragödien der Geschichte und der Bühne, Recht und Unrecht gar wunderlich durcheinander schlinge, und so thäten die Isenecker nicht ganz unrecht, daß sie Hunde hielten, und die Schwarzbacher nicht ganz recht, daß sie keine hielten; Mathias habe halb recht, halb unrecht gethan, den Kaspar zu erschießen, und die Isenecker hätten ein Stücklein recht und ein Stücklein unrecht in ihrem Streit mit dem Mathias, wie dieser in seinem Streit mit ihnen. Das könne kein Mensch genau auseinanderlesen, so wenig als die Schuld und Unschuld des Kaspar Broß. Nur Eines sei jetzt schlechthin unrecht von beiden Seiten, daß sie die Messer zögen, die sollten sie auf der Stelle wieder einstecken.

Mit diesen Worten war ich leider in's falsche Fahrwasser gerathen. So lange ich von Schiller sprach, hatten die

Bauern ganz ruhig zugehört, gleichsam sich beugend vor meiner geheimnißvollen überlegenen Bildung. Als ich aber wieder auf ihren Streit umbog, da wollte es jeder auch wieder eben so gut und besser wissen als ich, und Keiner mochte sich von mir sagen lassen, daß er auch nur das kleinste Stücklein Unrecht habe. Der Sturm brach abermals los, zwanzig Stimmen schrieen durcheinander, allein sie kehrten sich nun nicht mehr gegen den Mathias, sondern gegen mich, und da ich, einmal im Feuer, keine Sylbe zurücknahm, vielmehr den Leuten nur um so lauter zu beweisen suchte, daß Jeder im vorigen Streite doch ein Stück Unrecht gehabt, so kam es nahe daran, daß sie mich von der Bank herunter gerissen und statt des Mathias geprügelt hätten.

Im rechten letzten Augenblick fühlte ich mich von hinten mit starken Armen gepackt und ganz sanft von der Bank gehoben: es war der Mathias Schnitzer, welcher mich sodann fest bei der Hand ergriff und aus dem Getümmel riß. „Zwei gegen zwanzig ist ein schlechtes Spiel," rief er mir zu und führte mich, während ich noch immer nach rückwärts fortdisputirte, hinweg in's Dunkel hinein. Dann brachte er mich auf einem Umweg an die Rückseite des Wirthshauses, wo ich durch ein Hinterpförtchen, das heißt durch den Kuhstall, wieder hineinschlüpfen und mein Zimmer gewinnen konnte. Unterwegs gewann ich auch wieder so viel kühlen Verstand, daß ich das Heilsame dieser gewaltthätigen Entführung begriff und dem Mathias beim Abschied am Kuhstall dankend die Hand drückte. Hatte er mich doch zweimal an diesem ersten Tage meiner Forscherreise gerettet, zuerst, indem er mich aus dem Straßengraben zog, als ich hineingeworfen worden war, und dann, indem er mich behütete, daß ich nicht zum zweitenmale hineingeworfen wurde.

Auf der öden Stube machte ich während des Restes der Nacht eine beschauliche Promenade zwischen der zerbrochenen Wiege und dem ungastlichen Bette auf und ab wie ein Pendel.

Zu der Novellenfigur und den Conflikten, welche ich schon

unterwegs im Straßengraben gefunden, hatte ich jetzt auch die Handlung. Beschämt und zugleich ermuthigt merkte ich den ungeheuren Unterschied zwischen den matten Farben, welche ich in meinem Büchlein aufgetragen und den brennend grellen, die mir heute das Leben geboten. Niemand erfindet solche Züge, wie das Gespräch der Bauern über die beiden heiligen Leonharde, wie die schneidend charakteristische Scene, da der Mathias den Todten auf den Tisch hob und der alte Bauer das Schußgeld sammelte, wie die Geschichte mit der Dose und dem Pegasus. Dergleichen fiele uns niemals ein, wenn wir's nicht selber gehört und gesehen hätten.

Jetzt besaß ich einen neuen Stoff und vergaß in der Freude darüber ganz, daß ich mit meinem alten Stoff heute so kläglich bestanden hatte. Meine Forscherreise aber beschloß, ich mit diesem ersten Tage, weil ich für einen zweiten Tag den rettenden Arm des Mathias Schnitzer doch nicht wieder zur Seite gehabt hätte.

Am andern Morgen fand ich übrigens, daß ich mich ganz unnöthig abmühe, den Kaspar Broß mit seinen Conflikten als Helden einer Novelle zu verarbeiten, da vielmehr eine Novelle ganz anderer Art schon fertig vorlag, wenn ich nur getreu erzählte, wie ich gestern auszog, um meine Geschichten von Hohen-Isseneck im Volksmunde zu suchen und diese zwar nicht fand, wohl aber ungesucht eine neue Geschichte von Hohen-Isseneck, deren duldender Held nicht jener Spitzbube war, sondern ich selber.

Dieses Gedankens voll ging ich nur noch zu dem Pfarrer, welcher mich mit seinem Briefe in dieses mein romantisches Thal gelockt, und erzählte ihm recht offenherzig, wie mir's ergangen, fragte ihn dann aber auch, wie er mir habe schreiben können, daß meine Chronik gegenwärtig das ganze Thal beschäftige?

Mit herzlichem Lachen erwiderte er, unter dem ganzen Thale habe er die sämmtlichen vier Haushälterinnen der vier Pfarrer des Thales verstanden, und die seien in der That

für Belletristik das einzige mögliche Publikum des ganzen Thales. Uebrigens habe er durch seine ironischen Zeilen meinen dichterischen Eifer vielmehr abzukühlen als anzufeuern gedacht. Und hierauf begann er mir scharf in's Gewissen zu reden, daß ich Zeit und Kraft mit der leichten Flitterarbeit von Erzählungen und Novellen vergeude.

Ich entgegnete, den Zweck der Abkühlung habe er völlig verfehlt. Vor meiner Reise sei ich abgekühlt und flügellahm gewesen, seit ich aber in Folge seines Briefes ausgezogen, um mich selber im ganzen Iseneder Thale gelesen zu sehen, sei mir Lust und Muth zu neuen Geschichten unendlich gewachsen. Denn obgleich der einzige Mensch, welcher sich als mein Leser ausgewiesen, unbekannterweise genügend über mich geschimpft habe, so sei doch dieser eintägige Fußmarsch so zu sagen unter den Beinen mir gleich wieder zur Novelle geworden, die brauche ich nicht mehr zu erfinden, nicht auszumalen, ich brauche sie nur zu schreiben und darnach gelüste mich so unbändig, daß ich kaum Feder und Papier erwarten könne.

Der Pfarrer verstand mich nicht und hielt mich wahrscheinlich für etwas verrückt.

Und hiermit schließte meine Geschichte."

* * *

Nachdem Richard Märker also gesprochen hatte, erholten wir uns Alle durch eine frisch entkorkte Flasche, er vom Reden, wir vom Hören. Darauf nahm ich noch das Wort:

„Unser Freund hat uns erzählt, wie er beim Forschen nach der Verbreitung seiner früheren Geschichten diese selbst und allen Ehrgeiz des Erfolges vergessen hat aus lauter heller Freude darüber, daß ihm die Forscherreise an und für sich schon binnen wenigen Stunden zu einer neuen Geschichte aufwuchs. Allein er hat nicht nur eine neue Geschichte ungesucht gefunden, sondern noch etwas weit Besseres dazu, was freilich Andere leichter erkennen mögen, als er

selber; auch ziemt es Andern mehr als ihm, dieses auszusprechen. Ich meine: er hat ein vollgültiges Zeugniß seines Dichterberufes gefunden. Alle Enttäuschung und Widerwärtigkeit gab ihm nur frische Ideen zu neuem, frölicherem Schaffen, das Rohe und Wüste hat sich ihm sofort im Goldschimmer des Humors verklärt, die thatsächliche Ironie des wirklichen Lebens auf sein ideales Streben ward ihm sogar wieder zum dichterischen Motiv, und das Spießruthenlaufen der Selbstkritik gestaltete sich ihm zur Novelle. Wem das Alles geschieht und wer das Alles vermag, der ist darum noch kein Dichter, allein er hat die Probe bestanden, daß er wenigstens zum Dichter geboren ist und einer werden kann."

Der letzte Strahl der Abendsonne verglühte hinter unserer Rebenlaube, und wir ließen die Gläser in diesem Golde blinken und anklingen und leerten sie zum letztenmale auf das Wohl des künftigen Dichters.

Zum letztenmale! — Leider war dieser verglühende Sonnenblick nur allzuprophetisch gewesen. Richard Märker starb wenige Monate nachher. Er hatte uns seine Forscherreise so lustig erzählt, daß er dadurch zunächst die Lust verlor, sie noch einmal schriftlich zu erzählen. Das ist auch ein Zeichen des geborenen Poeten. Was mündlich und beim Neroberger gar viel anmuthiger zu hören war, als es sich hier liest, das schrieb ich aus dem Gedächtnisse nieder. Und nicht im Sinne dessen, was Richard Märker's bescheidenes Wesen darin finden wollte, sondern was seine überlebenden Freunde darin gefunden haben, überschrieb ich diese Erzählung: „Die Dichterprobe."

